

Alexei Konstantinowitsch Tolstoi



Gesammelte Werke

Gesammelte Werke.
von
Alexej Konstantinowitsch Tolstoi.

Inhaltsverzeichnis

Gesammelte Werke.

Inhaltsverzeichnis

Das Rendezvous in dreihundert Jahren (1839). (Le Rendez-vous dans trois cents ans.)

Einleitung.

Die Familie des Vourdalak (1839). (La Famille du Vourdalak.)

Amena. (Амена.)

Ein Wolfsfindling. (Волчий приёмш. 1843)

Zwei Tage in der kirgisischen Steppe (1842). (Два дня в киргизской степи.)

Artemij Semjonowitsch Bervenkovsky. (Артеми́й Семенович Бервенковский.)

Der Vampir (1841). (Упырь.)

Zur Einführung.

Iwan der Schreckliche.

Erstes Kapitel Die Opritschniki.

Zweites Kapitel Die neuen Gefährten.

Drittes Kapitel Zauberei.

Viertes Kapitel Druschina Andrejewitsch und seine Frau.

Fünftes Kapitel Die Begegnung.

Sechstes Kapitel Der Empfang.

Siebentes Kapitel Die Alexandrowa Sloboda.

Achtes Kapitel Das Gastmahl.

Neuntes Kapitel Das Gericht.

Zehntes Kapitel Vater und Sohn.

Elftes Kapitel Die nächtliche Prozession.

Zwölftes Kapitel Die Verleumdung.

Dreizehntes Kapitel Wanjuchs Perstenj und seine Kameraden.

Vierzehntes Kapitel Die Ohrfeige.

Fünfzehntes Kapitel Der Kuß.

Sechzehntes Kapitel Der Raub.

Siebzehntes Kapitel Die Blutbeschwörung.

Achtzehntes Kapitel Ein alter Bekannter.

Neunzehntes Kapitel Der Russe vergißt eine ihm erwiesene Wohltat nicht.

Zwanzigstes Kapitel Lustige Leute.

Einundzwanzigstes Kapitel Das Märchen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel Das Kloster.

Dreiundzwanzigstes Kapitel Der Weg.

Vierundzwanzigstes Kapitel Der Räuberbund.

Fünfundzwanzigstes Kapitel Die Vorbereitungen zur Schlacht.

Sechsendzwanzigstes Kapitel Die Kreuzbrüderschaft.

Siebenundzwanzigstes Kapitel Basmanow.

Achtundzwanzigstes Kapitel Die Wege trennen sich.
Neunundzwanzigstes Kapitel Klage und Gegenklage.
Dreißigstes Kapitel Die Beschwörung des Eisen.
Einunddreißigstes Kapitel Das Gottesurteil.
Zweiunddreißigstes Kapitel Der Talisman des Wjasemskij.
Dreiunddreißigstes Kapitel Der Talisman des Basmanow.
Vierunddreißigstes Kapitel Das Narrenkleid.
Fünfunddreißigstes Kapitel Die Hinrichtung.
Sechsunddreißigstes Kapitel Die Rückkehr nach der Sloboda.
Siebenunddreißigstes Kapitel Die Verzeihung.
Achtunddreißigstes Kapitel Der Abschied von der Sloboda.
Neununddreißigstes Kapitel Das letzte Wiedersehen.
Vierzigstes Kapitel Die Gesandtschaft des Jermak.
Nachwort.
Zur Aussprache der russischen Eigennamen.
Nicht trieben uns der Menschheit Tücken.
Staatsrats Popoffs Traum.



Das Rendezvous in dreihundert Jahren (1839).

(Le Rendez-vous dans trois cents ans.)

bearbeitete
automatische Übersetzung.

Einleitung.

›La Famille du Vourdalak‹ wurde von Alexej Tolstoi in seiner frühen Jugend auf Französisch verfasst, zusammen mit ›Le Rendez-vous dans trois cents ans‹, das erstmals 1913 in meinem Buch *Le poète Alexis Tolstoi* auf Französisch veröffentlicht wurde.

Tolstoi maß diesem ›Werk‹ keinerlei Bedeutung bei und dachte nicht einmal daran, es ins Russische zu übersetzen. Erst im Jahr 1884 übersetzte Markevič, sein Onkel, das Werk für die *Russkij Vestnik* ins Russische. Zweiundzwanzig Jahre später, im November 1906, gab die *Vestník Evropy* eine Zusammenfassung dieser fantastischen Erzählung. Das Werk ist in der Tat einzigartig charakteristisch für den Geschmack einer Epoche, und der Einfluss von Mérimée (*La Guzla*, *Le Vampire*) ist spürbar.

Seit der Übersetzung von Markevič war das Manuskript des französischen Originaltextes jedoch unauffindbar geblieben. Meine Nachforschungen führten mich dazu, mich im November 1911 an Frau Belenko, geborene Bucharina, Markevičs Nichte und Erbin, zu wenden. Diese konnte mir zunächst nur eine abschlägige Antwort geben. Einige Wochen später erhielt ich einen Brief von ihr, der mit folgenden Worten begann: "Mea culpa, mea maxima culpa! Ich habe die Briefe und Manuskripte von A. K. Tolstoi gefunden und schicke sie Ihnen. Ich freue mich, Frau Belenko hier noch einmal für ihre vollkommene Selbstlosigkeit zu würdigen.

André Lirondelle. Paris, Dezember 1949.

Revue des Études slaves, 1. XXVI, 1950, fasc. 1-4.

An einem schönen Sommerabend saßen wir im Garten unserer Großmutter, einige von uns um einen Tisch mit einer brennenden Lampe versammelt, andere auf den Stufen der Terrasse. Von Zeit zu Zeit trug eine sanfte Brise einen Lufthauch, den Duft von Blumen oder das ferne Echo eines Dorfliedes heran, und dann wurde es wieder still, nur das Geräusch von Nachtfaltern, die mit ihren Flügeln gegen den mattierten Lampenschirm schlugen, war zu hören.

»Nun, meine Kinder«, sagte die Großmutter, »ihr habt mich oft gebeten, euch eine alte Gespenstergeschichte zu erzählen . . . Wenn ihr wollt, setzt euch in einen Kreis, und ich werde euch eine Geschichte aus meiner Jugend erzählen, die euch alle erschauern lassen wird, wenn ihr ganz allein in euren Betten liegt.«

Nicht umsonst erinnert mich diese ruhige Nacht an die gute alte Zeit, und doch — Ihr mögen mich auslachen, wenn Ihr wollt — scheint mir die Natur seit vielen Jahren nicht mehr so gut zu sein, wie sie einmal war. Ich sehe nicht mehr diese guten Tage, die so warm und strahlend waren, diese Blumen, die so frisch waren, und diese Früchte, die so schmackhaft waren. Und wenn wir schon bei den Früchten sind, ich werde nie einen Korb mit Pfirsichen vergessen, den mir der Marquis d'Urfé schickte, ein junger Narr, der mir den Hof machte, weil er in meinem Gesicht irgendeinen charakteristischen Zug gefunden hatte, der ihm den Kopf verdreht hatte.

In Wahrheit war ich damals schön, und wer heute meine Falten und mein graues Haar sieht, ahnt nicht, dass König Ludwig der Fünfzehnte mir den Spitznamen »Rose von Ardenne« gegeben hatte — ein Spitzname, den ich mir redlich verdient hatte, indem ich seiner Majestät viele Dornen ins Herz stieß.

Und was den Marquis d'Urfé betrifft, so kann ich euch versichern, meine Kinder, dass, wenn er nur mich gewollt hätte, ich nicht das Vergnügen gehabt hätte, eure Großmutter zu sein, oder zumindest hättet ihr einen anderen Nachnamen getragen. Aber die Menschen haben keinen Sinn für unsere Koketterie: Sie werden entweder rasend und wütend auf uns, oder sie werden wie Kinder verzweifelt und fliehen im Laufschrift an den Hof irgendeines Fürsten von Moldawien, wie es bei dem verrückten Marquis der Fall war, den ich viele Jahre später wiedertraf und der, wie ich beiläufig bemerke, auch nicht vernünftiger war.

Um auf den Korb mit Pfirsichen zurückzukommen, den mir der Marquis geschenkt hat, möchte ich Ihnen sagen, dass ich ihn kurz vor seiner Abreise erhalten habe, am Tag der Heiligen Ursula, der, wie Sie wissen, in die Mitte des Oktobers fällt, wenn Pfirsiche kaum zu bekommen sind. Diese Galanterie war das Ergebnis einer Wette, die d'Urfé mit Ihrem Großvater abgeschlossen hatte, der bereits um mich warb und über den Erfolg seines Rivalen so verblüfft war, dass er drei Tage lang Schwitzenfälle hatte.

Dieser d'Urfé hatte die beste Ausstrahlung, die ich je in meinem Leben gesehen habe, wenn ich vom König absehe, der, ohne jung zu sein, mit Recht als der schönste Edelmann Frankreichs galt. Aber zu all seinen äußeren Vorzügen gesellte

sich noch ein weiterer, dessen Anziehungskraft, wie ich jetzt gestehen kann, auf uns junge Frauen nicht die geringste war. Er war der größte Schurke auf Erden, und ich habe mich oft gefragt, warum solche Leute uns gegen unseren Willen anziehen. Alles, was ich herausfinden konnte, war: Je unbeständiger ein Charakter ist, desto mehr Freude haben wir daran, ihn anzustarren. Die Selbstachtung ist auf beiden Seiten groß, und es geht darum, wer am feinsten spielt. Die große Kunst in diesem Spiel, meine Kinder, besteht darin, rechtzeitig aufzuhören und den Partner nicht zu verärgern. Das ist vor allem für Sie. Hélène, ich mache diese Beobachtung. Wenn Sie jemanden lieben, mein Kind, dann machen Sie es mit ihm nicht so, wie ich es mit d'Urfé gemacht habe, denn Gott weiß, wie sehr ich seinen Weggang betrauert und mir Vorwürfe wegen meines Verhaltens gemacht habe. Ich sage dies unbeschadet meiner Zuneigung zu Ihrem Großvater, der mich sechs Monate später heiratete und sicherlich der würdigste und loyalste Mann war, den man sich vorstellen kann.

Ich war damals die Witwe meines ersten Mannes, Herrn de Gramont, den ich kaum gekannt habe und den ich nur geheiratet hatte, um meinem Vater zu gehorchen, der einzigen Person, die ich auf der Welt fürchtete. Sie können sich vorstellen, dass mir die Zeit meiner Witwenschaft nicht lange vorkam; ich war jung, hübsch und völlig frei in meinen Handlungen. — Ich nutzte diese Freiheit und stürzte mich sofort nach meiner Trauer kopfüber in Bälle und Versammlungen, die damals übrigens viel fröhlicher waren als heute.

Bei einem dieser Treffen ließ sich der Marquis d'Urfé vom Commandeur de Bélièvre, einem alten Freund meines Vaters, mit mir bekannt machen, dem mein Vater, der noch immer in seinem Schloss in den Ardennen wohnte, mich wie einem Verwandten empfohlen hatte. — Das brachte mir endlose Ermahnungen seitens des würdigen Commandeurs ein, aber während ich ihn so gut wie möglich schonte und beschwichtigte, hielt ich nicht viel von seinen Ermahnungen, wie Sie gleich sehen werden. Ich hatte schon viel von Herrn d'Urfé gehört und war sehr gespannt, ob ich ihn so unwiderstehlich finden würde, wie man ihn mir geschildert hatte.

Als er sich mir mit charmanter Lässigkeit näherte, schaute ich ihn so aufmerksam an, dass er verlegen war und den Satz, den er gerade begonnen hatte, nicht beenden konnte.

»Madame«, sagte er mir danach, »Sie haben auf der Stirn, etwas oberhalb der Augenbrauen, ein Merkmal, das ich nicht definieren kann, das Ihrem Blick aber eine seltsame Kraft verleiht . . .«

»Monsieur«, antwortete ich, »man behauptet, dass ich dem Bild meiner Urgroßmutter sehr ähnlich sehe, die einer Legende meines Landes zufolge allein durch ihren Blick einen vermessenen Ritter, der sich in den Kopf gesetzt hatte, sie zu entführen, und der bereits über die Mauern ihres Schlosses geklettert war, in den Graben gestürzt haben soll.«

»Madame«, sagte der Marquis und verbeugte sich galant, »wenn Ihre Gesichtszüge mit denen Ihrer Urgroßmutter übereinstimmen, fällt es mir nicht

schwer, an die Legende zu glauben; nur möchte ich Sie darauf hinweisen, dass ich mich anstelle des Ritters nicht für geschlagen gehalten hätte und sofort außerhalb des Grabens wieder mit dem Klettern begonnen hätte.«

»Würden Sie das tun, Herr?«

»Sehr gewiss, Madame.«

»Ein Misserfolg entmutigt Sie nicht?«

»Man kann mich einmal einschüchtern, aber nie entmutigen.«

»Nun, wir werden sehen, Herr!«

»Nun, Madame, wir werden sehen!«

Von diesem Tag an herrschte ein erbitterter Krieg zwischen uns; falsche Gleichgültigkeit meinerseits, hartnäckige Galanterie des Marquis andererseits. Dieses Manöver zog schließlich die Aufmerksamkeit aller auf uns, und der Commandeur de Bélièvre schimpfte ernsthaft mit mir.

Der Commandeur de Bélièvre war ein seltsamer Mensch, und ich muss Ihnen ein paar Worte über ihn sagen. Stellen Sie sich einen großen, trockenen und ernsten Mann vor, der sehr zeremoniell war, viel redete und nie lächelte. In seiner Jugend hatte er im Krieg einen Mut bewiesen, der bis zur Verrücktheit reichte, aber er hatte nie die Liebe kennengelernt und war sehr schüchtern gegenüber Frauen. Wenn ich ihm etwas Gutes tat (was an jedem Posttag vorkam, da er meinem Vater regelmäßig Berichte über mein Verhalten schickte, als wäre ich noch ein kleines Mädchen), verzog er kaum die Stirn, aber dann schnitt er eine so komische Grimasse, dass ich ihn auslachte und Gefahr lief, uns zu zerstreiten. Dennoch blieben wir die besten Freunde der Welt, außer dass wir uns gegenseitig an den Haaren packten, wenn es um den Marquis ging.

»Frau Herzogin, es tut mir leid, dass meine Pflicht mich zwingt, Ihnen eine Bemerkung zu machen . . .«

»Tun Sie immer, mein lieber Commandeur!«

»Sie hatten gestern Abend wieder den Marquis d'Urfé empfangen . . .«

»Das ist richtig, mein lieber Commandeur, und vorgestern auch, ich empfangen ihn noch heute Abend, sowie morgen und übermorgen.«

»Gerade über diese häufigen Besuche möchte ich mit Ihnen sprechen. Wie Sie wissen, hat Ihr Vater, mein verehrter Freund, Sie meiner Obhut anvertraut, und ich bin Gott gegenüber für Sie verantwortlich, als hätte ich das Glück, Sie als Tochter zu haben . . .«

»Aber, mein lieber Commandeur, befürchten Sie, dass der Marquis mich entführen wird?«

»Ich nehme an, Madame, dass der Marquis den Respekt, den er Ihnen schuldet, zu gut kennt, als dass er es wagen würde, einen solchen Plan zu schmieden. Dennoch ist es meine Pflicht, Sie zu warnen, dass seine Umtriebe zum Thema der Hofgespräche werden, dass ich sie mir umso mehr vorwerfe, als ich es war, der das Unglück hatte, Ihnen den Marquis vorzustellen, und dass ich mich, wenn Sie ihn

nicht bald entfernen, werde gezwungen sehen, ihn zu meinem großen Bedauern zum Duell herausfordern müssen, wie es sich gehört!«

»Sie scherzen, mein lieber Commandeur, und ob ein solches Duell für Sie angemessen ist! Sie vergessen, dass Sie dreimal so alt sind wie er.«

»Ich scherze nie, gnädige Frau, und es soll so sein, wie ich die Ehre habe zu sagen.«

»Das, Herr, ist eine Beleidigung! Es ist eine Tyrannei, die keinen Namen hat! Wenn ich die Gesellschaft von Herrn d'Urfé genieße, wer hat dann das Recht, mir zu verbieten, mit ihm auszugehen? Wer hat das Recht, ihn daran zu hindern, mich zu heiraten, wenn ich einwillige?«

»Madame«, antwortete der Commandeur und schüttelte traurig den Kopf, »glauben Sie mir, das ist nicht die Idee des Marquis. Ich habe lange genug gelebt, um zu sehen, dass Herr d'Urfé nicht daran denkt, sich festzulegen, sondern nur daran, seine Unbeständigkeit auszunutzen. Und was würde aus Ihnen, der armen Blume der Ardennen, werden, wenn Sie, nachdem Sie ihm den ganzen Honig Ihres Kelches überlassen haben, plötzlich diesen schönen Schmetterling wie einen Verräter davonfliegen sehen würden?«

»Kommen Sie, hier sind nun unwürdige Anklagen! Wissen Sie, mein lieber Commandeur, dass Sie, wenn Sie so vorgehen, mich dazu bringen werden, mich wahnsinnig in den Marquis zu verlieben?«

»Ich weiß, Madame, dass Ihr Vater, mein ehrwürdiger Freund, Sie mir anvertraut hat und dass ich sein Vertrauen und Ihre Achtung verdienen werde, auch auf die Gefahr hin, Ihnen verhasst zu werden.«

So endeten diese Streitigkeiten immer. Ich hütete mich, d'Urfé davon zu berichten, um ihn nicht noch anmaßender zu machen, als er es ohnehin schon war, als eines schönen Tages der Commandeur zu mir kam und mir mitteilte, dass er einen Brief von meinem Vater erhalten habe, in dem dieser ihn bat, mich auf unser Schloss in den Ardennen zu begleiten. Der Brief des Commandeurs enthielt auch einen für mich. Damit mich die Aussicht auf einen Herbst, den ich inmitten der Wälder verbringen würde, nicht zu sehr erschreckte, ließ er mich wissen, dass mehrere Familien aus unserer Nachbarschaft vier Meilen von uns entfernt, im Schloss d'Haubertbois, ein Fest vorbereitet hatten.

Es handelte sich um nichts anderes als einen großen Kostümball und mein Vater schrieb mir, ich solle mich beeilen, wenn ich daran teilnehmen wolle.

Der Name d'Haubertbois weckte viele Erinnerungen in mir. Ich erinnerte mich, dass ich in meiner Kindheit seltsame Geschichten über dieses alte, verlassene Schloss und den Wald, der es umgab, gehört hatte. Vor allem eine Volkslegende hatte mir immer eine Gänsehaut beschert: Man behauptete, dass Reisende in diesem Wald manchmal von einem riesigen, erschreckend blassen und mageren Mann verfolgt wurden, der auf allen Vieren hinter den Kutschen herlief und versuchte, sich an den Rädern festzuhalten, indem er schrie und um Essen bettelte. Dieser letzte Umstand hatte ihm den Spitznamen »der Hungrige« eingebracht. Man nannte ihn auch: »der Prior von d'Haubertbois«. Ich weiß nicht,

warum mir der Gedanke an diese abgemagerte Kreatur, die sich auf allen Vieren fortbewegte, schrecklicher erschien als alles, was man sich Schrecklicheres hätte vorstellen können. Wenn ich abends vom Spaziergang zurückkam, schrie ich oft unwillkürlich auf und umklammerte krampfhaft den Arm meines Dienstmädchens. Der Grund dafür war, dass ich in der Dämmerung den hässlichen Prior gesehen hatte, der zwischen den Bäumen herumkroch.

Mein Vater hatte mich mehr als einmal wegen dieser Einbildungen gescholten, aber ich kam immer wieder darauf zurück. — So viel zum Wald. — Was das Schloss betrifft, so war seine Geschichte irgendwie mit der unserer Familie verbunden. Es hatte während der Kriege mit den Engländern einem Herrn Bertrand d'Haubertbois gehört, demselben Ritter, der, als er die Hand meiner Urgroßmutter nicht bekommen konnte, sie mit Gewalt entführen wollte und den diese mit einem Blick in den Graben fallen ließ, als er gerade an einer Leiter hing. Monsieur Bertrand hatte nur das bekommen, was er verdient hatte, denn er war, wie man sagte, ein gottloser und verräterischer Ritter, dessen Schandtaten zum Sprichwort wurden. Die Heldentat meiner Urgroßmutter ist umso wunderbarer und Sie können sich vorstellen, wie sehr mir die Ähnlichkeit mit dem Porträt der Dame Mathilde schmeichelte. Dieses Porträt kennt ihr übrigens, meine Kinder; es ist dasjenige, das im großen Saal unmittelbar über dem Seneschall von Burgund, eurem Urgroßonkel, und neben dem Herrn Hugues de Montmorency, der 1310 mit uns verbündet war, hängt.

Beim Anblick dieser sanften Mädchengestalt wäre man versucht, die Wahrheit der Legende in Frage zu stellen oder dem Maler das Talent abzusprechen, den Ausdruck zu erfassen. Wie dem auch sei, wenn ich einst wie dieses Porträt aussah, wäre es heute sehr schwierig für Sie, einen Zug zu finden, der mir gehört. Aber das ist nicht der Punkt, um den es hier geht. Ich sagte, dass Monsieur Bertrand für seine Unverschämtheit mit einem Bad im Schlossgraben bezahlt hat. Ich weiß nicht, ob ein solcher Affront ihn von seiner Liebe geheilt hat, aber es wird behauptet, dass er sich mit einer Bande von Ungläubigen, die ebenso ausschweifend und heidnisch waren wie er, darüber hinwegzutrusten suchte. Außerdem feierte er ausgelassen und fröhlich in der Gesellschaft von Madame Jeanne de Rochaugüé, die, um ihm zu gefallen, ihren Mann ermordete.

Ich erzähle euch, meine Kinder, was mein Dienstmädchen mir erzählte, und das nur, um euch zu sagen, dass ich dieses hässliche Schloss d'Haubertbois schon immer verabscheut hatte und dass mir die Idee, dort einen Kostümball zu veranstalten, sehr barock erschien.

Der Brief meines Vaters verursachte mir einen heftigen Verdruss. Obwohl die Schrecken meiner Kindheit keinen Anteil daran hatten, empfand ich heftigen Verdruss, Paris zu verlassen, denn ich vermutete, dass der Commandeur einen großen Anteil an dem Befehl hatte, den er mir gebracht hatte. Der Gedanke, mich wie ein kleines Mädchen behandelt zu sehen, empörte mich; ich begriff, dass Herr de Bélièvre, indem er mich mit einer Reise in die Ardennen belegte, mich nur davon abhalten wollte, d'Urfés Umtriebe zu empfangen. Ich nahm mir vor, diese Pläne zu vereiteln, und so ging ich vor.

Als der Marquis zu mir kam, empfing ich ihn mit einer spöttischen Miene und machte ihm klar, dass ich das Spiel für ihn als verloren betrachte, da ich Paris verlassen hatte und er in meiner Gunst nicht weiter vorangeschritten war.

»Madame«, antwortete d'Urfé, »eines meiner Schlösser liegt (wie es die Gelegenheit erfordert) im Windschatten der Straße, die Sie gerade befahren wollen. Darf ich hoffen, dass Sie einem armen Besiegten den Trost nicht verweigern werden, und mir erlauben, Ihnen auf Ihrer Reise Gastfreundschaft anzubieten?«

»Herr«, protestierte ich kühl, »das wäre ein Umweg, und außerdem, was würde es Ihnen nützen, mich wiederzusehen?«

»Bitte, Madame, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, denn ich schwöre Ihnen, dass ich etwas Verrücktes tun werde!«

»Vielleicht entführen Sie mich?«

»Madame, ich bin dazu fähig. Ich brach in Gelächter aus.«

»Fordern Sie mich heraus?« sagte der Marquis.

»Ich fordere Sie heraus, mein Herr, und ich warne Sie, dass ein Handstreich mit mir nur mit überdurchschnittlicher Kühnheit möglich ist, denn ich reise unter der Obhut des Commandeurs von Bélièvre und mit einer sehr guten Eskorte!«

Der Marquis lächelte und schwieg.

Ich brauche euch nicht zu sagen, meine Kinder, dass ich nicht wusste, dass Herr d'Urfé einen Besitz auf der Seite der Ardennen hatte, und dass ich mit diesem Umstand gerechnet hatte. Damit ihr jedoch nicht zu schlecht von eurer Großmutter denkt, möchte ich euch zunächst sagen, dass meine Herausforderung nur ein Scherz war und dass ich nur den Commandeur verärgern wollte, indem ich dem Marquis die Gelegenheit gab, mich auf der Reise zu sehen.

Wenn Herr d'Urfé meine Worte danach ernst nahm, stand es mir immer noch frei, ihn zu desillusionieren, und um ehrlich zu sein, hatte die Vorstellung, das Objekt eines Entführungsversuchs zu sein, nichts, was einer jungen Frau, die nach Emotionen gierte und über alle Maßen kokett war, allzu sehr missfallen musste.

Als der Tag der Abreise gekommen war, konnte ich nicht umhin, zu bewundern, wie der Commandeur die Vorsichtsmaßnahmen, die man zu meiner Zeit auf Reisen traf, noch übertroffen hatte. Außer einem Wagen mit der Küche gab es noch einen mit meinem Bett und meinen Toilettenartikeln. Zwei Lakaien saßen hinter meiner Kutsche und waren mit Säbeln bewaffnet, und mein Kammerdiener stand neben dem Kutscher und hielt einen Speer in der Hand, mit dem er Diebe beeindrucken wollte. Ein Tapezierer war vorausgeschickt worden, um die Zimmer, in denen ich schlafen sollte, angemessen vorzubereiten, und vor uns ritten zwei Männer zu Pferd, die tagsüber jedem, dem wir begegneten, zuriefen, Platz zu machen, und die uns nachts mit Fackeln beleuchteten.

Die zeremonielle Höflichkeit des Commandeurs ließ ihn unterwegs ebenso wenig im Stich wie in einem Salon. Zunächst wollte er sich mir gegenüber

platzieren und machte tausend Schwierigkeiten, um neben mir im hinteren Teil der Kutsche zu sitzen.

»Nun, Herr Commandeur, haben Sie Angst vor mir, dass Sie sich so vorne einnisten?«

»Madame, Sie können nicht bezweifeln, dass es mir lieb wäre, neben der Tochter meines besten Freundes zu sitzen, aber ich würde meinen Verpflichtungen nicht nachkommen, wenn ich die Frau, die ich in diesem Moment beschützen muss, auch nur im Geringsten stören würde!«

Er hatte seine Rolle als Beschützer so ernst genommen, dass es keine fünf Minuten dauerte, bis er mich fragte, ob ich richtig säße oder ob es nicht zu sehr ziehe.

»Lassen Sie mich bitte in Ruhe, Commandeur — Sie sind unerträglich!«

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, rief dem Fahrer streng zu und befahl ihm, sein Bestes zu tun, um mich von dem Rütteln und Schütteln zu befreien.

Da wir in kleinen Schritten reisten, verlangte der Commandeur, dass ich bei jedem Halt eine Mahlzeit zu mir nahm. Wenn es darum ging, auszusteigen, bot er mir nie den Arm an, ohne sich zu entblößen, und wenn er mich zu Tisch führte, entschuldigte er sich dafür, dass ich nicht mit der gleichen Etikette bedient wurde wie in meinem Hotel in der Rue de Varenne.

Eines Tages, als ich unvorsichtigerweise sagte, dass ich Musik liebte, ließ sich der Commandeur eine Gitarre bringen und sang eine Kriegsmelodie der Malteserritter mit gewaltigen Stimmausbrüchen und einem Augenrollen, das einen erschreckte. Er hörte erst auf, die Saiten seines Instruments zum Schwingen zu bringen, als sie gerissen waren. Dann entschuldigte er sich und schwieg.

Da die Hälfte unserer Leute ihm gehörte, ließ er sie meine Livree nehmen, damit es nicht so aussah, als würde ich mit seiner Mannschaft reisen. All diese Feinheiten rührten mich kaum, denn ich sah in Herrn de Bélièvre weniger einen Freund als einen pedantischen und langweiligen Mentor.

Als ich bemerkte, dass er seine Taschen mit Seidenknäueln, Stecknadeln und anderen kleinen Dingen für meine Toilette ausgestattet hatte, begann ich, ihn um verschiedene Dinge zu bitten, die ich vorgab zu brauchen, um ihn in Verzug zu bringen.

Lange Zeit war mir das unmöglich.

»Ach, wie mir das Herz weh tut!«, rief ich einmal.

Der Commandeur griff in eine seiner Taschen und holte eine Bonbondose mit Pastillen heraus, die er mir stillschweigend anbot.

Ein anderes Mal habe ich so getan, als hätte ich Kopfschmerzen.

Der Commandeur durchsuchte seine Taschen, zog eine Flasche mit dem Elixier der Königin heraus und bat darum, es auf mein Haar sprühen zu dürfen.

Ich war entmutigt.

Schließlich fiel mir ein, dass ich mein Rouge verloren hatte, und ich fragte Monsieur de Bélièvre ungeduldig, ob er daran gedacht habe, ein paar Gläser mitzubringen.

Die Voraussicht des Commandeurs war nicht so weit gegangen. Er wurde sehr rot und entschuldigte sich. Da war ich so gemein, so zu tun, als würde ich weinen, und sagte, dass man mich einem Mann anvertraut habe, der sich nicht um mich kümmere.

Ich fühlte mich halbwegs gerächt, denn der Commandeur glaubte, er sei entehrt, wurde sehr traurig und schwieg den Rest des Tages. Doch das Vergnügen, meinen Mentor zu quälen, reichte mir schließlich nicht mehr aus. Ich weiß nicht, was ich mir noch alles ausgedacht hätte, wenn nicht ein neuartiger Vorfall die Monotonie unserer Reise unterbrochen hätte.

Eines Abends, als wir an einem Waldrand entlangfuhren, tauchte plötzlich ein in einen Mantel gehüllter Reiter an der Wegbiegung auf, beugte sich zur Autotür und verschwand sofort wieder. Die Bewegung war so schnell, dass ich kaum bemerkte, dass der Reiter ein kleines Papier auf meinen Schoß hatte fallen lassen. Der Commandeur hatte überhaupt nichts gesehen. Der Zettel enthielt nur diese Worte:

»Eine Meile von hier werden Sie gezwungen sein, für die Nacht anzuhalten. Wenn alle schlafen, wird ein Wagen kommen und unter Ihren Fenstern parken. Wenn Sie Ihre Leute alarmieren, werde ich mich vor Ihren Augen töten lassen, aber ich werde niemals auf ein Unternehmen verzichten, zu dem Sie mich herausgefordert haben und dessen Erfolg mich allein an mein Leben binden kann.«

Ich schrie laut auf, als ich die Handschrift des Marquis erkannte, und der Commandeur drehte sich in meine Richtung.

»Was gibt es, Madame?« fragte er erstaunt.

»Nichts«, antwortete ich und versteckte den Zettel, »ein Krampf hat mich am Fuß erwischt!«

Diese Lüge, die ich etwa dreißig Jahre vor dem Erscheinen des Barbiers von Sévilla machte, beweist Ihnen, dass ich die erste Idee dazu hatte und nicht Beaumarchais, wie Sie vielleicht glauben.

Der Commandeur griff sofort in eine seiner Taschen, holte ein magnetisches Eisen heraus, das er mir anbot, um es auf die betroffene Stelle zu legen.

Je mehr ich über die Kühnheit des Marquis nachdachte, desto mehr bewunderte ich seine ritterliche Kühnheit. Ich war dankbar für die damalige Mode, die es einer adligen Frau vorschrieb, auf Reisen eine schwarze Halbmaske zu tragen, denn sonst wäre meine Aufregung dem Commandeur nicht entgangen. Ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, dass der Marquis seine Absicht ausführen würde, und ich will nicht verhehlen, dass ich, da ich den Pflichtfanatismus von Herrn de Bélièvre kannte, damals weit mehr um das Leben von Herrn d'Urfé als um meinen eigenen Ruf fürchtete.

Bald kamen die beiden Lakaien, die vor uns ritten, und teilten uns mit, dass wir nicht in dem kleinen Ort schlafen könnten, den Herr de Bélièvre als Nachtquartier bestimmt hatte, weil dort gerade eine Brücke abgebrochen worden war, sondern dass der Amtsvorsteher uns ein Abendessen in einem Jagdhaus am Hauptweg zubereitet hatte, das dem Marquis d'Urfé gehörte.

Bei diesem Namen sah ich, dass der Commandeur die Stirn runzelte, und ich befürchtete, dass er von den Plänen des Marquis Wind bekommen hatte.

Das war jedoch nicht der Fall, denn wir erreichten das Jagdhaus, ohne dass der Commandeur auch nur die geringste Befürchtung äußerte. Nach dem Abendessen verbeugte er sich tief vor mir, wie er es jeden Abend zu tun pflegte, bat mich um die Erlaubnis, mich zurückzuziehen, und wünschte mir eine gute Nacht.

Nachdem er gegangen war, schickte ich die Dienstmädchen fort und behielt meine Kleider an, da ich die Ankunft von Herrn d'Urfé erwartete, den ich so zu behandeln gedachte, wie er es verdiente, wobei ich darauf achtete, den Zorn des Commandeurs nicht zu erregen.

Kaum eine Stunde war vergangen, als ich ein leises Geräusch im Hof hörte. Ich öffnete das Fenster und sah den Marquis die Strickleiter hinaufklettern.

»Herr«, sagte ich zu ihm, »ziehen Sie sich sofort zurück, sonst rufe ich die Leute!«

»Haben Sie Mitleid mit mir, Madame, hören Sie mich an!«

»Ich will nichts hören, und wenn Sie eine Bewegung machen, um hereinzukommen, schwöre ich Ihnen, dass ich klinge!«

»Dann lassen Sie mich töten, denn ich habe geschworen, dass nur der Tod mich davon abhalten kann, Sie zu entführen!«

Ich weiß nicht, was ich tun oder antworten sollte, als sich plötzlich das Fenster des Nebenzimmers schnell öffnete und der Commandeur mit einer Lampe in der Hand dastand.

Herr de Bélièvre hatte seinen Anzug durch einen karmesinroten Morgenmantel und seine Perücke durch eine spitze Nachtmütze ersetzt, die sein Gesicht grotesk imposant erscheinen ließ und ihm das falsche Aussehen eines Zauberers verlieh.

»Marquis!« Er rief mit donnernder Stimme. »bitte haben Sie die Güte, sich zurückzuziehen!«

»Commandeur«, sagte der Marquis, der immer noch auf seiner Leiter stand, »ich freue mich sehr, Sie in meinem Haus zu sehen!«

»Herr Marquis«, fuhr der Commandeur fort, »es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, dass ich die Ehre habe, Sie zu erschießen, wenn Sie nicht auf der Stelle herunterkommen!«

Dann stellte er die Lampe auf die Fensterbank und richtete die Mündungen zweier großer Pistolen auf den Marquis.

»Denken Sie daran, Commandeur!« rief ich und lehnte mich aus dem Fenster, »wollen Sie einen Mord begehen?«

»Herzogin«, antwortete Monsieur de Bélièvre und verbeugte sich höflich vom Fenster aus, »entschuldigen Sie bitte, dass ich in dieser unpassenden Weise vor Ihnen erscheine, aber unter diesen außergewöhnlichen Umständen hoffe ich auf eine Nachsicht, die ich zu keinem anderen Zeitpunkt gewagt hätte, von Ihnen zu verlangen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen diesmal nicht mit dem blinden Eifer gehorche, den ich mir zum Gesetz gemacht habe; aber Euer Vater und mein geschätzter Freund hat Euch meiner Obhut anvertraut, und sein Vertrauen ist so schmeichelhaft für mich, dass ich bereit bin, es um jeden Preis zu verdienen, nicht einmal vor Mord zurückzuschrecken.«

Bei diesen Worten verbeugte sich der Commandeur erneut und spannte seine Pistolen.

»Das ist gut«, sagte der Marquis, »das wird ein Duell der neuen Art!

Und ohne seine Leiter zu verlassen, zog er auch ein Paar Pistolen aus seiner Tasche.«

»Commandeur«, murmelte er, »löschen Sie die Lampe, denn sie macht meine Position vorteilhafter als Ihre, und ich möchte sie nicht ausnutzen.«

»Herr Marquis«, antwortete der Commandeur, »ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit und kann es nur begrüßen, dass Sie Pistolen haben, denn es widerstrebte meiner Feinfühligkeit, auf einen Mann ohne Waffen zu schießen.«

Dann löschte er die Lampe und zielte auf den Marquis.

»Ihr seid ja beide verrückt!« rief ich. »Ihr werdet mich ruinieren, indem ihr das ganze Haus aufweckt!«

Marquis«, fuhr ich fort, »ich verzeihe Ihnen Ihre Torheit unter der Bedingung, dass Sie sofort hinuntersteigen! Hören Sie, Monsieur, ich befehle Ihnen, hinunterzusteigen!«

Ich sah ihn an, um ihm zu zeigen, dass ein weiteres Zögern mich nur noch mehr reizen würde.

»Madame«, sagte der Marquis in Anspielung auf die Worte, die wir bei unserer ersten Begegnung gewechselt hatten, »Sie werfen mich mit Ihrem Blick die Treppe hinunter, aber die herrschaftliche Schönheit Mathilde kann sicher sein, dass Ritter Bertrand sie mit allen Mitteln zu sehen versuchen wird, und sei es nur, um zu ihren Füßen zu sterben!«

Dann hüllte er sich in seinen Mantel und verschwand in der Dunkelheit.

Am nächsten Tag erzählte mir der Commandeur kein Wort über das, was geschehen war, und auch den Rest der Reise wurde zwischen uns nicht mehr darüber gesprochen.

Als wir nur noch einen halben Tag vom Schloss meines Vaters entfernt waren, überraschte uns ein schreckliches Gewitter, als der Tag zu Ende ging. Der Donner krachte mit unerhörtem Getöse und die Blitze folgten so schnell aufeinander, dass ich zwar die Augen geschlossen hatte, aber trotzdem geblendet war.

Ihr wisst, meine Kinder, ob ich jemals ein Gewitter ertragen konnte. Ich zitterte wie Espenlaub und drückte mich an den Commandeur, der sich verpflichtet fühlte,

sich bei mir zu entschuldigen.

Wir kamen nur sehr langsam voran, weil Bäume an der Straße umgestürzt waren. Es war schon dunkel, als der Kutscher die Pferde abrupt anhielt und sich an den Commandeur wandte:

»Herr«, sagte er, »entschuldigen Sie, ich habe den Weg verwechselt: Wir sind im Wald von d'Haubertbois, ich erkenne ihn an der alten Eiche mit den abgeschnittenen Ästen!«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, erschütterte ein Donnerschlag den Wald, der Blitz schlug in der Nähe der Kutsche ein und die erschrockenen Pferde nahmen die Zügel in die Hand.

»Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!«, rief der Kutscher und krallte seine Hände in die Zügel. Aber die Pferde gehorchten ihm nicht mehr.

Wir galoppierten mit voller Geschwindigkeit, stießen rechts und links gegeneinander und erwarteten jeden Moment, an den Bäumen zerschmettert zu werden.

Ich war mehr tot als lebendig und verstand die Sätze von Herrn de Bélièvre nicht, denn es schien mir, als würden sich seltsame Geräusche mit dem Pfeifen des Windes und dem Geräusch des Donners vermischen. Mehrmals glaubte ich, ganz in der Nähe ein herzerreißendes Stöhnen zu hören und dann eine Stimme, die schrie: Ich habe Hunger, ich habe Hunger!«

Plötzlich ließ der Kutscher, anstatt die Pferde weiter zu zügeln, die Zügel los und peitschte sie unter furchtbarem Geschrei aus.

»Germain, du Schlingel!« rief ihm der Commandeur zu. »Bist Du verrückt geworden?«

Germain drehte sich um, und im Licht des Blitzes sahen wir sein totenbleiches Gesicht.

»Der Prior!« sagte er mit erstickter Stimme. »der Prior ist uns auf den Fersen!«

»Hör auf, du Narr, du willst also der gnädigen Frau das Genick brechen! Hör auf, oder ich erschieße dich.«

Herr de Bélièvre hatte keine Zeit zu Ende zu sprechen, da spürten wir einen entsetzlichen Ruck, ich wurde aus der Kutsche geworfen und verlor das Bewusstsein.

Ich weiß nicht, wie lange meine Ohnmacht dauerte, aber ich wurde durch eine nicht weit entfernte Musik wieder zu mir gerufen.

Ich öffnete meine Augen und sah mich im Wald auf einem Haufen Moos liegen.

Der Sturm hatte aufgehört. Der Donner grollte zwar noch in der Ferne, aber die Bäume bewegten sanft ihre Blätter und seltsame Wolken zogen über ihre Wipfel hinweg. Die Luft war von balsamischen Düften durchdrungen, die mich in einen sanften Schlummer versetzen wollten, als ein paar Regentropfen von den Blättern fielen, auf mein Gesicht fielen und mich erfrischten.

Ich erhob mich auf die Beine und sah etwa hundert Schritte von mir entfernt hell erleuchtete Spitzbogenfenster. Bald konnte ich zwischen den Bäumen die spitzen Türme eines Schlosses erkennen, von dem ich sofort wusste, dass es nicht das Schloss meines Vaters war. Ich fragte mich, wo ich sein könnte. — Nach und nach erinnerte ich mich daran, wie die Pferde mich weggetragen hatten und wie ich aus der Kutsche geworfen worden war. Mein Kopf war jedoch so schwach, dass sich diese Erinnerungen bald mit anderen Gedanken vermischten und ich inmitten meiner Einsamkeit nicht einmal daran dachte, mich darüber zu wundern, dass ich weder Herrn de Bélièvre noch einen meiner Leute bei mir sah.

Die Musik, die mich geweckt hatte, ging immer noch weiter. Da kam mir der Gedanke, dass ich mich vor dem Schloss d'Haubertbois befinden könnte und dass man sich dort zu dem Kostümball versammelt hatte, den mein Vater in seinem Brief erwähnt hatte. Gleichzeitig erinnerte ich mich an die letzten Worte von Herrn d'Urfé, als er im Jagdhaus ausgerüstet war, und dachte mir, dass er bei seiner Beharrlichkeit, mich überall zu suchen, nicht umhin konnte, sich auf dem Ball zu befinden.

Ich stand auf und ging, ohne irgendwelche Schmerzen zu verspüren, langsam auf das Schloss zu.

Es war ein großes Gebäude von strenger Architektur und größtenteils verfallen. Im Mondlicht konnte ich erkennen, dass die Mauern mit Moos bewachsen und mit Efeu bedeckt waren. Einige Girlanden, die von den Türmen herabfielen, baumelten malerisch und hoben sich silhouettenhaft vom silbrig-blauen Hintergrund des Himmels ab.

Ich blieb stehen und bewunderte den Anblick.

Ich weiß nicht, warum mich meine Gedanken weit weg vom Schloss trugen. Szenen aus meiner Kindheit, die ich längst vergessen hatte, zogen wie die Figuren einer Laterna Magica an mir vorbei. Einige Details aus meiner frühesten Jugend wurden vor meinem geistigen Auge mit unglaublicher Intensität wiedergegeben. Inmitten dieser Bilder sah ich meine Mutter wieder, die mich traurig anlächelte. Mir war zum Weinen zumute und ich küsste wiederholt ein kleines Kreuz, das sie mir geschenkt hatte und das ich immer bei mir trug.

Dann glaubte ich, in der Ferne die Stimme des Commandeurs zu hören, der mich rief.

Ich horchte auf, aber eine Wetterfahne im Schloss schrie in ihren Angeln, und dieses Geräusch, das wie Zähneknirschen klang, verhinderte, dass ich die Stimme hörte, die mich rief.

Ich glaubte, ich sei einer Illusion erlegen und betrat den Hof. Es gab keine Kutsche und keine Diener, aber ich hörte lautes Gelächter und verwirrte Stimmen. Ich stieg eine steile, aber gut beleuchtete Treppe hinauf. Als ich auf der Plattform stand, die die Treppe abschloss, blies mir ein kalter Wind ins Gesicht und eine erschrockene Eule flatterte herum und schlug mit ihren Flügeln gegen die Fackeln, die an der Wand befestigt waren.

Ich hatte meinen Kopf gesenkt, um die Berührung des Nachtvogels zu vermeiden. Als ich ihn wieder hob, sah ich einen hochgewachsenen, schwer bewaffneten Ritter vor mir.

Er streckte mir seine Hand entgegen, ohne seinen Handschuh abzulegen, und sagte mit einer Stimme, die durch sein heruntergelassenes Visier verschleiert wurde:

»Schöne Dame, gewähren Sie Ihrem Diener die Gnade, Sie in seinem Schloss zu empfangen, und betrachten Sie ihn als Ihr Eigentum, ebenso wie alle Dinge, die ihm gehören!«

Ich erinnerte mich an die Anspielung, die Herr d'Urfé gemacht hatte, als ich ihm befahl, von seiner Leiter herunterzusteigen, und da ich überzeugt war, dass der unbekannte Ritter kein anderer als der galante Marquis war, antwortete ich ihm, indem ich mich seiner Sprache bediente:

»Seid nicht erstaunt, mein glorreicher Herr, mich an diesem Ort zu sehen, denn ich habe mich im Wald verirrt und bin zu Euch gekommen, damit Ihr mich beherbergt, wie es die Pflicht eines jeden guten und edlen Ritters ist.

Ich betrat einen großen Saal, in dem eine große Menge an Menschen versammelt war, die um einen gedeckten Tisch herum lachten und sangen. Sie waren alle als Herren aus der Zeit Karls VII. kostümiert, und da ich in Saint-Germain l'Auxerrois Gemälde aus dieser Zeit gesehen hatte, konnte ich die historische Genauigkeit der kleinsten Details ihrer Toilette bewundern. Was mir besonders auffiel, war die Frisur einer großen und schönen Dame, die die Ehre des Banketts zu sein schien. Die Frisur bestand aus einem Netz aus Goldfäden und Perlen, die sehr kunstvoll und geschmackvoll aufgefädelt waren. Aber trotz der Schönheit der Dame wurde ich zuerst von dem unangenehmen Ausdruck ihres Gesichts ergriffen.

Als ich eintrat, begann sie mich mit einer ganz schockierenden Neugier zu betrachten und sagte so, dass ich es hören konnte:

»Wenn ich mich nicht irre, ist das die schöne Mathilde, in die sich Monsieur Bertrand verliebt hat, bevor er mich kennenlernte.«

Dann wandte sie sich an den Ritter und sagte in einem scharfen Ton:

»Mein Herz", sagte sie sauer, bringen Sie die Dame weg, wenn Sie nicht wollen, dass ich eifersüchtig werde!«

Der Witz erschien mir ziemlich geschmacklos, zumal ich die Dame, die ihn machte, überhaupt nicht kannte. Ich wollte sie die Unschicklichkeit spüren lassen und wollte gerade das Wort an Herrn d'Urfé richten (diesmal in einem moderneren Französisch), als ich durch den Lärm und das Gemurmel, das plötzlich unter den Gästen entstand, unterbrochen wurde.

Sie sagten etwas zueinander, sahen sich bedeutungsvoll an, zwinkerten sich zu und zeigten auf mich.

Plötzlich griff die Dame, die mit dem Ritter gesprochen hatte, nach der Fackel und kam in einem so schnellen Tempo auf mich zu, dass sie eher zu fliegen als zu

gehen schien.

Sie hielt die Fackel hoch und lenkte die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den Schatten, den ich warf.

Da brach von allen Seiten ein empörtes Geschrei aus und ich konnte die Worte hören, die von der Menge wiederholt wurden:

»Sie hat einen Schatten! Einen Schatten! Sie gehört nicht zu uns!

Zuerst verstand ich diese Worte nicht, aber als ich mich umschaute, um ihre Bedeutung zu erraten, bemerkte ich zu meinem Schrecken, dass niemand von denen, die um mich herumstanden, einen Schatten hatte und dass sie alle an den Fackeln vorbeiglitten, ohne deren Helligkeit abzufangen.

Ein Schrecken, der nicht wiedergegeben werden kann, überkam mich. Ich fühlte mich ohnmächtig und drückte meine Hand auf das Herz. Meine Finger trafen auf das kleine Kreuz, das ich kurz zuvor an meine Lippen gelegt hatte, und wieder hörte ich die Stimme des Commandeurs, die mich rief. Ich wollte fliehen, aber der Ritter drückte mir mit seinem eisernen Handschuh die Hand und zwang mich, zu bleiben.

»Fürchte dich nicht«, sagte er, »ich schwöre bei meinem Seelentod, dass dir niemand etwas antun darf, und damit es keinem gefällt, daran zu denken, wird uns ein Prior den Hochzeitssegens spenden!«

Die Menge teilte sich und ein langer Franziskaner, blass und dünn, kroch auf allen Vieren zu uns herüber.

Er schien große Schmerzen zu haben, aber als er stöhnte, lachte die Dame mit dem Perlennetz affektiert und sagte, sich an den Ritter wendend:

»Sehen Sie, Sir, sehen Sie, unser Prior duckt sich wieder, wie vor dreihundert Jahren.«

Der Ritter hob sein Visier. Sein Gesicht, das in keiner Weise dem von d'Urfé ähnelte, war totenbleich, und seine Augen trugen das Zeichen einer Grausamkeit, die so brutal war, dass ich sie nicht ertragen konnte. Seine Augen traten aus ihren Höhlen hervor und waren auf mich gerichtet, und der Prior kroch auf dem Boden herum und murmelte Gebete, die von Zeit zu Zeit von solchen Flüchen und Schmerzensschreien unterbrochen wurden, dass mir die Haare zu Berge standen. Mir stand der kalte Schweiß auf der Stirn, aber ich konnte mich nicht bewegen, denn der Händedruck von Herrn Bertrand hatte mir jede Handlungsfähigkeit genommen, und ich konnte nur zusehen und zuhören.

Als der Franziskaner sich schließlich an das Publikum wandte und laut meine Heirat mit Herrn Bertrand d'Haubertbois verkündete, verliehen mir Angst und Empörung übernatürliche Kräfte. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung befreite ich meine Hand und hielt den Geistern mein Kreuz entgegen:

»Wer immer ihr seid“, rief ich, »im Namen des lebendigen Gottes befehle ich euch, zu verschwinden.«

Bei diesen Worten wurde Herr Bertrand ganz blau im Gesicht. Er schwankte, und ich hörte das Klappern der Ritterrüstung auf den Dielen, als wäre sie ein

eiserner Bottich.

Im selben Moment verschwanden alle anderen Geister, und der Wind wehte herein und löschte die Lichter aus.

Ich befand mich inmitten einer riesigen Ruine. In einem Mondlicht, das durch ein Spitzbogenfenster fiel, glaubte ich, eine Menge Franziskaner in Bewegung zu sehen, aber auch diese Vision verschwand, sobald ich ein Kreuzzeichen gemacht hatte. Ich konnte noch die Worte »Ich habe Hunger, ich habe Hunger!« erkennen, dann hörte ich nur noch ein Rauschen in meinen Ohren.

Die Müdigkeit überkam mich und ich nickte ein.

Als ich aufwachte, fühlte ich mich von einem Mann getragen, der mit großen Schritten über das Gestrüpp und die Baumstämme sprang. Ich öffnete meine Augen und erkannte im Licht der Morgendämmerung den Commandeur, dessen Kleidung zerrissen und blutbefleckt war.

»Madame«, sagte er zu mir, als er sah, dass ich in der Lage war, ihm zuzuhören, »wenn der grausamste Augenblick meines Lebens der war, in dem ich Sie verlor, so versichere ich Ihnen, dass nichts mit meinem jetzigen Glück vergleichbar wäre, wenn es nicht durch den Gedanken vergiftet wäre, dass ich Ihren Sturz nicht verhindern konnte.

Ich sagte zu ihm:

»Lassen Sie Ihr Beileid und setzen Sie mich auf den Boden, denn ich bin ganz zerbrochen, und so, wie Sie mich halten, scheinen Sie mir nicht geeignet ein Kindermädchen zu sein.«

»Wenn das so ist, Madame«, sagte Herr de Bélièvre, »dann ist nicht mein Eifer schuld, sondern mein gebrochener linker Arm!

»Oh, mein Gott«, rief ich aus. »Wie um alles in der Welt haben Sie sich den Arm gebrochen?«

»Ich eilte Ihnen nach, Madame, wie es meine Pflicht war, sobald ich die Tochter meines geschätzten Freundes aus der Kutsche fallen sah.«

Gerührt von der Hingabe des Herrn de Bélièvre bat ich ihn, mich weitergehen zu lassen. Ich schlug ihm auch vor, ihr aus meinem Taschentuch eine Schärpe zu machen, aber er antwortete mir, dass ihr Zustand es nicht wert sei, dass ich mich darum kümmere, und dass er zu glücklich sei, einen Arm übrig zu haben, den er in meinen Dienst stellen könne.

Bevor wir aus dem Wald kamen, trafen wir auf eine Sänfte, die mein Vater, der bereits von unseren Leuten über meinen Unfall unterrichtet worden war, mir entgegengeschickt hatte. Er selbst war auf einer anderen Seite auf der Suche nach mir. Bald trafen wir aufeinander. Als er mich sah, war er sehr erschrocken und kümmerte sich zuerst um mich. Dann wollte er Herrn de Bélièvre, den er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, in die Arme schließen. Aber der Commandeur trat einen Schritt zurück und sagte mit sehr ernster Miene zu meinem Vater:

»Mein lieber Herr und lieber Freund! Indem Sie mir Ihre Tochter anvertraut haben, die das Kostbarste ist, was Sie auf der Welt haben, haben Sie mir einen solchen Freundschaftsbeweis gegeben, der mich tief bewegt hat. Aber ich erwies mich dieser Freundschaft als unwürdig, denn trotz all meiner Bemühungen konnte ich nicht verhindern, dass der Donner unsere Pferde erschreckte, so dass die Kutsche zusammenbrach und Ihre Tochter mitten in den Wald stürzte, wo sie bis zum Morgen blieb. Ihr seht also, mein gnädiger Herr und lieber Freund, dass ich Eurem Vertrauen nicht gerecht geworden bin, und da die Gerechtigkeit verlangt, dass ich Euch eine Freude mache, schlage ich vor, dass Ihr entweder mit dem Schwert kämpft oder schießt; Ich bedaure, dass der Zustand meiner linken Hand es mir unmöglich macht, mich mit Dolchen zu duellieren, was Ihr vielleicht vorgezogen hättet, aber Ihr seid ein zu fairer Mann, um mir meinen mangelnden guten Willen vorzuwerfen; und für jede andere Art von Duell stehe ich Euch zu einer Stunde und an einem Ort zur Verfügung, wie Ihr es wünscht.«

Mein Vater war von dieser Schlussfolgerung sehr überrascht, und nur mit großer Mühe konnten wir den Commandeur davon überzeugen, dass er alles getan hatte, was möglich war, und dass es keinen Grund gab, sich die Kehle durchzuschneiden.

Dann umarmte er meinen Vater begeistert und sagte ihm, dass er sehr froh über diesen Ausgang des Falles sei, denn es hätte ihn geschmerzt, seinen besten Freund zu töten.

Ich bat Herrn de Bélièvre, mir zu sagen, wie er mich gefunden hatte, und erfuhr von ihm, dass er sich, als er mir nacheilte, den Kopf an einem Baum gestoßen hatte und dadurch eine Zeit lang das Bewusstsein verlor. Als er wieder zu sich kam, stellte er fest, dass sein linker Arm gebrochen war, was ihn aber nicht daran hinderte, nach mir zu suchen, wobei er immer wieder nach mir rief. Nach vielen Mühen fand er mich schließlich ohnmächtig in den Ruinen der Burg und trug mich mit dem rechten Arm davon.

Ich wiederum erzählte ihm, was mir im Schloss von d'Haubertbois widerfahren war, aber mein Vater behandelte mich, als hätte ich das alles nur geträumt. Ich hörte mir seine Witze an, aber ich war mir sicher, dass ich nicht träumte, und ich hatte große Schmerzen in dem Arm, den Ritter Bertrand mit seiner eisernen Hand umklammerte.

Das alles hat mich so mitgenommen, dass ich Fieber bekam, das mehr als zwei Wochen anhielt. Während dieser Zeit spielten mein Vater und der Commandeur (dessen Arm von einem örtlichen Chirurgen behandelt wurde) ständig Schach in meinem Zimmer oder durchsuchten den großen Schrank voller Papiere und alter Pergamente.

Eines Tages, als ich mit geschlossenen Augen dalag, hörte ich meinen Vater zum Commandeur sagen:

»Lesen Sie dies, mein Freund, und sagen Sie mir, was Sie davon halten.«

Die Neugier ließ mich meine Augen einen Spalt breit öffnen und ich sah, dass mein Vater ein ganz gelbes Pergament in der Hand hielt, an dem mehrere

Wachssiegel hingen, wie es früher üblich war, Edikte des Parlaments oder königliche Verordnungen mit solchen Siegeln zu befestigen.

Der Commandeur nahm das Pergament und las mit halber Stimme und sich oft zu meiner Seite wendend eine Erklärung von König Karl VII. vor, die an alle Barone der Ardennen gerichtet war, um ihnen die Konfiszierung der Lehen von Ritters Bertrand d'Haubertbois und Madame Jeanne de Rochaignü, die der Gottlosigkeit und verschiedener Verbrechen beschuldigt wurden, anzuzeigen und bekannt zu machen.

Die Nachricht begann mit den üblichen Worten:

»Wir, Karl der Siebente, König von Frankreich von Gottes Gnaden, senden allen, die diese Briefe lesen werden, unsere Gunst. Alle unsere Vasallen, Barone, Herren, Ritter und Adligen sollen erfahren, dass unsere Beamten, Herren und Adligen uns über den Baron unseres Herrn, den Ritter Bertrand d'Haubertbois, informiert haben, der uns in bössartiger Weise ungehorsam war und sich unserer königlichen Autorität widersetzt hat«, und so weiter und so fort. Es folgte eine lange Liste von Sünden des Ritters Bertrand, der sich, wie es hieß, »nicht um das Wohl unserer heiligen Kirche kümmerte, sie nicht ehrte, überhaupt nicht fastete, wie es sich gehörte, viele Jahre lang keine Sünden beichtete und nicht am Fleisch und Blut unseres Herrn und Retters Jesus Christus teilnahm«.

»Die Tat des oben genannten Ritters war so niederträchtig«, heißt es in dem Pergament weiter, »dass es unmöglich ist, etwas Schlimmeres zu tun, denn in der Nacht von Mariä Himmelfahrt, als er bei einem wilden und grässlichen Fest schwelgte, sagte jener Ritter Bertrand: Durch den Tod meiner Seele gibt es kein zukünftiges Leben, und ich glaube auch nicht daran, dass es ein zukünftiges Leben gibt, wenn nicht, dann schwöre ich, dass ich in dreihundert Jahren, von heute an gerechnet, in mein Schloss zurückkehren werde, um mich zu amüsieren und zu feiern, auch wenn ich dazu meine Seele dem Satan geben muss.

Wie es in dem Brief weiter heißt, haben diese unverschämten Worte den anderen Anhängern so gut gefallen, dass sie alle gelobten, sich in genau dreihundert Jahren am selben Tag und zur selben Stunde auf der Burg des Ritters Bertrand zu treffen, wofür sie zu Abtrünnigen und Ungläubigen erklärt wurden.

Da Ritter Bertrand bald nach diesen abscheulichen Worten erdrosselt oder in seiner Rüstung erstickt aufgefunden wurde, entging er natürlich der Strafe für seine Verbrechen, aber seine Lehen wurden konfisziert, ebenso wie die seiner guten Freundin, Madame Jeanne de Rochaignü, die neben anderen Nettigkeiten in der Erklärung beschuldigt wurde, den Prior eines Franziskanerklosters getötet zu haben, nachdem sie ihn benutzt hatte, um ihren Mann zu ermorden. Die Art und Weise, wie sie diesen bösen Prior zu Tode brachte, war sehr schrecklich, denn sie ließ ihm die Haxen abschneiden und ihn so verstümmelt im Wald von d'Haubertbois zurücklassen, was sehr bemitleidenswert war, denn der Prior schleppte und kroch elendiglich, bis er in dem besagten Wald verhungerte.«

Am Ende der Nachricht stand nichts Wesentliches, außer dass einem unserer Vorfahren im Namen des Königs befohlen wurde, die Schlösser von Ritter

Bertrand und Herrin Jeanne in Besitz zu nehmen.

Als der Commandeur zu Ende gelesen hatte, fragte ihn mein Vater, an welchem Tag wir genau angekommen waren.

»Es war in der Nacht von Mariä Himmelfahrt, als ich das Unglück hatte, Madame Ihre Tochter zu verlieren, und das Glück, sie wiederzufinden«, antwortete Herr de Bélièvre.

»Die Erklärung«, fuhr mein Vater fort, »ist auf 1459 datiert, und wir schreiben das Jahr 1759. In der Nacht von Mariä Himmelfahrt sind also gerade einmal dreihundert Jahre vergangen . . . Herr Commandeur, Sie dürfen meiner Tochter nichts davon erzählen, denn es ist besser, wenn sie denkt, dass sie geträumt hat.«

Ein rückblickender Schrecken ließ mich bei diesen Worten blass werden. Mein Vater und der Commandeur bemerkten das und sahen sich besorgt an. Ich tat jedoch so, als wäre ich erst in diesem Moment aufgewacht und gab einen Schwächeanfall vor.

Ein paar Tage später war ich wieder vollständig genesen.

Bald darauf machte ich mich wieder auf den Weg nach Paris, immer in Begleitung von Herrn de Bélièvre. Ich sah d'Urfé wieder und fand ihn verliebter als je zuvor; aber da ich einer verabscheuungswürdigen Neigung zur Koketterie nachgab, verdoppelte ich meine Kälte ihm gegenüber, ohne aufzuhören, ihn zu quälen, und verspottete ihn vor allem wegen seines Entführungsversuchs.

Das gelang mir so gut, dass er eines Morgens zu mir kam und mir mitteilte, er sei es leid dieses Spiel zu spielen, und wolle nach Moldawien gehen.

Ich kannte den Marquis gut genug, um zu wissen, dass er an diesem Punkt nicht mehr von seiner Idee abweichen würde. Ich ließ ihn also gehen, und da ich mir aus irgendeinem Grund vorstellte, dass ihm etwas Schlimmes zustoßen könnte, gab ich ihm, um ihn davor zu bewahren, mein kleines Kreuz, das ihn, wie er mir später erzählte, aus einer Immensen Gefahr rettete.

Sechs Monate nach der Abreise des Marquis heiratete ich euren Großvater, und ich gebe zu, meine Kinder, dass in diesen Entschluss ein wenig Verdruss eingeflossen ist. Dennoch hat man zu Recht gesagt, dass Liebesheiraten nicht die besten sind, denn Ihr Großvater, für den ich nur Hochachtung empfand, machte mich sicherlich glücklicher als ich es mit d'Urfé gewesen wäre, der schließlich nur ein Wüstling war, was mich nicht daran hinderte, ihn sehr liebenswert zu finden.

-Ende-

Die Familie des Vourdalak (1839).

(La Famille du Vourdalak.)

Unveröffentlichtes Fragment aus den Memoiren eines Unbekannten.

Im Jahre 1815 war in Wien alles versammelt, was es an europäischen Gelehrten, glänzenden Gesellschaftsgeistern und hohen diplomatischen Köpfen gab. Der Kongress war nun jedoch beendet.

Die royalistischen Emigranten bereiteten sich darauf vor, endgültig in ihre Schlösser zurückzukehren, die russischen Krieger, ihre verlassene Heimat wiederzusehen, und einige unzufriedene Polen, ihre Freiheitsliebe nach Krakau zu tragen, um sie dort unter der dreifachen Ägide und zweifelhaften Unabhängigkeit zu finden, die ihnen der Fürst von Metternich, der Fürst von Hardenberg und der Graf von Nesselrode eingeräumt hatten.

Wie das Ende eines lebhaften Balls hatte sich die einst so laute Versammlung auf eine kleine Anzahl vergnügungswilliger Personen reduziert, die, fasziniert von den Reizen der österreichischen Damen, ihre Zelte erst spät abbrachen und ihre Abreise aufschoben.

Diese fröhliche Gesellschaft, zu der auch ich gehörte, traf sich zweimal in der Woche im Schloss der Fürstinnenwitwe von Schwarzenberg, das einige Meilen von der Stadt entfernt in einem kleinen Ort namens Hitzing lag. Die feien Manieren der Herrin des Ortes, gepaart mit ihrer anmutigen Freundlichkeit und ihrem scharfen Verstand, machten den Aufenthalt in ihrer Residenz äußerst angenehm.

Wir gingen morgens spazieren, aßen alle zusammen zu Mittag, entweder im Schloss oder in der Umgebung, und abends saßen wir vor einem gemütlichen Kaminfeuer und unterhielten uns und erzählten uns Geschichten. Es war strengstens verboten, über Politik zu sprechen. Alle hatten genug davon und unsere Erzählungen stammten entweder aus den Legenden unserer jeweiligen Heimatländer oder aus unseren eigenen Erinnerungen.

Eines Abends, als jeder etwas erzählt hatte und sich unsere Gedanken in einem Zustand der Spannung befanden, der gewöhnlich durch Dunkelheit und Stille verstärkt wird, nutzte der Marquis d'Urfé, ein alter Emigrant, den wir alle wegen seiner jugendlichen Fröhlichkeit und der pikanten Art, mit der er von seinem früheren Glück erzählte, liebten, einen Moment der Stille und ergriff das Wort:

»Ihre Geschichten, meine Herren«, sagte er, »sind zweifellos sehr erstaunlich, aber ich bin der Meinung, dass ihnen ein wesentlicher Punkt fehlt, nämlich der der Echtheit, denn ich weiß nicht, dass einer von Ihnen die wunderbaren Dinge,

die er soeben erzählt hat, mit eigenen Augen gesehen hat oder dass er die Wahrheit auf sein Wort als Edelmann bestätigen kann.«

Wir mussten zustimmen, und der alte Mann fuhr fort, indem er sich über sein Jabot strich:

»Was mich betrifft, meine Herren, so kenne ich nur ein einziges Abenteuer dieser Art, aber es ist zugleich so seltsam, so schrecklich und so wahr, dass es allein schon ausreichen würde, um die Phantasie der Ungläubigsten mit Entsetzen zu erfüllen. Ich war leider Zeuge und Akteur zugleich, und obwohl ich mich normalerweise nicht gerne daran erinnere, werde ich es Ihnen diesmal gerne erzählen, wenn die Damen es mir erlauben.«

Die Zustimmung war einstimmig. Einige ängstliche Blicke richteten sich auf die hellen Fliesen, die das Licht auf dem Parkett zu zeichnen begann, aber bald wurde der kleine Kreis enger und alle schwiegen, um der Geschichte des Marquis zu lauschen. Herr d'Urfé nahm eine Prise Tabak, schnupperte langsam daran und begann mit folgenden Worten:

»Vor allem, meine Damen, bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich im Laufe meiner Erzählung öfter von meinen Herzensangelegenheiten spreche, als es sich für einen Mann meines Alters geziemt. Aber ich muss es erwähnen, damit meine Erzählung verständlich wird. Im Übrigen ist es im Alter verzeihlich, Momente der Vergesslichkeit zu haben, und es wird Ihre Schuld sein, meine Damen, wenn ich, wenn ich Sie so schön vor mir sehe, immer noch versucht bin, mich für einen jungen Mann zu halten. Ich werde Ihnen also ohne weitere Vorrede sagen, dass ich im Jahr 1769 unsterblich in die hübsche Herzogin von Gramont verliebt war. Diese Leidenschaft, von der ich damals glaubte, sie sei tief und dauerhaft, ließ mich weder tags noch nachts ruhen, und die Herzogin gefiel sich, wie es hübsche Frauen oft tun, in ihrer Koketterie darin, meine Qualen noch zu verstärken. So kam es, dass ich in einem Moment des Verdrusses eine diplomatische Mission beim Hospodar von Moldawien beantragte und erhielt, der damals mit dem Kabinett in Versailles über Angelegenheiten verhandelte, über die zu berichten ebenso langweilig wie überflüssig wäre. Am Tag vor meiner Abreise erschien ich bei der Herzogin. Sie empfing mich weniger spöttisch als sonst und sagte mit einer Stimme, in der eine gewisse Rührung durchschimmerte:

»D'Urfé, Sie begehen hier eine große Torheit. Aber ich kenne Sie und weiß, dass Sie nie von einem einmal gefassten Entschluss abrücken werden. Daher bitte ich Sie nur um eines: Nehmen Sie dieses kleine Kreuz als Zeichen meiner Freundschaft an und tragen Sie es bis zu Ihrer Rückkehr bei sich. Es ist ein Familienrelikt, auf das wir großen Wert legen.« Mit einer in einem solchen Moment vielleicht unangebrachten Ritterlichkeit küsste ich nicht die Reliquie, sondern die reizende Hand, die sie mir überreichte, und legte das Kreuz, das ich seither nie mehr abgelegt habe, um meinen Hals.

Ich werde Sie, meine Damen, nicht mit den Einzelheiten meiner Reise ermüden, noch mit den Beobachtungen, die ich über die Ungarn und Serben machte, dieses arme und unwissende, aber tapfere und ehrliche Volk, das, obwohl es von den

Türken versklavt war, weder seine Würde noch seine alte Unabhängigkeit vergessen hatte. Es genügt zu sagen, dass ich bei einem Aufenthalt in Warschau ein wenig Polnisch gelernt hatte und bald auch Serbisch beherrschte, denn diese beiden Sprachen sind, wie Sie wahrscheinlich wissen, ebenso wie Russisch und Böhmisches nur Zweige einer und derselben Sprache, die man Slawonisch nennt.

Ich wusste also genug, um mich verständlich zu machen, als ich eines Tages in ein Dorf kam, dessen Name Sie kaum interessieren wird. Ich fand die Bewohner des Hauses, in dem ich abstieg, in einer Bestürzung vor, die mir umso seltsamer erschien, als es Sonntag war, ein Tag, an dem das serbische Volk gewöhnlich verschiedenen Vergnügungen nachgeht, wie z. B. Tanz, Büchschenschießen, Ringen usw. Die Bewohner des Hauses, in dem ich abstieg, waren sehr bestürzt. Ich schrieb das Verhalten meiner Gastgeber einem neu eingetretenen Unglück zu und wollte mich gerade zurückziehen, als ein Mann von etwa dreißig Jahren, von hoher Statur und imposanter Gestalt, auf mich zukam und mich bei der Hand nahm.

»Komm herein, komm herein, Fremder«, sagte er zu mir, »lass dich von unserer Traurigkeit nicht abschrecken; du wirst sie verstehen, wenn du den Grund dafür erfährst.«

Er erzählte mir, dass sein alter Vater, der Gorcha hieß und ein unruhiger und unnachgiebiger Mann war, eines Tages aus dem Bett aufgestanden war und seine lange türkische Arkebuse von der Wand genommen hatte.

»Kinder«, sagte er zu seinen beiden Söhnen Georg und Peter, »ich gehe jetzt in die Berge, um mich den Tapferen anzuschließen, die den Hund Alibek (so hieß ein türkischer Räuber, der seit einiger Zeit das Land verwüstete) jagen. Wartet zehn Tage auf mich, und wenn ich am zehnten Tag nicht zurückkomme, lasst mir eine Totenmesse lesen, denn dann werde ich getötet sein. Aber«, fügte der alte Gorcha hinzu und machte ein sehr ernstes Gesicht, »wenn ich (was Gott verhüten möge) nach Ablauf der zehn Tage zurückkomme, dann lasst mich um eures Heiles willen nicht hinein. Ich befehle euch, in diesem Fall zu vergessen, dass ich euer Vater bin, und mich mit einem Espenpfahl zu durchbohren, egal, was ich sage oder tue, denn dann wäre ich nur ein verfluchter Vourdalak, der euch das Blut aussaugen würde.«

Es ist angebracht, Ihnen zu sagen, meine Damen, dass die Vourdalaks oder Vampire der slawischen Völker nach der Meinung des Landes nichts anderes sind als tote Körper, die aus ihren Gräbern aufsteigen, um den Lebenden das Blut auszusaugen. Bis zu diesem Punkt sind ihre Gewohnheiten die aller Vampire, aber sie haben noch eine andere, die sie nur noch furchterregender macht. Die Vourdalaks, meine Damen, saugen vorzugsweise das Blut ihrer nächsten Verwandten und engsten Freunde, die, sobald sie tot sind, ihrerseits zu Vampiren werden, so dass man in Bosnien und Ungarn angeblich gesehen hat, wie ganze Dörfer in Vourdalaks verwandelt wurden. Der Abbé Augustin Calmet führt in seinem kuriosen Werk über die Erscheinungen erschreckende Beispiele dafür an. Die deutschen Kaiser ernannten mehrmals Kommissionen, um Fälle von

Vampirismus aufzuklären. Es wurden Protokolle erstellt, Leichen exhumiert, die man blutgetränkt vorfand, und auf öffentlichen Plätzen verbrannt, nachdem man ihnen das Herz hatte durchstechen lassen. Richter, die Zeugen dieser Hinrichtungen waren, berichteten, dass sie die Leichen schreien hörten, als der Henker ihnen einen Pfahl in die Brust stieß. Sie haben eine formelle Aussage gemacht, die sie mit ihrem Eid und ihrer Unterschrift bestätigt haben.

Aus diesen Informationen können Sie, meine Damen, leicht ersehen, wie die Worte des alten Gorcha auf seine Söhne gewirkt haben. Beide waren ihm zu Füßen gefallen und hatten ihn angefleht, sie an seiner Stelle gehen zu lassen, aber als Antwort hatte er ihnen den Rücken zugedreht und war mit dem Refrain einer alten Ballade davongegangen. Der Tag, an dem ich in das Dorf kam, war genau der Tag, an dem die von Gorcha gesetzte Frist ablief, und es fiel mir nicht schwer, mir die Sorge seiner Kinder zu erklären.

Es war eine gute und ehrliche Familie. Georges, der ältere der beiden Söhne, hatte männliche, gut ausgeprägte Gesichtszüge und wirkte wie ein ernsthafter, entschlossener Mann. U war verheiratet und Vater von zwei Kindern. Sein Bruder Peter, ein schöner junger Mann von achtzehn Jahren, verriet in seiner Physiognomie mehr Sanftmut als Kühnheit und schien der Liebling einer jüngeren Schwester namens Sdenka zu sein, die durchaus als Typus der slawischen Schönheit gelten konnte. Neben dieser in jeder Hinsicht unbestreitbaren Schönheit fiel mir auf den ersten Blick eine entfernte Ähnlichkeit mit der Herzogin von Gramont auf. Es war vor allem ein charakteristisches Merkmal auf der Stirn, das ich in meinem ganzen Leben nur bei diesen beiden Frauen fand. Dieses Merkmal mochte auf den ersten Blick mißfallen, aber (das Auge), blieb unwiderstehlich an ihm hängen, sobald man ihn mehrmals gesehen hatte.

Ich hatte Sdenka nicht einmal zwei Minuten lang gesehen, als ich schon eine zu starke Sympathie für sie empfand, als dass sie sich nicht in ein zärtlicheres Gefühl zu verwandeln drohte, wenn ich meinen Aufenthalt in diesem Dorf verlängern würde.

Wir waren alle vor dem Haus um einen Tisch versammelt, der mit Käse und Schalen mit Milch gedeckt war. Sdenka spinn; ihre Schwägerin bereitete das Abendessen für die Kinder vor, die im Sand spielten; Peter piffte mit affektierter Sorglosigkeit, während er einen Yatagan oder ein langes Messer reinigte. Georg, der auf dem Tisch lehnte, hatte seinen Kopf in die Hände gestützt, und mit sorgenvoller Stirn, verschlang er mit den Augen den breiten Weg und sagte kein Wort.

Ich meinerseits, von der allgemeinen Traurigkeit besiegt, betrachtete melancholisch die Abendwolken, die den goldenen Hintergrund des Himmels einrahmten, und die Silhouette eines Klosters, die ein schwarzer Kiefernwald halb verdeckte.

Wie ich später erfuhr, war dieses Kloster einst wegen eines wundersamen Marienbildes berühmt gewesen, das der Legende nach von Engeln gebracht und auf einer Eiche abgelegt worden war. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts waren

jedoch die Türken in das Land eingefallen, hatten den Mönchen die Kehlen durchgeschnitten und das Kloster verwüstet. Es waren nur noch die Mauern und eine Kapelle übrig, die von einer Art Einsiedler bedient wurde. Der Einsiedler machte den Neugierigen die Ehre der Ruinen und gewährte den Pilgern, die zu Fuß von einem Ort der Verehrung zu einem anderen gingen und gerne im Kloster der Jungfrau von der Eiche Halt machten, Gastfreundschaft. Wie ich schon sagte, erfuhr ich das alles erst später, denn an diesem Abend hatte ich ganz andere Dinge im Kopf als die Archäologie der Serbiens. Wie es oft geschieht, wenn man seiner Fantasie freien Lauf lässt, dachte ich an vergangene Zeiten, an die schönen Tage meiner Kindheit, an mein schönes Frankreich, das ich für ein fernes und wildes Land verlassen hatte.

Ich dachte an die Herzogin von Gramont und, warum sollte ich es nicht zugeben, auch an einige andere Zeitgenossinnen der Damen Ihrer Großmütter, deren Bilder sich ohne mein Wissen in mein Herz geschlichen hatten, um dem Bild der reizenden Herzogin zu folgen.

Bald hatte ich meine Gastgeber und ihre Sorgen vergessen.

Plötzlich brach Georges das Schweigen.

»Frau«, sagte er, »um wie viel Uhr ist der alte Mann gegangen?«

»Um acht Uhr«, antwortete die Frau, »ich habe die Glocke des Klosters läuten hören.«

»Dann ist es ja gut«, sagte Georges, »es kann nicht mehr als halb acht Uhr sein. Und er schwieg und starrte wieder auf den breiten Weg, der sich im Wald verlor.«

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, meine Damen, dass die Serben, wenn sie jemanden des Vampirismus verdächtigen, es vermeiden, ihn beim Namen zu nennen oder direkt auf ihn zu verweisen, weil sie glauben, dass sie ihn damit aus dem Grab heraufbeschwören würden. Seit einiger Zeit nannte Georges seinen Vater nur noch den Alten, wenn er von ihm sprach.

Einige Augenblicke lang herrschte Schweigen. Plötzlich sagte eines der Kinder zu Sdenka und zog sie an der Schürze:

»Tante, wann kommt Großvater wieder nach Hause?«

Eine Ohrfeige von Georges war die Antwort auf diese unwillkommene Frage. Das Kind begann zu weinen, aber sein kleiner Bruder sagte mit einem Blick, der gleichzeitig erstaunt und ängstlich war:

»Warum denn, Vater, verbietest du uns, von Großvater zu sprechen?« Eine weitere Ohrfeige verschloss ihm den Mund. Die beiden Kinder fingen an zu schreien und die ganze Familie bekreuzigte sich.

Wir waren an diesem Punkt angelangt, als ich die Klosteruhr langsam acht Uhr schlagen hörte. Kaum hatten wir den ersten Schlag gehört, sahen wir, wie sich eine menschliche Gestalt aus dem Wald löste und auf uns zukam.

»Das ist er! Gott sei gelobt!«, riefen Sdenka, Peter und seine Schwägerin gleichzeitig.

»Gott habe uns in seiner heiligen Obhut!«, sagte Georg feierlich. »Woher sollen wir wissen, ob die zehn Tage abgelaufen sind oder nicht?«

Alle sahen ihn erschrocken an. Die menschliche Gestalt bewegte sich jedoch immer weiter. Es war ein großer alter Mann mit einem silbernen Schnurrbart, einem blassen und strengen Gesicht, der sich mühsam mit Hilfe eines Stocks vorwärts schleppte. Je weiter er ging, desto düsterer wurde Georg. Als der Neuankömmling in der Nähe war, blieb er stehen und ließ seine Augen über seine Familie schweifen, die er nicht zu sehen schienen, weil sie so trübe und tief in den Höhlen lagen.

»Nun«, sagte er mit hohler Stimme, »steht denn niemand auf, um mich zu empfangen? Was bedeutet dieses Schweigen? Seht ihr nicht, dass ich verletzt bin?«

Ich sah, dass die linke Seite des alten Mannes blutbefleckt war.

»Stützen Sie Ihren Vater«, sagte ich zu Georg, »und Sie, Sdenka, sollten ihm etwas Herzhaftes geben, denn er ist kurz davor, zusammenzubrechen.«

»Mein Vater«, sagte Georg und ging auf Gorchu zu, »zeigen Sie mir Ihre Wunde, ich kenne mich aus und werde sie verbinden.«

Er machte Anstalten, ihm das Gewand zu öffnen, aber der alte Mann stieß ihn grob zurück und bedeckte seine Seite mit beiden Händen.

»Geh, du Ungeschickter«, sagte er, »du hast mir wehgetan!«

»Aber Sie sind doch am Herzen verletzt!« rief Georges bleich; »los, los, ziehen Sie Ihr Gewand aus, es muss sein, es muss sein, sage ich Ihnen!«

Der alte Mann stand aufrecht und starr.

»Nimm dich in Acht«, sagte er mit dumpfer Stimme, »wenn du mich berührst, verfluche ich dich!«

Pierre stellte sich zwischen Georges und seinen Vater.

»Lass ihn«, sagte er, »du siehst doch, dass er leidet!«

»Verärgere ihn nicht«, fügte seine Frau hinzu, »du weißt, dass er das nie geduldet hat! In diesem Moment sahen wir eine Schafherde, die von der Weide zurückkehrte und sich in einer Staubwolke auf das Haus zu bewegte. Entweder hatte der Hund, der die Herde begleitete, seinen alten Herrn nicht erkannt, oder er wurde von einem anderen Motiv getrieben. Sobald er Gorchu erblickte, blieb er mit gesträubtem Fell stehen und begann zu heulen, als ob er etwas Übernatürliches gesehen hätte.«

»Was ist mit dem Hund los?«, sagte der alte Mann und wurde immer unzufriedener, »was hat das alles zu bedeuten? Bin ich ein Fremder in meinem eigenen Haus geworden? Haben mich zehn Tage in den Bergen so verändert, dass selbst meine Hunde mich nicht mehr erkennen?«

»Hörst du es?«, sagte George zu seiner Frau.

»Was ist denn?«

»Er gibt zu, dass die zehn Tage vorbei sind!«

»Aber nein, er ist doch zum vereinbarten Termin zurückgekommen!«

»Es ist gut, es ist gut, ich weiß, was zu tun ist.«

Als der Hund weiter heulte, rief Gorcha: »Ich will, dass er getötet wird. Hörst du mich?«

Georg rührte sich nicht, aber Peter stand mit Tränen in den Augen auf, nahm die Arkebuse seines Vaters und schoss auf den Hund, der in den Staub rollte.

Das war doch mein Lieblingshund«, sagte er leise, »ich weiß nicht, warum der Vater wollte, dass er getötet wird!«

»Weil er es verdient hat, getötet zu werden«, sagte Gorcha. »Komm, es ist kalt, ich will ins Haus!«

Während das draußen geschah, hatte Sdenka für den Alten einen Tee aus Branntwein, der mit Birnen, Honig und Rosinen gekocht wurde, zubereitet, aber der Vater wies ihn mit Abscheu zurück. Er zeigte die gleiche Abneigung gegen das Hammelfleisch mit Reis, das Georg ihm vorsetzte, und setzte sich an den Herd, wobei er unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelte.

Ein Kiefernfeuer flackerte im Kamin und belebte mit seinem zitternden Schein das Gesicht des alten Mannes, das so bleich und zerschlagen war, dass man es ohne die Beleuchtung für das eines Toten hätte halten können. Sdenka kam und setzte sich zu ihm.

»Mein Vater«, sagte sie, »Sie wollen nichts essen und sich nicht ausruhen; wie wäre es, wenn Sie uns von Ihren Abenteuern in den Bergen erzählten?«

Das Mädchen wusste, dass sie damit einen Nerv traf, denn der alte Mann sprach gerne von Kriegen und Kämpfen. Daher erschien eine Art Lächeln auf seinen verfärbten Lippen, ohne dass seine Augen daran teilnahmen, und er antwortete, indem er mit der Hand über sein schönes blondes Haar strich:

»Ja, meine Tochter, ja, Sdenka, ich will dir gerne erzählen, was mir in den Bergen widerfahren ist, aber das muss ein anderes Mal sein, denn ich bin heute müde. Ich will dir aber sagen, dass Alibek nicht mehr lebt und dass er durch meine Hand umgekommen ist. Wenn jemand daran zweifelt«, fuhr der alte Mann fort und ließ seinen Blick über seine Familie schweifen, »hier ist der Beweis dafür.«

Er öffnete eine Art Umhängetasche, die hinter seinem Rücken hing, und zog einen bleichen, blutigen Kopf heraus, dem sein eigener an Blässe in nichts nachstand. Wir wandten uns entsetzt ab, aber Gorcha gab ihn Peter:

»Hier«, sagte er, »binde es über der Tür fest, damit alle Vorübergehenden erfahren, dass Alibek getötet ist und die Straßen von Räubern gesäubert sind, wenn ich die Janitscharen des Sultans nicht mitzähle!«

Peter gehorchte angewidert.

»Jetzt verstehe ich alles«, sagte er, »der arme Hund, den ich getötet habe, hat nur geheult, weil er totes Fleisch witterte!«

»Ja, er witterte totes Fleisch«, antwortete Georges mit finsterner Miene, der unbemerkt aus dem Haus gegangen war und jetzt wieder hereinkam, mit einem

Gegenstand in der Hand, den er in eine Ecke legte und den ich für einen Pfahl hielt.

»Georges«, sagte seine Frau mit halber Stimme, »du willst doch nicht etwa . . . «

»Bruder«, fügte die Schwester hinzu, »was willst du tun? Aber nein, nein, das wirst du nicht tun, oder?«

»Ich weiß, was ich zu tun habe, und ich werde nichts tun, was nicht notwendig ist«, antwortete George.

Inzwischen war es Nacht geworden und die Familie ging in einen Teil des Hauses, der nur durch eine dünne Trennwand von meinem Zimmer getrennt war, um sich schlafen zu legen. Ich muss zugeben, dass das, was ich am Abend gesehen hatte, meine Fantasie beeindruckt hatte. Mein Licht war erloschen, der Mond schien in ein kleines, niedriges Fenster neben meinem Bett und warf einen fahlen Schein auf den Boden und die Wände, ungefähr so, wie er jetzt, meine Damen, in dem Salon, in dem wir uns befinden, schimmert. Ich wollte schlafen, konnte es aber nicht. Ich führte meine Schlaflosigkeit auf das Mondlicht zurück und suchte nach etwas, das ich als Vorhang benutzen konnte, aber ich fand nichts. Dann hörte ich hinter der Trennwand verwirrende Stimmen und begann zu lauschen.

»Leg dich hin, Frau«, sagte Georg, »und du, Peter, und du, Sdenka. Sorge dich um nichts, ich werde für dich wachen.«

»Aber, Georges«, antwortete seine Frau, »es ist eher meine Aufgabe, zu wachen, du hast letzte Nacht gewacht, du musst müde sein. Außerdem muss ich auch ohne das auf unseren Ältesten aufpassen. Du weißt, dass es ihm seit gestern nicht gut geht.«

»Sei ruhig und leg dich hin«, sagte Georges, »ich werde für uns beide wachen!«

»Aber, mein Bruder«, sagte Sdenka mit ihrer sanftesten Stimme, »es scheint mir, dass es sinnlos wäre, zu wachen. Unser Vater ist schon eingeschlafen, und sieh, wie ruhig und friedlich er aussieht.«

»Sie verstehen beide nichts davon«, sagte Georg in einem Ton, der keine Widerrede duldete. »Ich sage Ihnen, Ihr sollt euch hinlegen und mich wachen lassen.«

Dann herrschte eine tiefe Stille. Bald spürte ich, wie mir die Augenlider zufielen und der Schlaf sich meiner Sinne bemächtigte.

Ich glaubte zu sehen, wie sich meine Tür langsam öffnete und der alte Gorcha auf der Schwelle erschien. Doch ich ahnte seine Gestalt eher, als dass ich sie sah, denn in dem Raum, aus dem er kam, war es sehr dunkel. Es schien mir, als ob seine erloschenen Augen meine Gedanken erraten wollten und der Bewegung meines Atems folgten. Dann setzte er einen Fuß vor, dann den anderen. Dann begann er mit äußerster Vorsicht, mit schnellen Schritten auf mich zuzugehen. Dann machte er einen Sprung und stand neben meinem Bett. Ich hatte unaussprechliche Ängste, aber eine unbesiegbare Kraft hielt mich still. Der Alte beugte sich über mich und brachte sein bleiches Gesicht so nah an meines, dass ich glaubte, seinen leichenhaften Atem zu spüren. Dann machte ich eine

übernatürliche Anstrengung und erwachte schweißgebadet. Es war niemand in meinem Zimmer, aber als ich zum Fenster blickte, sah ich deutlich den alten Gorch, der draußen sein Gesicht an die Scheibe gedrückt hatte und mich mit furchterregenden Augen anstarrte. Ich hatte die Kraft, nicht zu schreien, und die Geistesgegenwart, liegen zu bleiben, als ob ich nichts gesehen hätte. Der Alte schien nur gekommen zu sein, um sich zu vergewissern, dass ich schlief, denn er machte keine Anstalten, hereinzukommen, sondern entfernte sich, nachdem er mich gründlich untersucht hatte, vom Fenster und ich hörte ihn im Nebenzimmer auf und ab gehen. George war eingeschlafen und schnarchte, dass die Wände wackelten. Das Kind hustete in diesem Moment und ich konnte Gorchs Stimme hören.

»Er sagte: »Schläfst du nicht, Kleiner?«

»Nein, Großvater«, antwortete das Kind, »und ich würde gerne mit dir reden.«

»Ah, du möchtest mit mir reden, und worüber sollen wir reden?«

»Ich möchte, dass du mir erzählst, wie du mit den Türken gekämpft hast, denn ich würde auch gerne mit den Türken kämpfen!«

»Ich habe darüber nachgedacht, Kind, und ich habe dir einen kleinen Yatagan mitgebracht, den ich dir morgen geben werde.«

»Ach, Großvater, gib ihn mir lieber gleich, denn du schläfst ja nicht.«

»Aber warum hast du nicht mit mir gesprochen, solange es Tag war?«

»Weil Papa es mir verboten hat!«

»Dein Papa ist vorsichtig. Möchtest du also deinen kleinen Yatagan haben?«

»Oh ja, das möchte ich, aber nicht hier, weil Papa sonst aufwachen könnte!«

»Aber wohin denn dann?«

»Wenn wir rausgehen, verspreche ich dir, dass du dich benimmst und keinen Mucks von dir gibst!«

Ich glaubte, ein Kichern von Gorch zu hören und hörte, wie das Kind aufstand. Ich glaubte nicht an Vampire, aber der Albtraum, den ich gerade gehabt hatte, hatte auf meine Nerven gewirkt und da ich mir keine Vorwürfe machen wollte, stand ich auf und schlug mit der Faust gegen die Trennwand. Der Schlag hätte ausgereicht, um die sieben Schläfer zu wecken, aber nichts deutete darauf hin, dass er von der Familie gehört worden war. Ich stürzte zur Tür, fest entschlossen, das Kind zu retten, aber ich fand sie von außen verschlossen und die Schlösser gaben meinen Bemühungen nicht nach. Während ich versuchte, die Tür aufzubrechen, sah ich den alten Mann mit dem Kind auf dem Arm an meinem Fenster vorbeigehen.

»Stehen Sie auf, stehen Sie auf!«, rief ich mit aller Kraft und rüttelte an der Wand. Erst dann wachte George auf.

»Wo ist der Alte?«, sagte er.

»Komm schnell raus«, rief ich ihm zu, »er hat gerade dein Kind mitgenommen!«

Georg trat die Tür auf, die ebenso wie meine von außen geschlossen worden war, und rannte in Richtung Wald. Schließlich gelang es mir, Peter, seine Schwägerin und Sdenka zu wecken. Wir versammelten uns vor dem Haus und nach einigen Minuten des Wartens sahen wir Georg mit seinem Sohn zurückkehren. Er hatte ihn ohnmächtig auf dem breiten Weg gefunden, aber bald war er wieder zu sich gekommen und schien nicht kränker als zuvor. Als er gefragt wurde, antwortete er, dass sein Großvater ihm nichts getan habe und dass sie zusammen ausgegangen seien, um sich in Ruhe zu unterhalten, aber als er draußen gewesen sei, habe er das Bewusstsein verloren, ohne sich zu erinnern, wie Gorcha war verschwunden.

Den Rest der Nacht verbrachte er, wie man sich vorstellen kann, schlaflos.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass die Donau, die eine Viertelmeile vom Dorf entfernt den Hauptweg kreuzte, begonnen hatte, Eiszapfen zu transportieren, was in diesen Gegenden immer gegen Ende des Herbstes und zu Beginn des Frühlings geschieht. Der Weg war für einige Tage gesperrt und ich konnte nicht an meine Abreise denken. Und selbst wenn ich es gekonnt hätte, hätte mich die Neugierde, verbunden mit einer stärkeren Anziehungskraft, zurückgehalten. Je öfter ich Sdenka sah, desto mehr fühlte ich mich geneigt, sie zu lieben. Ich gehöre nicht zu denen, meine Damen, die an plötzliche und unwiderstehliche Leidenschaften glauben. Aber ich glaube, dass es Fälle gibt, in denen sich die Liebe schneller als üblich entwickelt. Sdenkas originelle Schönheit, die einzigartige Ähnlichkeit mit der Herzogin von Gramont, vor der ich in Paris geflohen war und die ich hier wiederfand, in einem malerischen Kostüm, in einer fremden und harmonischen Sprache, das charakteristische Merkmal in ihrem Gesicht, für das ich in Frankreich zwanzig Mal gejagt wurde, ich mich zwanzigmal hatte töten lassen wollen, all das, zusammen mit der Einzigartigkeit meiner Situation und den Geheimnissen, die mich umgaben, sollte dazu beitragen, dass in mir ein Gefühl reifte, das sich unter anderen Umständen vielleicht nur vage und flüchtig gezeigt hätte.

Im Laufe des Tages hörte ich, wie Sdenka sich mit ihrem jüngeren Bruder unterhielt.

»Was denkst du über das alles?«, sagte sie, »verdächtigst du auch unseren Vater?«

»Ich wage nicht, ihn zu verdächtigen«, antwortete Peter, »umso weniger, als das Kind sagt, dass er ihm nichts getan hat. Und was sein Verschwinden angeht, so weißt du, dass er sich nie gemeldet hat, wenn er nicht da war.«

»Das weiß ich«, sagte Sdenka, »aber dann müssen wir ihn retten, denn du kennst Georg. . . .«

»Ja, ja, ich kenne ihn. Mit ihm zu reden wäre sinnlos, aber wir werden den Pfahl verstecken, und er wird nicht nach einem anderen suchen, denn auf dieser Seite des Gebirges gibt es keine einzige Espel!«

»Ja, wir verstecken den Pfahl, aber wir dürfen den Kindern nichts davon erzählen, denn sie könnten vor Georg darüber schwatzen!«

»Wir werden uns hüten«, sagte Pierre. Und sie gingen auseinander.

Die Nacht kam, ohne dass wir etwas über den alten Gorcha erfahren hatten. Ich lag wie am Vortag auf meinem Bett und der Mond schien voll in mein Zimmer. Als der Schlaf meine Gedanken zu trüben begann, spürte ich instinktiv, dass sich der alte Mann näherte. Ich öffnete die Augen und sah sein bleiches Gesicht an mein Fenster gepresst.

Diesmal wollte ich aufstehen, aber es war unmöglich. Ich hatte das Gefühl, dass alle meine Glieder gelähmt waren. Nachdem er mich noch einmal genau angesehen hatte, ging der alte Mann weg. Ich hörte, wie er um das Haus herumging und leise an das Fenster des Zimmers klopfte, in dem Georg und seine Frau schliefen. Das Kind wälzte sich in seinem Bett hin und her und stöhnte im Traum. Es vergingen einige Minuten der Stille, dann hörte ich wieder das Klopfen am Fenster. Dann wimmerte das Kind erneut und wachte auf . . .

»Bist du das, Großvater?«, sagte es.

»Ich bin es«, antwortete eine dumpfe Stimme, »und ich bringe dir deinen kleinen Yatagan.«

»Aber ich kann nicht rausgehen, Papa hat es mir verboten!«

»Du brauchst nicht auszusteigen, öffne nur das Fenster und komm und küsse mich!«

Das Kind stand auf und ich hörte, wie es das Fenster öffnete. Ich nahm all meine Energie zusammen, sprang von meinem Bett und rannte zum Schott und klopfte daran. In einer Minute war George auf den Beinen. Ich hörte ihn fluchen, seine Frau schrie laut auf, und bald war das ganze Haus um das leblose Kind versammelt. Gorcha war wie am Vortag verschwunden. Mit viel Mühe gelang es uns, das Kind wieder zu Bewusstsein zu bringen, aber es war sehr schwach und atmete nur mühsam. Der arme Junge wusste nicht, warum er ohnmächtig geworden war. Seine Mutter und Sdenka schrieben es dem Schrecken zu, dass er beim Gespräch mit seinem Großvater erwischt worden war. Ich selbst sagte nichts. Als sich das Kind beruhigt hatte, legten sich alle außer Georg wieder ins Bett.

Gegen Morgen hörte ich, wie er seine Frau weckte, und wir sprachen leise miteinander. Sdenka gesellte sich zu ihnen und ich hörte, wie sie und ihre Schwägerin schluchzten.

Das Kind war tot.

Ich übergehe die Verzweigung der Familie. Niemand gab dem alten Gorcha die Schuld daran. Zumindest wurde nicht offen darüber gesprochen.

Georges schwieg, aber sein immer noch düsterer Gesichtsausdruck hatte jetzt etwas Schreckliches an sich. Zwei Tage lang ließ sich der alte Mann nicht blicken. In der Nacht nach dem dritten Tag (dem Tag, an dem das Kind beerdigt wurde) glaubte ich, Schritte um das Haus herum zu hören und die Stimme eines alten Mannes, der nach dem kleinen Bruder des Verstorbenen rief. Für einen Moment schien es mir auch, als sähe ich Gorchas Gesicht an mein Fenster gedrückt, aber ich konnte nicht erkennen, ob es Wirklichkeit oder nur eine Einbildung war, da

der Mond in dieser Nacht verhüllt war. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, Georg davon zu erzählen. Er fragte den Jungen und dieser antwortete, dass er tatsächlich von seinem Großvater gerufen worden war und ihn durch das Fenster hatte schauen sehen. Georges wies seinen Sohn streng an, ihn zu wecken, wenn der Alte noch erscheine.

All diese Umstände hinderten mich nicht daran, meine Zuneigung zu Sdenka immer weiter zu steigern.

Den ganzen Tag über hatte ich nicht ohne Zeugen mit ihr sprechen können. Als es Nacht wurde, schmerzte der Gedanke an meine bevorstehende Abreise mein Herz. Sdenkas Zimmer war von meinem nur durch eine Art Korridor getrennt, der auf der einen Seite auf die Straße und auf der anderen Seite auf den Hof führte.

Die Familie meiner Gastgeber war zu Bett gegangen, als mir der Gedanke kam, dass ich mich auf dem Land umsehen sollte, um mich abzulenken. Als ich in den Flur trat, sah ich, dass Sdenkas Tür einen Spalt breit offen stand.

Unwillkürlich blieb ich stehen. Das wohlbekannte Streichen eines Kleides ließ mein Herz höher schlagen. Dann hörte ich halblaut gesungene Worte. Es war der Abschied, den ein serbischer König, der in den Krieg zog, an seine Schöne richtete.

Oh, meine junge Pappel«, sagte der alte König, »ich ziehe in den Krieg und du wirst mich vergessen!«

»Die Bäume, die am Fuß des Berges wachsen, sind schlank und biegsam, aber deine Größe ist es noch mehr!«

»Die Früchte der Eberesche, die der Wind hin und her schwingt, sind rot, aber deine Lippen sind röter als die Früchte der Eberesche!«

»Und ich bin wie eine alte Eiche, die ihre Blätter abgeworfen hat, und mein Bart ist weißer als der Schaum der Donau!«

»Und du wirst mich vergessen, o meine Seele, und ich werde vor Kummer sterben, denn der Feind wird es nicht wagen, den alten König zu töten!«

»Und die Schöne antwortete: Ich schwöre, dass ich dir treu bleiben und dich nicht vergessen werde. Wenn ich meinen Eid nicht halte, so mögest du nach deinem Tod kommen und alles Blut aus meinem Herzen saugen!«

»Der alte König sprach: So sei es! - Und er zog in den Krieg. Und bald vergaß ihn die Schöne! . . . «

Hier hielt Sdenka inne, als hätte sie Angst, die Ballade zu beenden. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen. Diese so sanfte, ausdrucksstarke Stimme war die Stimme der Herzogin von Gramont. . . . Ohne über irgendetwas nachzudenken, stieß ich die Tür auf und trat ein. Sdenka hatte gerade eine Art Kasack abgelegt, den die Frauen in ihrem Land tragen. Ihr Kostüm bestand aus einem mit Gold und roter Seide bestickten Hemd, das von einem einfachen, karierten Rock um die Taille gehalten wurde. Ihre schönen blonden Zöpfe waren offen und ihr Negligé unterstrich ihre Attraktivität. Sie war über mein plötzliches Erscheinen nicht verärgert, sondern verwirrt und errötete leicht.

»Oh«, sagte sie, »warum sind Sie gekommen und was würde man von mir denken, wenn man uns erwischte?«

»Sdenka, meine Seele«, sagte ich, »seien Sie beruhigt, alles schläft um uns herum, nur die Grille im Gras und der Maikäfer in der Luft können hören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

»Oh, mein Freund, flieh, flieh! Wenn mein Bruder uns erwischt, bin ich verloren!«

»Sdenka, ich gehe erst, wenn du mir versprochen hast, mich immer zu lieben, so wie die Schöne es dem König in der Ballade versprochen hat. Ich gehe bald, Sdenka, wer weiß, wann wir uns wiedersehen? Sdenka, ich liebe Sie mehr als meine Seele, mehr als mein Heil. . . mein Leben und mein Blut gehören Ihnen. . . gibst du mir nicht eine Stunde dafür?«

»In einer Stunde kann viel geschehen«, sagte Sdenka nachdenklich, aber sie ließ ihre Hand in der meinen. Sie kennen meinen Bruder nicht«, fuhr sie fort und erschauerte; »ich habe eine Ahnung, dass er kommen wird.«

»Beruhige dich, meine Sdenka«, sagte ich, »dein Bruder ist müde vom Wachen, er ist vom Wind, der in den Bäumen spielt, eingeschlafen, sein Schlaf ist schwer, die Nacht ist lang, und ich bitte dich nur um eine Stunde! Und dann lebe wohl. . . vielleicht für immer!«

»Oh, nein, nein, nicht für immer!«, sagte Sdenka schnell und wich zurück, als fürchtete sie sich vor ihrer eigenen Stimme.

»Oh, Sdenka«, rief ich, »ich sehe nur Sie, ich höre nur Sie, ich bin nicht mehr Herr meiner selbst, ich gehorche einer höheren Macht, verzeihen Sie mir, Sdenka! Und wie ein Verrückter drückte ich sie an mein Herz.«

»Oh, Sie sind nicht mein Freund«, sagte sie, als sie sich aus meinen Armen löste und in die hinterste Ecke ihres Zimmers flüchtete. Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete, denn ich war selbst verwirrt über meine Kühnheit, nicht weil sie mir in solchen Fällen nicht manchmal gelungen wäre, sondern weil ich mich trotz meiner Leidenschaft einer aufrichtigen Achtung vor Sdenkas Unschuld nicht erwehren konnte.

Ich hatte zwar anfangs einige dieser galanten Sätze gesagt, die den Schönen unserer Zeit nicht missfielen, aber bald schämte ich mich dafür und gab sie auf, weil ich sah, dass die Einfachheit des Mädchens sie daran hinderte, zu verstehen, was Sie, meine Damen, wie ich an Ihrem Lächeln sehe, halbwegs erahnt hatten.

Ich stand vor ihr und wusste nicht, was ich ihr sagen sollte, als ich plötzlich sah, wie sie zusammenzuckte und mit einem Blick des Schreckens aus dem Fenster starrte. Ich folgte der Richtung ihrer Augen und sah deutlich das unbewegliche Gesicht von Gorcha, der uns von draußen beobachtete.

Im selben Moment spürte ich, wie sich eine schwere Hand auf meine Schulter legte. Ich drehte mich um. Es war George.

»Was machen Sie hier?«, fragte er.

Verwirrt von diesem plötzlichen Apostroph zeigte ich ihm seinen Vater, der uns aus dem Fenster beobachtete und verschwand, sobald George ihn sah.

»Ich hatte den Alten gehört und war gekommen, um Ihre Schwester zu warnen«, sagte ich. Georges sah mich an, als ob er in meine Seele blicken wollte.

Dann nahm er mich am Arm, führte mich in mein Zimmer und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Am nächsten Tag versammelte sich die Familie vor der Haustür um einen mit Milchprodukten beladenen Tisch.

»Wo ist das Kind?«, sagte Georges.

»Es ist im Hof«, antwortete die Mutter, »es spielt ganz allein sein Lieblingsspiel und stellt sich vor, gegen die Türken zu kämpfen.«

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, sahen wir zu unserer größten Überraschung aus dem Wald die große Gestalt von Gorcha hervortreten, der langsam auf unsere Gruppe zuging und sich an den Tisch setzte, wie er es am Tag meiner Ankunft getan hatte.

»Vater, sei willkommen«, flüsterte seine Schwiegertochter mit kaum verständlicher Stimme.

»Seien Sie willkommen, mein Vater«, wiederholten Sdenka und Peter mit leiser Stimme.

»Vater«, sagte Georg mit fester Stimme, aber in anderer Farbe, »wir erwarten Sie, um das Gebet zu sprechen!«

Der Alte wandte sich ab und runzelte die Stirn.

»Das Gebet in diesem Augenblick!«, wiederholte Georg, »und machen Sie das Zeichen des Kreuzes oder beim heiligen Georg . . . «

Sdenka und ihre Schwägerin beugten sich zu dem Alten hinunter und baten ihn, das Gebet zu sprechen.

»Nein, nein, nein«, sagte der alte Mann, »er hat nicht das Recht, mir zu befehlen, und wenn er darauf besteht, verfluche ich ihn!«

Georg stand auf und lief ins Haus. Bald kam er zurück, mit Wut in den Augen.

»Wo ist der Pfahl?«, rief er, »wo hast du den Pfahl versteckt?« Sdenka und Peter tauschten einen Blick aus.

»Leichnam!«, sagte Georg zu dem Alten, »was hast du mit meinem ältesten Sohn gemacht? Warum hast du mein Kind getötet? Gib mir meinen Sohn zurück, Leichnam!«

Während er so sprach, wurde er immer blasser und seine Augen wurden immer lebhafter.

Der Alte sah ihn böse an und rührte sich nicht.

»Oh, der Pfahl, der Pfahl!«, rief George. »Derjenige, der ihn versteckt hat, soll für das Unglück, das uns erwartet, zur Rechenschaft gezogen werden!«

In diesem Moment hörten wir das fröhliche Lachen des jüngeren Kindes und sahen ihn auf einem großen Pfahl reiten, den er mit sich schleppte und mit seiner

kleinen Stimme den Kriegeruf der Serben ausrief, wenn sie den Feind angriffen.

Bei diesem Anblick flammten Georges Augen auf. Er entriss dem Kind den Pflock und stürzte sich auf seinen Vater. Dieser schrie auf und rannte mit einer Geschwindigkeit, die so wenig seinem Alter entsprach, dass sie übernatürlich wirkte, in Richtung des Waldes.

Georg verfolgte ihn über die Felder und wir verloren sie bald aus den Augen.

Die Sonne war untergegangen, als Georg nach Hause kam, totenbleich und mit gesträubten Haaren. Er setzte sich ans Feuer und ich glaubte, seine Zähne klappern zu hören. Niemand wagte es, ihn zu fragen. Um die Zeit, als die Familie sich zu trennen pflegte, schien er seine ganze Energie wiederzuerlangen, nahm mich beiseite und sagte auf die natürlichste Art und Weise:

»Mein lieber Gast, ich habe gerade den Fluss gesehen. Es gibt keine Eiszapfen mehr, der Weg ist frei, nichts steht Ihrer Abreise im Wege. Es ist nicht nötig«, fügte er mit einem Blick auf Sdenka hinzu, »sich von meiner Familie zu verabschieden. Sie wünscht Ihnen durch meinen Mund alles Glück, das man sich hier auf Erden wünschen kann, und ich hoffe, dass auch Sie uns in guter Erinnerung behalten werden. Morgen bei Tagesanbruch werden Sie Ihr Pferd gesattelt vorfinden und Ihr Führer wird bereit sein, Ihnen zu folgen. Leben Sie wohl, erinnern Sie sich manchmal an Ihren Gastgeber und verzeihen Sie ihm, wenn Ihr Aufenthalt hier nicht so frei von Drangsal war, wie ich es gewünscht hätte.«

Georges harte Züge hatten in diesem Moment einen fast herzlichen Ausdruck. Er führte mich in mein Zimmer und drückte mir ein letztes Mal die Hand. Dann zuckte er zusammen und seine Zähne klapperten, als ob er vor Kälte zitterte.

Als ich allein war, dachte ich nicht daran, ins Bett zu gehen, wie Sie sich denken können. Ich hatte mehrmals in meinem Leben geliebt. Ich hatte Ausbrüche von Zärtlichkeit, Verdruss und Eifersucht erlebt, aber niemals, nicht einmal als ich die Herzogin von Gramont verließ, hatte ich eine solche Traurigkeit empfunden, wie die, die mir jetzt das Herz zerriss. Noch bevor die Sonne erschien, zog ich meine Reisekleidung an und wollte eine letzte Unterredung mit Sdenka versuchen. Aber Georg wartete in der Eingangshalle auf mich. Jede Möglichkeit, sie wiederzusehen, war mir genommen.

Ich sprang auf mein Pferd und ritt los. Ich hatte mir vorgenommen, nach meiner Rückkehr aus Jassy wieder durch dieses Dorf zu reiten, und diese Hoffnung, so weit sie auch entfernt war, vertrieb nach und nach meine Sorgen. Ich dachte bereits voller Freude an den Moment der Rückkehr und meine Fantasie malte mir alle Einzelheiten aus, als ich durch eine plötzliche Bewegung des Pferdes beinahe aus dem Sattel gepflogen wäre. Das Tier blieb stehen, steifte sich auf die Vorderbeine und ließ mit den Nüstern jenen Alarmton hören, der seinen Artgenossen die Nähe einer Gefahr entlockt. Ich schaute genau hin und sah etwa hundert Schritte vor mir einen Wolf, der in der Erde buddelte. Als er auf mein Geräusch hin die Flucht ergriff, stieß ich meinem Pferd die Sporen in die Flanken und konnte es so vorwärts treiben. Da sah ich an der Stelle, die der Wolf verlassen

hatte, eine frische Grube. Außerdem schien ich die Spitze eines Pfahls zu sehen, der ein paar Zoll aus der Erde ragte, die der Wolf gerade aufgewühlt hatte. Ich kann dies jedoch nicht bestätigen, da ich sehr schnell an dieser Stelle vorbeikam.

Hier schwieg der Marquis und nahm eine Prise Tabak.

»Ist das alles?«, fragten die Damen.

»Leider nicht!«, antwortete Herr d'Urfé. »Was ich Ihnen noch zu erzählen habe, ist für mich eine weitaus schmerzhaftere Erinnerung, und ich würde viel darum geben, davon befreit zu werden.«

Die Geschäfte, die mich nach Jassy führten, hielten mich dort länger fest, als ich erwartet hatte. Ich beendete sie erst nach sechs Monaten. Was soll ich Ihnen sagen? Es ist eine traurige Wahrheit, das zuzugeben, aber es ist auch eine Wahrheit, dass es auf dieser Welt nur wenige dauerhafte Gefühle gibt. Der Erfolg meiner Verhandlungen, die Ermutigungen, die ich vom Kabinett in Versailles erhielt, die Politik, diese hässliche Politik, die uns in letzter Zeit so sehr gelangweilt hat, schwächte bald die Erinnerung an Sdenka in meinem Geist ab. Dann hatte mir die Frau des Hospodař, eine sehr schöne Person, die unsere Sprache perfekt beherrschte, gleich nach meiner Ankunft die Ehre erwiesen, mich unter einigen anderen jungen Ausländern, die sich in Jassy aufhielten, auszuzeichnen. Da ich, wie ich es war, nach den Grundsätzen der französischen Galanterie erzogen worden war, hätte mein gallisches Blut bei dem Gedanken, das Wohlwollen, das mir die Schönheit entgegenbrachte, mit Undankbarkeit zu bezahlen, rebelliert. Um mich in die Lage zu versetzen, die Interessen und Rechte Frankreichs geltend zu machen, begann ich damit, mich mit allen in Hospodař zu identifizieren.

Als ich in mein Land zurückgerufen wurde, nahm ich den Weg wieder auf, der mich nach Jassy geführt hatte.

Ich dachte nicht mehr an Sdenka oder ihre Familie, als ich eines Abends beim Reiten durch die Landschaft eine Glocke hörte, die acht Uhr schlug. Der Klang kam mir nicht unbekannt vor und mein Führer sagte mir, dass er aus einem nicht weit entfernten Kloster kam. Ich fragte ihn nach dem Namen des Klosters und erfuhr, dass es das Kloster der Jungfrau von der Eiche war. Ich beschleunigte das Tempo meines Pferdes und bald klopfen wir an die Tür des Klosters. Der Eremit kam, öffnete uns und führte uns in die Wohnung der Fremden. Ich fand sie so voll mit Pilgern, dass ich die Lust verlor, dort zu übernachten, und fragte, ob ich im Dorf eine Herberge finden könnte.

»Sie werden mehr als eine finden«, antwortete der Einsiedler mit einem tiefen Seufzer, »dank des Ungläubigen Gorcha gibt es hier keinen Mangel an leeren Häusern.«

»Was soll das heißen?«, fragte ich, »Lebt der alte Gorcha noch?«

»Oh nein, der ist gut und schön mit einem Pfahl im Herzen begraben! Aber er hatte das Blut von Georgs Sohn gesaugt. Der Junge kam eines Nachts zurück, weinte an der Tür und sagte, dass ihm kalt sei und er nach Hause wolle. Seine törichte Mutter hatte nicht den Mut, ihn zurück zum Friedhof zu schicken,

obwohl sie ihn selbst beerdigt hatte, und öffnete ihm. Da stürzte er sich auf sie und saugte sie zu Tode. Als sie selbst begraben wurde, kam sie zurück und saugte das Blut ihres zweiten Sohnes, dann das ihres Mannes und dann das ihres Schwagers. Sie waren alle tot.«

»Und Sdenka?«, fragte ich.

»Oh, die wurde verrückt vor Schmerz; das arme Kind, erzählen Sie besser nicht davon!«

Die Antwort des Einsiedlers war nicht positiv und ich hatte nicht den Mut, meine Frage zu wiederholen.

»Vampirismus ist ansteckend«, fuhr der Einsiedler fort und machte eine Handbewegung; »viele Familien im Dorf sind davon befallen, viele Familien sind bis auf den letzten Mann gestorben, und wenn Sie mir glauben wollen, bleiben Sie heute Nacht im Kloster, denn selbst wenn Sie im Dorf nicht von den Vourdalaks aufgefressen werden, wird die Angst, die sie Ihnen einjagen, ausreichen, um Ihr Haar weiß zu färben, bevor ich die Mette eingeläutet habe. Ich bin nur ein armer Ordensmann«, fuhr er fort, »aber die Großzügigkeit der Reisenden hat mich in die Lage versetzt, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ich habe köstlichen Käse, Rosinen, die einem schon beim Anblick das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen, und einige Flaschen Tokajer Wein, der dem Wein, der Seiner Heiligkeit dem Patriarchen serviert wird, in nichts nachsteht!«

In diesem Augenblick schien es mir, dass der Einsiedler sich dem Wirt zuwandte. Ich glaubte, er habe mir absichtlich blaue Märchen erzählt, um mir Gelegenheit zu geben, mich dem Himmel wohlgefällig zu machen, indem ich die Großzügigkeit der Reisenden nachahmte, die den heiligen Mann in die Lage versetzt hatten, für ihre Bedürfnisse zu sorgen.

Und dann machte das Wort Angst zu allen Zeiten auf mich die Wirkung des Horns auf ein Kriegskurier. Ich hätte mich geschämt, wenn ich nicht sofort losgegangen wäre. Mein Führer zitterte und bat mich, bleiben zu dürfen, was ich ihm gerne gewährte.

Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis ich das Dorf erreichte. Ich fand es verlassen vor. Kein Licht brannte in den Fenstern, kein Lied war zu hören. Ich ging schweigend an all diesen Häusern vorbei, von denen mir die meisten bekannt waren, und erreichte schließlich das Haus von Georges. Entweder war es eine sentimentale Erinnerung oder die Unbesonnenheit eines jungen Mannes, und ich beschloss, dort die Nacht zu verbringen.

Ich stieg vom Pferd und klopfte an die Tür. Niemand antwortete. Ich stieß die Tür auf, sie öffnete sich mit einem Schrei in den Angeln und ich betrat den Hof.

Ich band mein gesatteltes Pferd unter einem Schuppen an, wo ich einen Hafervorrat für eine Nacht fand, und ritt entschlossen auf das Haus zu.

Keine Tür war verschlossen, doch alle Zimmer schienen unbewohnt zu sein. Sdenkas Zimmer schien erst am Vorabend verlassen worden zu sein. Einige Kleidungsstücke lagen noch auf dem Bett. Einige Schmuckstücke, die sie von mir

hatte und unter denen ich ein kleines Kreuz aus Emaille erkannte, das ich auf der Durchreise durch Pesth gekauft hatte, glänzten auf einem Tisch im Mondlicht. Ich konnte mich eines Herzschmerzes nicht erwehren, obwohl meine Liebe vergangen war. Dennoch hüllte ich mich in meinen Mantel und legte mich auf das Bett. Bald überkam mich der Schlaf. Ich kann mich nicht mehr an die Einzelheiten meines Traums erinnern, aber ich weiß, dass ich Sdenka wiedersah, schön, naiv und liebevoll wie früher. Als ich sie sah, machte ich mir Vorwürfe wegen meiner Selbstsucht und meiner Unbeständigkeit. Wie konnte ich dieses arme Kind, das mich liebte, verlassen, wie konnte ich sie vergessen, fragte ich mich. Dann verschmolz mein Gedanke mit dem der Herzogin von Gramont und ich sah in den beiden Bildern nur ein und dieselbe Person. Ich warf mich Sdenka zu Füßen und flehte sie um Vergebung an. Mein ganzes Wesen, meine ganze Seele verschmolz in einem unaussprechlichen Gefühl der Melancholie und des Glücks.

Ich hatte gerade meinen Traum beendet, als ich von einem harmonischen Klang geweckt wurde, der dem Rascheln eines Weizenfeldes ähnelte, das von einer leichten Brise bewegt wird. Ich glaubte, die Ähren melodisch aneinanderschlagen zu hören, und der Gesang der Vögel vermischte sich mit dem Rauschen eines Wasserfalls und dem Flüstern der Bäume. Dann schien mir, dass all diese verwirrenden Geräusche nur das Streichen eines Frauenkleides waren, und ich blieb bei diesem Gedanken stehen. Ich öffnete die Augen und sah Sdenka neben meinem Bett stehen. Der Mond schien so hell, dass ich die lieblichen Züge, die mir früher so lieb gewesen waren, deren Wert ich aber erst durch meinen Traum so richtig zu schätzen wusste, bis ins kleinste Detail erkennen konnte. Ich fand Sdenka schöner und entwickelter. Sie war genauso gekleidet wie beim letzten Mal, als ich sie allein gesehen hatte; ein einfaches, mit Gold und Seide besticktes Hemd und ein Rock, der eng über den Hüften lag.

»Sdenka!«, sagte ich und erhob mich auf die Beine, »sind Sie das, Sdenka?

»Ja, ich bin es«, antwortete sie mit sanfter, trauriger Stimme, »es ist deine Sdenka, die du vergessen hast. Ach, warum bist du nicht früher zurückgekommen? Jetzt ist alles vorbei, du musst gehen, noch einen Augenblick länger und du bist verloren. Leb wohl, mein Freund, leb wohl für immer!«

»Sdenka«, sagte ich, »Sie haben viel Unglück gehabt, wie ich höre. Komm, wir wollen miteinander reden, das wird dir helfen!«

»Oh, mein Freund«, sagte sie, »man darf nicht alles glauben, was man über uns sagt, aber geh, geh so schnell wie möglich, denn wenn du hier bleibst, ist dein Untergang gewiss.«

»Aber, Sdenka, was ist das für eine Gefahr, die mir droht? Können Sie mir nicht eine Stunde geben, nur eine Stunde, um mit Ihnen zu sprechen?«

Sdenka stutzte, und in ihrem ganzen Wesen vollzog sich eine seltsame Wandlung.

»Ja«, sagte sie, »eine Stunde, eine Stunde, nicht wahr, wie damals, als ich die Ballade vom alten König gesungen habe und du in dieses Zimmer gekommen bist? Ist es das, was du meinst? Nun, so sei es, ich gebe dir eine Stunde!«

»Aber nein, nein«, sagte sie und riss sich zusammen, »geh, geh! - Geh schneller, sage ich, lauf weg! . . . aber lauf weg, solange du noch kannst!«

Eine wilde Energie belebte ihre Züge.

Ich konnte mir nicht erklären, warum sie so redete, aber sie war so schön, dass ich beschloss, trotz ihr zu bleiben. Endlich gab sie meinem Drängen nach, setzte sich zu mir, sprach von vergangenen Zeiten und gestand mir errötend, dass sie mich vom ersten Tag meiner Ankunft an geliebt habe. Nach und nach bemerkte ich jedoch eine große Veränderung an Sdenka. Ihre frühere Zurückhaltung war einer seltsamen Nachlässigkeit gewichen. Ihr Blick, der früher so schüchtern gewesen war, hatte etwas Kühnes an sich. Schließlich sah ich zu meiner Überraschung, dass sie in der Art, wie sie mit mir umging, weit von der Bescheidenheit entfernt war, die sie früher ausgezeichnet hatte.

Wäre es möglich«, sagte ich mir, »dass Sdenka nicht das reine und unschuldige Mädchen ist, das sie vor zwei Jahren zu sein schien? Hatte sie aus Angst vor ihrem Bruder nur den Anschein eines solchen? Wäre ich so grob auf ihre Scheintugend hereingefallen? Aber warum sollte ich mich dann verpflichten zu gehen? Ist das vielleicht eine kokette Raffinesse? Und ich dachte, ich kenne sie! Aber was soll's? Wenn Sdenka keine Diana ist, wie ich dachte, kann ich sie mit einer anderen Gottheit vergleichen, die nicht weniger liebenswert ist, und, Gott bewahre, ich ziehe die Rolle des Adonis der des Actaeon vor!

Wenn Ihnen dieser klassische Satz, den ich an mich selbst richtete, unpassend erscheint, meine Damen, dann bedenken Sie bitte, dass das, was ich die Ehre habe, Ihnen zu erzählen, im Jahre des Herrn 1758 geschah. Damals stand die Mythologie auf der Tagesordnung und ich machte mir nicht die Mühe, schneller als mein Jahrhundert zu sein. Die Dinge haben sich seitdem sehr verändert, und es ist noch nicht lange her, dass die Revolution die Erinnerungen an das Heidentum zusammen mit der christlichen Religion umgestürzt und die Göttin Vernunft an ihre Stelle gesetzt hat. Diese Göttin, meine Damen, war nie meine Schutzpatronin, als ich vor euch stand, und zu der Zeit, von der ich spreche, war ich weniger denn je bereit, ihr Opfer zu bringen. Ich überließ mich vorbehaltlos der Neigung, die mich zu Sdenka hinzog, und ging freudig ihren Ärgernissen entgegen. Es war schon einige Zeit vergangen, als ich mich damit vergnügte, Sdenka mit all ihren Schmuckstücken zu schmücken, und ihr das kleine Emaillekreuz, das ich auf dem Tisch gefunden hatte, um den Hals legen wollte. Als ich mich bewegte, zuckte Sdenka zurück.

»Sie sagte zu mir: »Genug der Kindereien, mein Freund, lass uns über dich und deine Pläne reden.«

Sdenkas Verwirrung gab mir zu denken. Als ich sie genauer betrachtete, bemerkte ich, dass sie nicht mehr wie früher eine Menge kleiner Bilder, Reliquienschreine und mit Weihrauch gefüllter Beutel um den Hals trug, die die Serben von Kindheit an zu tragen pflegen und die sie erst nach ihrem Tod ablegen.

»Sdenka«, sagte ich, »wo sind die Bilder, die du um den Hals getragen hast?«

»Ich habe sie verloren«, antwortete sie mit einem ungeduldigen Gesichtsausdruck und wechselte sofort das Thema.

Ich weiß nicht, was für eine vage Ahnung ich hatte, die mir nicht bewusst war. Ich wollte gehen, aber Sdenka hielt mich zurück.

»Wie«, sagte sie, »du hast mich um eine Stunde gebeten, und jetzt gehst du schon nach wenigen Minuten!«

»Sdenka«, sagte ich, »du hattest Recht, mich zum Gehen aufzufordern; ich glaube, ich höre Lärm und fürchte, wir könnten überrascht werden.«

»Sei ruhig, mein Freund, alles schläft um uns herum, nur die Grille im Gras und der Maikäfer in der Luft können hören, was ich dir zu sagen habe!«

»Nein, nein, Sdenka, ich muss gehen! . . . «

»Hör auf, hör auf«, sagte Sdenka, »ich liebe dich mehr als meine Seele, mehr als mein Heil, du hast mir gesagt, dass dein Leben und dein Blut mir gehören . . . «

»Aber dein Bruder, dein Bruder, Sdenka, ich habe eine Ahnung, dass er kommen wird!«

»Beruhige dich, meine Seele, mein Bruder schlummert im Wind, der in den Bäumen spielt, sein Schlaf ist schwer, die Nacht ist lang, und ich bitte dich nur um eine Stunde!«

Als Sdenka dies sagte, war sie so schön, dass der vage Schrecken, der mich bewegte, dem Wunsch zu weichen begann, bei ihr zu bleiben. Eine Mischung aus Furcht und Lust, die man nicht beschreiben kann, erfüllte mein ganzes Wesen. Je schwächer ich wurde, desto zärtlicher wurde Sdenka, so dass ich mich entschloss, nachzugeben, obwohl ich mir versprach, auf der Hut zu sein. Doch wie ich bereits sagte, war ich immer nur halb so klug, und als Sdenka meine Zurückhaltung bemerkte und mir vorschlug, die Kälte der Nacht mit ein paar Gläsern eines großzügigen Weins zu vertreiben, den sie angeblich von dem guten Einsiedler hatte, nahm ich ihren Vorschlag mit einer Bereitwilligkeit an, die sie zum Lächeln brachte. Der Wein hatte seine Wirkung. Schon nach dem zweiten Glas war der schlechte Eindruck, den das Kreuz und die Bilder auf mich gemacht hatten, völlig verschwunden; Sdenka in der Unordnung ihrer Toilette, mit ihrem schönen, halb geflochtenen Haar, mit ihren vom Mondlicht beleuchteten Juwelen, erschien mir unwiderstehlich. Ich hielt mich nicht länger zurück und drückte sie in meine Arme.

Dann, meine Damen, fand eine dieser geheimnisvollen Offenbarungen statt, die ich nie erklären kann, aber an deren Existenz mich die Erfahrung gezwungen hat zu glauben, obwohl ich bis dahin nicht geneigt war, sie zuzugeben.

Die Kraft, mit der ich meine Arme um Sdenka schlang, ließ eine der Spitzen des Kreuzes, das Sie gerade gesehen haben und das mir die Herzogin von Gramont bei meiner Abreise geschenkt hatte, in meine Brust eindringen. Der stechende Schmerz, den ich dadurch empfand, war für mich wie ein Lichtstrahl, der mich durch und durch durchdrang. Ich schaute Sdenka an und sah, dass ihre Züge, obwohl immer noch schön, vom Tod zusammengezogen waren, dass ihre Augen

nicht sehen konnten und dass ihr Lächeln ein Krampf war, den die Agonie auf das Gesicht einer Leiche geprägt hatte. Im Laufe der Zeit spürte ich im Zimmer jenen üblen Geruch, den schlecht verschlossene Gruften gewöhnlich verbreiten. Die schreckliche Wahrheit stand in ihrer ganzen Hässlichkeit vor mir, und ich erinnerte mich zu spät an die Warnungen des Eremiten. Ich erkannte, wie unsicher meine Lage war, und spürte, dass alles von meinem Mut und meiner Selbstbeherrschung abhing. Ich wandte mich von Sdenka ab, um das Entsetzen, das meine Züge ausdrücken sollten, vor ihr zu verbergen. Mein Blick fiel auf das Fenster und ich sah den berüchtigten Gorcha, der sich auf einen blutigen Pfahl stützte und mich mit Hyänenaugen anstarrte. Das andere Fenster wurde von der blassen Gestalt Georgs eingenommen, der in diesem Moment eine erschreckende Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte. Beide schienen meine Bewegungen zu beobachten und ich zweifelte nicht daran, dass sie sich bei dem geringsten Fluchtversuch auf mich stürzen würden. Ich schien sie also nicht zu bemerken, sondern fuhr mit einer gewaltigen Kraftanstrengung fort, ja, meine Damen, ich fuhr fort, Sdenka die gleichen Zärtlichkeiten zu geben, die ich ihr vor meiner schrecklichen Entdeckung gerne gegeben hatte. In der Zwischenzeit dachte ich ängstlich darüber nach, wie ich fliehen könnte. Ich bemerkte, dass Gorcha und Georg mit Sdenka kluge Blicke austauschten und langsam ungeduldig wurden. Draußen hörte ich eine Frauenstimme und Kindergeschrei, das so schrecklich klang, dass man es für das Heulen einer Wildkatze hätte halten können.

»Es ist Zeit, die Zelte abubrechen, sagte ich mir, und je früher, desto besser.«

Dann wandte ich mich an Sdenka und sagte laut und so, dass ihre hässlichen Eltern es hören konnten:

»Ich bin sehr müde, mein Kind, ich würde mich gerne hinlegen und ein paar Stunden schlafen, aber zuerst muss ich nachsehen, ob mein Pferd sein Futter gefressen hat. Ich bitte dich, nicht wegzugehen und auf meine Rückkehr zu warten.«

Dann drückte ich meine Lippen auf seine kalten, verfärbten Lippen und ging hinaus. Ich fand mein Pferd schaumbedeckt und zappelnd unter dem Schuppen. Es hatte den Hafer nicht angerührt, aber das Wiehern, das es ausstieß, als es mich kommen sah, jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken, weil ich befürchtete, dass es meine Absichten verraten würde. Die Vampire, die wahrscheinlich mein Gespräch mit Sdenka mitbekommen hatten, dachten jedoch nicht daran, Alarm zu schlagen. Ich vergewisserte mich, dass die Tür offen war, schwang mich in den Sattel und rammte meinem Pferd die Sporen in die Flanken.

Als ich aus der Tür trat, sah ich, dass sich eine große Gruppe von Menschen vor dem Haus versammelt hatte, von denen die meisten ihre Gesichter an die Fensterscheiben gepresst hatten. Ich glaube, dass mein plötzlicher Abgang sie zunächst verblüffte, denn eine Zeit lang konnte ich in der Stille der Nacht nichts anderes als den gleichmäßigen Galopp meines Pferdes erkennen. Ich dachte schon, ich könnte mich zu meiner List beglückwünschen, als ich plötzlich hinter mir einen Lärm hörte, der einem in den Bergen ausbrechenden Orkan glich.

Tausend verwirrte Stimmen schrien, heulten und schienen miteinander zu streiten. Dann verstummten sie alle wie aus einem Guss und ich hörte ein eiliges Stampfen, als ob sich ein Trupp Infanteristen im Laufschrift näherte.

Ich drückte mein Pferd so sehr, dass es mir die Flanken zerriss. Ein glühendes Fieber ließ meine Arterien pulsieren und während ich mich in unerhörten Anstrengungen erschöpfte

Als ich mich wieder aufraffte, um meine Geistesgegenwart zu bewahren, hörte ich hinter mir eine Stimme, die mir zurief:

»Hör auf, hör auf, mein Freund! Ich liebe dich mehr als meine Seele, ich liebe dich mehr als meine Erlösung, hör auf, hör auf, dein Blut gehört mir!«

Gleichzeitig streifte ein kalter Atem mein Ohr und ich spürte, wie Sdenka mir auf den Rücken sprang.

»Mein Herz, meine Seele«, sagte sie zu mir, »ich sehe nur dich, ich fühle nur dich, ich bin nicht Herr meiner selbst, ich gehorche einer höheren Macht, verzeih mir, mein Freund, verzeih mir!«

Sie umschlang mich mit ihren Armen und versuchte, mich nach hinten zu werfen und mir in den Hals zu beißen. Ein schrecklicher Kampf entbrannte zwischen uns. Lange Zeit konnte ich mich nur mit Mühe wehren, aber schließlich gelang es mir, Sdenka mit der einen Hand an ihrem Gürtel und mit der anderen an ihren Zöpfen zu packen und sie, auf meinen Steigbügeln stehend, zu Boden zu werfen!

Sofort verließen mich meine Kräfte und das Delirium ergriff von mir Besitz. Tausend verrückte und schreckliche Bilder verfolgten mich grinsend. Zuerst standen Georges und sein Bruder Pierre neben der Straße und versuchten, mir den Weg abzuschneiden. Sie schafften es nicht und ich wollte mich schon freuen, als ich mich umdrehte und den alten Gorcha sah, der mit seinem Pflock herumsprang wie die Tiroler Bergsteiger beim Überwinden von Abgründen. Auch Gorcha blieb zurück. Seine Schwiegertochter, die ihre Kinder hinter sich her zog, warf ihm eines zu, das er an der Spitze seines Pfahls auffing. Er benutzte den Pfahl als Balliste und schleuderte das Kind mit aller Kraft hinter mir her. Ich wich dem Schlag aus, aber mit dem Instinkt eines Bulldogs hängte sich die kleine Kröte an den Hals meines Pferdes und ich konnte sie nur mit Mühe wieder losreißen. Das andere Kind wurde auf die gleiche Weise zu mir geschickt, aber es fiel über das Pferd hinweg und wurde von ihm zerquetscht. Ich weiß nicht, was ich noch sah, aber als ich wieder zu mir kam, war es helllichter Tag und ich fand mich auf der Straße neben meinem sterbenden Pferd liegend.

So, meine Damen, endete eine Verliebtheit, die mich für immer von der Lust hätte heilen sollen, nach neuen zu suchen. Einige Zeitgenossinnen Ihrer Großmütter könnten Ihnen sagen, ob ich in Zukunft weiser war.

Jedenfalls erschauere ich immer noch bei dem Gedanken, dass ich, wenn ich meinen Feinden erlegen wäre, selbst zum Vampir geworden wäre, aber der Himmel hat es nicht so weit kommen lassen, und ich dürste nicht nach Ihrem Blut,

meine Damen, sondern wünsche mir nichts sehnlicher, als mein eigenes Blut für Ihren Dienst zu vergießen, so alt ich auch sein mag!

-Ende-

Amena.

(Амена.)

bearbeitete
automatische Übersetzung.

вчера и сегодня
(Gestern und Heute) 1846, Bd. 2, S. 127-150.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich mit dem Messer in der Tasche zum Kolosseum kam; aber die wunderbare Beleuchtung des antiken Amphitheaters erregte nicht meine Aufmerksamkeit; der Durst nach Rache kochte in meiner Brust und verdrängte alle anderen Gedanken. Vor mir zogen nacheinander alle Umstände vorbei, die mich in diese Ruinen geführt hatten; ich erinnerte mich an meine Bekanntschaft mit Pepina; ich erinnerte mich an alle giftigen Scherze Morels, der wie ein böser Geist während meines ganzen Aufenthalts in Rom nicht aufgehört hatte, mich zu verfolgen; schließlich erinnerte ich mich an seine letzte Beleidigung und zitterte vor Wut . . .

Plötzlich ertönte ein vertrauter Gesang, eine Glocke läutete, und eine lange Reihe von Menschen mit verschleierte Gesichtern trat durch das Tor und zog um die Arena herum, wobei sie an jeder Kapelle anhielten und mit leiser Stimme Gebete sprachen. Nachdem die Barmherzigen Brüder um jede einzelne von ihnen herumgegangen waren und vor dem Kreuz in der Mitte der Arena gekniet hatten, verließen sie das Amphitheater in derselben Reihenfolge; nur einer blieb regungslos am Fuß des Kreuzes liegen.

»O meine Freunde, verzeiht ihr mir?« sagte er mit einer so seltsamen und dumpfen Stimme, dass ich erschauern musste.

Der Fremde hob den Kopf, und seine ausdrucksstarken Augen starrten mich durch die Schlitze in seinem Schleier an.

»Junger Mann«, sagte er, »ich weiß, wen du erwartest und mit welcher Absicht, und ich bin hier, um dich am Rande des Abgrunds aufzuhalten und dich vor Verbrechen zu bewahren.«

»Wer sind Sie?«, fragte ich erstaunt, »und warum kennen Sie meine geheimsten Gedanken?«

»Wer auch immer ich bin«, antwortete er feierlich, »danke Gott, dass du mir begegnet bist, und höre auf meine Worte; denn an dieser Stelle, wo wir jetzt stehen, ist ein schreckliches Verbrechen begangen worden, und ein Verbrecher ist dafür schwer bestraft worden! »Hör zu«, fuhr der Fremde fort, der sich auf das

Kapitell einer alten Säule stützte, deren Trümmer in der Arena verstreut waren, »ich werde dir etwas erzählen, das vor langer, langer Zeit geschehen ist:«

Zur Zeit des Kaisers Maximian¹ lebten in Rom zwei Freunde, Victor und Ambrosius, und sie waren beide Christen. Victors Schwester war mit Ambrosius verlobt, und der Tag ihrer Hochzeit war nahe; aber es war keine Hochzeitskrone, die die Vorsehung für Leonia vorgesehen hatte.

Zu dieser Zeit begann Cäsar, unseren heiligen Glauben zu verfolgen, und Tausende von Opfern kamen um, einige wurden von Tieren zerfleischt, andere stürzten von den Tarpejischen Felsen. Die Brüder, Kinder und Freunde dieser Unglücklichen versammelten sich im entlegensten Teil Roms und legten vor dem Kreuz ein feierliches Gelübde ab: lieber in noch schrecklicheren Qualen zu sterben, als den wahren Gott auch nur mit einem Wort zu verleugnen.

Victor und Ambrosius gehörten zu denen, die dieses Gelübde ablegten. Sie warfen sich einander in die Arme und bekräftigten ihr heiliges Gelübde mit Tränen der Zärtlichkeit. Um ihre geistige Vereinigung durch ein wesentliches Symbol zu kennzeichnen, zog Ambrosius seine Toga aus, legte sie Victor an und bedeckte sich mit der Toga seines Freundes.

»Könnten wir glücklicher sein?« sagte er zu Victor. »Deine Schwester wird bald meine Frau sein, und gibt es im heidnischen Altertum ein Beispiel für eine solche Freundschaft wie die unsere?«

»Danken wir dem Allmächtigen,« antwortete Victor, »der dir die Liebe und mir die Freundschaft als einen schönen Vorgeschmack auf die Glückseligkeit geschenkt hat, die uns in jenem Leben erwartet, aber vergessen wir nicht, dass die Macht des Menschenfeindes groß ist und seine Intrigen unzählig sind. Unser Glück ist nicht von dieser Welt, und wir dürfen uns ihm nicht völlig hingeben, sondern müssen wachen und beten, dass der Feind uns im Augenblick unseres Glücks nicht in ein Netz einwickelt.«

Ambrosius antwortete nicht, sondern tadelte seinen Freund innerlich, weil er zu ängstlich war.

Noch am selben Abend hörte Ambrosius, als er am Venustempel vorbeikam, dessen Ruinen durch dieses Tor zu sehen sind, durchdringende Schreie, die sich mit verzweifelten Rufen vermischten; mehrere Fackeln leuchteten vor ihm auf. Er zog sein Schwert, stürmte vor und sah vier Prätorianer, die ein Mädchen mit zerzaustem Haar und zerfledderten Kleidern hinter sich herzogen. Ein paar Hiebe mit dem Schwert vertrieben die Räuber. Ambrosius hob eine Fackel auf, die einer von ihnen weggeworfen hatte, und versuchte, dem Mädchen aufzuhelfen, aber sie war ohnmächtig. Er kniete vor ihr nieder und begann, ihre Schläfen, Handflächen und Fußsohlen zu reiben. Bald darauf öffnete sie die Augen, und ihr Gesicht errötete vor Scham, als sie ihre Kleidung betrachtete. Ambrosius wollte das Mädchen mit seiner Toga zudecken, aber gerade als er sie von seinen Schultern fallen ließ, hörte er wieder die wilden Schreie und sah das Glitzern der Fackeln. Die Prätorianer kehrten in Begleitung neuer Kameraden zurück. Die Schreie wurden lauter, die Flüche deutlicher, und die Fackeln beleuchteten bereits ihre

brutalen Gesichter, während Ambrosius immer noch ratlos dastand und nicht wusste, wie er sein wehrloses Opfer verstecken sollte. Plötzlich hob das Mädchen den Kopf und wies ihn auf die Wand des Tempels, in der eine schmale, kaum sichtbare Öffnung, wie eine Tür, eingelassen war. Ambrosius löschte die Fackel, nahm das Mädchen auf den Arm, trat durch die Öffnung und begann, die steile Treppe mit dem Fuß zu ertasten, in den Bau hinabzusteigen.

Die Treppe endete und er spürte die weichen Teppiche unter seinen Füßen, aber die Fremde schlang noch immer ihre Arme um ihn und klammerte sich fest an ihn.

»Fürchte dich nicht«, sagte Ambrosius zu ihr, »deine Entführer sind weit weg und du kannst dich an diesem sicheren Ort ausruhen.«

»Ah«, antwortete sie, »ich bin jetzt ganz ruhig und umarme dich nur aus Dankbarkeit«.

Nachdem sie dies gesagt hatte, schlug sie auf ihre Handflächen und zwei Lampen leuchteten wie von Zauberhand auf. Ambrosius sah einen reich geschmückten Saal, in dessen Mitte ein Bronzetisch mit Gefäßen und Früchten stand. Neben dem Tisch stand ein breites Triclinium² aus rotem Marmor, das mit violetten Kissen bedeckt war. An den Wänden standen Sitze aus Bronze und Marmor, die ebenfalls mit Purpur überzogen waren.

Als Ambrosius auf Einladung der Unbekannten, ein Glas duftenden Weines trank, setzte sie sich zu seinen Füßen auf das Triclinium und begann wie folgt:

»Euer Abenteuer kommt euch sicher seltsam vor, aber um es zu erklären, muss ich euch sagen, wer ich bin und wo ihr seid. Ich komme aus Griechenland, mein Name ist Anadimena, aber mein Vater und meine Mutter nennen mich einfach Amena.«

»In Griechenland war mein Leben friedlich und ruhig, aber sobald ich Rom betrat, begann mein Unglück, und euer Cäsar, das Ungeheuer Maximian, war daran schuld . . . «

Dann stoppte Ambrosius, Amena und legte den Finger an die Lippen.

»Habt keine Angst«, antwortete sie lächelnd, »die Mauern sind so dick, dass man kein einziges Wort von draußen hören kann. Maximian«, fuhr sie fort, »sah mich einmal im Tempel und beschloss, mich zu entführen. Mehrmals wich ich seinem Netz aus; aber als ich schließlich sah, dass ich auf der Straße nicht gesehen werden konnte, ohne von zwei oder drei Prätorianern angegriffen zu werden, ging ich gar nicht mehr hinaus. Eines Nachts brach eine Schar dieser Schurken in mein Schlafzimmer ein und verlangte im Namen Cäsars, dass ich ihnen folge. Ich entkam ihnen, fand die Unterkunft zufällig und beschloss, dort zu bleiben. Ich teilte meinem Vater heimlich mein Schicksal mit, und er versorgte mich mit allem Lebensnotwendigen und schickte mir im Gegenzug mehrere Mädchen als Dienerinnen. Heute überkam mich eine unerklärliche Traurigkeit, und da ich die Umgebung dieses Kerkers für sicher hielt, konnte ich es nicht ertragen und ging hinaus, um etwas frische Nachtluft zu schnappen; aber ich hatte kaum ein paar Schritte gemacht, als die verhassten Prätorianer mich packten und trotz meines

Widerstands und meiner Schreie wegschleppten . . . Wenn ihr mir nicht zu Hilfe gekommen wärt, wäre ich jetzt im Palast des Maximian . . . Oh, ich kann nicht ohne Entsetzen daran denken!«

Amena bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und Ambrosius sah, wie sie errötete. Nachdem sie einige Augenblicke in dieser Position verharret hatte, schaute die Schöne Ambrosius an und erklärte ihm verwirrt:

»Während ich euch von meinen Abenteuern erzählte, vergaß ich, dass mein Kleid in Unordnung war. Wenn Sie mir gestatten, mich in Ihrer Gegenwart anzuziehen, denn meine Wohnung ist sehr beengt . . .«

Sie schlug in ihrer Hände und drei Mädchen kamen mit verschiedenen weiblichen Kleidungsstücken herein. Zuerst ließ Amena ihr langes Haar kämmen, dann befahl sie einer von ihnen, ein Tuch vor sie zu halten, und nachdem sie ihre Tunika ausgezogen hatte, befahl sie ihr, sie mit Wasser zu erfrischen und sie mit duftendem Öl einzureiben. Während die Mädchen sie bedienten, fühlte Ambrosius ein seltsames Unbehagen; es schien ihm, als ob nicht Blut, sondern Feuer in seinen Adern flösse. Er wagte es, zu gehen, ohne sich von Amena zu verabschieden, doch gerade als er ein paar Schritte die Treppe hinaufging, hörte er die Stimme eines Prätorianers:

»Bei Herkules«, sagte er, »ich werde diesen Ort nicht verlassen, bis ich den verdammten Jungen gefunden und ihm die Ohren abgeschnitten habe!«

»Das reicht nicht«, sagte der andere, »er muss so behandelt werden, wie Odysseus mit dem falschen Hirten der Ziegen umging!«

Als Ambrosius diese Worte hörte, hielt er es für unvorsichtig, sich den blutrünstigen Räubern zu zeigen, und kehrte nach Amena zurück.

»Mein Freund«, sagte sie, »jetzt ist es zu spät; wenn du jetzt aufbrichst, wirst du sicher getötet. Sie können hier übernachten und morgen vor Sonnenaufgang wieder zu Hause sein. Du kannst auf diesem Bett liegen, aber ich werde bei meinen Mädchen schlafen.«

Ambrosius verspürte einen unwiderstehlichen Drang zu schlafen und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, auf das Triclinium sinken und schlief bald ein. Im Schlaf hörte er Amenas Stimme, die zu ihren Mägden sprach, und das Geräusch von Wasser, das sie mit einem Schwamm, in silberne Gefäße drückten. Dann vermischten sich die Klänge so sehr, dass es ihm vorkam, als seien sie das Klirren von Gläsern und harmonischer Gesang, begleitet von einer Harfe. Er stellte sich vor, dass er an einem Tisch saß, der mit teuren Speisen und duftenden Weinen gedeckt war. Ein grauhaariger Blinder stand vor ihm, schlug die Saiten an und sang das gleiche Lied, das Demodok in der Odyssee singt und das beschreibt, wie Mars und Venus in Vulkans Netz gefangen wurden. Der Mann mit der glitzernden Krone, der neben ihm saß, fragte ihn lächelnd: »Möchtest du an der Stelle von Mars sein, damit du wie er von den Netzen bedeckt werden kannst?« Ambrosius erinnerte sich an seine Verlobte und wollte gerade sagen: »Nein!« — aber seine Zunge drehte sich ungewollt um, und er sagte unwillkürlich: »Ja, wenn die Venus wie das Amen wäre!« Dann wurden die Klänge der Harfe viel süßer, der Saal füllte

sich mit Wolken, und er spürte, wie er aufstieg. Als sich die Wolken auflösten, befand sich Ambrosius auf einem hohen Berg, von dem aus er blühende Felder, grüne Wälder, helle Flüsse und ein riesiges blaues Meer mit unzähligen Inseln sehen konnte. Vor ihm saß ein Mann mit einer goldenen Krone auf einem hohen Thron, umgeben von einer Schar von Männern in hellen Gewändern. Wenn er seine Augenbrauen bewegte oder seine schwarzen Locken schüttelte, bebte der ganze Berg, und Blitze spalteten die Wolken, die sich um ihn herum aufbauten. »Mein Freund«, flüsterte ihm eine vertraute Stimme zu, »du bist jetzt auf dem Olymp und siehst vor dir eine Versammlung von Unsterblichen, die bereit sind, dich in ihren Kreis aufzunehmen, wenn du dem Christentum abschwörst!« Ambrosius schaute sich um und sah Amena, aber er vermutete, dass es Venus selbst war, denn zwei Tauben gurrten zu ihren Füßen. »Bist du einverstanden, dass ich deinen Glauben vergesse? — Sie fragte erneut. »Mein Mann ist alt und verwelkt, aber du bist, wie Mars, schön und jung: Ich tausche gerne meinen Mann gegen dich, sag nur, dass du einverstanden bist!« Wieder dachte Ambrosius an Leonia und wollte gerade sagen: »Nein, um nichts in der Welt!« — Aber seine Zunge drehte sich wieder, und er wollte gerade sagen: »Ich will!« — als er in der Ferne seinen Freund Victor und seine Schwester Leonia sah, die ihn zu sich winkten und ihm die Märtyrerkrone zeigten. In diesem Moment hob Ambrosius unwillkürlich den Blick und sah, dass sich ein feines Netz aus feurigen Fäden über ihm ausbreitete. Amen erschien ihm weniger schön, und anstelle von Tauben flogen zwei Fledermäuse unter ihren Füßen hervor. Er sprach ein inneres Gebet und wachte auf.

Es war dunkel um ihn herum, aber etwas Heißes bereitete ihm einen großen Schmerz im Kopf, und als er seine Stirn befühlte, spürte er Amenas Hand darauf. Er sprang vom Bett auf und eilte aus dem Kerker, doch kaum hatte er ein paar Schritte zurückgelegt, hörte er wieder die Stimmen der Prätorianer.

»Bei Herkules«, sagte einer, »wenn ich den Jungen erwische, werde ich ihn in Stücke reißen!«

»Das reicht nicht«, sagte ein anderer, »man muss ihn so behandeln, wie Theseus es mit Prokrustes getan hat!«

Diese Worte erschienen Ambrosius so schrecklich, dass er sich nicht aus dem Kerker herauswagte und schleichend zu seinem Platz zurückkam. Sobald er die Augen schloss, sah er sich in einem bezaubernden Land, am Ufer eines Baches, wo ein smaragdgrüner Weinberg um die Silberpappeln herum wuchs und unter den breiten Blättern reife goldene Trauben hingen. Die Nymphen spielten im weichen Gras mit den verspielten Satyrn, die Najaden planschten im Bach, und in den grünen Bäumen sangen schöne Vögel, die Zentauren in Eichenkränzen kamen aus dem Hain und begannen, sich in die Menge der Satyrn und Nymphen einzumischen, einen fröhlichen Tanz mit ihnen. Ambrosius verspürte einen unerträglichen Durst, aber wie Tantalus konnte er weder aus dem Bach trinken noch nach den Trauben greifen. Als er sich bückte und vergeblich die Hände ausstreckte, sprach eine sanfte Stimme zu ihm:

»Nimm dein Kreuz ab, und sei es nur für einen Augenblick, und du wirst sofort deinen Durst stillen!« Er schaute sich um und erkannte Amena im Kreis der Nymphen; aber er ahnte, dass es sich nicht um Amena, sondern um Venus handelte, denn sie trug einen goldenen Gürtel von außergewöhnlicher Kunstfertigkeit, der ihr eine bemerkenswerte Schönheit verlieh. Er konnte ihren Worten nicht widerstehen und hatte das Kreuz bereits berührt, als er glaubte, in der Ferne eine Menschenmenge zu sehen. Als er aufmerksam hinschaute, erkannte er Victor; mehrere Männer waren dabei, ihn auf einen hölzernen Webstuhl zu legen, und ein Henker mit nacktem Oberkörper bereitete sich darauf vor, ihn mit glühenden Zangen zu foltern, während vier andere Leonia an ein großes Rad banden. »Leb wohl, Ambrosius«, rief ihm sein Freund und seine Braut zu, »wir sterben für unseren Glauben und werden vor dem Thron des Allerhöchsten beten, dass er dich von der Blindheit erlöst!« —

»Nein, meine Freunde, und ich will mit euch sterben!« rief Ambrosius und wachte plötzlich auf.

Er sprang von seinem Bett auf und eilte aus dem Kerker, doch kaum hatte er die Treppe erreicht, hörte er zwei barsche Stimmen:

»Beim Hercules.« sagte einer von ihnen. »Wenn ich diesen Schurken jetzt erwischt hätte, hätte ich ihm Beine und Hände abgehackt.«

»Das ist nicht genug«, antwortete ein anderer, »ich würde mit ihm machen, was Apollo mit Marcias gemacht hat!«

»Ich habe keine Angst vor Euren Drohungen! — Es ist mir egal, ob ich durch Eure Hand oder durch die Hand von Maximians Henkern sterbe!«

Er rannte hinaus an die frische Luft und sah, dass es bereits Morgen war. Vor dem Venustempel war kein einziger Prätorianer zu sehen, und er ging in aller Ruhe zu seinem Quartier. Ambrosius' Diener informierten ihn, dass Caesars Wachen in der Nacht in Victors Haus eingedrungen waren, ihn in Ketten gelegt und abgeführt hatten. Der Hauptmann der Wache beschuldigte ihn, sich der rechtmäßigen Autorität zu widersetzen und die Vollstrecker der Befehle Maximians angegriffen zu haben; als Beweis diene eine Toga mit Victors Namen, die der Verbrecher nach seinen Angaben auf der Flucht fallen gelassen hatte. Ambrosius eilte zum Haus seines Freundes, um von dessen Schwester die Einzelheiten des Vorfalles zu erfahren. Er fand sie kniend vor dem Bild des Erlösers. Große Tränen glitzerten in ihren Augen, aber ihr Gesicht zeigte keine Verzweiflung.

»Ambrosius«, sagte sie mit einem engelhaften Lächeln, »alles Unglück kommt von oben! Heute wird dein Freund ohne Schuld ins Gefängnis geworfen, morgen kann deine Braut umkommen; aber Gottes Wille geschieht!«

Dann hielt der Bruder der Barmherzigkeit inne und fragte mich nach einem kurzen Schweigen, ob Sie die Gemälde von Raphael kennen?

»Ja«, antwortete ich, »und ich kann keine seiner Madonnen ansehen, ohne von Herzen gerührt zu sein.«

»Also«, fuhr der Fremde fort, »ich sehe, dass Sie den großen Künstler verstehen. Aber wenn Sie Leonia kennen würden, wären Sie sicher, dass ihre Züge nicht weniger sanftmütig, nicht

weniger himmlisch rein sind als die der Madonnen von Raffael.«

»Aber«, unterbrach ich den Erzähler, »Sie sprechen von ihr, als ob Sie sie selbst gesehen hätten?«

»Unterbrechen Sie mich nicht«, antwortete er feierlich, »und hören Sie weiter zu:«

»Die Begegnung mit Leonia hatte eine seltsame Wirkung auf Ambrosius. Das Geschehen der Nacht hatte in ihm einen schmerzlichen Eindruck hinterlassen, und alles, was er im Kerker der Amena gedacht und gefühlt hatte, erschien ihm so verächtlich, so unrein im Vergleich zu dem Gefühl, das ihn in der Gegenwart Leonias durchdrungen hatte, dass er selbst nicht verstand, wie er sie auch nur eine Minute lang vergessen konnte. Er wollte ihr zu Füßen fallen, seine Täuschung beichten und sie um Vergebung bitten, aber die falsche Scham hielt ihn davon ab. Andererseits hatte er Angst, Leonia zu verärgern, indem er ihr offenbarte, dass die Toga, die Victor als Beweis diente, von ihm selbst gegeben worden war und dass er ihren Bruder nicht retten konnte, ohne an seiner Stelle zu sterben. Er beschloss jedoch, keine Zeit zu verlieren und den Chef der Wache ausfindig zu machen, Victor zu befreien und sich selbst des Verbrechens zu beschuldigen, das seinem Freund angelastet wurde. Während er in Rom herumliefe, um herauszufinden, wer den Prätorianern, die Victor verhaftet hatten, vorstand und in welchem Gefängnis er festgehalten wurde, verging der ganze Tag. Es war schon spät, als er sich, nachdem er die notwendigen Informationen gesammelt hatte, auf den Weg zum Gefängnis machte. Er sollte am Tempel der Venus vorbeikommen. Als er sich der Stelle näherte, an der er Amena am Vortag gerettet hatte, rief jemand leise seinen Namen. Er blieb stehen und hörte eine Stimme, die aus dem Kerker kam.

»Komm mal kurz runter«, sagte die Stimme, »du bist müde und musst deine Kräfte wieder auftanken!«

»Nicht nötig«, antwortete Ambrosius eher trocken und setzte seinen Weg fort.

»Ambrosius, Ambrosius! — Eine Stimme rief: »Ich weiß, wohin du eilst; aber du wirst deinen Freund nicht retten, du wirst nur mit ihm sterben. Es gibt eine andere Möglichkeit, ihn zu retten, komm zu mir, und ich werde dir zeigen, was du tun musst!

Diese Worte wirkten auf Ambrosius so überzeugend, dass er in den Kerker hinabstieg. Die Teppiche waren diesmal mit frischen Rosen bedeckt, und ihr Duft war so stark, dass es Ambrosius vorkam, als würde er sich daran berauschen. Amena lag mit halb geöffneten Augen auf den Kissen.

»Ich habe Dich erwartet«, sagte sie ihm, »und ich habe ihnen absichtlich gesagt, sie sollen dafür sorgen, dass mein Haus so sauber wie möglich ist. Trinke etwas Wein und wasche dich mit Wasser: Sieh, wie müde und staubig du bist! — Sie klatschte in die Hände, und die Mägde brachten mehrere Krüge mit kaltem Wasser und verschiedenen Düften herein.«

Nachdem Ambrosius einen Becher Wein getrunken hatte, zogen sie ihm die Schuhe aus, erfrischten seine Füße und begossen seinen Kopf und seine Schultern mit Wasser.

»Jetzt leg dich hin und ruh dich aus«, sagte Amena, »während ich zu meinen Mädchen gehe.«

Ambrosius wollte sie schon lange fragen, wie er Victor retten konnte, aber sobald er zu sprechen begann, unterbrach ihn Amena. Schließlich fragte er, ohne auf ihre Worte zu achten, was er zu tun habe.

»Du bist sehr ungeduldig«, sagte Amena, »aber um dich zu beruhigen, werde ich dir sagen, was du tun musst, um deinen Freund vor dem Tod zu retten, ohne dich selbst in Gefahr zu bringen. Wenn du jetzt vor dem Aufseher erscheinst und ihm sagst, dass du der wahre Verbrecher bist und Victor unschuldig ist, wirst du zwar ins Gefängnis gesteckt, aber Victor wird nicht freigelassen; im Gegenteil, der Prätor wird ihn als deinen Komplizen betrachten, — und zwei Opfer werden anstelle von einem sterben. Du gehörst«, fuhr Amena mit einem mitleidigen Blick fort, »zu jener Klasse, die jeder ungestraft zerstören kann und für die es weder Gericht noch Gesetze gibt. Denke daran, was mit Deiner Braut geschehen wird, wenn weder ihr Bruder noch Du übrig bist, um sie zu beschützen? Jedes Raubtier, jeder Blutsauger wird sie als seine Beute ansehen, die ihm niemand zu nehmen wagen oder wollen wird! Oh, wenn du nicht so stur wärst und dich bereit erklären würdest, zu deinen alten Göttern zurückzukehren, dann könnte alles noch korrigiert werden!«

Diese Schlussfolgerung war für Ambrosius so schockierend, dass es ihm, als er unwillkürlich den Kopf hob, wieder vorkam, als sei ein feines Netz aus feurigen Fäden über ihn geworfen worden. Er konnte jedoch nicht umhin, zuzugeben, dass Amenas Argumente stichhaltig waren, und fragte sie, was er noch tun könne.

»Erstens«, antwortete Amena, »solltest du dich so wenig wie möglich zeigen: deine Verbindung mit Victor ist so bekannt, dass sie dich früher oder später ruinieren wird, wenn du nicht aufpasst. Zweitens: Niemand kann deinen Freund retten, außer seiner Schwester. Sie soll morgen in Cäsars Palast gehen, sich vor ihm auf die Knie werfen und ihn um Gnade für ihren Bruder bitten. Maximian ist ein Ungeheuer, aber er zeigt manchmal einen Anflug von Großzügigkeit; ich bin sicher, dass die Jugend und die Schönheit deiner Braut sein steinernes Herz berühren werden . . .«

Dann überkam Ambrosius ein schrecklicher Gedanke.

»Wie?« rief er aus, »aber wenn gerade diese Jugend und Schönheit . . .«

»Ich weiß, was du meinst«, unterbrach ihn Amena. »Du fürchtest, dass die grobe Sinnlichkeit des Tyrannen ihn zu Gewalttaten verleiten könnte; aber seid ruhig. Maximian ist jetzt allein mit mir beschäftigt, und das Scheitern des gestrigen Unternehmens hat seine Liebe so irritiert, dass er an nichts anderes mehr denken kann. Doch selbst wenn es möglich wäre, ist ein solcher Fall nur eine Vermutung; und wenn du Leonia durch deinen Leichtsinn ihres Bruders und Bräutigams beraubst, dann wird sie in jedem Soldaten von Caesars Garde Maximian finden!«

Ambrosius stimmte der Richtigkeit dieser Worte zu, war aber trotz der Bitten von Amenas entschlossen, seine Reise fortzusetzen und Victor in seinem

Gefängnis zu besuchen. Gerade als er sich dem Ausgang des Kerkers näherte, hörte er draußen zwei Prätorianer reden.

»Ich bin sicher«, sagte einer von ihnen, »dass der Mann, der sich in der Nähe dieses Tempels versteckt hat, ein Komplize des Schurken ist, der uns gestern daran gehindert hat, Amena zu entführen, und der morgen früh an ein Kreuz genagelt werden wird!«

»Da gibt es keinen Zweifel«, sagte der andere, »und ich werde mich als Weichei bezeichnen, wenn ich hier weggehe, ohne auf diesen Kerl zu warten!«

Als Ambrosius hörte, dass sein Freund am nächsten Morgen hingerichtet werden sollte, war er sehr erschrocken; er wollte durch die Menge der Prätorianer brechen und Victor mit Gewalt befreien; aber nach kurzem Nachdenken sah er ein, dass sein Gedanke töricht war und dass er ohne jeglichen Nutzen für seinen Freund untergehen würde. Er beschloss, zu Amena zurückzukehren und ihr das Gespräch zu erzählen, das er belauscht hatte.

»Du siehst«, sagte Amena, »dass mein Rat der richtige ist. Da die Gefahr, die Victor droht, viel näher ist, als ich dachte, müsst auch ihr euch beeilen, ihn zu retten. Hier ist das Pergament, schreibe jetzt an Leonia, dass sie sich in den Palast begeben und Caesars Erscheinen abwarten soll. Sag ihr, dass du für ihren Erfolg bürgen wirst. Das können Sie ihr versichern, denn ich, der ich Ihrem Mut mehr verdanke als Ihrem Leben, könnte Ihnen einen schlechten Rat geben. Eine meiner Mägde wird einen günstigen Moment wählen und mit deiner Nachricht aus dem Kerker kommen. Die Prätorianer würden sie nicht sehen, und wenn doch, würden sie sie ohne Schwierigkeiten durchlassen.«

Ambrosius wollte einen weiteren Einwand vorbringen, spürte aber, dass ihn der Schlaf übermannte. Er nahm das Pergament, schrieb auf, was Amena gesagt hatte, lehnte seinen Kopf auf den Tisch und schlief tief und fest ein. Diesmal sah er im Schlaf nichts, aber er wurde durch Amenas heißen Kuss geweckt.

»Steh auf«, sagte sie ihm, »es ist jetzt Morgen, die Prätorianer sind weg, du kannst sicher nach Hause gehen.«

Ambrosius fühlte sich sehr müde, aber er sprang vom Triclinium auf, wohin er wahrscheinlich im Schlaf getragen worden war, und verließ die Wohnung des Amenas. Die Sonne stand schon hoch, und er eilte zu Leonias Haus, um sich über den Erfolg ihrer Tat zu informieren. Seine Diener trafen ihn im Hof; sie weinten und zerrissen ihre Kleider. Zwei von ihnen erzählten ihm, dass Leonia, als sie seinen Brief erhielt, sehr erstaunt darüber war, ihnen aber sofort befahl, ihr zu folgen und zum Palast Maximians zu gehen. Sie warf sich vor ihm auf die Knie und flehte ihn an, ihrem Bruder zu vergeben. »Bei Jupiter«, sagte Cäsar, »ich weiß nichts von ihrem Bruder! Was für ein Mann ist er?« — »Er?« antwortete ein Hauptmann, »er ist ein Christ, den ich wegen verschiedener Frechheiten und unter anderem wegen Widerstands gegen deine Befehle ins Gefängnis werfen ließ.« »Du hast gut gehandelt«, antwortete Cäsar, »und du kannst mit diesem Christen machen, was du willst; aber seine Schwester gefällt mir, und ich möchte sie glücklich machen. Dann wurde Leonia auf Maximians Zeichen hin zu ihm

gebracht. »Willst du mich lieben?« — fragte er sie. »Ich habe einen Bräutigam und einen Bruder«, antwortete Leonias sanftmütig, »und, bei Gott, ich liebe sie allein!« Als wir eine solche Antwort hörten, fuhren die Diener fort, wurden wir blass; denn Cäsars Augen quollen über und weißer Schaum zeigte sich auf seinen Lippen, doch er beherrschte sich und fuhr recht liebevoll fort: »Liebt mich, und ich werde euch mit Gold überschütten und eurem Bruder vergeben.« »Sein Leben liegt in deinen Händen«, antwortete Leonia, »aber wenn du ihn vernichtest, wird es Gottes Wille sein; aber ich kann dich nicht lieben!«

»Hör zu«, fuhr Cäsar fort, »wenn du starrköpfig bist, werde ich ohne deine Zustimmung handeln und deinen Bruder und Bräutigam vor deinen Augen unter schrecklichen Qualen sterben lassen!« Hier verließ Leonia ihre Festigkeit. Sie fiel Maximian zu Füßen und umarmte tränenüberströmt seine Knie. »Habt Mitleid mit mir«, rief sie, »kann ich euch lieben, die ihr unschuldig so viel christliches Blut vergossen habt! Sei großmütig, lass mich gehen und vergib meinem Bruder!« Cäsar schwieg lange Zeit und sah Leonia mit entsetzten Augen an. »Es gibt ein Mittel«, sagte er schließlich. — Wenn du und dein Bruder eurem Glauben abschwören und der Anbetung der Götter zustimmen, werde ich euch beide gehen lassen, ohne euch das geringste Leid anzutun; wenn nicht, wird dein Bruder umkommen. Ihre Glaubensbrüder waren bisher so stur, dass sie ihrem Gott alles geopfert haben. Ich bin neugierig, wie weit diese Sturheit reicht!« Leonia warf sich erneut auf die Knie, doch Cäsar winkte ab und sie wurde in den Kerker geführt. Als Ambrosius diesen Bericht hörte, war er verzweifelt.

»O Amena!« schrie er wütend: »Du bist die Ursache für dieses Unglück! Deine Tricks und betrügerischen Ratschläge sind der Grund dafür, dass ich meinen Freund und meine Braut ruiniert habe! Aber wenn ich sie nicht retten kann, werde ich wenigstens mit ihnen sterben!«

Er lief zum Präfekten, erzählte ihm alles, was ihm in den letzten zwei Tagen widerfahren war, und bat darum, dass er zum Tode verurteilt, Victor und Leonia aber freigelassen würden. Was Amena vorausgesagt hat, ist eingetreten. Der Präfekt ließ ihn gefesselt in ein tiefes Verlies bringen und lachte ihm in die Augen, als er die Freilassung seines Freundes und seiner Braut erwähnte.

Ambrosius verbrachte die Nacht in unerträglicher Angst. Am nächsten Tag kam ein Gefängniswärter und bot ihm im Namen des Präfekten die Freiheit an, unter der Bedingung, dass er seinem Christentum abschwöre. Ambrosius lehnte das Angebot entrüstet ab. Ein Tag verging, und der Gefängniswärter kam mit der gleichen Frage zurück. Die Antwort von Ambrosius war dieselbe. So verbrachte er zwei Wochen im Gefängnis, bekam gerade so viel zu essen, dass er nicht verhungerte, und sah niemanden außer dem Gefängniswärter, der jeden Morgen mit dem gleichen Angebot kam und in tiefem Schweigen wieder ging. Es war bereits Nacht, als Ambrosius, auf dem nassen Boden liegend, dumpfe Schritte unter sich hörte. Bald erhellte ein helles Licht das Gefängnis und er sah Amena, der eine Lampe in der einen und eine Amphore in der anderen Hand hielt.

»Wie kann man nur so unvorsichtig sein!« sagte sie zu ihm mit Tränen in den Augen. »Ach, hättest du doch auf mich gehört!«

»Wehe mir!« antwortete Ambrosius, »dass ich dir zugehört habe! Wenn du nicht gewesen wärest, wäre Leonia jetzt nicht in Maximians Händen. Aber geh weg von hier und täusche mich nicht mehr!«

»Oh, wie wenig du mich kennst!« sagte Amena. »Bin ich schuld daran, dass deine Braut so stolz auf Cäsar antwortet? Er ist ein jähzorniger Mann, und wenn er wütend ist, kennt seine Wut keine Grenzen. Aber ich bin mir sicher, dass er weicher geworden wäre, wenn Leonia ihn mit mehr Sanftmut zurückgewiesen hätte. Aber es gibt noch Hoffnung, und wenn Sie meinen Rat befolgen, können Sie morgen aus dem Gefängnis kommen und Ihre Freunde retten.«

»Was soll ich tun?« fragte Ambrosius.

»Trink etwas Wein«, antwortete Amena, »und ich werde es dir jetzt sagen.«

Ambrosius führte die Amphore an seine Lippen, und als er die duftende Feuchtigkeit einatmete, durchströmte ein seltsames Gefühl seine Adern.

Die Ketten hörten auf, ihn zu beschweren; es schien ihm, als sei der Kerker mit goldenen Wolken gefüllt und als blitzten Nymphen, Satyrn, Zentauren und Najaden vor ihm auf. In seiner Phantasie entstanden allmählich die leuchtenden Bilder der heidnischen Mythologie, und sein Herz flatterte vor sinnlicher Zärtlichkeit.

»Ich könnte«, fuhr Amena fort, »dich jetzt freilassen. Eure Ketten sind für mich nicht schwer zu durchtrennen, und der Tunnel, durch den ich hineingegangen bin, hat eine Verbindung zu meiner Wohnung; aber das wäre nur die halbe Arbeit, und eure Gefährten würden im Kerker bleiben. Um klug zu handeln, müssen Sie auf jeden Fall, wenn auch nur für einige Tage, so tun, als würden Sie zu unserem Glauben übertreten. Wenn Cäsar davon erfährt, wird er dich belohnen wollen und dich, wie es seine Gewohnheit ist, fragen, was du dir wünschst. Du wirst die Begnadigung von Victor und Leonia fordern, und wenn sie freigelassen werden, wirst du aus Italien fliehen und im fernen Spanien auf Maximians Untergang warten.«

Ambrosius schien es, als sei es eine Todsünde, seinen Gott zu verleugnen, und sei es nur zum Schein; außerdem war er nicht sicher, ob Maximian so großzügig sein würde, wie Amenas annahm; aber er dachte an die Qualen, die seine Freunde erwarteten, und beschloss, die Verantwortung für eine Tat zu übernehmen, die sein Gewissen missbilligte. Als der Morgen anbrach und der Kerkermeister mit der üblichen Frage zu ihm kam, antwortete Ambrosius auf Anweisung von Amenas, dass ihm Merkur im Traum erschienen sei und ihn überredet habe, zur Anbetung der olympischen Götter überzugehen. Der Kerkermeister zog sich zurück, und bald darauf betraten mehrere Männer von Caesars Wache das Gefängnis, nahmen ihm die Ketten ab und führten ihn zum Präfekten.

»Cäsar weiß von deiner lobenswerten Absicht«, sagte der Präfekt zu ihm, »und hat mir befohlen, dir dieses Zeichen seiner Gunst zu geben.« Er schenkte Ambrosius einen reichen Ring mit einer seltenen Perle. »Aber«, fuhr er fort, »um

zu beweisen, dass deine Bekehrung aufrichtig ist, musst du heute ein öffentliches Opfer im Tempel des Jupiter darbringen. Jetzt geh nach Hause und mach dich fertig.«

Als Ambrosius in sein Haus kam, sah er in den Zimmern viel goldenes Geschirr. Auf dem Boden lagen Säcke voller Gold und im Hof standen Wagen mit schönen Pferden in reichem Geschirr.

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte Ambrosius.

»Der Cäsar hat dir das geschickt!« Die Bediensteten freuten sich nicht über seine Ankunft und sahen ihn mürrisch an. Ambrosius' Herz tat weh. Zur Mittagszeit brachte er Jupiter ein öffentliches Opfer dar und wagte es, für Victor und Leonia um Vergebung zu bitten. Man verweigerte ihm die Annahme und gab ihm Gold; verzweifelt rannte er zum Amena.

»Noch ist nicht alles verloren, mein Freund!« Sie sagte. »Schreiben Sie Ihren Freunden, dass sie vorerst so tun sollen, als wären sie Sie. Meine Dienerin wird einen Weg finden, Euren Brief zuzustellen, und sie wird Euch bis zum Morgen eine Antwort bringen. Verachte auch die Geschenke Cäsars nicht; sie werden dir helfen, deine Freunde zu retten, wenn wir keine anderen Mittel haben, und wenn du sie ablehnst, wirst du Maximian nur verärgern.«

Ambrosius gehorchte Amena und versuchte, seine Gewissensbisse in Wein zu ertränken.

»Sei nicht so traurig!« Amenas sagte es ihm. »Wenn falsche Skrupel deinen Freund und deine Braut nicht abschrecken, wird ihnen vergeben, wie sie dir vergeben haben, und du kannst mit deinem Gold bis ans Ende der Welt fliehen. Ich bin jedoch sicher, dass sie den Wert Ihrer Selbstaufopferung erkennen und Ihren Rat nicht ablehnen werden!«

Sie nahm die Leier in die Hand, und ihre sanften Klänge versetzten ihn unaufdringlich in einen süßen Schlaf. Er stellte sich vor, ein antiker Held zu sein, der alle Mühen und Gefahren verachtet und sich opfert, um andere zu retten. In seiner Vorstellung hatte er mit seiner mächtigen Hand und seinem schlaun Verstand bereits alle Hindernisse und Hindernisse überwunden. Victor und Leonia wurden befreit, und er umarmte seine Knie in Tränen der Dankbarkeit.

»Wenn du kein Christ wärst«, flüsterte Amena ihm zu, »hättest du dich in die Reihen der Halbgötter begeben!«

Er schwelgte in einer Ekstase des Stolzes, aber er wurde durch Amenas Kuss geweckt. Sie reichte ihm die Antwort von Victor und Leonia.

»Ungläubiger Bruder!«— Sie schrieben: »Gerüchte über euren Glaubensabfall haben uns erreicht, aber wir wollten ihnen nicht glauben. Wir wurden absichtlich aus dem Gefängnis geführt, damit wir mit eigenen Augen sehen, wie ihr euer Haupt vor einem Götzen neigt und ihm ein unheiliges Opfer darbringst; wir hielten es für eine höllische Zumutung. Aber du selbst schreibst uns, du willst, dass wir deinem Beispiel folgen; möge die Macht des Herrn uns schützen! Vergeblich versicherst du uns, dass du falsche Götter nur

zum Schein anbetest und dass du als Belohnung für deinen Verrat unsere Befreiung erhalten würdest. Würdest du dann nicht Gold von Maximian annehmen, und wollen wir nicht zu diesem Preis gerettet werden? Bereue, solange noch Zeit ist, sühne deinen Wahn mit Blut, oder ich, Victor, verzichte auf deine Freundschaft, und ich, Leonia, höre auf, deine Braut zu sein. Du hast dein Wort bereits gebrochen: Wir wissen, dass du deine Zeit mit einer verachtenswerten Frau verbringst, die dich vom Pfad des Glaubens und der Pflicht abbringt!«

Als Ambrosius zu Ende gelesen hatte, bedeckte Amena ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

»Oh, ich bin unglücklich!« sagte sie, »so interpretieren sie meine Dankbarkeit und Hingabe an dich! Jetzt wirst du mich hassen, und ich werde vor Sehnsucht sterben.«

»Amena«, antwortete Ambrosius, der sich sehr über Victor und Leonia ärgerte, ohne sich einzugestehen, dass die Ursache dieses Ärgers nur eine gekränkte Eitelkeit war, »Amena, ich weiß, dass deine Freundschaft reinen Herzens ist und dass dein Eifer für den Glauben meine Freunde ungerecht gemacht hat.«

»Nein, mein Freund«, sagte Amena und weinte bitterlich, »sie sprechen die Wahrheit, ich allein bin schuld an deinem Unglück, ich bin schuld daran, dass sie dich ablehnen; aber ich habe das alles getan, um sie zu retten, denn nicht nur für dich, sondern für alle, die dir am Herzen liegen, bin ich bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu vergießen. Ambrosius! — rief sie und fiel vor ihm auf die Knie, »verzeih mir, ich liebe dich leidenschaftlich! Ja, ich liebe dich«, fuhr sie fort, ohne ihm Zeit zur Antwort zu geben, »ich werde sterben, wenn du mich verläßt; aber verlaß mich, vergiss mich, ich bitte dich darum, du hast eine Braut, wir werden ein anderes Mittel finden, sie zu retten, wir werden die Wachen bestechen, du wirst aus Italien fliehen und glücklich sein; das ist alles, was ich will; ich werde die Erinnerung an die glücklichen Tage haben, die ich mit dir verbracht habe, und das Wissen, dass ich zu deinem Glück beigetragen habe!«

So viel Liebe, so viel Selbstverleugnung im Vergleich zu den strengen Worten von Victor und Leonia, die seine Liebe und Freundschaft gerade in dem Moment zurückgewiesen hatten, in dem er ihre Dankbarkeit erwartet hatte, erschütterten Ambrosius' Geist. Anerkennung und zufriedenes Ego auf der einen Seite, Ärger und Stolz auf der anderen, Mitgefühl für Amena und ihre bezaubernde Schönheit überschatteten das Bild der Braut und Freundin in seiner Seele. Er gab sich ohne Zögern den Liebkosungen Amenas' hin und erinnerte sich erst am nächsten Tag an Leonia; Reue erwachte in ihm; aber in einem seltsamen Widerspruch des menschlichen Herzens empfand er statt Reue Empörung gegenüber Leonia, denn der Gedanke an sie riss ihn aus seiner süßen Vergessenheit und erinnerte ihn an seine Schuld. Amena versuchte auf jede erdenkliche Weise, ihn zu amüsieren, und es gelang ihr so gut, dass er ihren Kerker mehrere Tage lang nicht verließ und schließlich aufhörte, an Leonia und Victor zu denken. Eines Tages schlug Amena ihm vor, einen Spaziergang in Rom zu machen.

»Wir können uns ohne Gefahr zeigen«, sagte sie. »Du stehst jetzt in Cäsars Gunst und er hat mich längst vergessen. Maximians Launen sind so schnell verschwunden, wie sie entstanden sind.«

Ambrosius stimmte zu, und sie gingen zum Forum. Jeder gab ihnen einen Platz, jeder sah sie ehrfürchtig an. Gegen Mittag fühlte sich Amena müde und wünschte sich, sich auszuruhen. Das Haus von Amenas war ganz in der Nähe, und sie traten unter den Säulengang und setzten sich an den Brunnen.

»Ah«, sagte Amena, »wie glücklich wäre meine Familie, wenn sie mich sehen könnte! Darf ich sie nicht abholen lassen?« Ambrosius wollte gerade antworten, doch in diesem Moment kam ein hübscher junger Mann in leichter Kleidung und mit einem Stab in der Hand auf Amena zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»Meine Verwandten«, sagte Amena, »haben mich vor meinem Wunsch gewarnt. Hermes, der Diener meines Vaters, ist hierher gekommen, um dich zu bitten, sie kommen zu lassen.«

Ambrosius willigte ein, rief einen Diener und befahl ihm, ein reichhaltiges Mahl zuzubereiten. Als die Sonne untergegangen war, begannen sich die Gäste zu versammeln. Einer von ihnen war ein großer Mann mit einem lockigen schwarzen Bart und langem Haar, das wie eine Löwenmähne aussah. Sein wichtiges Gesicht kam Ambrosius bekannt vor, und er erinnerte sich daran, dass er ihn bereits in einem Traum gesehen hatte. Die anderen Gäste beiderlei Geschlechts waren alle gutaussehend, bis auf einen, der rußverschmiert war und hinkte. Als sie sich um den Tisch versammelten, waren sie bis auf Ambrosius und Amena alle elf Personen anwesend. Bald entwickelte sich ein Gespräch zwischen den beiden. Sie unterhielten sich sehr angeregt, vor allem der Mann mit dem lockigen Bart.

Als Ambrosius zuhörte, eröffneten sich ihm völlig neue Konzepte, und er begann, das Leben, den Glauben und die Tugend mit ganz anderen Augen zu betrachten. Seine Gesprächspartner waren alle mehr oder weniger Anhänger der Philosophie von Epikur, und der Streit drehte sich nur um die Frage, was als höchstes Vergnügen in der Welt zu betrachten sei. Eine erhabene Liebe, ein anderer Wein, eine andere Herrlichkeit. Ambrosius versuchte mehrmals, ihnen zu widersprechen, aber sie widerlegten seine Überzeugungen mit Leichtigkeit und machten so geschickte Witze über Platons Liebe, Sokrates' Lehren und Scipios Mäßigung, dass Ambrosius selbst seine Ansichten lächerlich fand.

Um sich die Zeit auf amüsante Weise zu vertreiben, schlug jemand vor, Tänzer und Tänzerinnen zu holen. Bald darauf erschienen sie, und ihre Kunst gefiel Ambrosius so sehr, dass er begann, ihnen Säcke mit Gold zuzuwerfen, einen nach dem anderen; dann begannen sie zu würfeln, und Ambrosius verlor den größten Teil des Reichtums, den er kürzlich erlangt hatte.

Mit dem ersten Ruf des Hahns verließen die Gäste das Haus, und Amena blieb allein mit Ambrosius zurück. Er wollte sich gerade von seinen nächtlichen Vergnügungen erholen, als er ein heftiges Klopfen an der Tür hörte.

»Mach die Tür auf, du verdammter Betrüger«, rief eine schroffe Stimme. »Ihr gebt vor, Jupiter zu verehren, tragt aber ein Kreuz und habt eine berühmte

Römerin zu eurem unheiligen Glauben bekehrt! Aber du wirst uns nicht verlassen, und morgen wirst du bei lebendigem Leib verbrannt werden!«

Und als er dies sagte, schlug eine Schar von Menschen an die Tür, so dass sie klapperte.

»Wirf dein Kreuz ab!« Amena flüsterte ihm bleich zu, »sonst sind wir beide verloren: Ich erkenne die Stimmen der Prätorianer!«

In der Zwischenzeit hagelte es Schläge auf die Tür.

»Lass das Kreuz fallen, lass das Kreuz fallen!« flehte Amena und fiel vor ihm auf die Knie . . .

Hier verstummte der Fremde.

»Was hat Ambrosius getan?« fragte ich.

»Er hat sein Kreuz weggeworfen!« erwiderte der Fremde mit einem schweren Seufzer.

»Was geschah danach?« fragte ich erneut, als ich sah, dass der Bruder der Barmherzigkeit in tiefem Schweigen verharnte.

»Sie nehmen sich Ihre Geschichte zu Herzen, als ob Sie Ambrosius selbst kennen würden.«

»Störe mich nicht«, antwortete der Bruder der Barmherzigkeit, »und höre, was ich dir noch zu sagen habe:«

»Nachdem die Prätorianer in das Haus eingedrungen waren, durchsuchten sie Ambrosius und Amena und durchsuchten alle Räume, Ecken und Zellen, fanden aber kein Kreuz und verließen das Haus, ohne jemanden zu verletzen. Der Morgen kam und Ambrosius vergaß den Vorfall.

Schon früher, wenn auch selten, war es vorgekommen, dass er sich inmitten der Vergnügungen und des Lärms plötzlich an seine Freunde erinnerte und wie erschrocken aus einem langen Schlaf erwachte. Amena versicherte ihm gewöhnlich, dass seine Freunde bald aus dem Gefängnis entlassen würden, dass ihre Unschuld entdeckt worden sei und dass Cäsar sie reichlich belohnen wolle.

Dann verschwanden die Skrupel seines Gewissens, und er schwelgte in seinen Vergnügungen. Jetzt, nach dem Verlust des Kreuzes, störte ihn keine Erinnerung mehr, und er verharnte ständig in einer Art Rausch, in einem angenehmen Rausch, der ihn daran hinderte, zu bemerken, wie die Zeit verging. Die Tage verbrachte er in Theatern, die Nächte in lärmenden Orgien mit Amenas Verwandten. Die Zeit verging, das Gold schwand, und eines Tages musste er mit Entsetzen feststellen, dass er nichts mehr von seinem früheren Reichtum besaß. Pferde, Streitwagen und teures Geschirr waren längst verloren.

»Sei nicht traurig«, sagte Amena zu ihm, »wozu brauchst du Geld, sind wir nicht auch ohne glücklich genug? In meiner Wohnung wirst du alles finden, was du für ein ruhiges und sorgloses Leben brauchst, und meine Liebe wird uns den verlorenen Luxus ersetzen! — Ambrosius vertiefte sich wieder in Vergnügungen und dachte nicht an die Zukunft.«

Eines Tages hörte er, dass zwei Verbrecher dazu verurteilt worden waren, in diesem Kolosseum, in dem wir uns jetzt befinden, von Bestien gefressen zu werden. Zum ersten Mal überkam ihn eine schreckliche Vorahnung, und er mischte sich in die Menschenmenge ein, die mit Freudenschreien auf dem Weg zum Amphitheater floh. Amena folgte ihm. Als sie sich auf der Treppe

niedergelassen hatten, wandte er sich an seinen Nachbarn und fragte ihn, ob er die Namen der Verbrecher kenne.

»Sie heißen Victor und Leonia«, antwortete der Nachbar, »sie sind beide Christen und liegen im Sterben, weil sie an ihrem Glauben festhalten.«

In diesem Moment brach ein Mann durch die Menge und sprach Ambrosius ins Ohr:

»In einer Viertelstunde sollen deine Freunde von Bestien zerfleischt werden. Ich bin ein Gefängniswärter; gib mir tausend Sesterzen, und ich werde ihnen zur Flucht verhelfen!«

»Amena«, rief Ambrosius, »hörst du, was dieser Mann sagt?«

»Ich höre«, antwortete Amenas, »aber was kümmert dich das? Sie sind Christen, und du bist ein Anbeter der olympischen Götter!«

»Wie, Amena«, fuhr Ambrosius verzweifelt fort, »bin ich nicht ein Christ?«

»Du?«, erwiderte Amenas, »hast du nicht Jupiter geopfert? Hast du dein Kreuz nicht abgeworfen?«

»Gib mir fünfhundert Sesterzen! — fuhr der Kerkermeister fort, »und ich werde deine Freunde freilassen!

»Hörst du, Amena«, flehte Ambrosius sie an, »gib mir fünfhundert Sesterzen, nur fünfhundert!«

»Du hattest Berge von Gold«, antwortete Amena. »Wo hast du es hin getan?«

»Hör zu«, fuhr der Kerkermeister fort, »gib mir ein einzigen Ass, und deine Freunde sind frei!«

»Oh, ich bin unglücklich!« rief Ambrosius, »ich habe nicht einmal einen Obol!«

»So wirst du deinen Freund und deine Braut nicht retten!« sagte der Kerkermeister und verschwand in der Menge.

»Amena!« rief Ambrosius, und der kalte Schweiß rann ihm über das Gesicht: »Du allein bist die Ursache: auf deinen Rat hin bin ich abtrünnig geworden, für dich habe ich meine Braut und meinen Freund vergessen; rette sie jetzt, ich bitte dich auf Knien, rette sie!«

»Wie«, sagte Amena mit einem merkwürdigen Lächeln, »hast du das alles für mich und auf meinen Rat hin getan? Hast du nicht, bevor du mich gesehen hast, deinem Gott geschworen, dass keine Qual dich dazu bringen würde, ihn zu verleugnen? Welche Qualen haben Sie erlebt? Du hast ihn bereitwillig verleugnet, du hast Gold und Geschenke von Maximian als Belohnung angenommen und sie für deine eigenen Launen ausgegeben! Habe ich dich nicht gebeten, mich zu verlassen und deiner Braut treu zu sein? Aber deine Braut und dein Freund nahmen deinen Rat nicht mit der Dankbarkeit an, die du erwartet hattest, sie warfen dir zu Recht vor, einen Eid geschworen zu haben, und du wurdest zornig auf sie und verrietst sie an Maximian. Daran bin ich nicht schuld; ich habe deine Liebe genossen, aber ich habe sie nicht erzwungen. Du hattest deinen Verstand und dein Gewissen, jetzt bist du selbst schuld!«

In diesem Moment wurden Victor und Leonia in die Arena gebracht. Ihre Gesichter waren ruhig, und ihre Schritte waren leise und majestätisch. Sie kamen in die Mitte der Arena, knieten nieder und blickten zum Himmel, voller Zärtlichkeit und Bewunderung.

»Victor! Leonia!« rief Ambrosius mit verzweifelter Stimme, aber sie konnten ihn nicht hören. Nichts Irdisches konnte die Gerechten mehr berühren; sie schienen in ihrer Todesstunde der himmlischen Harmonie und dem Gesang der Seraphim zu lauschen.

»Römer!« rief Ambrosius, »werft mich in die Arena, ich habe euch betrogen: Ich bin ein Christ und will für meinen Glauben sterben!«

»Er ist verrückt«, sagte Amena, »hört nicht auf ihn, er ist verrückt!«

Dann erhob sich Ambrosius von den Stufen, trat vor und machte das Kreuzzeichen.

»Wer auch immer du bist, schreckliche Frau«, sagte er an Amena gewandt, »ich schwöre dir ab, ich schwöre deinen Göttern ab, ich schwöre der Hölle und Satan ab!«

Als Amena diese Worte hörte, stieß sie einen schrillen Schrei aus, ihre Gesichtszüge verzerrten sich auf monströse Weise und blaue Flammen rannen aus ihrem Mund; sie stürzte sich auf Ambrosius und biss ihn in die Wange. In diesem Moment wurden vier Löwen hinter den Eisengittern in die Arena gelassen. Ambrosius fiel besinnungslos auf die Stufen des Amphitheaters.

Der Fremde schwieg wieder, und ich wagte lange Zeit nicht, sein Schweigen zu brechen.

»Wer sind Sie, geheimnisvoller Mann?« fragte ich ihn, als er gerade gehen wollte.

Sein blasses Gesicht sah mich mit einem Ausdruck an, und auf seiner Wange sah ich eine tiefe Narbe, als hätte ein scharfes Gebiss Fleisch davon gerissen. Er bedeckte wieder sein Gesicht und ging ohne ein Wort langsam aus der Arena und verschwand zwischen den Ruinen.

-Ende-

[1] Marcus Aurelius Valerius Maximianus (genannt Herculius; * um 240 bei Sirmium, heute Sremska Mitrovica, in Pannonien; † 310 in Gallien) war vom 1. März 286 bis zum 1. Mai 305 zusammen mit Diokletian Kaiser des Römischen Reichs.[Wikipedia]

[2] Das Triclinium (pl. Triclinia) war in der Antike ein steinernes oder hölzernes dreiliegees Speisesofa. Vor allem im antiken Griechenland und im Römischen Reich war es weit verbreitet. Nach ihm wurde aber auch der antike Speisesaal, in dem drei einzelne Klinen oder die Triclinia aufgestellt waren, Triclinium genannt.[Wikipedia]

Ein Wolfsfindling.

(Волчий приёмьш. 1843)

bearbeitete
automatische Übersetzung.

Журнал коннозаводства и охоты.
(Zeitschrift für Pferdezucht und Jagd) 1843 Nr. 13, S. 56-58

Im Frühjahr 1839 war ich Zeuge eines so merkwürdigen Falles, wie man ihn in den Annalen der Jagd kaum finden wird. In der Provinz Tschernigow, Kreis Mglinsky, im Dorf Krasny Rog, hat mich das Forstamt informiert, dass sie eine getötete Wölfin gefunden haben. Ohne mein Wissen zu jagen, ist mir verboten, und ich begab mich sofort in das betreffende Revier des Försters, um mich zu vergewissern, ob die Wölfin von fremden Jägern getötet worden war.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, dass sie nicht erschossen, sondern mit einer Axt oder einem anderen scharfen Gegenstand zerhackt worden war, ihre Zitzen waren voller Milch, und sie schien erst kürzlich gestorben zu sein. Ich erwähne diese Details nicht, weil ich sie für wichtig halte, sondern um keine der Umstände zu übersehen, die das außergewöhnliche Phänomen begleiteten, das ich zufällig gesehen habe.

Als ich die Wölfin von einer Seite auf die andere drehte, hörte ich ein lautes Quietschen und merkte bald, dass es aus der Wolfsgarbe oder (wie man hier sagt) aus der Garbe kam. Meine Jäger gruben auf meinen Befehl hin die Garbe aus und zogen einen nach dem anderen sechs kleine Wölfe heraus, die kaum sehen konnten. Ich wollte gerade mit dieser Beute gehen, als ich in derselben Garbe ein weiteres, sehr merkwürdiges Quietschen hörte. Wir gruben weiter und fanden zu meiner großen Überraschung einen kleinen Fuchs, der etwas älter als die Wölfe zu sein schien und fast so groß war wie sie selbst. Ich legte alle sieben auf den Boden neben dem toten Wolf, und alle sieben begannen, darauf heranzukriechen.

Die Wölfe und der Fuchs lebten lange Zeit zusammen; sie aßen und schliefen gemeinsam. Ich hatte eine gute Zeit mit den Wölfen; sie haben zusammen gegessen und geschlafen.

So sehr ich auch versuchte, herauszufinden, wie die Füchsin in der Wolfshöhle gelandet war, ich konnte mir keine zufriedenstellende Erklärung einfallen lassen. Deutliche Anzeichen zeigten, dass der Bau ursprünglich ein Fuchsbau war. Es ist bekannt, dass Wölfe oft Füchse aus ihren Behausungen vertreiben und sich an deren Stelle niederlassen.

Vielleicht hat die Wölfin von allen kleinen Füchslin in der eroberten Höhle einen ausgewählt und die anderen an ihre Kinder verfüttert; vielleicht verschonte sie ihn aus Versehen; vielleicht ließ sie alle Füchslin, die sie fand, absichtlich liegen, fütterte sie mit ihrer eigenen Milch und aß sie nach und nach selbst. Ich überlasse es den Naturforschern und alten, erfahrenen Jägern, diese Frage zu lösen.

Von wem und wie die Wölfin getötet wurde, blieb mir ebenfalls unbekannt.

-Ende-

Zwei Tage in der kirgisischen Steppe (1842).

(Два дня в киргизской степи.)

bearbeitete
automatische Übersetzung.

Журнал коннозаводства и охоты.
(Zeitschrift für Pferdezucht und Jagd)
1842, Nr. 5. S. 51-75.

Seit etwa einem Monat waren wir etwa hundertfünfzig Werst von Orenburg unterwegs, und die Jagd, von der wir uns so viel Vergnügen versprochen hatten, war fast nichts Aufregendes. Der Sommer war der heißeste, alle Sümpfe waren ausgetrocknet; von Tag zu Tag erwarteten wir Falken, um Enten und Vögel zu jagen, aber es wurden keine Falken gebracht, und wir konnten nur mit einem Späher auf die Jagd nach Birkhühner gehen.

An jedem anderen Ort wäre diese Jagd für mich unterhaltsam gewesen, aber hier wurde sie mir bald langweilig. Das Kochevka ^[1] liegt zwischen hohen Hügeln, die den Anfang des Uralgebirges bilden und mit Eichen und Birken bewachsen sind. Am Rande sei gesagt, dass diese Hügel einander recht ähnlich sind und dass man sich in ihnen leichter verirren kann. Fast alle haben die gleiche ursprüngliche Form, fast alle sind von einem mauerartigen Grat aus Schiefergestein gekrönt, und in jedem Tal fließt ein kleiner Bach, der auf beiden Seiten von Sträuchern verdeckt wird. Diese Täler sind reich an verschiedenen Beeren, vor allem aber an einer besonderen Gattung von Wildkirschen, die in den hohen Salbeibüschen in kaum sichtbaren Büschen wachsen. Ihnen ist es zu verdanken, dass es in diesen Gegenden so viele Birkhühner gibt. Jeden Tag schossen wir sechzig oder sogar hundert von ihnen, aber es gab keinerlei Anzeichen für ihren Rückgang. Gewöhnlich brachen wir frühmorgens auf und kehrten in drei Stunden mit unserer Beute nach Hause zurück. Jeder von uns erlegte so viel, dass es unmöglich war, alles in einen gewöhnlichen Jagdkorb zu packen, und um dieser Unannehmlichkeit Abhilfe zu schaffen, erfand ein erfahrener Jäger jener Region Gurte, die, ohne unnötigen Platz zu beanspruchen, eine Menge Wild tragen konnten. Von Beginn der Jagd an trugen wir diese Gurte über der Schulter, und am Ende beluden wir das Pferd damit. Es kam vor, dass wir gezwungen waren, umzukehren, nur weil wir den gesamten Vorrat an Pulver und Schrot aufgebraucht hatten. Um eine Vorstellung von der Zahl der Birkhühner zu vermitteln, möchte ich nur ein Beispiel anführen. Im Laufe einer Stunde erlegten wir einmal dreiundsechzig Stück.

Es stimmt, dass wir einen großartigen Hund hatten: der arme Buffon war taub und krumm, aber er hatte einen Sinn und eine Haltung, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich erinnere mich, dass er eines Tages über einem Birkhuhn stand. »Komm!« sagte ich. Buffon bewegte sich nicht. »Komm her, Buffka!« Buffon rührte sich nicht. »Komm her, du Idiot!« rief ich und trat ihn mit dem Fuß. Buffon fiel um und stellte sich mir gegenüber, ohne auch nur im Geringsten seine Gelassenheit oder seine Haltung zu verlieren. Das Birkhuhn saß zwischen ihm und mir, und ich fing es mit meinen Händen. So war der arme Buffon, aber auch ohne ihn hätten wir eine Fülle von Birkhühnern geschossen: Es war nur notwendig, sich etwa zweihundert Schritte von den Kibitkas (Zelten) zu entfernen, um mehrere Schwärme zu erlegen. Diese Jagd konnte anfangs amüsant sein, aber es fehlte ihr der Hauptreiz der Jagd: die Vorfreude auf das Unbekannte, die für den Jäger ebenso angenehm ist wie für den Spieler. Hätte der Spieler von vornherein gewusst, dass er nicht verlieren kann, hätte das Spiel für ihn wahrscheinlich seinen ganzen Reiz verloren. Auch ich, der ich im Voraus wusste, dass ich so viele Birkhühner töten würde, fand keinen Spaß daran. Unsere Birkhuhnjagd erinnerte mich an die blutigen Jagden in deutschen Parks, die ich, ehrlich gesagt, nicht ausstehen kann.

Nach dieser Erkenntnis kann man sich leicht vorstellen, wie erfreut ich war, als mich die Nachricht erreichte, dass Saigas jenseits des Urals, in der kirgisischen Steppe, aufgetaucht waren. Ich erinnerte mich an die Beschreibungen dieses Tieres in den Naturgeschichten, wo es immer als eine der schnellsten und unzugänglichsten Antilopen bezeichnet wird. Einige der Jäger, die an der »Chiwa-Expedition^[2] teilgenommen hatten, erzählten uns, wie sie auf ihrem Rückweg im Frühjahr auf Saigas gestoßen waren und wie sie vergeblich versucht hatten, sie mit ihren besten Pferden einzuholen. Einmal gelang es ihnen, eine ganze Herde zu umzingeln und in die Mitte des Wagens zu treiben, aber die Saigas sprangen ohne jede Anstrengung über die beladenen Kamele und verschwanden sofort aus dem Blickfeld.

Solche Geschichten weckten meine Neugier noch mehr, und ich war ungeduldig, eine Saiga zu sehen, und wagte kaum, auf das Glück der Jagd zu hoffen. Den ganzen Tag über schossen wir mit Kugeln, probierten Geräte aus und stellten Patronen her. Es waren zweihundert Werst vom Nomadenlager bis zur Festung Suchoretschenskaja, wo wir die Nacht verbringen und dann den Ural überqueren sollten. Das Reiten in der Provinz Orenburg ist unglaublich schnell, die Steppenstraßen sind glatt wie Parkett, und die baschkirischen Pferde sind unermüdlich.

Bis vierzehn Uhr legten wir die Strecke von zweihundert Kilometern in zwei Tarantassen^[3] zurück und hatten noch Zeit, in Sakmara zu baden und in einem der Reihendörfer zu Abend zu essen. Die Orte, durch die wir fuhren, waren sehr abwechslungsreich und malerisch: zuerst die gleichen Hügel wie auf dem Nomadenweg, dann weite Täler, Sakmara, das durch einen Wald von Silberpappeln schimmerte, grüne, blühende Steppe und in der Ferne die blauen Guberlinski Berge.

Schwärme von Brachvögeln flogen über uns hinweg; Steppenläufer mit roten Nasen und roten Beinen, die aufgrund der Farbe ihres Gefieders Elstern genannt werden, liefen die Straße entlang; hin und wieder flatterte ein aufgeschreckter Vogel unter der Karawane hervor, und Erdhörnchen kamen aus ihren Löchern und piffen auf ihren Hinterbeinen. Wir schenkten all dem wenig Beachtung, da wir nur mit dem Gedanken an die Saigas beschäftigt waren. Um neun Uhr abends erreichten wir die Festung Suchoretschenskaja und hielten am Haus des Dorfatamans. Vor seinem Haus vergnügten sich die Kosaken damit, mit Langgewehren winzigen Kalibers, und mit einem zweizackigen Schaft auf eine Zielscheibe zu schießen. Nachdem wir genug mit ihnen geschossen und im Ural gebadet hatten, legten wir uns im Hof auf das frische Heu und schliefen bei dem Ataman ein, der uns erzählte, wie er von den Kirgisen gefangen genommen worden war und wie er ihnen entkommen konnte.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da fuhr unser Tarantass schon am Ufer des Ural entlang, umgeben von einem Konvoi von Baschkiren. Die Überquerung des Flusses war so malerisch wie möglich. Steile Ufer, Felsen, der Tarantass, dessen Räder zur Hälfte im Wasser standen, springende Pferde, mit Bögen bewaffnete Baschkiren, unsere Gewehre und glitzernde Dolche, all das bot im Licht der aufgehenden Sonne ein schönes und originelles Bild. Der Ural ist an dieser Stelle nicht breit, aber so schnell, dass wir fast von der Strömung mitgerissen wurden. Auf der anderen Seite nahm die Steppe ein völlig neues Aussehen an. Die Straße verschwand bald, und wir fuhren ausschließlich auf festem Lehm Boden, der kaum mit von der Sonne verbranntem Gras bedeckt war. Die Steppe erschien vor uns in ihrer ganzen gewaltigen Größe, wie ein leicht aufgewühltes Meer. Tausende von bunten Schattierungen durchzogen sie in verschiedenen Richtungen; an manchen Stellen strömte ein durchsichtiger Dampf, durch andere zogen Wolkenschatten, und alles schien in Bewegung zu sein, obwohl nichts außer dem Rattern von Rädern und dem Stampfen von Pferden an unser Ohr drang. Plötzlich hielt ein Baschkir sein Pferd an und streckte seine Hand aus. Als ich mit den Augen die Richtung seines Fingers verfolgte, sah ich mehrere hellgelbe Punkte, die sich am Horizont bewegten: es waren Saigas. Einer von uns stieg auf das baschkirische Pferd, in der Hoffnung, dass er sich ihnen rechtzeitig nähern könnte, aber sobald die Saigas diese Vorbereitungen sahen, begannen sie zu fliehen, obwohl wir mehrere Werst voneinander entfernt waren. Wir setzten unseren Weg fort und sahen bald Kibitkas^[4] am Fuße eines hohen und langen Felsens von blauer und violetter Farbe, der, wie ich später erfuhr, Kuk-Tasch, d.h. blauer Stein, genannt wurde und aus Jaspis bestand. Hier war ein Lager für uns vorbereitet. Mehrere Kosaken ritten uns entgegen, unter ihnen Iwan Iwanowitsch, der Chorunzhy, der für die gesamte Jagd auf die Nomaden zuständig war. Die Nachrichten über die Saigas waren höchst zufriedenstellend. Die Kosaken sagten, es gäbe keine mehr von ihnen und sie könnten sich nicht erinnern, wann sie in so großer Zahl an die Linie gekommen seien. Sie meinten, die Dürre habe sie aus den Tiefen der Steppe vertrieben und sie gezwungen, in der Nähe des Urals Kühle zu suchen.

Als wir die Kibitka (Kibitka (russ.), eigentlich das zerlegbare Zelt der nomadisierenden Kirgisen,) betraten, zeigte uns Iwan Iwanowitsch zu unserem Erstaunen zehn Saigaköpfe mit schönen Hörnern und hässlichen Höckernasen, die in ihrer Länge und Weichheit den Nasen von indischen Hähnen ähnelten.

»Was habt ihr getan?« sagte ich zu ihm. »Du hast die Saigas erschreckt, und sie werden wieder in die Steppe gehen, und unsere ganze Jagd wird verloren sein!«

»Was sollte ich tun?« antwortete er. »Ich kann die Jungen nicht zurückhalten. Ich habe den Kosaken ein wenig zugesetzt, aber die Baschkiren lassen sich durch nichts aufhalten, sie stürmen! Gestern haben sie dreißig Stück erlegt, heute hatten sie noch keine Zeit zum Jagen; aber keine Sorge, es wird genug für alle da sein!«

Wir wollten sofort auf die Jagd gehen, aber man riet uns zu warten, bis es wärmer wurde. Morgens streifen die Saigas in Herden umher und lassen niemanden an sich heran, aber mittags legen sie sich einzeln hin, und dann ist es möglich, an sie heranzukriechen. Nachdem wir eine Weile gewartet hatten, stiegen wir auf unsere Pferde und zogen in Vierergruppen in die Steppe los.

Unterwegs fing ich ein Gespräch mit meinen Führern an und fragte sie: Seht ihr oft Kirgisen auf der Strecke?

»Jetzt nicht mehr so oft, Herr Exzellenz«, antwortete einer von ihnen, »aber es kommt immer noch vor; sie überqueren sogar den Ural, um Herden zu stehlen!«

»Und glaubt ihr, dass wir sie heute sehen werden?«

»Wieso? Sie haben schon lange gehört, dass wir auf der Jagd sind, und keiner wird sich hier blicken lassen!«

»Ich habe gehört, dass sie keine Angst vor dir haben?«

»Ja, sie haben auch keine Angst, wenn sie zu zehnt gegen einen antreten. Das sind gemeine Leute, und sie wissen, wie man peitscht! Vor zwei Jahren war ich in ihren Händen, und sie brachten sie mich fast um. Wie sie mich fingen, die Hunde, haben sie mich ausgezogen. Ein jeder von ihnen hat mich geschlagen, einer härter als der andere, und ich saß nackt auf meinem Pferd. Ein erbärmliches Volk, euer Gnaden!«

»Wie bist du ihnen entkommen?«

»Ich fand zwei der besten Pferde, Euer Hochwohlgeboren, und ritt bei Nacht los. Zwei Tage lang galoppierte ich, ohne anzuhalten, und am dritten Tag bekam ich Hunger, aber Gott ließ mich nicht sterben: Ich fand eine tote Saiga, aß ein wenig und nahm sie mit auf den Weg, und ohne sie wäre ich sicher verloren gewesen; sie war etwa fünfhundert Werst von der Linie entfernt.«

»Was haben die Kirgisen mit dir gemacht?«

»Was gab es zu tun? Ich bewachte die Herden, melkte die Stuten und machte Käse aus Ziegenmilch. Aber sie schlagen einen jeden Tag, die Hunde; nicht nur die Männer, sondern sogar Frauen und Kinder! Und ihre Peitschen waren so groß wie ein ganzer Ast!«

Während wir so redeten, kamen wir etwa zehn Werst weit, ohne etwas anderem zu begegnen als Murmeltieren, die aus ihren Löchern sprangen und über ihnen

standen, als ob sie Wache hielten, uns aber nicht in die Nähe eines Gewehrschusses ließen. Von Zeit zu Zeit sah man in der Ferne Saigas als gelbe Punkte, die aber sofort wieder verschwanden, so dass wir nicht einmal ihre Gestalt erkennen konnten. Plötzlich legte sich ein Kosake, der neben mir ritt, auf den Hals seines Pferdes und drehte sich abrupt um. Ich und die anderen Kosaken folgten seinem Beispiel.

»Schnell absteigen!« Er sagte zu mir: »Hinter der Anhöhe sind Saigas! Du, Reschetajew, bleibst bei den Pferden und schaust dich um, während sie sich auf den Boden legen und mir nachkriechen.«

Wir legten uns beide auf den Boden und begannen, auf Ellbogen und Knien zu kriechen. Ich hatte ein schweres einläufiges Gewehr in der einen Hand und eine ebenso schwere doppelläufige, mit Schrot geladene Flinte in der anderen.

Der lehmige, ausgetrocknete Boden, der schon hart wie Stein war, war immer noch mit kleinen, scharfen Kieselsteinen bedeckt, die mir schreckliche Schmerzen bereiteten; die Sonne brannte mir auf den Rücken, als wäre sie ein Feuer, und der Schweiß perlte in Hagelkörnern von mir ab. Trotzdem kroch ich weiter, ohne anzuhalten; aber da ich das Ende nicht absehen konnte, fragte ich den Kosaken leise: »Wo sind die Saigas?«

»Siehst du einen Strauch mit roten Beeren?«

»Ich sehe ihn.«

»Und dort drüben, auf dem Feld, einen geraden Grashalm?«

»Ich sehe ihn; na und?«

»Halte dein Auge genau zwischen die Beeren und das Gras; etwa fünfzig Schritte entfernt ragte etwas hervor, das wie ein Knoten aussieht: Saiga-Hörner.«

Ich strengte meine Augen an und sah tatsächlich etwas, das wie ein Knoten aussah.

»Wie lange werden wir brauchen, um dorthin zu gelangen?« fragte ich.

»Wir sollten eine kleine Runde drehen, um aus dem Wind zu kommen, sonst werden sie es riechen. Aber nicht den Kopf heben, Euer Gnaden, sie werden uns sofort bemerken!«

Wir begannen wieder zu kriechen und machten einen so großen Kreis, dass ich fast erschöpft war.

»Es ist nicht mehr weit!« sagte der Kosak, »hundert Schritte, mehr nicht! Bleibt auf den Knien, kriecht auf dem Bauch! Um Gottes willen, seid ruhig, klopf nicht mit euren Waffen auf den Boden!«

Ich war ausgestreckt und kroch wie ein strampelnder Hund.

»Wird es bald soweit sein?«

»Pst! Da, er begann den Kopf zu heben, er hat etwas bemerkt . . . Um Gottes willen, seien sie still . . . nun, es ist Zeit . . .! Legen Sie die Waffe auf meine Schulter.«

Bevor ich abdrücken konnte, sprang die Saiga auf und sauste in die Steppe davon. Die anderen, die in der Nähe lagen, folgten ihm.

Der Kosak und ich sahen uns an, standen auf und gingen zu den Pferden.

»Ich habe Ihnen gesagt, sie sollen sich mehr bücken!« sagte er und schüttelte den Kopf.

Wir gingen im Trab los, und bald sah Repnikoff (so hieß der Kosake) die Saigas wieder.

Diesmal schaffte ich es, achtzig Schritte auf sie zuzukriechen, aber meine Hände zitterten, der Schweiß lief mir in die Augen und hinderte mich daran, zu schauen, also zielte ich etwa zwei Minuten lang, schoss schließlich und verfehlte. Zum Glück sah uns die Saiga nicht; sie sprang auf, schaute in alle Richtungen, entfernte sich vierzig Schritte und legte sich wieder hin. Ich lud mein Gewehr und kroch nach oben, um erneut zu schießen, aber bevor ich schoss, ruhte ich mich einige Minuten lang aus und behielt die Saiga im Auge. Ich konnte ihre großen, schön geschwungenen Hörner mit den schwarzen Spitzen erkennen, die tiefen Falten auf ihrer buckligen Nase und die riesigen, geblähten Nasenlöcher, mit denen sie in alle Richtungen wackelte.

Als ich mich zum Schießen bereit machte, klopfte mein Herz so stark, dass ich dachte, die Saiga könnte es hören. Ich nahm meinen Yatagan aus dem Gürtel und steckte ihn in den Boden; dann legte ich mit größter Sorgfalt mein Gewehr darauf und hielt es fest gegen meine Schulter. Ich konnte nur den Kopf und den Hals sehen. Ich zielte auf den Hals und berührte mit angehaltenem Atem den Abzug.

Zuerst war hinter dem Rauch nichts zu erkennen, aber als ich aufstand und mich umsah, war die Saiga nirgends zu sehen.

Ich rannte vorwärts, und wer kann meine Freude beschreiben, als er mit durchschossenem Hals vor meinen Augen auftauchte: Ich hatte ihn genau an der Stelle getroffen, auf die ich gezielt hatte!

Die Kosaken kamen bald zu mir, und die Saiga wurde ausgeweidet und hinter dem Sattel festgebunden. Sie war größer als eine wilde Ziege, von hellbrauner Farbe und hatte sechzehn Ringe auf den Hörnern.

Dieser Glücksfall erheiterte uns. Wir ritten weiter, wobei wir die Richtung des Weges mit dem Lauf der Sonne abglichen. Ich kam wieder mit den Kosaken ins Gespräch.

»Stimmt es«, fragte ich unter anderem, »dass die Kirgisen Schmerzen mit außerordentlicher Geduld ertragen und sich nie beklagen, egal wie schwer sie verwundet sind?«

»Das ist wahr, Euer Gnaden«, antwortete Repnikoff. »Neulich habe ich einem Kirgisen ein Ohr abgebissen, und er hat nicht einmal gezuckt, der Hund!«

»Sie haben ihm das Ohr abgebissen!« rief ich. »Wie haben Sie das gemacht?«

»Es ist zwei Wochen her, dass sie nachts eine Herde aus dem Dorf gestohlen haben. Wir sammelten uns zu acht und nahmen die Verfolgung auf. Wir ritten eine Stunde lang, wir ritten eine weitere Stunde, wir konnten nichts sehen; aber

die Spur auf den Salzwiesen war deutlich, wir konnten uns nicht irren. Was zum Teufel! Meiner Meinung nach hätten wir sie schon längst sehen müssen: die Spur verläuft in leichtem Trab, und wir sind fünfzehn Werst pro Stunde unterwegs. »Seht, Jungs«, sagte ich, »hier ist etwas; sie müssen in die Schlucht dort drüben geritten sein. Kommt rauf und macht eure Gewehre bereit; ich denke, sie werden über dem Felsen auftauchen, die Hunde!« Kaum hatten wir uns dem Felsen genähert, hörten wir: »Zzzz! . . .« und der Pfeil ging direkt in mein Bein. Dann kreischten sie, und einer nach dem anderen kam hinter dem Felsen hervor, ich glaube, es waren etwa fünfundzwanzig Männer, alle mit Speeren, und auch zwei Panzerträger! Die Jungen waren verwirrt, aber ich sagte: »Habt keine Angst!« Ich holte den Pfeil aus meinem Bein, sprang vom Pferd, schlug zu, und peng! Einer von ihnen rollte davon. Reschetajew warf den anderen ab, und als sie sahen, dass wir uns wehrten, wendeten sie ihre Pferde und zogen los!«

»Nun«, sagte ich, »jetzt ihnen nach! Die Jungs schlugen auf die Gauner ein, wenn sie einen einholten, und Reschetajew verfolgte einen Gepanzerten. Gerade wollte er ihn mit der Peitsche erreichen, da wich er plötzlich zur Seite aus. Ich sehe, dass er entkommt, der Schurke, und seine Rüstung ist hundert Rubel wert, also beeile ich mich, ihn einzuholen. Er hat ein gutes Pferd, aber mein Pferd ist besser. Wir galoppieren und galoppieren, er wendet im vollen Galopp und schießt einen Pfeil direkt in die Kehle meines Pferdes, und es bricht unter mir zusammen. Es war eine Schande, und ich gestehe, um das Pferd tat es mir leid. »Lasst den Verbrecher nicht entkommen.« sage ich. Ich nahm meinem Kameraden das Pferd ab und begann, den Hund wieder zu jagen. Aber wohin? Als ich wieder auf die Beine kam, war er schon fast eine Meile weggaloppiert, und ich war der Letzte, der zurückblieb. Ich sah ihn pfeilschnell galoppieren, und Reschetajew blieb hinter ihm zurück. »Oh, das ist schade, er wird entkommen!« dachte ich, »aber sein Pferd stürzte und schlug auf dem Boden auf, es war in eine Murmeltiergrube gelaufen. Dann stürzten sich Reschetajew und die Jungen auf den jungen Burschen und verdrehten ihm die Arme, und ich sprang zu ihnen hin, und als ich das kirgisische Gesicht sah, kochte mein Herz über, ich stürzte mich auf ihn und biß ihm sein Ohr mit den Zähnen ab . . .«

Hier hielt der Erzähler inne, schirmte sich mit der Hand gegen die Sonne ab und blickte in die Ferne.

»Eh, eh, eh«, sagte er, »es sind mehrere hundert von ihnen hier!«

»Was?«, fragte ich, »Kirgisen?«

»Nein, Saigas!« antwortete er.

In der Tat sah ich, der Richtung seiner Peitsche folgend, viele hellgelbe Punkte, die aus verschiedenen Richtungen auf einen grünen Streifen zuliefen, der sich deutlich von der braunen Steppe abhob. Aus der Ferne schienen die Ufer eines kleinen Baches, der in den Ural mündete, ein grüner Streifen zu sein. Die von der Hitze geplagten Saigas rannten nach Wasser.

»Was«, fragte ich, »sollen wir einen von ihnen töten?«

»Nein«, antwortete Repnikoff, »wenn wir uns vorher ins Gras gelegt hätten, wären vielleicht ein oder zwei herbeigelaufen, aber jetzt kommen sie nicht mehr.«

Die Zahl der Saigas nahm zusehends zu. Sie liefen in riesigen Herden auf den Bach zu. Je weiter ich in die Ferne blickte, desto mehr von ihnen konnte ich am Horizont sehen: Sie kamen von überall her. Die ganze Steppe, mit Ausnahme von etwa zehn Meilen um uns herum, war mit ihnen bedeckt. Ich glaube, es waren mehrere Tausend.

»Welch ein Reichtum!« sagten die Kosaken. »Das Auge kann sehen, aber der Zahn kann es nicht erkennen!«

Wir ritten weiter und stießen bald auf eine Herde, die sich hingelegt hatte. Wahrscheinlich war sie von einer anderen Gruppe vor uns entdeckt worden, denn zwei Werst entfernt sahen wir vier Reiter, die vorsichtig um den Hügel ritten, auf dem die Saigas lagen, aber wir waren näher an ihnen und im Wind. Ich stieg von meinem Pferd ab und begann zu kriechen, aber die Saigas sprangen sofort auf und hinderten mich daran, ein paar Schüsse abzugeben. Die Jäger der anderen Gruppe ritten los, um ihnen den Weg abzuschneiden, und wir verfolgten sie von der anderen Seite, so dass sie wie in einer Zange zwischen den beiden Gruppen hindurchliefen.

Wir waren ziemlich weit von ihnen entfernt und hatten keine Hoffnung, sie zu überholen; aber unseren Kameraden, die sich hinter dem Hügel versteckten, gelang es, sie abzufangen. Die Herde blieb stehen, und wir konnten die Verwirrung sehen, die in ihr herrschte. Ein altes Männchen, das vorauslief, stürzte davon, aber einer der Jäger sprang von seinem Pferd und schoss auf ihn, als er gerade einen verzweifelten Sprung machte. Dieser Schuss löste eine Überraschung der Kosaken aus, die noch nie anders als aus dem Stand geschossen hatten, und zwar mit Hilfe der an ihren Gewehren befestigten Gewehrkolben.

»Dzhigit! Dzhigit!« riefen sie und sahen sich an, das heißt, gut gemacht, gut gemacht! An dieser Stelle sei bemerkt, dass die tatarische Sprache unter den Kosaken der linearen stanitsas ^[7] fast ebenso verbreitet ist wie die russische, und meine Führer plapperten unaufhörlich in dieser Sprache.

Wir kamen mit unseren Kameraden zusammen, verglichen unsere Saigas und stellten fest, dass die, die sie getötet hatten, viel größer war als meine. Inzwischen war die Sonne so heiß und wir fühlten uns so durstig, dass wir beschlossen, zu unseren Kibitkas zukehren.

Der Jäger, der die Saiga erlegt hatte, hatte mit einem Gewehr ein Murmeltier erlegt. Der Kalmücke, der ihn begleitete, stieg sofort von seinem Pferd ab, um es zu holen.

»Ist es ein Männchen oder ein Weibchen?« fragte mein Kamerad.

»Ein Männchen, Euer Hochwohlgeboren!« antwortete der Kalmücke und nahm seine Mütze ab.

Wir haben herzlich gelacht, und wer schon einmal die lustige Figur eines Murmeltiers gesehen hat, wird diese Antwort wahrscheinlich genauso amüsant

finden wie wir.

»Seht, Euer Gnaden!« sagte Repnikoff zu mir, »denn der Kalmücke hat jetzt das Murmeltier aufgelesen und wird es danach essen. Das ist so ein Volk, schlimmer als die Kirgisen, sie essen allen möglichen Dreck und nennen sich trotzdem Christen!«

Und der Kosake, der kürzlich einem Kirgisen ein Ohr abgebissen hatte, spuckte angewidert zur Seite.

Es gelang mir auch, mir den Namen eines Dshigit zu verdienen, indem ich mit einer Kugel aus ziemlicher Entfernung einen sitzenden Karagusch, eine Art Adler, erschoss, den die Baschkiren, die bei uns waren, sofort rupften, um seine Federn für Pfeile zu verwenden.

Als wir nach einem langen Ritt unsere Kibitka in der Ferne sahen, bot sich uns ein außergewöhnlicher und prächtiger Anblick. Anstelle der von der Sonne verbrannten Steppe befand sich am Fuße des blauen Kuk-Tasch-Felsens ein wunderschöner See, in dem sich sowohl der Felsen als auch die in der Nähe befindlichen Kibitka wie in einem Lichtspiegel spiegelten.

»Was ist das für ein See?« fragte ich erstaunt: »Sind das nicht unsere Kibitkas?«

»Unsere!« erwiderten die Kosaken lachend. »Es ist kein See, sondern eine Fata Morgana^[5].«

Trotz dieser Erklärung konnte ich nicht glauben, dass ich etwas anderes als ein Gespenst sah, und es schien mir, dass ich alle Farben des Wassers und der Wolken, die sich darin spiegelten, unterscheiden konnte. Ich ritt geradewegs auf die Kibitkas zu; aber je näher ich kam, desto durchsichtiger wurde das Wasser, verwandelte sich in einen fließenden Dampf und verschwand schließlich ganz.

In den Kibitkas war ein köstliches Abendessen für uns zubereitet worden, aber wir zogen es vor, Tee zu trinken. Ich werde nie vergessen, mit welchem Vergnügen ich elf Gläser heißen Tee trank, obwohl ich keinen einzigen trockenen Faden trug und es selbst im Schatten mehr als dreißig Grad warm war.

Den Rest des Tages verbrachte ich in müßiger Ruhe. Die versprengten Gruppen kehrten nacheinander zurück, aber die Baschkiren blieben in der Steppe und kamen erst am späten Abend mit ihrer Beute zurück. Viele von ihnen hatten zwei oder sogar drei Saigas hinter ihren Sätteln. Insgesamt wurden an diesem Tag mehr als fünfzig Saigas getötet, und wir waren nur vierzig Leute.

Die meisten unserer Orenburger Jäger, die des Reitens und Kriechens müde waren, brachen noch am selben Abend zu einem Nomadenlager auf; ich aber blieb zurück, um am nächsten Tag mit den Kosaken zu jagen.

Die ganze Nacht hindurch brannte vor der Kibitka ein Feuer aus trockenem Gras und mitgebrachtem Brennmaterial. Die Kosaken riefen sich gegenseitig auf den Wachen zu. Die Sterne blickten mir durch die runde Öffnung der Kibitka direkt ins Gesicht, aber weder ihr poetisches Licht noch das Knistern des brennenden Feuers oder die Rufe der Kosaken hinderten mich daran, in einen

tiefen Schlaf zu fallen. Ich schlief wie ein Toter und wachte erst auf, als die Sonne schon hoch stand und es Zeit war, auf die Jagd zu gehen.

Diesmal führten mich Repnikoff und seine Begleiter in eine andere Richtung. Wieder sah ich Tausende von Saigas, und wieder hatte ich Gelegenheit, das wunderbare Licht und die unzähligen Schattierungen der Steppe zu bewundern; aber die Orte, durch die wir kamen, waren abwechslungsreicher als gestern. Die Hügel waren höher, die Schluchten tiefer, und an einigen Stellen war der Schutt der Jaspisfelsen blau oder große Eisensteinhaufen rötlich gefärbt. Aber abgesehen von dem spärlichen verbrannten Gras haben wir weder gestern noch heute Anzeichen von Feuchtigkeit gesehen.

Nach einem langen Ritt und vielen erfolglosen Versuchen schoss ich eine Saiga, und wir holten die andere, die von einem Kosaken verwundet worden war, zu Pferd ein. Zufrieden mit dieser Beute waren wir bereits auf dem Heimweg, als wir in der Ferne eine große laufende Herde sahen.

Repnikoff folgte ihm einige Sekunden lang mit einem Blick, gab seinem Pferd einen Tritt und galoppierte in eine ganz andere Richtung davon, wobei er nur sagte: »Folgt mir, bleibt nicht zurück!«

Wir erreichten eine tiefe Schlucht, ritten hinunter und galoppierten in vollem Tempo weiter, ohne auf die großen spitzen Steine zu achten, die auf dem Weg lagen. Die Schlucht, die wie ein schmaler Korridor aussah, bog hier und da nach rechts und links ab und glich sich schließlich allmählich der Oberfläche des Bodens an. Sobald sie sichtbar wurde, befahl uns Repnikoff, von unseren Pferden abzusteigen und ihm zu Fuß zu folgen, wobei wir uns so weit wie möglich bücken sollten.

Auf diese Weise erreichten wir eine Klippe, von der aus wir die Steppe frei sehen konnten, ohne selbst sichtbar zu sein. Was Repnikoff erwartet hatte, trat ein. Keine zwei Minuten später tauchten die Saigas auf und trabten direkt auf uns zu. Vor ihnen war ein wunderschönes Männchen mit großen, leierförmigen Hörnern von zartgelber Farbe, die in der Sonne durchscheinend golden wirkte. Er blähte seine breiten Nüstern auf und hob den Kopf nach oben, als ob er Gefahr witterte.

Wir hielten den Atem an und spannten unsere Abzüge. Als sich die Herde, etwa sechzig Schritte entfernt, der Klippe näherte, legte ich an und schoss auf die führende Saiga. Er überschlug sich und fiel kopfüber. Die ganze Herde war aufgewühlt, ein schrecklicher Staub erhob sich und verdeckte ihn für eine Minute. Die Kosaken feuerten ebenfalls auf die fliehende Herde, verfehlten sie aber. Ich hatte noch eine doppelläufige Flinte, die mit Schrot geladen war. Ich feuerte aus beiden Läufen und hoffte kaum auf Glück. Die Herde rannte weiter, aber eine Saiga löste sich von den anderen und flüchtete. Sie rannte schnell, stolperte aber manchmal und wirbelte Staubwolken auf.

»Treffer, Treffer!« sagten die Kosaken und sahen ihm nach.

Wir stiegen auf unsere Pferde, überließen einem Kosaken die getötete Saiga und machten uns auf den Weg, den Verwundeten einzuholen. Bald hatten wir ihn

eingeholt, und Repnikoff ritt von der Seite auf ihn zu und tötete ihn mit einem einzigen Peitschenhieb.

Dieser Vorfall gab ihm die Gelegenheit, mir zu erzählen, wie die Baschkiren und Kirgisen im Herbst auf Wolfsjagd gehen. »Sobald der erste Schnee fällt«, sagte er, »steigen sie auf ihre Pferde und suchen nach einer Wolfsspur. Sobald sie die Fährte gefunden haben, reiten sie so lange, bis sie das Tier sehen, und sobald es sich zeigt, verfolgen sie es in einem leichten Trab. Zuerst rennt das Tier schnell, manchmal versteckt es sich sogar, aber nach und nach wird es müde, bleibt stehen und schaut zu den Jägern zurück. Es kommt vor, dass sie auf diese Weise fünfzig Werst zurücklegen. Schließlich ist der Wolf erschöpft, streckt die Zunge heraus und geht im Schritt: dann springen die Jäger zu ihm und töten ihn mit Nagaikas ^[6]. Ein Schlag auf die Nase gilt als am sichersten.«

Als wir in unseren Kibitkas ankamen, sprachen wir über Kirgisistan, die Steppe und die Jagd. Bald kehrten die anderen Schützen zurück, und da am Vortag der Chef der Station mit dreißig neuen Kosaken im Lager eingetroffen war, war die Beute dieses Mal viel größer. Obwohl die Jagd früher beendet war als gestern, hatten wir mehr als hundert Saigas erlegt.

Unser Mittagessen bestand hauptsächlich aus Saiga. Dieses Fleisch ist recht schmackhaft und ähnelt ein wenig dem Hammelfleisch; aber ich habe es nicht ohne Ekel gegessen: Alle Saigas hatten große weiße Würmer unter der Haut auf dem Rücken; und obwohl diese Stellen sorgfältig herausgeschnitten wurden, gab der Gedanke daran weder der Soße noch dem Braten einen besonderen Geschmack. Diese Würmer stammen aus den Eiern, die einige Insekten in ihrem Fell ablegen. Alle Felle, die wir entfernten, sahen aus, als hätte man sie mit einer großen Schrotkugel erschossen; aber Saigas bekommen im Winter keine Würmer.

Nach dem Abendessen gab es Bogenschießen unter den Baschkiren, Ringen und Kräftemessen. Es gelang mir, mit einem Pfeil aus fünfzig Schritt Entfernung den Hut eines Tataren zu durchbohren, aber nach diesem Zufallstreffer gab ich immer wieder Fehlschüsse ab. In dem Kampf, der sowohl Kraft als auch Geschicklichkeit erforderte, warfen mich die Baschkiren ebenso wie die Kosaken leicht zu Boden; aber in einem Kräftemessen besiegte ich sie mehrmals, und sie ehrten mich mit dem Namen Dzhigit. Als die Nacht hereinbrach, ritten wir alle gemeinsam zur Festung Sukhorechen. Die Kosaken sangen, und ihre Stimmen verloren sich in der Weite des Raumes, von keinem Echo wiedergegeben . . . Manchmal wurden diese Lieder mit tiefer Verzweiflung, manchmal mit verzweifelterm Geist gesungen, und von Zeit zu Zeit wurden sie mit einer solchen Wortfülle hinzugefügt, dass sie nicht wiederholt werden konnten. Der Zug hat sich mit all seinen Details in mein Gedächtnis eingeprägt.

So wie ich jetzt den mit Sternen übersäten Himmel und die Steppe wie ein offenes Meer sehen kann, so kann ich jetzt die Worte hören:

*Gott gebe uns, den Kosaken, ein langes Leben und einen guten Dienst,
dass wir unser Haupt in Frieden zur Ruhe betten können!*

Ich höre das dumpfe Stampfen und Schnauben der Pferde, das Klappern der Steigbügel, das Rauschen und Plätschern des Wassers, als wir den Ural überquerten . . .

Am nächsten Tag kamen wir wieder im Nomadencamp an; unser früheres ruhiges Leben begann, Schießen, Schwimmen und endlose Birkhuhnjagd.

1842

gr. A. T.

-Ende-

- [1] Kochevka - ein Lager der Nomaden.
- [2] Chiwa-Expedition - wurde 1839 mit dem Ziel unternommen, das Khanat Chiwa Russland zu unterstellen. Der Leiter des Expeditionskorps war der Militärgouverneur von Orenburg, General V.A. Perovsky, der Bruder von Tolstois Mutter. Die Kampagne endete erfolglos.
- [3] Der Tarantass ist ein vierrädriges Pferdefahrzeug mit einem langen Längsrahmen, das das Ruckeln auf der Straße bei Fernfahrten verringert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es in Russland weit verbreitet.
- [4] Eine Kibitka ist eine pastoralistische Jurte der kirgisischen und kasachischen Nomaden des späten 19. Jahrhunderts.
- [5] Ein bekanntes Phänomen, das die Franzosen Fata Morgana nennen. (Anmerkung des Autors.)
- [6] Nagaika, Peitsche aus Lederstreifen mit ursprünglich eingeflochtenen Bleikugeln, die von den Kosaken und Tataren verwendet wurde.
- [7] Stanitz, seit dem 17. Jahrhundert Bezeichnung für eine Kosakensiedlung in Russland, seit dem 19. Jahrhundert auch administrativ-territoriale Einheit mit Selbstverwaltungsfunktionen; heute Bezeichnung für kleine ländliche Wohnsiedlungen, die sich in den ehemaligen Kosakengebieten erhalten haben.

Artemij Semjonowitsch Bervenkovsky.

(Артемий Семенович Бервенковский.)

bearbeitete
automatische Übersetzung.

вчера и сегодня
(Gestern und Heute) 1845, Bd. 1, S. 119-132;

Ich erinnere mich, wie vor zwanzig Jahren, als ich es auf der großen Straße nach Kirillov eilig hatte, die Vorderachse meines Wagens brach und ich zum Anhalten gezwungen war. Ich schaute mich um, in der Hoffnung, einen Unterschlupf zu finden, und etwa zwei Meilen von der Straße entfernt sah ich ein seltsames Gebäude, das wie eine Windmühle aussah, aber einen ungewöhnlich komplizierten Mechanismus hatte. Ich machte mich auf den Weg dorthin und stand bald vor einem wunderschönen Herrenhaus mit vielen Flügeln und einem großen Garten. Ein seltsames Gebäude von unverständlicher Architektur befand sich auf demselben Hügel in geringer Entfernung vom Haus. Der alte Butler, der am Eingang stand, sagte mir, dass das Anwesen Artemius Semjonowitsch Bervenkovsky gehöre. Meiner Bitte, einige Männer zu schicken, um den Wagen zu reparieren, wurde sofort entsprochen, aber als ich ihn fragte, ob es im Dorf ein Gasthaus gäbe, in dem ich übernachten könnte, winkte der Butler mit beiden Händen.

»Du meine Güte!« rief er: »Wozu ist das Haus des Herrn da? Artemij Semjonowitsch wird mich auspeitschen lassen, wenn ich Sie jetzt hier weglasse.«

»Nein, Sir, es tut mir leid, aber Sie müssen ein oder zwei Tage bei uns bleiben.«

»Was«, sagte ich, überrascht über eine solche Begrüßung, »halten Sie mich für jemand anderen?«

»Wie anders?« sagte der alte Mann, und die Falten in seinem Gesicht glätteten sich unter seinem freundlichen Lächeln.

»Sie sind ein Wanderer, nicht wahr?«

»Nun, sei nicht böse, aber es ist unsere Gewohnheit, jeder muß eine Woche lang hierbleiben, und dann kannst Sie mit Gott gehen.«

Ich bat darum, meinem Herrn Bericht zu erstatten.

»Sieh an, sieh an!« sagte der Butler, »es gibt nichts zu berichten! Sie können in den Salon gehen; denn jetzt läuft Artemij Semjonowitsch nackt herum, warum legen Sie sich nicht auf das Sofa oder essen etwas? Er wird bald zurück sein.

»Artemij Semjonowitsch läuft nackt herum?« fragte ich.

»Ja«, sagte der Butler kalt. Ich lachte unwillkürlich, aber er fuhr fort, als ob er es nicht bemerkt hätte:

»Es ist viertel vor sechs. Bis sechs Uhr wird Artemij Semjonowitsch spazieren gehen und von sechs bis halb acht wird er schreien und dann«, fügte der Butler mit einem schweren Seufzer hinzu, »wird er Mechanik machen.«

»Wie?« Ich fragte mit wachsender Neugier: »Artemij Semjonowitsch schreit jeden Tag von sechs bis halb acht: genau eine halbe Stunde lang?«

»Nicht immer, Sir; manchmal schreit er eine Stunde lang, aber nur bei nassem Wetter.

»Aber«, fragte ich stotternd, »ist Artemij Semjonowitsch ein kleiner verkehrt?« Ich drehte meinen Daumen über meinem Kopf.

»Keineswegs, Vater! Fürchte dich vor Gott! Mehr brauchen wir nicht! . . .« Und dem alten Mann standen die Tränen in den Augen.

»Was für ein Spinner dein Herr ist!« dachte ich.

Wir gingen in den Salon. Der Butler verließ mich und ging Tee holen, während ich zum Fenster ging. Sie öffneten sich zum Garten hin. Innerhalb von fünf Minuten sah man einen Mann mittleren Alters mit einer Perücke und Hausschuhen am Fenster vorbeilaufen, der eine Uhr an einer Goldkette trug. Als er mich sah, nickte er mir freundlich zu und schüttelte mir die Hand, als wollte er sagen: »Keine Sorge, lieber Freund, ich bin bald zurück.

Er verschwand zwischen den Bäumen, tauchte aber nach einer Weile auf der gegenüberliegenden Seite wieder auf, diesmal bedeckte er seine Blöße mit einer großen Sonnenblume. Er lief ein zweites Mal am Fenster vorbei, nickte mir zu und verschwand. Dieses Phänomen wiederholte sich häufig. Endlich blieb Artemij Semjonowitsch stehen, schaute auf seine Uhr und begann mit schrecklicher Stimme zu schreien. Ich dachte, das ganze Haus würde sich auf seinen Schrei stürzen, und ich konnte mich nicht zurückhalten, ihm zu Hilfe zu eilen, aber er machte das bekannte Handzeichen, um mich zu beruhigen, und schrie weiter. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf seine Uhr, und schließlich blieb er fast erschöpft stehen. Stöhnend und keuchend betrat er das Zimmer, warf sich in meine Arme und drückte mich fest an sein Herz.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »es tut mir leid, mein guter Mann, dass ich Sie so lange habe warten lassen. Darf ich Ihnen einen Tee oder etwas anderes anbieten? Oh, ich bin so müde! Trepetinsky!« fuhr er fort und wandte sich an den Butler, der mit einem Tablett gekommen war, »geben Sie mir sofort einen Tee! Warum lässt du unseren lieben Gast hungern, mein lieber Bruder? Oh, ich bin müde! Oh, mein Gott! . . . Seien Sie nicht böse, mein Lieber, lassen Sie mich Luft holen!

»Das bin ich, Sir, das bin ich! - antwortete Trepetinsky und stellte das Tablett mit dem Teeservice auf den Tisch, - ja, mein Herr, ja, ja!

In der Zwischenzeit überschüttete mich Artemij Semjonowitsch mit Höflichkeiten und ließ sich neben mir auf dem Sofa nieder. Er war groß, gut gebaut und hatte schnelle und intelligente Augen.

»Stellen Sie sich vor, mein Lieber«, sagte er, ein Bein über das andere geschlagen und sich auf das Sofa gestützt, »stellen Sie sich vor, wie ich dazu verdammt bin, jeden Tag so müde zu sein! Mein Gott, was für ein Leben, was für ein Leben, wenn man daran denkt . . .

»Aber darf ich Sie fragen«, bemerkte ich, »was sind Sie . . .

»Und wozu? Auf die Gesundheit, guter Mann, auf die Gesundheit! Ein Mann braucht Bewegung, freie Luft, ein geregeltes Leben. Jeder weiß, dass ein starker Schrei die Lunge vergrößert, aber niemand beachtet ihn. Wenn Sie bei mir bleiben, werden wir zusammen im Garten laufen und schreien, dann werden Sie sehen, wie nützlich es ist.

»Ich danke Ihnen«, sagte ich, »aber ich kann nicht länger als bis morgen bleiben; ich bin so in Eile . . .«

»Es geht nichts, mein lieber Freund, es geht nicht! Ich habe viel mit Ihnen zu besprechen. Was sagen Sie zum Beispiel dazu?«

Dann öffnete Artemij Semjonowitsch einen großen Schrank und begann, einige verstaubte Modelle herauszuholen, die jenem merkwürdigen Gebäude ähnelten, das ich auf dem Hügel in einer Nähe des Hauses gesehen hatte. Als er diese Modelle herausnahm, legte er sie in einer Reihenfolge^[1] auf den Tisch, und schon bald war dieser völlig überfüllt.

»Was ist das alles?« fragte ich.

»Was denken Sie, was es ist?« sagte Artemij Semjonowitsch.

»Eine Mühle?«

»Das glaube ich nicht!«

Trepetinsky kam mit einigen Spirituosen herein, sah die Modelle, seufzte und schüttelte traurig den Kopf.

»Mein Herr«, fuhr Artemij Semjonowitsch fort und sah dabei erfreut aus, »es sind, mein Herr, wenn Sie es gehört haben, all die verschiedenen Perpetuum Mobiles!^[2]«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich denke«, sagte ich, »dass Perpetuum mobile immerwährende Bewegung bedeutet, und Ihre Modelle stehen unbeweglich.«

»Und das ist der Punkt«, sagte Artemij Semjonowitsch, überhaupt nicht amüsiert, »sie stehen unbeweglich, weil ich noch keinen geeigneten Bewegiger für sie gefunden habe; aber gib mir Zeit, ich habe hier (er schlug sich an die Stirn), ich habe hier eine Erfindung, von der man bald in Europa sprechen wird! A propos^[3]: »Sind Sie ein Komponist?«

»Nein, ich bin ein Maler.«

»Maler!« rief Artemij Semjonowitsch freudig aus. »Kommen Sie mit mir.«

Er packte mich am Arm und zerrte mich auf die andere Seite des Hauses. Es war mit den schönsten italienischen und flämischen Gemälden geschmückt. Artemij Semjonowitsch begann über die Malerei zu sprechen, und ich war überrascht von

seinem gesunden Urteilsvermögen und seinem profunden Wissen. Er sprach mit der Leidenschaft eines wahren Liebhabers; aber der Schluss seines Vortrags verblüffte mich.

»All das«, sagte er, »ist Unsinn im Vergleich zur Mechanik! Ich werde Ihnen eine Wasserreinigungsmaschine zeigen, die ich erfunden habe.«

Er nahm mich am Arm und führte mich weiter.

»Sehen Sie«, sagte er und hob das Dach der Maschine an, »sehen Sie sich das schmutzige Wasser darin an. Ich habe absichtlich schmutziges Wasser einfüllen lassen. Und jetzt sehen Sie sich das Wasser an, das herauskommt: kristallklar, rein kristallklar.

Er drehte den Wasserhahn auf, aber das Wasser kam genauso schmutzig heraus wie das in der Maschine.

»Das macht nichts«, sagte Artemij Semjonowitsch, »wenn man es zweimal abseiht, wird es Kristallklar sein! Wollen Sie meine Küche sehen?«

Wir gingen in die Küche. Die Räder und Zahnräder klebten zusammen und nahmen fast den ganzen Raum ein. Drei Männer drehten mühsam einen riesigen Zylinder und trieben eine Eisenstange an, auf der ein Huhn vor dem Feuer gebraten wurde.

»Wie sieht es aus?« sagte der Herr des Hauses und rieb sich die Hände.

»Es scheint«, bemerkte ich, »dass der Mechanismus ein wenig kompliziert ist. Das muss hart sein für die armen Köche!«

»Meine Güte, umso besser, denn es ist schwer. Ein Gebet, mein guter Mann, ein Gebet! Oh! Ich habe nichts vergessen, eines ergibt sich aus dem anderen. Und sehen Sie hier: Während das Huhn brät, wird hier das Öl gerührt, und hier werden die Kräuter gehackt. Ich habe einen Entkerner auf dem Dachfirst, der sowohl ein Entkerner als auch eine Orgel ist! Aber das macht nichts, lass uns in mein Schlafzimmer gehen. Was denken Sie, was es ist?

»Ein dreieckiger Hut?«

»Keineswegs: ein Handwaschbecken! Und das?«

»Ein Abschäumer.«

»Niemals! Es ist eine Reisebox mit Rasierern. Und das?«

»Eine Waffe.«

»Schöne Waffe! Es ist ein Tintenfass, ein Tintenfass, mein Gott, ein Tintenfass!«

Artemij Semjonowitsch zeigte mir noch viele andere Dinge, wie ein Fell und eine Handwaschschüssel. Als das Abendessen serviert wurde, zog er eilig seine Perücke und den bestickten Kaftan an und setzte sich zu mir an den Tisch. Ich weiß nicht, ob alle seine Kochutensilien wie ein Speiß aufgebaut waren, aber das Essen schien mir in Ordnung zu sein. Artemij Semjonowitsch hatte ein sehr fröhliches Gemüt. Er hatte in seinem Leben viel gelesen; er beherrschte mehrere Fremdsprachen und seine Konversation, wenn es um Mechanik ging, war so unterhaltsam wie nur möglich.

Wir trennten uns zu später Stunde. Das Zimmer war sauber und ruhig für mich; das Bettzeug war dünn und weiß, und die Bettdecke war weich und einladend; aber ich gestehe, dass ich mich nicht ohne Angst darauf legte; ich dachte, dass die erste Berührung sie in einen Ballon oder in eine Wasserreinigungsmaschine verwandeln könnte. Meine Befürchtungen waren jedoch unbegründet, und ich war gerade dabei, in einen angenehmen Schlaf zu fallen, als ich von Trepetinsky geweckt wurde, der auf Zehenspitzen hereinkam.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sagte er, »ich komme, um Sie um eine wichtige Angelegenheit zu bitten!«

»Ich?«

»Ja, es ist wichtig«, fuhr der alte Mann fort, sank auf die Knie und küsste meine Hand, »so wichtig, dass ich den Rest meines Lebens geben würde, wenn Sie, Väterchen, meine Bitte erfüllen würden.«

Ich sah ihn erstaunt an.

»Sehen Sie, Herr«, fuhr er fort, »es scheint, dass wir den Herrn verärgert haben! Der verstorbene Semjon Artemjewitsch, Gott sei ihm gnädig, hat uns ein ansehnliches Vermögen hinterlassen: siebenhundert Seelen, Vater, und dreihunderttausend in der Pfandleihe. Aber die verdammten Mechaniker werden uns ruinieren, das sehe ich! Vor allem diese verdammten Petumebels, Gott vergebe mir! Ich weiß, Vater, dass ich ein Sünder bin, aber ich kann nicht anders, als diese Petumebels zu verfluchen! Ich weiß nicht, wer sie erfunden hat! Ist es ein lohnendes Geschäft für einen jungen, reichen Herrn, Tag und Nacht auf diesen Rädern zu sitzen? Artemij Semjonowitsch sollte wasserbetriebene Maschinen oder Spinnräder herstellen, und das ist alles! Aber was ist mit diesen Petumbels? Wozu dienen sie? Lass sie nur kleine machen, aber wenn du sie siehst, steht sie auf dem Berg wie eine Windmühle.«

»Wie«, fragte ich, »und das . . .

»Und das ist Petumebeli, und es gibt Petumebeli im Dorf, und Petumebeli im Bauernhaus, und Petumebeli überall! Hunderttausend Opfer! Hunderttausend, Vater, das lässt sich leicht sagen! Oh, mein Gott, mein Gott! Wir haben die Herren beleidigt! . . .

Der alte Mann bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

»Was soll ich denn tun?

»O Väterchen«, rief Trepetinsky, »liebes Väterchen, erbarme dich unser und überrede Artemij Semjonowitsch, seine Mechaniker aufzugeben. Es wird uns nichts nützen, bei Gott, es wird nichts nützen! Lass ihn Karten spielen, Gott vergebe mir! Sollen sie doch mit der Hundejagd oder etwas anderem anfangen, nur nicht mit Mechanik! Artemij Semjonowitsch hat Sie liebgewonnen, das sehe ich; vielleicht werden sie Ihnen gehorchen, und wenn sie es tun, werde ich Ihr ewiger Diener sein, und Gott wird Sie im Jenseits belohnen!

Ich habe dem armen alten Mann versprochen, dass ich seine Wünsche erfüllen werde. Er ging hinaus und bedankte sich, kehrte aber kurz darauf zurück.

»Wenn Sie Artemij Semjonowitsch nicht überreden können, die Mechanik aufzugeben«, sagte er schluchzend, »dann versprechen Sie ihm wenigstens, dass Sie nur eine Überraschungen erleben werden. Man weiß nie, was für eine Überraschungen man erleben kann. Neulich gab es flötengefütterte Stiefel, die zu spielen beginnen, wenn man sie anzieht« das ist zumindest eine Überraschung.

Und der alte Mann ging hinaus und wischte sich mit den Fäusten über die Augen. Am nächsten Tag versuchte ich beim Kaffee, Artemij Semjonowitsch zu überreden, aber er unterbrach mich:

»Siehst du diese Kaffeekanne?« Ich habe sie letztes Jahr erfunden und habe viel darunter gelitten, aber sehen Sie sich den Kaffee an!

Leider wollte der Kaffee nicht fließen und Artemij Semjonowitsch musste eine normale Kanne bestellen. Dies war ihm jedoch überhaupt nicht peinlich.

»Wir werden ein drittes Sieb anfertigen müssen«, sagte er. Ich weiß, wie man sie herstellt, und dann werden Sie sehen, was für eine Kaffeekanne das sein wird!

Nach dem Kaffee nahm mich Artemij Semjonowitsch mit ins Dorf und ließ mich die Dächer bewundern, die so geformt waren, dass sie beim ersten Schlag zusammenbrechen mußten. Dies geschah, so Artemij Semjonowitsch, für den Fall eines Brandes. Es stimmt, dass bei Regen Wasser durch die Dächer in die Hütten sickert, aber Artemij Semjonowitsch sagte, dass das nichts ausmache und die Frische des Wassers sehr gut für die Gesundheit sei.

Auf diese Weise interpretierte mein guter Meister alle Unannehmlichkeiten, die mit seinen Erfindungen verbunden waren, zu seinen Gunsten. Von den Dächern aus sahen wir uns die Mühle an, und hier zeigte sich der Erfindergeist von Artemij Semjonowitsch in seiner ganzen Brillanz. Nichts in seiner Mühle glich einer gewöhnlichen Mühle: Die Mühlsteine standen rechtwinklig zueinander statt waagerecht; das Wasserrad war mit einer Schaufel versehen, denn Artemij Semjonowitsch wollte, dass es sowohl melkt als auch Wasser zu einem entfernten Gehöft transportiert, das kein Wasser benötigte.

»Siehst du diesen Teich?« Soll ich es in zwei Minuten rauslassen?«, sagte Artemij Semjonowitsch.

Er zog das Seil fest, und es dauerte zwei Minuten. Der ganze Teich schoss durch das Tor hinaus, und der Boden war mit Schlamm bedeckt, auf dem die Karauschen und Barsche sprangen und ihre weißen Bäuche zeigten. Diese Erfahrung war die erfolgreichste von allen. Artemij Semjonowitsch rieb sich vor Freude die Hände. Er bot mir an, die Mühle in fünf Minuten abzubauen, aber ich bat darum, mir seine Bilder noch einmal anzusehen, und wir kehrten nach Hause zurück.

Nach dem Mittagessen rannte Artemij Semjonowitsch mit einer Perücke und Schuhen durch den Garten und schrie eine halbe Stunde lang. Dann tranken wir gemeinsam Tee und hatten einen fröhlichen Abend. Ich deutete meine Abreise an, aber er wollte nichts davon wissen.

Am nächsten Tag war ich gezwungen, mir verschiedene Perpetuum Mobile anzuschauen, bis auf eines, das große, das auf dem Berg stand. Er hat es mir nicht

gezeigt, wahrscheinlich, damit ich seine Idee nicht nutze, bevor sie in die Praxis umgesetzt wurde.

Der nächste Tag verlief ähnlich wie der Tag zuvor. Sobald ich jedoch von meinem Abreise sprach, zeigte mir Artemij Semjonowitsch eine Kutsche und unterbrach meine Rede.

Ich beschloss, in aller Ruhe abzureisen, aber meine Versuche, meinen Wagen zu finden, waren vergeblich: Man sagte mir immer, er sei noch in der Reparatur.

Eines Tages teilte mir Artemij Semjonowitsch mit, dass die Kutsche bereit sei und ich abreisen könne.

»Aber bevor ich Sie gehen lasse,« sagte er, »muss ich Ihnen mein Labyrinth zeigen. Kommen Sie mit mir.

Wir kamen zu einem kreisförmigen Garten, in dem sich viele Wege verschlangen und kreuzten. Der Raum zwischen den Wegen war mit Sträuchern bepflanzt; da das Labyrinth aber gerade erst begonnen worden war, hatten die Sträucher noch keine Zeit zum Wachsen gehabt und man konnte in der Mitte stehen und das Ende des Labyrinths sehen.

»Kommen Sie, mein Herr, treten Sie doch ein«, sagte Artemij Semjonowitsch zu mir.

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie es aufgeben sollen«, sagte ich.

»Nein, mein Herr, tun Sie mir einen Gefallen und begutachten Sie mein Labyrinth.«

»Ich sehe es auch so, wie es ist.«

»Komm sie rein, tun Sie mir den Gefallen, komm Sie rein.«

»Und wozu?« sagte ich und ahnte einen Verrat.

»Oh, bitte!«

»Wirklich, Ich will das nicht.«

»Mein Lieber, bitte!«

Ich wollte Artemij Semjonowitsch nicht beunruhigen, also nahm ich den Mut auf, in sein Labyrinth einzudringen. Artemij Semjonowitsch stand am Eingang, und als ich die Mitte erreichte, klatschte er in die Hände.

»Nun, mein Lieber«, sagte er, »lass mich sehen, wie Sie hier rauskommen!«

»Hören Sie auf zu scherzen, Artemij Semjonowitsch, ich bin in Eile; tun Sie mir den Gefallen und zeigen Sie mir den Weg!«

»Ich zeige ihnen den Weg! Nein, meine Lieber, Sie bleiben bis zum Abend hier, morgen gehen Sie nach dem Kaffee. Ich habe meine Kaffeekanne repariert: Sie müssen sie sehen.«

»Ich werde mir deine Kanne nicht ansehen!«

»Sie halten mich jetzt schon seit einer Woche hier fest, und Gott weiß warum. Sagen Sie mir, wie ich hier rauskomme, oder ich werde meinen eigenen Weg finden!«

»Komm schon, komm schon, komm schon!

Ich hatte keinen Respekt vor dem verschlungenen Labyrinth, also begann ich, durch das Gebüsch zu gehen, und fand mich bald an einer freien Stelle in der Nähe von Artemij Semjonowitsch wieder.

Beim Anblick meines entschlossenen Handelns wurde Artemij Semjonowitsch sehr verwirrt, und auf seinem gutmütigen Gesicht zeichnete sich eine starke Verärgerung ab.

»Nun, mein lieber Freund«, sagte er, »das hatte ich nicht von Ihnen erwartet, wirklich nicht! Ich darf sagen, dass Sie der erste sind, der auf diese Weise aus meinem Labyrinth herausgekommen ist! Sag Sie mir, was ist das Labyrinth danach? Ich habe lange darüber gegrübelt; die Wege sind verworren wie ein gordischer Knoten^[4]. Sie würden ihn erst morgen wieder entwirren können . . .

»Alexander der Große hatte den gordischen Knoten durchschlagen«, antwortete ich und lenkte meine Schritte in Richtung des Hauses.

»Ich gestehe, ich habe es von Ihnen, den ich wie einen Bruder liebe, nicht erwartet!«

Artemij Semjonowitsch war während der gesamten Reise sehr traurig. Als ich ihn ansah, hatte ich Mitleid mit ihm. Sein Gesichtsausdruck wurde jedoch immer fröhlicher, je näher wir dem Haus kamen. Sein Blick war auf meine Kutsche gerichtet, die bereits auf der Veranda geparkt war. Mir fielen einige seltsame Ergänzungen auf, wie z. B. an den Rädern befestigte Kisten. Nachdem ich sie sorgfältig untersucht hatte, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, fragte ich den Fahrer, was sie bewirken.

Artemij Semjonowitsch griff diese Frage auf.

»Das ist eine Überraschung für Sie, mein Lieber!« Jetzt haben Sie eine Kaffeemühle am einen Ende und eine Orgel am anderen, und beide werden durch das Drehen der Achse angetrieben. Nehmen Sie diese beiden Maschinen als Zeichen meines Respekts und als Beweis dafür, dass ich meinen Groll vergesse.

Es war keine Zeit für Erklärungen. Ich war froh, frei zu sein, bedankte mich bei Artemij Semjonowitsch und ging nach vielen Umarmungen und gesundheitlichen Ratschlägen zu meinem Wagen. Der Kaffee in der Kaffeemühle war bereits aufgeschüttet, die Pferde setzten sich in Bewegung und die Orgel begann zu spielen:

*Der Donner des Sieges, lass den Donner erklingen;
Freue dich, tapferer Russ!*

Als ich durch das Dorf fuhr, zogen die Dorfbewohner ehrfürchtig ihre Hüte vor mir, die Jungen liefen mir hinterher, und ich fuhr im Triumph aus dem Anwesen von Artemij Semjonowitsch. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass am selben Tag die Kaffeemühle kaputt ging und die Orgel aufhörte, »Der Donner des Sieges . . . « zu spielen; die Achse, an der sie befestigt war, hatte sich verbogen, und ich musste in einem Dorf anhalten, um sie zu reparieren zu lassen.

-Ende-

- [1] Eine Reihenfolge ist die z. B. die Anordnung von Menschen nach ihrer Körpergröße.
- [2] perpetuum mobile! (Lateinisch) - immerwährende Bewegung.
- [3] Im Übrigen.
- [4] Gordischer Knoten - ein verschlungener Knoten, mit dem der Legende nach König Gordius von Phrygien ein Joch an der Deichsel eines Wagens befestigte. Das Orakel sagte voraus, dass derjenige, der den Knoten auflöst, Herrscher über Asien werden würde. Alexander der Große zerschnitt den Knoten mit seinem Schwert, ohne ihn zu entwirren.

Der Vampir (1841).

(Упырь.)

Deutsch von Arthur Luther

Zur Einführung.

Der russische Dichter Graf Alexej Konstantinowitsch Tolstoi (1817–1875), der als Knabe auf Goethes Knien gesessen hatte, wurde einst auch in Deutschland viel gelesen; heute hat man ihn über seinem jüngeren Vetter Lew A. Nikolajewitsch fast ganz vergessen – so gründlich, daß noch vor einigen Jahren ein angesehener deutscher Musikschriftsteller mit Verwunderung feststellte, unter den von Peter Tschaikowskij komponierten Liedern fänden sich auch einige leidenschaftliche Liebesgedichte des sonst doch als Weltverneiner und Asketen bekannten Tolstoi. Die Liedertexte waren natürlich von Alexej Tolstoi, der zu den feinsten russischen Lyrikern gehört. Er ist zugleich der einzige bedeutende russische Dramatiker großen Stils.

Die phantastische Novelle »Der Vampir« ist das Erstlingswerk des Dichters. Er veröffentlichte sie 1841 unter dem Pseudonym Krasnorogskij. Der führende russische Kritiker Belinskij, der »Entdecker« Turgenjews, Gontscharows, Dostojewskijs, erkannte auch hier sofort die starke dichterische Begabung und äußerte sich wie folgt:

»Dieses kleine geschmackvoll herausgegebene Büchlein trägt alle Kennzeichen eines noch allzu jungen, nichtsdestoweniger aber hervorragenden Talents, das viel für die Zukunft verspricht. Der Inhalt ist kompliziert und reich an Effekten; aber die Ursache dessen ist nicht der Mangel an Phantasie, sondern vielmehr ihre Fülle, die noch nicht durch die Erfahrungen des Lebens gemäßigt werden und in Gleichgewicht mit den andern Geistesfähigkeiten, kommen konnte . . . Überhaupt sind grelle Farben, Intensivität der Phantasie und des Gefühls, Einseitigkeit der Idee, Übermaß von Herzenswärme, Bewegtheit der Inspiration, Leidenschaftlichkeit und Hingerissenheit Kennzeichen der Jugend . . . Die meisterhafte Darstellung, die Fähigkeit, aus seinen Personen etwas wie Charaktere zu machen, die dem Geist der Zeit und des Landes, in denen die Handlung spielt, entsprechen, die schöne Sprache, die sich mitunter sogar zum »Stil« erhebt – alles das läßt von dem Verfasser des Vampir vieles für die Zukunft er hoffen. Wer Talent hat, an dem werden Leben und Wissenschaft schon das ihre tun.«

Diese Worte des feinfühligten Kritikers erwiesen sich als prophetisch. Die volle Entfaltung von Tolstois Talent erlebte Belinskij allerdings nicht mehr; er starb 1848 und Tolstois dichterische Hauptwerke fallen erst in die 50er und 60er Jahre.

Tolstoi hat seine Erstlingsnovelle nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen. Das seiner Zeit nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckte Büchlein wurde bald zur großen Seltenheit, und so blieb die Kenntnis des ›Vampir‹ ein halbes Jahrhundert lang nur auf einen ganz engen Kreis von Bibliophilen und Literaturfreunden beschränkt. Erst 1899 er schien ein Neudruck mit einem Vorwort des großen russischen Philosophen und Dichters Wladimir Solowjow (1853–1900). Dieses Vorwort ist mehr als eine bloße ›Einführung‹ im Anschluß an Tolstois Novelle wird hier eines der interessantesten ästhetisch-psychologischen Probleme erörtert – die Frage über die Berechtigung und Bedeutung des »Phantastischen« in der Kunst. Solowjow schreibt:

»Das wesentliche Interesse und die Bedeutung des Phantastischen in der Poesie beruht auf der Überzeugung, daß alles, was in der Welt und besonders im Menschenleben geschieht, außer von seinen realen und augenscheinlichen Ursachen noch von einer anderen Kausalität abhängt, die tiefer und umfassender, dafür aber auch weniger klar ist. Wäre der vitale Zusammenhang alles Seienden einfach und durchsichtig wie $2 \text{ mal } 2 = 4$, so wäre damit alles Phantastische ausgeschlossen – gleichviel ob wir ihm die unvorsichtige Bezeichnung des ›Übernatürlichen‹ beilegen, oder es mit mehr Zurückhaltung das ›Ungewöhnliche‹ nennen; seines Platzes und Sinnes im Leben beraubt, hätte es auch kein Recht, in der gesunden Poesie dargestellt zu werden, und diese Poesie müsste sich darauf beschränken, einen alltäglichen, durch und durch prosaischen Inhalt in schöne Formen zu kleiden. ›Hermann und Dorothea‹ blieben dann der Poesie erhalten – freilich auch nur mit etlichen Streichungen – den ›Faust‹ aber müsste man, wenn er dann überhaupt geschrieben wäre, als den Fiebertraum eines Wahnsinnigen vernichten.«

»Aber die Vorstellung vom Leben als etwas Einfachem, Verstandesgemäßem und Durchsichtigem widerspricht vor allem der Wirklichkeit, sie ist nicht realistisch. Es wäre doch ein sehr übler Realismus, wenn man z. B. behaupten wollte, unter der sichtbaren Oberfläche der Erde, auf der wir gehen und fahren, verberge sich nichts als ein leerer Raum. Ein derartiger Realismus würde durch jedes Erdbeben und jeden Vulkanausbruch widerlegt werden, die Zeugnis ablegten, daß sich unter der sichtbaren Erdoberfläche wirkende und daher auch wirkliche Kräfte befinden.«

»Nicht viel besser wäre die entgegengesetzte Anschauung, die, die Realität des Unterirdischen anerkennend, sie einfach für ›über natürlich‹ erklären wollte. Ein derartiger Supranaturalismus würde zur Genüge durch die Erfahrungen der Bergleute und Geologen widerlegt werden, die mit den natürlichen Schichten und Tiefen der Erdrinde vertraut sind . . . «

»Es gibt solche natürliche Schichten und Tiefen auch im Menschenleben, und sie offenbaren sich nicht nur in weltgeschichtlichen Katastrophen. Unter dem

äußerlichen alltäglichen Zusammenhang der Begebenheiten besteht und offenbart sich dem geschärften Blick ein anderer fataler Zusammenhang, beständig und streng folgerichtig trotz allem Unerwarteten und scheinbar Irrationalen seiner Manifestationen. Wie die geologischen Schichten der Erdrinde nicht überall gleich konzentrisch gelagert sind, sondern sich an verschiedenen Orten kreuzen, so daß z. B. in Finnland oder in Schottland unmittelbar unter der Pflanzendecke die ältesten Urbildungen hervortreten, so nähert sich auch die mystische Tiefe des Lebens mitunter der Oberfläche des Alltags; aber auch in diesem Falle ist die »Pflanzendecke« des alltäglichen Bewußtseins immer noch vorhanden. Und das ist das Kennzeichen des *wahrhaft* Phantastischen; es offenbart sich niemals, sozusagen, nackt. Seine Äußerungen sollen niemals zum Glauben an die mystische Bedeutung der Lebenserscheinungen zwingen, vielmehr nur auf sie hinweisen, sie *andeuten*. Beim wahrhaft Phantastischen bleibt stets eine äußere, formale Möglichkeit einer einfachen Erklärung aus dem gewöhnlichen alltäglichen Zusammenhang der Erscheinungen bestehen, wobei aber diese Erklärung endgültig aller inneren Wahrscheinlichkeit verlustig geht. Alle Einzelheiten müssen den Charakter der Alltäglichkeit tragen, nur der Zusammenhang des Ganzen soll auf eine andere Kausalität hinweisen.«

»Einzelne, gesonderte Äußerungen des Phantastischen gibt es nicht; es gibt nur reale Erscheinungen; allein mitunter tritt eine andere wesentlichere und wichtigere Verknüpfung und Bedeutung dieser Erscheinungen klarer als sonst zutage. Niemand wird ein phantastisches Poem lesen wollen, in dem erzählt wird, in das Zimmer des Dichters wäre plötzlich ein Engel mit sechs Flügeln gekommen und hätte ihm einen herrlichen goldenen Sommermantel mit Diamantenknöpfen präsentiert. Es ist klar, daß auch in der allerphantastischsten Geschichte ein Sommermantel aus gewöhnlichem Stoff angefertigt sein und nicht von einem Engel, sondern vom Schneider geliefert werden muß – und nur aus dem komplizierten Zusammenhang dieser Erscheinung mit anderen Ereignissen kann sich jener geheimnisvolle oder rätselhafte Sinn ergeben, den sie im *Einzelnen* nicht besitzen. Wie wir mit den gleichen Buchstaben »erhabene« und »gemeine« Worte schreiben, so können die gleichen Erscheinungen in verschiedenem Zusammenhang eine ganz gewöhnliche, oberflächliche und eine sehr tiefe Bedeutung haben. So ist es in der Wirklichkeit, so muß es auch in der Dichtung sein.«

»Die Jugendnovelle Tolstois entspricht dieser Anforderung. Mag sie auch von phantastischen Elementen durchsetzt sein, diese sind stets in der Realität des Lebens aufgelöst und treten nirgends nackt zutage.«

»So wird gleich zu Anfang der Anschein erweckt, als wären wir mit einem Male in das Bereich einer ziemlich wilden Mystik geraten, aber es erweist sich sofort, daß wir es nur mit einem literarischen Kunstgriff zu tun haben. Auf einem Ball in Moskau trifft der Hauptheld der Novelle einen seltsamen Herrn, der ihm mit wichtiger Miene im Tone tiefster Überzeugung mitteilt, unter den Gästen befänden sich einige Verstorbene, deren Begräbnis er vor kurzem mitgemacht habe, die sich aber mit erstaunlicher Frechheit für Lebende ausgäben, um ihren

alten Beruf weiter ausüben zu können – das Blut junger Männer und Mädchen zu saugen. Für den Anfang einer phantastischen Erzählung wäre das zu geradlinig und nicht fein genug, doch es erweist sich bald, daß der sonderbare Herr geisteskrank ist, und der Leser wird bis zum Schluß der Erzählung nicht gezwungen, diese Erklärung ausdrücklich abzulehnen. So findet sich auch in allem Weiteren nicht eine Einzelheit, die an sich den Charakter des Wunderbaren trüge und keine natürliche Erklärung zuließe. Die ganze Erzählung ist ein wunderbar kompliziertes phantastisches Muster, das auf einen Stoff gewöhnlichster Realität gestickt ist. Die verwickelten seltsamen Ereignisse in Como haben einige Albträume zur Unterlage, wobei die unmerklichen Übergänge aus dem wachen Zustand zum Traum und umgekehrt mit so großer künstlerischer Feinheit und Lebenswahrheit dargestellt sind, daß dieses Jugendwerk auch einem reifen und erfahrenen Meister zur Ehre gereichen würde. Die tollen Visionen im Landhaus der Generalin Sugrobina können ebenso leicht als krankhafte Halluzinationen gedeutet werden, um so mehr, als sie einen Schwerverwundeten, der dann zum Bewußtsein gelangt ist, verfolgen.«

»Den Mittelpunkt der Novelle bildet die alte, in der Bibliothek der Generalin Sugrobina aufgefundene Ballade. Die hier geschilderte Bluttat im ungarischen Schloß der Fluch des verräterisch hingemordeten Greises und die entfernten Folgen dieses Fluches an den italienischen Seen und in der Umgebung Moskaus – das alles macht in kunstvoller Verknüpfung den Inhalt des ›Vampir‹ aus. Das phantastische Element gibt dieser Novelle ihre wesentliche Form, ihr allgemeiner Sinn aber ist die sittliche Vererbung, die Stabilität und ewige Wiederkehr von Typen und Daten, die Erlösung der Ahnen durch die Enkel.«

Soweit Solowjow. Der deutsche Leser wird sicher auch an E. Th. A. Hoffmann denken. Eine unmittelbare Beeinflussung dürfte auch kaum zu leugnen sein; Hoffmann war in den 30er Jahren in Rußland ungeheuer beliebt; auch Puschkin (›Pique Dame‹) und Gogol (›Das Bild‹) gerieten unter seinen Einfluß. Auf den jungen Alexej Tolstoi konnte Hoffmann um so eher einwirken, als sein Oheim und Pflegevater Alexej Perowskij zu den bedeutendsten und glücklichsten Hoffmannjüngern in der russischen Literatur gehörte.

Das Motiv des Vampirismus, ebenso wie das des lebendig werdenden Bildes hat Alexej Tolstoi immer wieder beschäftigt. Das zeigt seine viel später geschriebene Novelle ›Die Familie des Vampirs‹ und die schönste Dichtung seiner letzten Jahre, die Verserzählung ›Das Bild‹.

Bezeichnend ist auch, daß von Alexej Tolstoi eine wunderschöne, einfach kongeniale Übersetzung von Goethes ›Braut von Korinth‹ stammt.

Das Titelblatt nennt als Übersetzer nur den Unterzeichneten. Darum soll wenigstens an dieser Stelle die fleißige Mitarbeit von Wolfgang und Eva Luther nicht unerwähnt bleiben. Ihnen beiden sei zum Dank das Buch gewidmet!

Leipzig,
Herbst 1922.

Arthur Luther.

Der Ball war sehr besucht. Auch einem rauschenden Walzer führte Runewskij seine Dame an ihren Platz und begann langsam im Saale auf und ab zu gehen und sich die verschiedenen Gruppen der Gäste zu betrachten. Ihm fiel ein Mensch auf, der zwar noch jung schien, aber sehr bleich und fast vollkommen grauhaarig war. Er stand an den Kamin gelehnt und starrte so aufmerksam in eine Ecke des Saales, daß er nicht bemerkte, wie seine Frackschöße dem Feuer zu nahe kamen und zu qualmen begannen. Runewskij, dem das sonderbare Aussehen des Unbekannten auffiel, benutzte diesen Zufall, um ein Gespräch anzuknüpfen.

»Sie suchen wohl jemand«, sagte er, »und indessen fängt Ihr Anzug Feuer.«

Der Fremde sah sich um, trat vom Kamin zurück und sagte, indem er Runewskij scharf ansah:

»Nein, ich suche niemand; mich wundert es nur, daß ich auf dem heutigen Ball Vampire sehe.«

»Vampire?« erwiderte Runewskij, »wieso Vampire?«

»Vampire«, erwiderte der Fremde kaltblütig. »Sie denken natürlich an allerlei romantische französische Geschichten, aber ich kann Sie versichern, daß wir es hier mit einer rein slawischen Erscheinung zu tun haben, wenn diese unheimlichen Wesen auch in ganz Europa, ja sogar in Asien zu finden sind. Das Wort selbst ist echt russisch und lautet ›Upyr.‹ Vampire haben erst die ungarischen Mönche daraus gemacht, die alles latinisieren mußten. Heute freilich macht man sich nur lächerlich, wenn man die richtige Form anwendet. Und doch – Vampire! Vampire!« wiederholte er verächtlich, »das ist geradeso, als wenn ich für ›Gespenst‹ – ›Phantom‹ oder ›Revenant‹ sagen sollte! Dann schon, lieber ›Gierfraß‹ oder ›Nachtmahr!‹«

»Aber«, fragte Runewskij, »wie in aller Welt kämen hierher Vampire oder wie sie sonst heißen mögen?«

Statt jeder Antwort wies der Fremde mit der Hand auf eine ältliche Dame, die sich mit einer anderen Dame unterhielt und dabei freundlich auf ein neben ihr sitzendes junges Mädchen blickte. Sie sprachen augenscheinlich über das Mädchen, denn dieses lächelte von Zeit zu Zeit und errötete leicht.

»Kennen Sie diese alte Dame?« fragte der Fremde Runewskij.

»Das ist die Generalin Sugrobina«, antwortete jener, »ich kenne sie nicht persönlich, doch ich hörte, sie sei sehr reich und habe nicht weit von Moskau ein prachtvolles Landhaus, gar nicht im Generalsgeschmack.«

»Ja, vor einigen Jahren war sie tatsächlich Frau Sugrobina, aber jetzt ist sie nichts anderes als der scheußlichste Vampir, der nur auf eine Gelegenheit wartet, sich mit Menschenblut zu sättigen. Sehen Sie nur, wie sie das arme Mädchen dort ansieht: es ist ihre Enkelin. Hören Sie, was die Alte spricht: sie lobt sie und überredet sie, für vierzehn Tage zu ihr aufs Land zu kommen, in dasselbe Haus,

von dem Sie sprachen; aber ich versichere Sie, es vergehen keine drei Tage und das arme Ding ist tot. Die Ärzte werden von Fieber oder Lungenentzündung reden, aber glauben Sie ihnen nicht.«

Runewskij hörte zu und traute seinen Ohren nicht.

»Sie zweifeln?« fuhr jener fort. »Niemand kann es Ihnen besser beweisen als ich, daß die Sugrobina ein Vampir ist; denn ich war auf ihrem Begräbnis. Hätte man damals auf mich gehört, so hätte man ihr vorsichtshalber einen Espenpflock zwischen die Schultern geschlagen; aber was wollen Sie? Die Erben waren nicht zugegen und die Fremden geht es nichts an.«

In diesem Augenblick näherte sich der Alten ein eigentümlicher Herr in braunem Frack und Perücke, das große Wladimirkreuz am Halse und das Ehrenzeichen für fünfundvierzigjährigen untadeligen Staatsdienst auf der Brust. Er hielt in beiden Händen eine goldene Tabaksdose und streckte sie der Generalin schon von weitem entgegen.

»Ist das auch ein Vampir?« fragte Runewskij.

»Ohne Zweifel«, antwortete der Unbekannte, »das ist der Staatsrat Telajew; er ist ein großer Freund der Frau Sugrobina und starb zwei Wochen vor ihr.«

Als er näher gekommen war, lächelte Telajew verbindlich und machte einen Kratzfuß. Die Generalin lächelte ebenfalls und steckte die Finger in die Dose des Staatsrats.

»Mit Steinklee, mein Lieber?« fragte sie.

»Mit Steinklee, gnädige Frau«, antwortete Telajew mit süßer Stimme.

»Hören Sie?« sagte der Fremde zu Runewskij, »das war Wort für Wort ihr tägliches Gespräch, als sie beide noch lebten. Telajew bot der Sugrobina jedes mal, wenn er sie traf, die Tabaksdose, aus der sie jedes mal eine Prise nahm, nachdem sie vorher gefragt hatte, ob dem Tabak Steinklee beigemischt sei. Dann antwortete Telajew, es wäre Steinklee dabei, und nahm neben ihr Platz.«

»Sagen Sie bitte«, fragte Runewskij, »woran erkennen Sie, ob jemand ein Vampir ist oder nicht?«

»Das ist gar keine Kunst! Was diese beiden betrifft, so ist kein Zweifel möglich, da ich sie noch vor ihrem Tode gekannt habe, und es wundert mich, nebenbei gesagt, nicht wenig, sie hier unter Leuten zu sehen, denen sie gut bekannt sind. Ich muß gestehen, dazu gehört eine unglaubliche Frechheit! Aber Sie fragen, woran man die Vampire erkennt? Beachten Sie gefälligst wie sie mit der Zunge schnalzen, wenn sie einander begegnen. Eigentlich ist das kein Schnalzen, sondern ein Laut, wie wenn jemand eine Apfelsine aussaugt. Das ist ihr Erkennungszeichen, damit begrüßen sie sich.«

Hier trat ein junger Elegant zu Runewskij und erinnerte ihn daran, daß er im nächsten Kontretanz sein Visavis sei. Alle Paare standen schon auf ihren Plätzen, nur Runewskij hatte noch keine Dame, und so beeilte er sich, jenes junge Mädchen aufzufordern, dem der Fremde eben einen so schnellen Tod prophezeit hatte, wenn sie sich zur Großmutter aufs Land begeben würde. Er hatte während des

langen Tanzes Muße, sie genau zu betrachten. Sie mochte 17 Jahre alt sein, ihre an sich schon auffallend schönen Züge hatten einen außerordentlich rührenden Ausdruck. Man war geneigt, zu glauben, daß eine stille Wehmut den Grundzug ihres Charakters bildete; doch wenn Runewskij im Laufe des Gesprächs die lächerlichen Züge eines Gegenstandes hervorhob, verschwand dieser Ausdruck und das allerheiterste Lächeln erschien an seiner Statt. Alle ihre Antworten waren geistvoll, alle ihre Bemerkungen überraschend und eigenartig. Sie lachte und scherzte so ganz ohne Bosheit und so harmlos, daß selbst jene, die das Ziel ihres Spottes bildeten, nicht hätten zürnen können, wenn sie etwas gehört hätten. Man sah ihr an, daß sie nicht nach Einfällen oder Redewendungen suchte, sondern daß jene vom Augenblick geboren wurden, und diese von selber kamen. Nur manchmal verlor sie sich in Gedanken, und dann beschattete wieder die Wolke der Schwermut ihre helle Stirne. Der Übergang von Heiterkeit zur Schwermut und von Schwermut zur Heiterkeit schuf einen seltsamen Gegensatz. Wenn ihre leichte schlanke Gestalt zwischen den Tanzenden auf tauchte, glaubte Runewskij kein irdisches Wesen, sondern eines jener luftigen Geschöpfe zu sehen, die, wie die Dichter uns versichern, in hellen Mondnächten über Blumen schweben, ohne sie durch ihre Schwere niederzubeugen. Noch nie hatte ein Mädchen solch einen tiefen Eindruck auf Runewskij gemacht. Gleich nach Beendigung des Tanzes bat er um Erlaubnis, ihrer Mutter vorgestellt zu werden.

Es erwies sich, daß die Dame, mit der Frau Sugrobina sich unterhalten hatte, nicht ihre Mutter, sondern eine Tante war, die Frau Sorina hieß und bei der sie erzogen wurde. Später erfuhr Runewskij, daß das Mädchen seit langem verwaist war. Er glaubte zu bemerken, daß die Tante sie nicht gerade gern hatte. Die Großmutter dagegen liebte sie oft, nannte sie ihr Schätzchen, aber es war schwer zu erraten, ob ihre Zärtlichkeiten aus aufrichtigem Herzen kamen. Außer diesen beiden Verwandten hatte sie niemand mehr auf der Welt. Diese Verlassenheit des armen Mädchens erhöhte Runewskijs Teilnahme noch, aber zu seinem Bedauern gelang es ihm nicht, das Gespräch mit ihr fortzusetzen, denn die dicke Tante stellte ihn nach einigen banalen Fragen sofort ihrer Tochter, einer koketten Zierpuppe vor, die sich seiner völlig bemächtigte.

»Sie haben so viel mit meiner Kusine gelacht«, sagte sie, »meine Kusine lacht gern, wenn sie bei Laune ist. Ich ahne schon, wir haben alle etwas abgekriegt.«

»Wir haben wenig von den Anwesenden gesprochen«, antwortete Runewskij, »wir sprachen meist über das französische Theater.«

»Wirklich? Aber gestehen Sie: unser Theater verdient nicht einmal geschimpft zu werden. Ich langweile mich da immer unsäglich, doch meiner Kusine zuliebe gehe ich oft hin. Mutter versteht kein Französisch, daher ist es ihr ganz gleich, ob es ein Theater gibt oder nicht; die Großmutter will erst recht nichts davon hören. Sie kennen Großmutter noch nicht? Die steckt noch ganz im vorigen Jahrhundert! Wollen Sie es mir glauben, sie bedauert, daß wir uns nicht mehr pudern.«

Nachdem Sophie Karpowna (so hieß das Fräulein) noch etwas über die Großmutter gewitzelt hatte, um Runewskij durch ihren scharfen Geist zu

imponieren, machte sie sich an die anderen Gäste. Am schlechtesten kam dabei ein kleiner Offizier mit schwarzem Schnurrbart weg, der bei der französischen Quadrille ungemein hohe Sprünge machte. »Sehen Sie, bitte, diese Figur an«, sagte sie zu Runewskij, »kann man sich etwas Lächerlicheres denken, kann man einen passenderen Namen für sie erfinden, als den, dessen sie sich tatsächlich rühmt: Fryschkin! Dies ist der unausstehlichste Mensch in ganz Moskau, und was das Ärgerlichste ist, er hält sich für wunderschön und glaubt, daß alle in ihn verliebt sind. Sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie seine Epaulettes gegen die Schultern schlagen! Er bricht noch durch den Fußboden.«

So spottete Sophie Karpowna weiter. Fryschkin aber machte mit finsterem Gesicht und aufgedrehtem Schnurrbart die tollsten Sprünge, so daß auch Runewskij sich beim Anblick des Lachens nicht enthalten konnte. Sophie Karpowna, durch seine Heiterkeit ermutigt, spottete nun erst recht über den armen Fryschkin. Endlich gelang es Runewskij, seine lästige Genossin los zu werden; er begab sich zu ihrer dicken Mutter, bat um Erlaubnis, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, und ließ sich endlich in ein Gespräch mit der Generalin ein.

»Sieh nur zu, mein Bester«, sagte die Alte freundlich, »besuche die Sorina, die Fedosja Akimowna, aber vergiß mich arme Alte auch nicht! Du kannst doch auch nicht immer mit dem jungen Volk Possen treiben! Ja, ja, zu meiner Zeit, da wars anders! Da war die Jugend noch nicht so eitel, da hörte sie noch mehr auf die Alten. Solche albernern Fracks trug man noch nicht, aber deshalb waren wir doch auch nicht schlechter gekleidet als ihr! Ich will dich ja nicht kränken, mein Guter, aber wonach siehst du aus mit deinen Schwalbenschwänzen? Weder Vogel noch Mensch! Und man benahm sich damals auch ganz anders; die Leute waren viel höflicher, das muß man sagen! Die Offiziere machten sich auf Bällen nicht zum Narren wie dieser Fryschkin, aber schlagen konnten sie sich nicht schlechter als ihr! Ach, wenn mein seliger Ignatij Saweljitsch erst zu erzählen anfing, wie sie gegen die Türken gingen, da konnte einem Angst und Bange werden vom bloßen Zuhören. Wir standen – sagt er – an der Donau mit dem Grafen Peter Alexandrowitsch und drüben steht der Türke; unserer waren nicht viele, fast alles Neulinge, der Türken aber eine Unmasse. Da kommt von unserm Mütterchen, der Kaiserin, ein Befehl an den Grafen: geh über die Donau und schlag die Heiden! Was war da zu machen? Der Graf wollte zwar nicht, mußte aber gehorchen und setzte über den Fluß; mein Ignatij Saweljitsch ging mit. Zu meiner Zeit wurde nicht viel gefragt, mein Lieber, da hieß es gehorchen. So belagerten sie also die heidnische Festung – Silistria hieß sie – aber sie waren nicht stark genug, und da ließ Graf Peter Alexandrowitsch zum Rückzug blasen. Die Heiden aber verlegten ihm den Weg. Zwischen drei Armeen hatten sie ihn eingeklemmt; es wäre ihm bald ans Leben gegangen, meinem Ignatij Saweljitsch auch, wenn der Deutsche, der Weißmann, sie nicht heraus gehauen hätte. Er warf sich auf jene, die den Flußübergang versperrten, und zerschlug sie zu Brei, wenn er auch bloß ein Deutscher war. Ignatij Saweljitsch war auch mit dabei und da zerschossen die Heiden ihm das Bein und den Weißmann schlugen sie ganz tot. Und nun, mein

Lieber? Der Graf ging über den Fluß und machte sich gleich wieder zu neuem Kampfe bereit. »Ich gebe nicht nach«, sagte er, »ihr sollt uns kennenlernen!« So waren die Leute in alten Zeiten, mein Lieber, nicht wie ihr heute; wenn sie auch keine albernern Fracks trugen – nichts für ungut, mein Bester.«

Die Alte erzählte noch viel aus der guten alten Zeit, von Ignatij Saweljtsch und vom Grafen Aumjantzew.

»Komm doch mal in mein Landhaus«, sagte sie zum Schluß, »da zeige ich dir die Porträts des Grafen Peter Alexandrowitsch und meines Ignatij Saweljtsch. So wie früher lebe ich ja auch nicht mehr, es ist nicht mehr die Zeit dazu, aber ein Gast ist mir stets willkommen. Wer sich meiner erinnert, kehrt immer bei mir im »Birkenhof« ein, und mir machts Freude. Semjon Semjonowitsch«, fügte sie hinzu, auf Telajew deutend, »vergißt mich auch nicht und hat versprochen, mich in den nächsten Tagen zu besuchen. Meine Daschenka kommt auch zu mir, sie ist ein liebes Kind und läßt ihre alte Großmama nicht im Stich – nicht wahr, Dascha?«

Dascha lächelte still; Semjon Semjonowitsch verneigte sich vor Runewskij, nahm seine goldene Tabaksdose aus der Tasche, wischte sie mit dem Ärmel ab und hielt sie ihm mit beiden Händen hin, wobei er einen Schritt zurück, statt vorwärts machte.

»Ihr Diener, ergebenster Diener, Marfa Sergejewna«, sagte er mit honigsüßer Stimme zur Generalin, »in der Tat . . . wenn . . . im Falle daß . . . ich will sagen . . . «

Hier schnalzte Semjon Semjonowitsch genau so mit der Zunge, wie es der Fremde vorhin beschrieben hatte, so daß Runewskij unwillkürlich zusammenzuckte. Er erinnerte sich wieder des seltsamen Mannes, mit dem er sich bei Beginn des Balles unter halten hatte, und als er ihn noch auf seinem alten Platze vor dem Kamin bemerkte, wandte er sich an Frau Sugrobina mit der Frage, ob sie nicht wisse, wer er sei! Die alte Dame holte ihre Brille aus der Handtasche, wischte sie sorgfältig mit dem Spitzentuche ab, setzte sie auf die Nase und antwortete, nachdem sie den Fremden betrachtet hatte:

»Den kenne ich, mein Lieber, jawohl, den kenne ich! Das ist Herr Rybarenko! Er ist ein Kleinrusse und aus guter Familie, aber der arme Kerl ist schon seit drei Jahren nicht ganz bei Verstande. Aber das kommt von der modernen Erziehung! Da ist man noch hinter den Ohren nicht trocken und muß ins Ausland reisen! Da hat er sich zwei Jahre herumgetrieben und ist ganz verdreht heimgekehrt!«

Hierauf brach sie ab und lenkte das Gespräch wieder auf den Türkenfeldzug ihres Ignatij Saweljtsch. Das ganze geheimnisvolle Gebaren Rybarenkos war Runewskij nun klar. Er war ein Verrückter, die Generalin Sugrobina eine gute Alte, Telajew ein Sonderling, der nur deshalb so merkwürdig schnalzte, weil er stotterte oder keine Zähne mehr hatte.

*

*

*

Es waren mehrere Tage nach dem Ball vergangen und Runewskij hatte Daschas Tante näher kennengelernt. So sehr Dascha ihm gefiel, so widerwärtig erschien

ihm Fedoßja Akimowna Sorina. Sie war eine Frau von 45 Jahren, außergewöhnlich dick, sehr häßlich und dabei sehr anspruchsvoll in ihrer Toilette und ihrem Benehmen. Ihre Feindseligkeit gegen die Nichte, die sie trotz ihrer Bemühungen nicht ganz verbergen konnte, schrieb Runewskij dem Almstande zu, daß ihre eigene Tochter Sophie Karpowna weder Daschas Schönheit noch ihre Jugend besaß. Sophie Karpowna schien das selbst zu fühlen und suchte sich überall an ihrer Gegnerin zu rächen. Sie war so schlau, daß sie nie offen etwas Böses über sie sagte, aber sie benutzte jede Gelegenheit, sie unbemerkt in schlechtes Licht zu setzen. Dabei spielte sie sich als Daschas aufrichtige Freundin auf und suchte ihre angeblichen Fehler laut und auffällig zu beschönigen.

Runewskij hatte von Anfang an bemerkt, daß sie ihn an sich fesseln wollte, aber so unangenehm ihm das war, hielt er es doch für notwendig, sie seinen Unwillen nicht merken zu lassen, und bemühte sich, ihr mit der größten Ehrerbietung zu begegnen.

Die Gesellschaft, die im Hause der Sorina verkehrte, bestand aus Leuten, die keineswegs den besten Kreisen angehörten, und die ihre Zeit – ebenso wie die Hausfrau – mit Klatsch und böser Nachrede verbrachten. Unter allen diesen Personen war Dascha wie ein liches Vöglein, das aus einem blühenden Lande in einen dunklen schmutzigen Hühnerstall geraten ist. Doch obgleich sie ihre Überlegenheit fühlen mußte, fiel es ihr nicht ein, die Leute zu meiden oder zu verachten, deren Gewohnheiten und Erziehung so wenig zu ihrer Lebensweise paßten, für die sie geboren war. Runewskij bewunderte ihre Geduld, wenn sie aus Gefälligkeit die langen Geschichten der Alten anhörte, die sie nicht im mindesten interessierten; er wunderte sich über ihre ständige Freundlichkeit gegen diese Frauen und Mädchen, deren größter Teil sie nicht ausstehen konnte. Oft war er auch Zeuge, wie sie mit höflicher Bescheidenheit, oft nur mit einem Blick die jungen Gecken in die Schranken der schuldigen Ehrerbietung zurückwies, wenn sie im Gespräch mit ihr sich einmal vergessen wollten. Allmählich gewöhnte sich Dascha an Runewskij. Sie versuchte nicht mehr, ihre Freude über seine Besuche zu verbergen; ein inneres Gefühl schien ihr zu sagen, daß sie sich auf ihn verlassen könnte wie auf einen treuen Freund. Ihr Vertrauen wuchs mit jedem Tage; sie vertraute ihm bereits manchmal ihre kleinen Kümmernisse und schließlich gestand sie ihm eines Tages, wie unglücklich sie sich im Hause ihrer Tante fühle.

»Ich weiß«, sagte sie, »daß sie mich nicht lieben und daß ich ihnen zur Last falle; Sie glauben nicht, wie mich das quält. Mit den anderen lache ich zwar und bin fröhlich, aber wie oft weine ich bitterlich, wenn ich allein bin!«

»Und Ihre Großmutter?« fragte Runewskij.

»Oh, Großmutter ist ganz anders! Sie liebt mich, sie ist immer gleich freundlich zu mir, ob wir nun allein sind oder in Gesellschaft von andern. Außer Großmutter und der alten Gouvernante meiner Mutter gibt es, glaube ich, niemand, der mich lieb hätte! Diese Gouvernante heißt Kleopatra Platonowna, sie kannte mich schon als Kind und nur mit ihr kann ich über meine Mutter sprechen. Wie bin ich froh,

daß ich sie bei Großmutter auf dem Lande sehen werde; nicht wahr. Sie kommen auch hin?»

»Unbedingt, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist.«

»Oh, im Gegenteil! Ich weiß nicht, obgleich wir erst seit ein paar Tagen bekannt sind, scheint es mir, als kennte ich Sie schon so lange, so lange, daß ich mich kaum entsinne, wann ich Sie zum ersten mal gesehen habe. Vielleicht kommt das daher, daß Sie mich an meinen Vetter erinnern, den ich wie einen Bruder liebe, und der jetzt im Kaukasus ist.«

Einmal traf Runewskij Dascha mit verweinten Augen. Am sie nicht noch mehr zu verstimmen, gab er sich den Anschein nichts zu merken und begann ein alltägliches Gespräch. Dascha wollte antworten, doch Tränen entströmten ihren Augen, sie konnte kein Wort hervorbringen, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch und lief aus dem Zimmer.

Nach einiger Zeit erschien Sophie Karpowna und suchte Daschas seltsames Benehmen zu entschuldigen.

»Ich schäme mich selbst für meine Kusine«, sagte sie, »aber sie ist noch so ein Kind, daß jede Kleinigkeit sie zum Weinen bringt. Heute wollte sie gern ins Theater fahren, aber unglücklicherweise war keine Loge mehr zu haben, und das verstimmte sie so, daß sie sich noch lange nicht beruhigen wird. Übrigens, wenn Sie alle ihre guten Eigenschaften wüßten, würden Sie ihr diese kleinen Schwächen gern verzeihen. Ich glaube, es gibt kein besseres Geschöpf auf der Welt als sie. Wen sie gern hat, der kann meinerwegen ein Verbrechen begehen; sie wird Gründe finden, ihn zu entschuldigen und allen beweisen, daß er recht gehabt hat. Denkt sie aber schlecht von einem, so läßt sie ihn nicht in Frieden und erzählt allen, was sie von ihm hält.«

So verstand Sophie Karpowna Runewskij anzudeuten, daß Dascha kleinmütig, parteiisch und ungerecht sei. Doch ihre Worte machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er sah darin nur Neid und überzeugte sich bald, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Es kam Ihnen wohl sonderbar vor«, sagte ihm Dascha am Tage darauf, »daß ich so von Ihnen fortlief, als Sie gestern mit mir sprachen? Aber ich konnte wirklich nicht anders. Ich hatte zufällig einen Brief meiner armen Mutter gefunden. Jetzt ist es schon neun Jahre her, seit sie gestorben ist; ich war noch ein Kind, als ich ihn erhielt, und er erinnerte mich jetzt so lebhaft an meine Kindheit, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte, als ich in Ihrer Gegenwart an ihn dachte. Ach, wie war ich damals glücklich! Wie freute ich mich, als ich diesen Brief er hielt! Wir waren damals auf dem Lande, Mutter schrieb aus Moskau und versprach, bald zu kommen. Sie kam tatsächlich am Tage darauf und überraschte mich im Garten. Ich erinnere mich noch, wie ich mich aus den Armen des Kindermädchens riß und meiner Mutter um den Hals fiel.«

Dascha hielt einen Augenblick inne und schwieg wie traumverloren.

»Bald darauf«, fuhr sie fort, »wurde Mutter plötzlich ohne jeden Grund krank, magerte ab, siechte dahin und war nach einer Woche tot. Die gute Großmutter hat

sie bis zum letzten Augenblick nicht verlassen. Nächte lang hat sie an ihrem Bett gesessen und sie gepflegt. Ich erinnere mich, wie am letzten Tage ihr Kleid ganz mit Mutters Blut befleckt war. Das machte einen furchtbaren Eindruck auf mich, aber man sagte mir, Mutter wäre an der Schwindsucht und an einem Blutsturz gestorben. Bald darauf kam ich zur Tante, und dann wurde alles anders!«

Runewskij hörte ihr mit großer Teilnahme zu. Er bemühte sich, seine Verlegenheit zu überwinden, Tränen zeigten sich in seinen Augen und außerstande, den Trieb seines Herzens zu bändigen, faßte er ihre Hand und drückte sie heftig.

»Lassen Sie mich Ihr Freund sein!« rief er, »vertrauen Sie mir! Ich kann Ihnen die eine, die Sie verloren haben, nicht ersetzen, doch bei meiner Ehre, ich bin Ihr treuer Verteidiger, so lange ich lebe!«

Er drückte ihre Hand an seine heißen Lippen und sie beugte das Haupt auf seine Schulter und weinte leise. Jemandes Schritte erklangen im Nebenzimmer. Dascha schob Runewskij sanft zurück und sagte ihm mit leiser aber fester Stimme:

»Verlassen Sie mich, ich habe vielleicht unrecht getan, daß ich mich meinem Gefühl hingab, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie ein Fremder sind; eine innere Stimme sagte mir, daß Sie meines Vertrauens würdig sind.«

»Dascha, liebste Dascha«, rief Runewskij. »Noch ein Wort! Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich bin der Glückliche der Sterblichen!«

»Können Sie daran zweifeln?« antwortete sie ruhig und verließ das Zimmer. Er blieb zurück, erstaunt über diese Antwort und im Zweifel, ob sie den Sinn seiner Worte ganz verstanden habe.

* *
*

Dreißig Werst von Moskau liegt das Gut »Birkenhof«. Schon von weitem sieht man das große steinerne, altmodisch gebaute Haus, das von uralten Linden umgeben ist; sie bilden den Hauptschmuck des großen Gartens, der in regelrechtem französischem Geschmack auf einem abschüssigen Hügel angelegt ist. Niemand, der dieses Haus sah, ohne seine Geschichte zu kennen, hätte glauben können, daß es derselben Generalin gehörte, die von den Feldzügen des Ignatij Saweljitsch erzählte und russischen Tabak mit Steinklee schnupfte. Das Gebäude war zugleich leicht und majestätisch; man konnte auf den ersten Blick erkennen, daß es von einem italienischen Baumeister geschaffen war, denn es erinnerte in vielem an die prächtigen Villen in der Lombardei oder der Almgegend Roms. In Rußland gibt es leider wenig solche Häuser; aber sie zeichnen sich durchweg durch ihre Schönheit aus, als echte Muster des guten Geschmacks im vorigen Jahrhundert, und das Haus der Sugrobina konnte man ohne Bedenken das Erste dieser Art nennen.

An einem warmen Juliabend schienen die Fenster heller als sonst erleuchtet und – was selten geschah – selbst im dritten Stock sah man Irrlichter, aus einem Zimmer ins andere huschen. An diesem Abend zeigte sich auf der Landstraße ein Wagen; er näherte sich dem Gute, fuhr durch die lange Allee in den Hof und hielt

vor dem Herrenhause. Ein Bursche in zerrissenem Rock kam ihm entgegengelauften und half Runewskij aussteigen.

Als Runewskij ins Zimmer trat, sah er eine Menge Gäste, von denen einige Whist spielten, andere sich lebhaft unterhielten. Zu den ersteren gehörte auch die Wirtin; ihr gegenüber saß Semjon Semjonowitsch Telajew. In einer Ecke des Zimmers stand ein gedeckter Tisch mit einem riesigen Samowar und davor saß eine ältliche Dame, eben jene Kleopatra Platonowna, von der Dascha Runewskij erzählt hatte. Sie schien ebenso alt wie die Generalin, doch auf ihrem bleichen Gesicht lag eine tiefe Trauer, als wenn ein furchtbares Geheimnis sie drückte.

Als Runewskij eintrat, begrüßte ihn die Generalin sehr freundlich.

»Vielen Dank, mein Bester«, sagte sie, »daß du mich nicht vergessen hast. Ich dachte schon, du würdest überhaupt nicht kommen; setz dich zu uns und erzähle uns, was es Neues in der Stadt gibt.«

Telajew machte Runewskij eine sehr originelle Verbeugung, deren Charakter sich durch Worte nicht ausdrücken läßt; dann zog er seine Tabaksdose aus der Tasche und sagte mit süßer Stimme:

»Wollen Sie sich bedienen? Echter russischer mit Steinklee. Ich gebrauche keinen französischen; dieser ist viel gesünder und außerdem . . . in Anbetracht des Schnupfens . . . «

Ein lauter Schlag mit der Zunge beschloß diesen Satz und das Schnalzen des alten Beamten verwandelte sich in ein unbestimmbares Saugen.

»Danke ergebenst«, antwortete Runewskij, »ich schnupfe nicht.«

Doch die Generalin warf einen unwilligen Blick auf Telajew und sagte halblaut zu ihrer Nachbarin:

»Was für eine unangenehme Angewohnheit von Semjon Semjonowitsch, immer zu schnalzen. Ich hätte mir an seiner Stelle längst einen falschen Zahn eingesetzt, um reden zu können wie alle Leute.«

Runewskij hörte der Generalin und Telajew sehr zerstreut zu. Seine Augen suchten Dascha und er erblickte sie am Teetisch im Kreise anderer Mädchen. Sie empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und mit einer Ruhe, die man fast für Gleichgültigkeit halten konnte. Runewskij wurde es schwer, seiner Verlegenheit Herr zu werden, wie seine ungeschickten Antworten auf ihre Fragen bewiesen. Aber er faßte sich, man stellte ihn einigen Damen vor und bald unterhielt er sich ganz ungezwungen. Alles im Hause der Generalin erschien ihm ungewöhnlich. Die reiche Einrichtung der hohen, mit Talgkerzen erleuchteten Zimmer, die verstaubten, mit Spinnweb bedeckten Gemälde italienischer Meister, die Tische mit florentinischer Mosaik, auf denen halbfertige Strickstrümpfe, Nußschalen und schmutzige Karten umherlagen – alles das bildete mit den kleinbürgerlichen Manieren der Gäste, den altväterischen Geschichten der Generalin und dem Schmatzen Telajews ein höchst sonderbares Gemisch.

Als der Samowar fortgebracht war, wollten die jungen Mädchen etwas spielen und forderten Runewskij auf, sich zu ihnen zu setzen.

»Wollen wir Orakel spielen«, sagte Dascha, »hier ist ein altes Buch; jede von uns muß es der Reihe nach aufschlagen und eine andere ihr eine beliebige Zeile auf der rechten oder linken Seite nennen. Der Inhalt dieser Zeile soll uns als Weissagung gelten. Zum Beispiel ich fange an: Herr Runewskij, nennen Sie eine Zeile.«

»Links, die siebente von unten.«

Dascha las:

»Die Großmutter sauge der Enkelin Blut.«

»Ach, du liebe Zeit«, riefen die Mädchen lachend, »was soll das bedeuten? Lesen Sie es doch von Anfang an, daß man's verstehen kann.«

Dascha reichte das Buch Runewskij. Es war ein altes Manuskript, und er las folgendes:

*Der Uhu packte die Fledermaus,
Zerfleischt ihren Leib mit den Krallen.
Der Ritter Ambrosius reitet zu Gast'
Zum Nachbarn mit seinen Vasallen.
Zwar fest ist das Burgtor, viel Riegel davor,
Doch den Gästen öffnet die Wirtin das Tor.*

*»Nun, Martha, zeig' uns: wo schläft dein Mann?
Du erleichst? Du zitterst vor Schrecken?
Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei,
Die Nacht wird die Bluttat bedecken.
Sei getrost! Aus dem Grab steht der Tote nicht auf.
Was geschehn muß, geschehe – führ uns hinauf.«*

*Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei,
Das Wasser glänzt über den Steinen.
Die Tat ist vollbracht, der Alte ist tot,
Ambrosius zecht mit den Seinen.
Mit ihm sitzt die sündige Gräfin beim Mahl.
Aufblutiger Flut spielt des Mondes Strahl.*

*Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei.
Die Flammen zucken und beben.
Ambrosius ruft: »Ans Werk! Schlagt zu!
Und laßt mir keinen am Leben!
Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Such denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein!«*

*Die gurgelnde Donau spiegelt das Schloß,
Schon halb von den Flammen verschlungen,
Ambrosius spricht zu der plündernden Schar:
»Wir müssen nach Haus, meine Jungen!
Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Euch denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein.«*

*Es dröhnt über Marthas Haupte der Fluch
Des Gatten. Er rief es im Sterben:
»Verflucht seist du und dein ganzes Geschlecht!
Mein Fluch soll sich weiter vererben!
Eure Liebe werde zu Grauen und Wut!
Die Großmutter sauge der Enkelin Blut!«*

*»Verflucht seist du und dein ganzes Geschlecht!
Nicht werd' es befreit aus den Banden,*

*Als bis sich das Bild dem Gatten vermählt,
Die Braut aus dem Grab auferstanden,
Und das letzte Opfer sündiger Glut
Mit zerschmettertem Schädel daliegt im Blut!«*

*Der Uhu erfaßte die Fledermaus,
Zerfleischt ihr den Leib mit den Krallen.
Von rauchenden Trümmern reitet hinweg
Ambrosius mit seinen Vasallen.
»Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Such denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein.«*

Runewskij schwieg, und ihm fielen wieder die Worte jenes merkwürdigen Mannes ein, den er vor einiger Zeit auf dem Ball gesehen hatte und der für verrückt galt. Während er las, hatte die Sugrobina vom Kartentische her aufmerksam zugehört, und als er geendet hatte, sagte sie:

»Was liest du denn da für schreckliches Zeug, mein Bester? Du willst uns doch nicht bange machen, mein Lieber?«

»Großmutter«, sagte Dascha, »ich weiß selbst nicht, was das für ein Buch ist. Heute hat man in meiner Stube den großen Schrank weggerückt, und da fiel es von oben herunter.«

Semjon Semjonowitsch zwinkerte der Generalin zu und sagte sich auf dem Stuhle umdrehend:

»Das ist wahrscheinlich eine Allegorie, so was Metaphorisches . . . hm! . . . eine Phantasie! . . . «

»Ja, ja, Phantasie!« brummte die Alte, »zu meiner Zeit, da schrieb man keine Phantasien, und es hätte sie auch niemand lesen wollen! So was«, fuhr sie unwillig fort, »wie kann es nur jemand einfallen, Gedichte über Fledermäuse zu schreiben! Ich fürchte mich schrecklich vor ihnen und vor dem Uhu auch! Der Wahrheit die Ehre – mein Ignatij Saweljitsch war doch kein Feigling, als er gegen den Türken ging, aber Mäuse und Ratten konnte er nicht leiden; das lag schon so in seiner Natur; alles, seit ihnen in der Moldau die Ratten das Leben verbittert hatten! Die Speisevorräte, die Ausrüstung – alles fraßen sie ihnen weg, mein Lieber. Manchmal schläft man in seinem Zelte, erzählte er, und da kommt so ein Vieh und reißt einen am Zopf. Ja, damals trug man noch Zöpfe, mein Bester, da war's nicht so wie jetzt, wo ihr aufgeplustert herumlauft, wie junge Hähne.«

Dascha scherzte über die Prophezeiung, Runewskij aber bemühte sich, die seltsamen Gedanken, die sich in seinem Hirn drängten, zu vertreiben. Es gelang ihm auch schließlich, sich zu überreden, daß der scheinbare Zusammenhang der eben gelesenen Verse mit den Worten Rybarenkos nichts anderes als ein Zufall war. Sie setzten das Spiel fort, während die Alten ihren Whist beendeten und sich von ihren Plätzen erhoben.

Zu seinem großen Verdruß gelang es Runewskij kein einziges Mal, Dascha unter vier Augen zu sprechen. Ihn quälte die Ungewißheit, er wußte, daß Dascha ihn als ihren Freund betrachtete, aber er war ihrer Liebe nicht sicher und wollte nicht um ihre Hand anhalten, ehe sie selbst es ihm gestattet hatte. Im Laufe des Abends schmatzte Telajew noch mehrere Male, wobei er Runewskij bedeutungsvoll ansah.

Gegen 11 Uhr brachen die Gäste auf. Runewskij verabschiedete sich von der Wirtin, und Kleopatra Platonowna befahl einem Lakeien, dessen rote Nase seine Vorliebe für starke Getränke deutlich verriet, den Gast in die für ihn bestimmten Gemächer zu führen.

»In die grünen Stuben?« fragte der Jünger des Bacchus.

»Selbstverständlich in die grünen!« sagte Kleopatra Platonowna, »hast du denn vergessen, daß in den anderen kein Platz mehr ist?«

»Ja, ja«, brummte der Lakei, »in den anderen ist kein Platz! Aber seit Praskowja Andrejewna gestorben ist, hat dort niemand gewohnt.«

Dieses Gespräch erinnerte Runewskij an manche Märchen von alten Burgen, in denen Gespenster hausen sollen. In diesen Märchen wird meist ein Wanderer unterwegs von der nächtlichen Dunkelheit überrascht, erreicht ein einsames Wirtshaus und bittet um Obdach; aber der Wirt erwidert ihm, sein Haus sei schon voll von Reisenden; Dagegen könne er im Schloß dessen Türme dort aus dem dichten Wald ragen, ein ruhiges Nachtlager finden, wenn er kein ängstlicher Mann sei. Der Wanderer willigt ein, und die ganze Nacht lassen ihm die Gespenster keine Ruhe.

Überhaupt – schon als Runewskij das Haus der Sugrobina betrat, befahl ihm eine sonderbare Ahnung, als müsste ihm hier etwas Ungewöhnliches begegnen. Doch er führte das auf den Einfluß der Worte Rybarenkos und seine besondere Gemütsverfassung zurück.

»Nun, mir kann es gleich sein«, fuhr der Lakei fort, »soll's im grünen Zimmer sein, dann gehen wir eben ins grüne.«

»Na, na, nimm jetzt die Kerze und räsoniere nicht!«

Der Lakei nahm das Licht und führte Runewskij in den zweiten Stock.

Nachdem er einige Stufen emporgestiegen war, blieb er stehen und blickte zurück; als er sah, daß Kleopatra Platonowna fort war, begann er laut mit sich selbst zu reden.

»Räsoniere nicht! Ja, räsoniere ich denn? Was gehen mich ihre Stuben an? Hab ich im Vorzimmer nicht Platz genug? Räsonier nicht! Ja, wenn ich die Generalin wäre, würde ich sie natürlich nicht zuschließen, ich würde sie in allen vier Ecken mit Weihwasser besprengen lassen und darin Gäste empfangen, oder selbst drin wohnen. Aber so! Wozu sind sie jetzt da? Was hat man von ihnen?«

»Was sind denn das für Zimmer?« fragte Runewskij.

»Was für Zimmer? Warten Sie, das will ich Ihnen gleich erklären. Das gnädige Fräulein Draskowja Andrejewna, seligen Angedenkens«, sagte er mit andächtiger Stimme, mitten auf der Treppe stehen bleibend und die Augen verdrehend, »Gott nehme sie gnädig auf in sein Himmelreich« . . .

»Später, später erzählst du es mir«, sagte Runewskij, »führe mich erst hinauf.«

Er trat in ein geräumiges Zimmer mit einem hohen Kamin, in dem man bereits Feuer gemacht hatte. Diese Vorsichtsmaßregel war weniger der Kälte wegen getroffen, als um die schwere dumpfige Luft zu reinigen und dem altertümlichen

Raume ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Runewskij fiel sofort ein Frauenbild auf, das über dem Sofa neben einer kleinen verschlossenen Tür hing. Es stellte ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren dar in einem faltigen Kleid mit kurzen spitzenbesetzten Ärmeln, gepudert und mit einem Rosenstrauß an der Brust. Wäre nicht das altertümliche Kleid gewesen, Runewskij hätte es bestimmt für ein Bild Daschas gehalten. Hier waren alle ihre Züge, ihr Blick, ihr Ausdruck.

»Wen stellt das Bild dar?« fragte er den Lakei.

»Das ist ja das selige Fräulein Draskowja Andrejewna. Die Herrschaften sagen, sie wäre Darja Wassiljewna sehr ähnlich; aber, offen gestanden, finde ich hier gar keine große Ähnlichkeit. Diese da hat weißgepuderte Haare, Darja Wassiljewna dagegen ist dunkelblond. Auch kleidet Darja Wassiljewna sich nicht so altmodisch.«

Runewskij hielt es nicht für nötig, diese höchst logischen Betrachtungen seines Cicerone zu widerlegen. Er wollte aber gern erfahren, wer Praskowja Andrejewna war, und fragte den Diener nach ihr.

»Draskowja Andrejewna«, erwiderte dieser, »war die Tante der jetzigen Generalin. Sie war, sehen Sie mal, die Braut eines gewissen – na! wie hieß er doch? Hol ihn der Henker! Aus fremden Ländern war er gekommen, ein furchtbarer Geizhals! . . . Ich selbst habe ihn nicht gesehen, kenne ihn nur vom Hörensagen, hol ihn der Henker! Wissen Sie, er hat auch dieses Haus bauen lassen, unsere Herrschaften haben erst später das ganze Grundstück gekauft. Für ihn und Praskowja Andrejewna hat man auch diese Zimmer eingerichtet, die wir die Grünen nennen, recht schön hat man alles gemacht, die Böden mit Teppichen bedeckt und Spiegel und Bilder an die Wände gehängt. Na, wie alles schön fertig war, da ist einen Tag vor der Hochzeit – denken Sie sich bloß – der Bräutigam plötzlich verschwunden. Praskowja Andrejewna hat ihm lange nachgetrauert und ist endlich vor Kummer gestorben. Und ihre Mutter, also die Großmutter unserer Generalin, hat das Haus den Erben abgekauft und die Zimmer ihrer Tochter auch ganz so gelassen, wie sie zu ihren Lebzeiten waren. In den anderen Stuben hat man die Einrichtung ein paarmal verändert und erneuert, diese aber wagte niemand anzurühren. So hat auch unsere Frau Generalin sie bis jetzt verschlossen gehalten, aber jetzt, wissen Sie, sind so viele Gäste auf einmal gekommen, daß für Euer Gnaden nirgends mehr Platz war.«

»Aber sagtest du nicht, daß du an Stelle der Generalin die Stuben mit Weihwasser würdest besprengen lassen?«

»Ja, Herr, das würde nicht schaden. An die sechzig Jahre ist kein Christenmensch mehr hineingekommen, da können sich doch leicht andere Bewohner eingenistet haben.«

Runewskij bat den rotnäsigen Lakeien, ihn jetzt zu verlassen. Aber dieser schien nicht geneigt, der Bitte Folge zu leisten. Er wollte immer noch erklären und erzählen.

»Sehen Sie«, sagte er, auf die verschlossene Tür neben dem Sofa zeigend, »hier ist noch eine ganze Reihe Zimmer, in denen nie jemand gewohnt hat. Wenn man

sie tapezieren und die alten Möbel herausbringen ließe, wären sie noch besser als die, wo die gnädige Frau jetzt wohnt. Ja, aber was wollen Sie, die Herrschaften kommen nicht drauf und unsereinen fragen sie nicht um Rat!«

Um ihn schneller loszuwerden, steckte Runewskij ihm einen Rubel in die Hand und sagte, daß er jetzt schlafen wolle und wünsche, allein zu bleiben.

»Danke alleruntertänigst«, antwortete der Diener, »ich wünsche Euer Gnaden eine gute Nacht. Wenn Sie, gnädiger Herr, etwas benötigen, so klingeln Sie nur bitte, und ich bin sofort da. Ihr Kammerdiener ist nicht von hier, der kennt das Haus nicht, aber ich finde mich Gott sei Dank auch im Dunkeln zurecht.«

Er entfernte sich und Runewskij hörte ihn noch im Fortgehen dem Kammerdiener vorpredigen, wieviel besser es wäre, wenn die Generalin die grünen Stuben nicht verschlossen hielte. Allein geblieben, bemerkte er eine Nische in der Wand und darin ein kostbares Bett mit schweren Vorhängen und einem hohen Baldachin; doch, entweder aus Ehrfurcht vor dem Andenken jener, für die es einst bestimmt gewesen war, oder weil man es für unheimlich hielt, hatte man ihm sein Bett auf dem Sofa neben der kleinen verschlossenen Tür bereitet. Runewskij warf noch einen Blick auf das Bild, das ihn so lebhaft an die Züge erinnerte, die in sein Herz eingegraben waren.

»Das«, dachte er, »ist ein Bild, das nach allen Regeln der Märchenwelt in der Nacht lebendig werden muß und mich in irgendeinen Keller führen, um mir seine unbegrabenen Gebeine zu zeigen!«

Doch die Ähnlichkeit mit Dascha gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Als er das Licht gelöscht hatte, bemühte er sich, einzuschlafen, es gelang ihm aber nicht. Der Gedanke an Dascha ließ ihm keine Ruhe. Er warf sich lange von einer Seite auf die andere und fiel schließlich in eine Art Halbschlaf, in dem ihn wie durch einen Nebel die alte Generalin, Herr Rybarenko, der Ritter Ambrosius und Semjon Semjonowitsch Telajew umtanzten. Ein tiefer Seufzer, wie aus einer von unsäglicher Verzweiflung zusammengepreßten Brust, weckte ihn plötzlich. Er öffnete die Augen und erblickte beim Schein des Kaminfeuers, das noch nicht ganz erloschen war, Dascha neben sich. Ihr Anblick wunderte ihn sehr, doch noch mehr überraschte ihn ihre Kleidung. Sie war ganz ebenso gekleidet wie das Bild der Draskowja Andrejewna; ein Rosenstrauß war an ihre Brust gesteckt und in der Hand hielt sie einen alten Fächer.

»Sind Sie es wirklich?« rief Runewskij. »Zu dieser Stunde und in diesem Gewande!«

»Mein Freund«, antwortete sie, »wenn ich Sie störe, gehe ich wieder weg.«

»Oh, bleiben Sie! Bleiben Sie!« entgegnete er, »sagen Sie, was führte Sie hierher und womit kann ich Ihnen dienen?«

Wiederum stöhnte sie und dieses Stöhnen war so unheimlich und ausdrucksvoll, daß es ihm einen Stich durchs Herz gab.

»Ach«, sagte sie, »mir bleibt wenig Zeit, mit Ihnen zu sprechen; bald muß ich dahin zurückkehren, woher ich gekommen bin; aber dort ist es so heiß!«

Sie sank auf den Sessel, der neben Runewskijs Ruhebett stand, und begann sich zu fächeln.

»Wo ist es heiß? Woher sind Sie gekommen?« fragte Runewskij.

»Fragen Sie mich nicht!« antwortete sie erbebend, »sprechen Sie nicht davon! Ich bin so froh, Sie zu sehen«, setzte sie lächelnd hinzu. »Bleiben Sie lange hier?«

»So lange wie möglich.«

»Und werden Sie immer hier übernachten?«

»Ich glaube, aber warum fragen Sie mich danach?«

»Weil ich mit Ihnen allein reden will. Jede Nacht komme ich hierher, aber Sie sehe ich hier zum ersten Male!«

»Kein Wunder, da ich erst heute hier angekommen bin.«

»Runewskij«, sagte sie nach kurzem Schweigen, »tun Sie mir einen Gefallen! Auf dem Wandbrett in der Ecke neben dem Sofa steht ein Kästchen, darin werden Sie einen goldenen Ring finden. Nehmen Sie ihn und verloben Sie sich noch morgen mit meinem Bilde.«

»Großer Gott!« rief Runewskij. »Was verlangen Sie von mir?!«

Zum dritten Male stöhnte sie noch jammervoller als zuvor.

»Am Gottes willen!« schrie er, außerstande sein Grauen zu bezwingen, »um Gottes willen, treiben Sie keinen Spott mit mir! Sagen Sie mir, was Sie hierher führte! Und warum tragen Sie diese Verkleidung? Haben Sie Erbarmen und vertrauen Sie mir Ihr Geheimnis an.«

Er ergriff ihre Hand – und fühlte mit Entsetzen, daß er die knöchernen Finger eines Skeletts umspannte.

»Dascha! Dascha!« schrie er außer sich, »was hat das zu bedeuten?«

»Ich bin nicht Dascha«, antwortete das Gespenst spöttisch, »weshalb hielten Sie mich für Dascha?«

Runewskij verlor fast die Besinnung. Doch in diesem Augenblick hörte er ein heftiges Klopfen an der Tür und der ihm schon bekannte Lakei trat mit einer Kerze in der Hand ein.

»Was wünschen Sie, Herr?« fragte er.

»Ich habe dich nicht gerufen.«

»Sie haben doch geklingelt. Die Schnur wackelt ja noch.«

Runewskij erblickte in der Tat eine Klingelschnur, die er anfangs gar nicht bemerkt hatte, und augenblicklich erklärte sich ihm die Ursache seines Schreckens. Was er für Dascha gehalten hatte, war das Bild der Draskowja Andrejewna, und als er ihre Hand ergreifen wollte, hatte er den harten Griff der Klingel erfaßt und geglaubt, die knöchernen Finger eines Skeletts zu berühren.

Aber hatte er nicht mit ihr gesprochen? Hatte sie ihm nicht geantwortet? Er war genötigt, im Stillen zuzugeben, daß seine Deutung nicht sehr befriedigend war. Schließlich erklärte er das eben Gesehene für einen jener Träume, die man mit dem Wort Alpdruck bezeichnet. Diese Träume setzen sich meist noch im

Wachen fort und sind oft, doch nicht immer, von einem Druck auf die Brust begleitet. Ihr wesentlichster Zug ist ihre Klarheit und ihre vollkommene Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit.

Runewskij schickte den Lakei weg und wollte eben einschlafen, als der Diener plötzlich wieder in der Tür erschien. Die Feuerfarbe seiner Nase war einer tödlichen Blässe gewichen; er zitterte am ganzen Leibe.

»Was ist dir geschehen?« fragte Runewskij.

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen«, antwortete er, »ich kann unmöglich hier übernachten und gehe auf keinen Fall wieder in meine Stube.«

»So sage doch, was in deiner Stube los ist.«

»Was los ist? Das Bild der seligen Draskowja Andrejewna sitzt drin!«

»Was redest du! Das ist dir so vorgekommen, weil du betrunken bist!«

»Mein, nein, Herr. Glauben Sie mir! Ich wollte eben eintreten, da sah ich sie drinnen sitzen! Gott steh mir bei! Sie hatte mir den Rücken zugekehrt, und ich wäre vor Schrecken gestorben, wenn sie sich umgesehen hätte. Aber zum Glück gelang es mir, leise hinauszuschleichen, und sie hat mich nicht bemerkt.«

In diesem Augenblick trat Runewskijs Diener ein.

»Alexander Andrejewitsch«, sagte er mit zitternder Stimme, »hier ist es nicht geheuer.«

Auf Runewskijs Frage fuhr er fort: »Wir hatten etwas geplaudert, Jakob Antipytsch und ich, und waren eben schlafen gegangen, als Jakob Antipytsch zu mir sagte: »Euer Herr klingelt.« Ich war schon im Einschlafen, und da Jakob Antipytsch etwas angesäuselt war, meinte ich, er hätte sich verhört, drehte mich auf die andere Seite und schnarchte ein. Kaum war ich eingeschnarcht, so hörte ich ein Geräusch, wie wenn jemand auf hohen Absätzen geht. Ich öffnete die Augen, weiß aber wirklich nicht, ob ich was gesehen habe oder nicht; es überlief mich nur so kalt; da sprang ich auf und lief hinaus in den Korridor; und nun machen Sie, was Sie wollen – ich muß wo anders schlafen, meinethalben unten auf dem Hofe.«

Runewskij beschloß diesem Rätsel nachzugehen. Er zog seinen Schlafrock an, nahm das Licht in die Hand und ging nach der Stube, in der sich Praskowja Andrejewna befinden sollte. Die beiden Diener folgten ihm zitternd vor Angst. Vor der halboffenen Tür blieb Runewskij plötzlich stehen. Alle seine Kraft reichte kaum aus, um den Anblick zu ertragen, der sich seinem Auge bot.

Dasselbe Gespenst, das er in seinem Zimmer gesehen hatte, saß hier in einem altmodischen Lehnssessel und schien in tiefes Nachdenken versunken. Die Gesichtszüge waren bleich und schön, denn es waren die Züge Daschas; doch es hob die Hand – und es war eine Knochenhand. Das Gespenst betrachtete sie lange, schüttelte traurig den Kopf und seufzte. Dieser Seufzer schnitt Runewskij tief ins Herz.

Außer sich, riß er die Tür ganz auf und sah, daß das Zimmer leer war. Was er für ein Gespenst gehalten hatte, war nichts als eine bunte Livree, die über die

Stuhllehne gehängt war und die man von weitem für eine sitzende Frau halten konnte. Runewskij begriff nicht, wie er sich so hatte täuschen können. Doch seine Begleiter wagten noch immer nicht, das Zimmer zu betreten.

»Erlauben Sie mir, etwas näher bei Ihnen zu schlafen«, sagte der Lakei, »es ist immerhin sicherer, und außerdem: wenn Sie mich brauchen, bin ich gleich bei der Hand. Rufen Sie nur ›Jakob!‹«

»Darf ich dann auch bei Jakob Antipytsch bleiben, denn sonst . . . «

Runewskij kehrte in sein Schlafzimmer zurück und die beiden Diener richteten sich vor der Tür im Korridor ein. Den Rest der Nacht verbrachte Runewskij ungestört; doch noch am anderen Morgen konnte er sein Erlebnis nicht vergessen.

So oft er auch von den grünen Stuben zu reden versuchte, immer fand die Generalin oder Kleopatra Platonowna ein Mittel, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Alles, was er erfahren konnte, war dasselbe, was er schon von Jakob gehört hatte: Die Tante der Sugrobina hatte, als sie noch sehr jung war, einen reichen Ausländer heiraten sollen, aber am Tage vor der Hochzeit war der Bräutigam verschwunden; die arme Braut wurde vor Kummer krank und starb bald darauf. Viele behaupteten damals sogar, daß sie sich vergiftet hätte. Die Zimmer, die für sie bestimmt waren, hatte man ganz in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen und niemand hatte bisher gewagt, sie zu betreten. Als er seiner Verwunderung über die Ähnlichkeit des alten Bildes mit Dascha Ausdruck gab, sagte die Sugrobina:

»Das ist sehr einfach, mein Bester, Praskowja Andrejewna war ja meine Tante und ich bin Daschas Großmutter. Was ist denn Wunderbares dabei, daß sie sich ähnlich sind? Und daß Praskowja Andrejewna das Unglück passierte, ist auch gar nicht verwunderlich; hätte sie nur einen aus unseren Kreisen, einen Russen, genommen, so lebte sie vielleicht heute noch! Warum mußte sie sich in so einen hergelaufenen Vagabunden verlieben! Ja, ja, auch zu unserer Zeit machten die Leute manchmal Dummheiten; aber nimm mirs nicht übel, mein Bester, dazumal waren die Leute doch klüger als heutzutage.«

Semjon Semjonowitsch Telajew sagte gar nichts, sondern bot Runewskij seine Tabaksdose und saugte und schnalzte abwechselnd. Im Laufe dieses Tages fand Runewskij endlich Gelegenheit, sich mit Dascha auszusprechen und offenbarte seine Liebe der alten Generalin. Sie war zuerst sehr erstaunt, doch schien sein Antrag ihr nicht zu mißfallen. Im Gegenteil, sie küßte ihn auf die Stirn und sagte, sie könne sich keinen besseren Bräutigam für ihre Enkelin wünschen.

»Und was Dascha anbetrifft«, setzte sie hinzu, »so habe ich längst bemerkt, daß du ihr gefällst. Ja, mein Lieber, ich bin zwar eine alte Frau, aber ich kenne euch junges Volk doch gut genug! Übrigens zu meiner Zeit wurden die Töchter nicht viel gefragt; wen der Vater oder die Mutter ausgewählt hatten, den nahmen sie auch, und wahrhaftig, damals waren die Ehen viel glücklicher! Ja, ja, und die Erziehung war auch anders, nicht schlechter als eure. Zu unseren Zeiten, mein Bester, hat man die Wissenschaften auch nicht verachtet, aber den dummen Mädchen setzte man nicht allerlei albernes Zeug in den Kopf; darum waren sie

auch bescheidener, als eure heutigen Grashüpfer. Siehst du, mein Lieber, ich selber kann kein Französisch, habe aber für Daschas Mutter doch eine Gouvernante gehalten, und Lehrer kamen auch ins Haus, und ein Tanzmeister war auch da. Alles hat sie gelernt, kann ich wohl sagen, und doch blieb sie ein bescheidenes und gehorsames Mädchen. Ich selbst habe meinen Ignatij Saweljitsch auch nur geheiratet, weil mein Vater es haben wollte, – und wie habe ich ihn später lieb gehabt! Wie hab' ich geweint, wenn er ins Feld mußte, aber was war zu machen? Manchmal wurde er ganz böse, wenn ich zu weinen anfang. Was heulst du denn so, Marfa Sergejewna? Dazu bin ich doch Offizier, um unserer Zarin in Ehren zu dienen! Ich kann doch nicht hinterm Ofen sitzen, wenn seine Erlaucht, der Graf Peter Alexandrowitsch sich mit den Türken schlägt. Komm' ich zurück, ist's gut; komme ich nicht zurück, so hab' ich wenigstens meine Pflicht getan als braver Soldat. Und was hatte er für eine schöne Uniform! Ganz hellgrün, mit Gold gestickt, der Kragen rot, die Stiefel spiegelblank! . . . Was red' ich Alte denn immer von der Vergangenheit? Du hast jetzt doch keinen Sinn dafür, mein Lieber, keinen Sinn! Fahre nur nach Moskau und sprich mit Daschas Tante, Fedoßja Akimowna Sorina; Dascha hängt von ihr ab, sie ist ihre Vormünderin. Und sagt die Sorina ja, dann kommst du schon als Bräutigam her und wohnst bei uns. Du mußt doch deine künftige Großmutter näher kennenlernen!«

Die Alte redete noch lange, aber Runewskij hörte sie nicht mehr. Er sprang in seinen Wagen und jagte nach Moskau.

* *
*

Es war schon spät, als Runewskij nach Hause kam, und er glaubte daher, seinen Besuch bei Daschas Tante auf den nächsten Tag verschieben zu müssen. Aber der Schlaf floh ihn und so benutzte er die helle Mondnacht zu einem Gang durch die Stadt, ohne jedes Ziel, nur um die Erregung seines Herzens etwas zu stillen. Die Straßen waren fast menschenleer, ab und zu nur hallte das Pflaster von den eiligen Schritten eines verspäteten Fußgängers oder vom schläfrigen Rasseln einer Droschke wieder. Bald verstummten auch diese letzten Geräusche und Runewskij blieb allein inmitten der dumpfen Stille der schlafenden Riesenstadt. Nachdem er die ganze Länge der Mochowaja durchschritten hatte, bog er in den Kremlgarten ab und wollte noch weiter gehen, als er auf einer der Bänke einen Mann erblickte, der in tiefen Gedanken dazusitzen schien. Als Runewskij der Bank näher gekommen war, hob der Unbekannte den Kopf, das Mondlicht fiel ihm gerade auf das Gesicht und Runewskij erkannte Rybarenko. Zu anderer Zeit wäre die Begegnung mit dem Geisteskranken Runewskij unangenehm gewesen, aber an diesem Abend hatte er unwillkürlich immer wieder an ihn denken müssen. Vergeblich suchte er sich einzureden, daß die Worte dieses Menschen nichts seien, als die Phantasien eines zerrütteten Gehirns; irgend etwas sagte ihm, daß Rybarenko vielleicht doch nicht ganz verrückt war, und daß er vielleicht nicht ohne Grund den gesunden Sinn seiner Reden in diese sonderbaren Formen kleidete, die jedem Uneingeweihten wild und zusammenhanglos scheinen

mußten, die jedoch er, Runewskij, nicht mißachten durfte. Ihn quälte sogar das Gewissen, daß er Dascha allein in einem Hause zurückgelassen hatte, wo ihr vielleicht Gefahr drohte.

Als Rybarenko ihn erblickte, stand er auf und bot ihm die Hand.

»Wir haben, wie es scheint, denselben Geschmack!« sagte er lächelnd. »Um so besser; setzen Sie sich zu mir und plaudern wir ein bisschen.«

Runewskij setzte sich schweigend auf die Bank und eine Zeit lang saßen die beiden da, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach Rybarenko das Schweigen.

»Gestehen Sie«, sagte er, »als wir uns auf dem Ball kennen lernten, hielten Sie mich für verrückt!«

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen«, antwortete Runewskij, »daß Sie mir sehr sonderbar vorkamen. Ihre Worte, Ihre Bemerkungen . . . «

»Ja, ja; ich glaube wohl, daß ich Ihnen sonderbar vorgekommen bin. Mich ärgerten diese verfluchten Vampire. Übrigens war es auch zum Tollwerden, ich habe noch nie eine ähnliche Unverschämtheit gesehen. Haben Sie später noch einen von ihnen getroffen?«

»Ich war im Hause der Generalin Sugrobina und habe dort die Leute gesehen, die Sie Vampire nennen.«

»Im Hause der Sugrobina?« wiederholte Rybarenko, »sagen Sie einmal, ist auch ihre Enkelin jetzt dort?«

»Sie ist bei der Großmutter; ich habe sie vor kurzem gesehen.«

»Wie, und sie lebt noch?«

»Natürlich lebt sie! Nichts für ungut, verehrter Freund, aber mir scheint, Sie haben die arme Generalin unnütz schlecht gemacht. Sie ist eine herzensgute Alte und liebt ihre Enkelin aufrichtig.«

Rybarenko hörte anscheinend Runewskijs letzte Worte gar nicht. Er legte den Zeigefinger an die Lippen mit der Miene eines Menschen, der sich verrechnet hat.

»Merkwürdig«, sagte er endlich, »sonst pflegen die Vampire nicht so lange zu warten. Ist Telajew auch da?«

»Jawohl.«

»Das wundert mich noch mehr. Telajew gehört zu der aller ärgsten Art von Vampiren, er ist noch viel blutgieriger als die Sugrobina. Aber das wird nicht mehr lange so weiter gehen, und wenn Sie wirklich Anteil an dem armen Mädchen nehmen, so treffen Sie Ihre Maßregeln möglichst schnell.«

»Sagen Sie, was Sie wollen«, antwortete Runewskij, »ich kann unmöglich glauben, daß Sie es ernst meinen. Weder die alte Generalin noch Telajew scheinen mir Vampire zu sein.«

»Was?« entgegnete Rybarenko, »ist Ihnen wirklich nichts Sonderbares an den beiden aufgefallen? Haben Sie nicht gehört, wie Semjon Semjonowitsch schnalzt?«

»Das habe ich allerdings, aber meiner Meinung nach ist das noch nicht Grund genug, einen Menschen in ehrwürdigem Alter zu beschuldigen, der 45 Jahre lang

seinen Dienst treu und untadelhaft verrichtet hat und allgemeines Ansehen genießt!«

»Oh, wie wenig Sie Telajew kennen! Aber gesetzt den Fall, daß er ohne allen Grund schmatzt, ist Ihnen bei der Generalin nichts aufgefallen? Haben Sie tatsächlich, als Sie dort im Hause übernachteten, keinen Schauer empfunden, nichts von jenem krampfartigen Grauen, das uns mahnt, daß wir uns in der Nähe von Wesen befinden, die uns antipathisch sind und einer anderen Welt angehören?«

»Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich ähnliche Empfindungen gehabt habe; ich schrieb es meiner erregten Phantasie zu und glaube, mir hätte das Gleiche in jedem anderen Hause ebenso gut zustoßen können wie bei der Sugrobina. Außerdem stehen Charakter und Benehmen der Generalin in solchem Widerspruch zu der ganzen Einrichtung und Bauart ihres Hauses, daß dieser Almstand ohne Zweifel die Gemütsstimmung ihrer Besucher sehr stark beeinflußt.«

Rybarenko lächelte.

»Haben Sie die Bauart ihres Hauses beachtet?« sagte er, »welch eine prachtvolle Front! Ganz in italienischem Geschmack! Aber seien Sie überzeugt, daß nicht bloß die Bauart auf Sie gewirkt hat. Hören Sie«, fuhr er erregter fort, indem er Runewskijs Hand ergriff, »seien Sie aufrichtig und sagen Sie mir als Freund: ist Ihnen wirklich nichts Besonderes in dem Landhaus der Sugrobina begegnet?«

Runewskij gedachte der grünen Zimmer und da Rybarenko ihm ein unwillkürliches Zutrauen einflößte, so hielt er es für unnötig, ihm irgend etwas zu verschweigen. Er erzählte ihm alles, was er erlebt hatte. Rybarenko hörte aufmerksam zu und sagte, als er geendigt hatte:

»Mit Anrecht schreiben Sie das Ihrer Phantasie zu, was sich wirklich ereignet hat. Die Geschichte der seligen Praskowja Andrejewna ist mir bekannt. Wenn Sie wollen, erzähle ich sie Ihnen einmal; die interessantesten Details könnte Ihnen übrigens Kleopatra Platonowna mitteilen, wenn sie bloß wollte. Aber reden Sie um Gottes willen nicht leichtsinnig über Ihr Erlebnis; es hat mehr Ähnlichkeit und mehr Zusammenhang mit einem Ereignis aus meinem Leben, als Sie jetzt ahnen können, und ich muß Ihnen dieses erzählen, um Sie zu warnen.«

Rybarenko schwieg eine Weile, wie um seine Gedanken zu sammeln, und begann darauf, an die Linde gelehnt, vor der ihre Bank stand:

* *
*

»Vor drei Jahren unternahm ich eine Reise nach Italien, um meine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, vor allem, um mich mit Traubensaft zu heilen. Als ich in Como anlangte, an dem bekannten See, wohin man gewöhnlich die Kranken zu einer der artigen Kur schickt, hörte ich, daß sich auf der Piazza Volta ein Haus befinde, das seit hundert Jahren unbewohnt und unter dem Namen ›Das Teufelshaus‹ (la casa del diavolo) bekannt sei. Fast jeden Tag, wenn ich aus meiner

Wohnung im Vorort Borgo Vico nach dem Albergo dell'Angelo ging, um einen Freund zu besuchen, war ich an diesem Hause vorbeigekommen, aber da ich nichts von ihm wußte, hatte ich es nie beachtet. Nun, da ich seinen merkwürdigen Namen und einige noch merkwürdigere, mit einander ganz und gar nicht übereinstimmende Sagen gehört hatte, ging ich absichtlich nach der Piazza Volta und begann das Gebäude aufmerksam zu betrachten. Sein Äußeres ließ nichts Ungewöhnliches ahnen; die Fenster des unteren Stockwerks waren mit dicken Eisengittern versperrt, die Läden überall geschlossen, die Wände mit Kirchenzetteln beklebt, das Tor verriegelt und schrecklich beschmutzt. In der Nähe befand sich ein Barbierladen, und mir kam der Gedanke, dort einzutreten und zu fragen, ob man nicht das Innere des Teufelshauses besichtigen könne. Als ich herein kam, sah ich einen Abbate breitspurig dasitzen, ein schmutziges Handtuch um den Hals. Der dicke Barbier mit den aufgekrempten Ärmeln seifte ihm eifrig und geschickt das Kinn und fuhr ihm in der Hitze des Gefechts öfters über Nase und Ohren, was der Geistliche jedoch mit großer Geduld ertrug. Auf meine Frage antwortete der Barbier, das Haus wäre immer verschlossen und der Besitzer würde es schwerlich für einen Fremden öffnen lassen. Ich weiß nicht, warum – der Barbier hielt mich für einen Engländer und erklärte mir, seine Worte mit erläuternden Gesten unterstützend, sehr beredt, es hätten schon mehrere meiner Landsleute sich um die Erlaubnis zum Betreten des Hauses bemüht, aber alle Mühe wäre vergeblich gewesen, denn Don Dietro d'Argina hätte ihnen stets schroff geantwortet, sein Haus sei keine Schenke und keine Bildergalerie. Während der Barbier sprach, hörte der Abbate ihm aufmerksam zu, und ich bemerkte mehrmals, wie unter der dicken Schicht Seifenschäum ein seltsames Lächeln auf seinen Lippen spielte. Als der Barbier seine Arbeit beendet und ihm das Kinn mit dem Handtuch abgewischt hatte, erhob er sich und wir verließen zusammen den Laden.«

»Ich kann Sie versichern, Signore«, sagte er zu mir, »daß Sie sich unnütz bemühen; das Teufelshaus ist Ihrer Aufmerksamkeit durchaus nicht wert. Es ist ein vollkommen leeres Gebäude und alles, was Sie vielleicht darüber gehört haben, ist nichts als eine Erfindung des Don Pietro.«

»Aber ich bitte Sie«, erwiderte ich, »warum sollte wohl ein Besitzer sein eigenes Haus schlecht machen, wenn er es bei dem starken Fremdenverkehr doch leicht vermieten und große Einnahmen erzielen könnte?«

»Dafür hat er mehr Gründe, als Sie denken«, antwortete der Abbate.

»Wie«, fragte ich verwundert und dachte an die bekannte Anekdote von Turenne, »er macht doch nicht falsches Geld?«

»Nein«, erwiderte der Abbate, »Don Pietro ist ein großer Sonderling, aber ein ehrlicher Mensch. Man sagt ihm nach, daß er mit unverzollten Waren handelt, und sogar mit dem bekannten Schmuggler Titta Canelli verkehrt, doch ich glaube es nicht.«

»Wer ist dieser Titta Canelli?« fragte ich.

»Titta Canelli war Fährmann auf unserm See; aber eines Tages geriet er auf dem Markt mit einem Kameraden in Streit und erschlug ihn auf der Stelle. Mach diesem Verbrechen floh er in die Berge und wurde der Anführer einer Schmugglerbande. Die Waren, die er aus der Schweiz hereinbringt, soll er in einer Villa des Don Pietro aufbewahren; man sagt auch, daß er außer den Waren dort große Geldsummen liegen hat, die er keineswegs durch Handel verdient hat; aber ich wiederhole Ihnen, ich glaube diesen Gerüchten nicht.«

»Sagen Sie doch um Himmels willen, was für ein Mensch ist dieser Don Pietro und was bedeutet diese ganze Geschichte vom Teufelshaus?«

»Sie bedeutet, daß Don Pietro, um eine Geschichte zu verbergen, die sich in seiner Familie ereignete, und die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Tatort abzulenken, über sein Stadthaus eine Menge Gerüchte ausgesprengt hat, von denen eines immer dümmere ist als das andere. Das Volk stürzte sich gierig auf diese Neuigkeiten und vergaß das Abenteuer, das ihnen als Ausgangspunkt gedient hatte. Sie müssen wissen, daß der Besitzer des Teufelshauses reichlich achtzig Jahre zählt. Sein Vater, der ebenfalls Don Pietro d'Argina hieß, erfreute sich keiner großen Beliebtheit bei seinen Mitbürgern. In Jahren der Mißernte, wenn die Hälfte der Einwohner verhungerte, verkaufte er die Massen von Korn, die er bei sich aufgespeichert hatte, trotz seines großen Reichtums zu außergewöhnlich hohen Preisen. In einem dieser Hungerjahre unternahm er, ich weiß nicht weshalb, eine Reise in ihr Vaterland. Ich habe längst bemerkt«, fuhr der Abbate fort, »daß Sie kein Engländer, sondern ein Russe sind, obwohl mein Barbier, Signore Fenardi, vom Gegenteil überzeugt ist. In einem der unglücklichsten Jahre also begab sich Don Pietro nach Rußland, nachdem er die Leitung seiner Geschäfte seinem Sohne, dem jetzigen Don Pietro, anvertraut hatte. Indessen wurde es Frühling, neue Ernten versprachen ein reicheres Jahr und die Getreidepreise gingen stark herunter. Es kam der Herbst, die Erntezeit ging zu Ende und das Getreide verlor vollständig seinen Wert. Don Pietros Sohn, dem der Vater vor seiner Abreise strenge Verhaltensmaßregeln gegeben hatte, verlangte so hohe Preise, daß er anfangs sehr wenig Getreide los wurde, dann zahlte man überhaupt nicht mehr die Preise, die sein Vater festgesetzt hatte, und endlich kam niemand mehr zu ihm. In unserm Lande ist eine Mißernte Gott sei Dank etwas Seltenes, und so wurde der große Gewinn, auf den der alte Argina gehofft, zu Wasser. Der Sohn schrieb ihm mehrere Male, doch die Preise sanken so schnell, daß ihm keine Zeit blieb, die Erlaubnis des Vaters zur Herabsetzung des Preises zu erhalten. Viele behaupten, Don Pietro wäre grenzenlos geizig gewesen; doch ich glaube eher, daß er ein großer Bösewicht und ein ebensolcher Sonderling war, wie jetzt sein Sohn . . . Die Briefe dieses Letzteren veranlaßten ihn, Rußland in größter Eile zu verlassen und nach Como zurückzukehren. Wenn Don Pietro so geizig gewesen wäre, wie man behauptet, so hätte er das Getreide entweder zum landläufigen Preise verkauft oder es in seinen Speichern gelassen, jedoch er verbreitete in der Stadt das Gerücht, er wolle es an die Armen verteilen, und befahl statt dessen, die sämtlichen Vorräte in den See zu werfen. Als am bestimmten Tage das arme Volk sich vor seinem Haus versammelte, rief er aus

einem Fenster der Menge zu, sein Getreide sei auf dem Grunde des Sees, und wer tauchen könne, möge es sich holen. Diese Tat ließ ihn in den Augen der Bewohner Comos noch tiefer sinken und man gab ihm den Beinamen »Der Böse« – *il cattivo*.«

»In der Stadt ging schon lange das Gerücht um, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe, und daß der Teufel ihm eine Steintafel mit Zauberzeichen gegeben habe, die ihm alle irdischen Genüsse verschaffen solle, bis sie von jemand zerschlagen würde. Mit der Zerstörung ihrer Zauberkraft erhielt der Teufel nach der Abmachung die Seele des Don Pietro.«

»Damals wohnte Don Pietro in einem Hause außerhalb der Stadt nicht weit von der Villa d'Este. Eines Morgens stand der Prior des Klosters St. Sebastian am Fenster und blickte auf die Straße hinaus, da sah er einen Mann auf einem schwarzen Pferde, der vor dem Fenster anhielt und sagte: »Wisse, daß ich der Teufel bin und zu Don Pietro d'Argina reite, um ihn in die Hölle zu holen. Erzähle das den Klosterbrüdern.« Nach einiger Zeit sah der Prior denselben Menschen mit Don Pietro zurückkommen, der quer über dem Sattel lag. Er sprengte in vollem Salopp und hatte das Opfer mit seinem schwarzen Mantel zu gedeckt. Der starke Wind blies aber den Mantel auseinander, und der Prior bemerkte, daß der Alte in Schlafrock und Nachtmütze war: der Teufel, der unverhofft gekommen war, hatte ihn im Bette vorgefunden und ihm nicht Zeit gelassen, sich anzukleiden.«

»So berichtet die Sage. Tatsache ist, daß Don Pietro bald nach seiner Rückkehr aus Rußland spurlos verschwand. Um dem peinlichen Gerede ein Ende zu machen, erklärte der Sohn, sein Vater wäre plötzlich gestorben und ließ pro forma einen leeren Sarg begraben. Als er nach dem Begräbnis in das Schlafzimmer seines Vaters kam, erblickte er an der Wand ein Freskobild, daß er noch nie gesehen hatte. Es stellte eine Gitarre spielende Frau dar. Trotz der großen Schönheit ihres Gesichtes hatten ihre Augen einen so unangenehmen, ja schauerlichen Ausdruck, das er sofort befahl, das Bild zu übermalen. Kurze Zeit darauf erschien dasselbe Bild an einer anderen Stelle, wiederum wurde es übermalt. Doch es vergingen keine zwei Tage, als es wieder dort erschien, wo es zum ersten Male gewesen war. Der junge Argina war so entsetzt, daß er seine Villa für immer aufgab und Fenster und Türen mit Brettern vernageln ließ. Seitdem haben die Schiffer, die nachts an der Villa vorbeifuhren, mehrere Male drinnen den Klang einer Gitarre und zwei singende Stimmen gehört. Die eine gehörte dem alten Don Pietro, die andere einer unbekannten Person, doch klang sie so schauerlich, daß die Schiffer nicht lange unter den Fenstern des Hauses verweilten.«

»Sie sehen, Signore«, fuhr der Abbate fort, »daß zwar manches Ungewöhnliche in der Geschichte des Don Pietro enthalten ist; es bezieht sich aber alles auf sein Landhaus am See, nahe der Villa d'Este, jenseits des Capriccio, und nicht auf das Gebäude, welches Sie sehen wollten.«

»Sagen Sie«, fragte ich, »hört man in der Villa des Don Pietro noch immer die Stimmen und den Klang der Gitarre?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Abbate, »doch wenn Sie das so interessiert«, setzte er lächelnd hinzu, »wer kann Sie hindern, bei Anbruch der Dunkelheit sich

unter die Fenster der Villa zu stellen, oder, was noch besser ist, eine Nacht in ihr zuzubringen.«

Das eben hatte ich gewollt.

»Aber wie kommt man hinein?« fragte ich, »Sie sagten doch, der Sohn des Don Pietro habe die Türen und Fenster mit Brettern vernageln lassen.«

Der Abbate überlegte.

»Das ist wahr«, sagte er endlich, »doch wenn ich mich nicht irre, so ist es möglich, auf den Felsvorsprung, an den sich das Haus lehnt, zu klettern und von da durch eine Bodenluke, die nicht zugenagelt ist, hineinzukommen.«

Während wir so sprachen, hatten wir, ohne es selbst zu merken, die ganze Länge des Borgo Vico durchschritten und befanden uns auf der Landstraße, die den See entlang zur Villa d'Este führt. Der Abbate blieb vor einem Palazzo stehen, dessen Front nach den Zeichnungen des berühmten Palladio gebaut schien. Die großartige Schönheit des Gebäudes verblüffte mich und ich konnte nicht begreifen, wie ich trotz meines langen Aufenthaltes in Como noch nie von einem so prachtvollen Gebäude gehört hatte.

»Das ist die Villa des Don Pietro«, sagte der Abbate, »hier ist der Felsvorsprung und hier die Luke, durch die Sie hinein klettern können, wenn es Ihnen beliebt.«

In der Stimme des Abbate klang etwas wie versteckter Spott und es war mir, als zweifelte er an meiner Kühnheit. Doch ich war fest entschlossen, dem Geheimnis, das meine Neugierde in so hohem Grade erregt hatte, auf den Grund zu kommen, koste es, was es wolle.

An diesem Tage litt es mich nicht zu Hause. Ich trieb mich zweck- und ziellos in der Stadt umher, ging in den gotischen Dom und betrachtete ohne Genuß die herrlichen Bilder des Bernardino Luini. Ich stolperte über Körbe mit Feigen und Trauben und warf einmal sogar ein ganzes Brett mit heißen Kastanien um. Sie müssen wissen, daß man in Como die Kastanien auf der Straße brät; diese Sitte ist auch in anderen Städten Italiens verbreitet, doch noch nirgends sah ich je soviel Öfchen und Bratpfannen wie dort. Die gutmütigen Lombarden zürnten mir nicht im geringsten, sondern lachten nur herzlich und über schütteten mich sogar mit Danksagungen, als ich ihnen zur Entschädigung für den Verlust einige Zwanziger zuwarf.

Abends war eine Zusammenkunft in der Villa Sallazar. Ein großer Teil der Gesellschaft bestand aus Russen, die übrigen waren österreichische Offiziere oder Italiener, die aus Mailand gekommen waren, um die herrliche Almgegend Comos zu besuchen.

Als ich meine Absicht erwähnte, die nächste Nacht in der Villa Argina zuzubringen, lachte man mich zuerst aus, dann fand man meine Idee originell und schließlich erklärten sich viele bereit, die Gefahren meines Unternehmens zu teilen. Bemerkenswert war, daß nicht nur ich, sondern auch keiner von den Mailändern etwas von der Existenz dieser Villa gewußt hatte.

»Ich bitte sehr, meine Herrschaften«, sagte ich, »wenn wir alle dort übernachten, verliert unsere Expedition ihren ganzen Reiz, und ich bin überzeugt, daß der Teufel keine Lust haben wird, in Gegenwart so vieler Musikkenner zu singen; aber ich erkläre mich bereit, zwei Genossen mitzunehmen, die das Los bestimmen soll.«

Mein Vorschlag wurde angenommen und das Los traf zwei meiner Freunde, einen Russen namens Wladimir, und einen Italiener, Antonio. Wladimir war mir ein lieber Freund und Jugendgespieler. Er war gleich mir nach Como zu einer Traubenkur gekommen und wollte nach Beendigung der Kur mit mir nach Florenz gehen, um dort den Winter zu verbringen. Antonio war unser gemeinsamer Freund und obgleich wir erst in Como mit ihm bekannt geworden waren, waren unsere Anschauungen und überhaupt unsere Charaktere so ähnlich, daß wir uns unwillkürlich näher kamen. Wir hatten geschworen, uns ewig zu lieben und uns bis zum Tode nicht zu vergessen. Antonio hat seinen Schwur bereits erfüllt.

Doch ich gebe mich unnütz traurigen Erinnerungen hin und erwähne vorzeitig den tragischen Ausgang unseres unbesonnenen Streiches.

Mein lieber Freund! Sie sind jung und haben einen leidenschaftlichen Charakter. Hören Sie auf einen Menschen, der erfahren hat, was es heißt, über Dinge spotten, die man nicht versteht und die Gott sei Dank durch einen dunklen undurchdringlichen Vorhang von uns getrennt sind. Wehe dem, der es wagt, diesen Vorhang zu lüften. Entsetzen, Verzweiflung, Wahnsinn werden die Folgen seiner unseligen Neugierde sein. Ja, mein Freund, auch ich bin jung, doch meine Haare sind ergraut, meine Augen liegen tief in den Höhlen, in der Blüte meiner Jahre bin ich zum Greise geworden. Ich habe einen Zipfel des Schleiers gelüftet und in die geheimnisvolle Welt geschaut. Ich habe einst, wie Sie an nichts von alledem geglaubt, was die Menschen übernatürlich nennen; doch trotzdem tönten in meiner Brust seltsame Stimmen, die dieser Überzeugung widersprachen. Ich liebte es, auf sie zu hören; denn mir gefiel der Gegensatz jener Welt, die sich mir damals auftat, zu der kalten Prosa der wirklichen Welt. Doch ich betrachtete die Bilder, die sich vor mir aufrollten, wie der Zuschauer ein fesselndes Drama. Das natürliche Spiel der Darsteller reißt ihn hin, allein er weiß, daß die Kulissen aus Papier sind, und daß der Held, wenn er die Bühne verlassen hat, den Helm ablegt und die Schlafmütze aufsetzt. Als ich mir vorgenommen hatte, in der Villa Argina zu übernachten, erwartete ich daher keinerlei Abenteuer, sondern wollte nur das Gefühl des Wunderbaren in mir wachrufen, das ich so leidenschaftlich suchte. Oh, wie bitter hatte ich mich getäuscht! Doch wenn mein Unglück einem anderen zur Lehre dienen kann, so soll es mir ein Trost sein und mein Aufenthalt in der Villa Don Pietros hat wenigstens einigen Nutzen gebracht.

Am folgenden Tage war ich mit Wladimir und Antonio bereits bei Anbruch der Dämmerung auf dem Wege zu unserem unheimlichen Nachtlager im geheimnisvollen Palazzo. Die geringsten Einzelheiten jenes Abends haben sich in mein Gedächtnis eingepreßt, und obwohl drei Jahre seitdem vergangen sind, entsinne ich mich noch aller Einzelheiten unseres Gesprächs und unserer

leichtfertigen Scherze, die wir so bald bereuen mußten, als hätte sich das alles erst gestern Abend ereignet.

Als wir an der Villa Remondi vorbeigingen, blieb Antonio stehen. Im rechten Flügel hörte man einige Frauenstimmen ein lustiges Lied singen. Die Melodie dieses Liedes klingt mir noch heute in den Ohren.

»Wollen wir etwas stehen bleiben«, sagte Antonio, »es ist noch früh, wir kommen immer noch zeitig genug hin.«

Bei diesen Worten wollte er sich dem Fenster nähern, um besser hören zu können, doch als er sich vorwärtsbeugte, stolperte er über einen Stein, fiel zu Boden und zerschlug das Fenster mit dem Kopfe. Auf das Geräusch, das sein Fall verursacht hatte, kam ein junges Mädchen mit einer Kerze in der Hand herausgelaufen. Es war die Tochter des Türhüters in der Villa Remondi. Antonios Gesicht war mit Blut bedeckt. Das Mädchen schien sehr erschrocken. Es lief aufgeregt umher, brachte schließlich eine Schüssel mit Wasser, wusch ihm das Gesicht und rief dabei unaufhörlich: »O, Dio! poverino! maladetta strada!«

»Das ist ein schlechtes Vorzeichen«, sagte Antonio lächelnd, sobald er sich von seinem Sturze erholt hatte.

»Ja«, sagte ich, »wäre es nicht besser umzukehren und unseren Streich etwas aufzuschieben?«

»Oh, bewahre!« entgegnete Antonio, »das ist wirklich die Aufregung nicht wert, ich will nicht, daß ihr mich später verspottet und glaubt, wir Südländer wären empfindlicher als ihr Russen.«

Wir gingen weiter. Ach etwa zehn Minuten kam uns das Mädchen aus der Villa Remondi nachgelaufen. Sie wendete sich auch jetzt wieder an Antonio und sprach lange halblaut mit ihm. Ich merkte, daß sie mit Mühe die Tränen zurückhielt.

»Was wollte sie von dir?« fragte ihn Wladimir, als das Mädchen sich entfernt hatte.

»Die arme Pepina«, antwortete Antonio, »bittet mich, ich solle bei meinem Vater die Begnadigung ihres Bruders auswirken. Sie sagt, sie sei schon einige Male bei mir gewesen, hätte mich aber nie angetroffen.«

»Wer ist denn ihr Bruder?« fragte ich.

»Irgendein Schmuggler, namens Titta.«

»Und der Familienname dieses Mädchens?«

»Canelli. Aber warum fragst du?«

»Titta Canelli!« rief ich aus und entsann mich der Erzählung des Abbate von dem alten Argina.

Dieser Zwischenfall wirkte sehr unangenehm auf mich. Alles, was ich anfangs für Erfindungen, Phantasien oder Schwindeleien irgendwelcher Gauner gehalten hatte, gestaltete sich jetzt in meiner Einbildung zu schrecklicher Wirklichkeit, und ich wäre sicher umgekehrt, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Ich sagte meinen Freunden, daß ich schon früher von Titta Canelli gehört hätte, und wir gingen weiter. Bald zeigte sich seitab vom Wege das Licht einer Ampel. Sie beleuchtete

eine jener Kapellen, deren es so viele in Norditalien gibt und die als Aufbewahrungsstätten menschlicher Gebeine dienen. Ich hatte stets einen Abscheu gegen diese Art von Kapellen, in denen die traurigen Überreste der Hingeschiedenen wie zum Spott in symmetrischer Anordnung nach allen möglichen Mustern ausgelegt und ausgehängt sind. Doch an diesem Abend packte mich ein unwillkürliches Grauen, als ich im Vorbeigehen durch das Eisengitter blickte. Ich sagte jedoch nichts und wir kamen schweigend bei der Villa Argina an. Es war sehr leicht, auf den Felsvorsprung und von da mit Hilfe eines Strickes in die Luke zu gelangen. Dort zündeten wir eine der von uns mitgebrachten Kerzen an und entdeckten bei ihrem Lichte einen Durchgang vom Dachboden in den ersten Stock; hier fanden wir uns in einem großen, altmodisch eingerichteten Saal. Einige Bilder, die Szenen aus der Mythologie darstellten, hingen an den Wänden, die Möbel waren mit Seidenstoff überzogen und der Boden mit verschiedenfarbigem Marmor ausgelegt. Wir durchschritten fünf oder sechs ähnliche Gemächer; in einem von ihnen erblickten wir eine kleine Treppe. Wir stiegen hinab und gelangten in ein Zimmer mit einem altertümlichen Bett unter einem vergoldeten Baldachin. Auf dem Tische neben dem Bette lag eine Gitarre, auf dem Boden die Splitter einer Steinplatte. Ich hob einen solchen Splitter auf und erblickte auf ihm merkwürdige unverständliche Zeichen.

»Das muß das Schlafzimmer des alten Don Pietro sein«, sagte Antonio und näherte sich mit der Kerze der Wand, »hier ist das Bild, von dem dir der Abbate erzählt hat.«

Tatsächlich zeigte sich an der Wand, zwischen der Tür nach der schmalen Treppe und dem Bett, ein Freskogemälde, das eine ungewöhnlich schöne Frau darstellte, die auf einer Gitarre spielte.

»Wie ähnlich sie der Pepina ist«, sagte Wladimir, »ich würde es für ihr Bild halten!«

»Ja«, antwortete Antonio, »die Gesichtszüge sind ziemlich ähnlich, aber Pepina hat einen ganz anderen Ausdruck. In diesen Augen ist etwas Tierisches trotz ihrer Schönheit. Sieh nur, wie sie auf das leere Bett schielt; weißt du, bei ihrem Anblick wird es mir ganz schauerlich.«

Ich sagte nichts, aber ich teilte Antonios Empfindungen vollkommen.

Das Zimmer nebenan war ein großer runder Saal mit Säulen, die angrenzenden Räume waren sämtlich prachtvoll ausgestattet und mit Gobelins bespannt, fast wie im Hause der Sugrobina, nur viel reicher. Überall glänzten große Spiegel, Marmortische, goldene Leisten und kostbare Stoffe. Die Gobelins stellten Szenen aus der Mythologie und dem Orlando des Ariost dar. Da saß Paris, zweifelnd, welcher der drei Göttinnen er den goldenen Apfel reichen sollte, und dort umarmten sich Angelica und Medor unter einem schattigen Baum, ohne den grimmen Ritter zu bemerken, der aus den Büschen auf sie lauerte.

Während wir die alten Gewebe betrachteten, die sich beim flackernden Kerzenschein zu beleben schienen, war der Rest des Zimmers in Dunkel gehüllt, und als ich zufällig den Kopf hob, schienen die Figuren an der Decke sich zu

bewegen; ihre phantastischen Formen lösten sich vom Hintergrund und verschwanden in der Tiefe des Saales, mit der Finsternis verschmelzend.

»Ich denke, wir können jetzt schlafen gehen«, sagte Wladimir, »aber damit alles seine Ordnung hat, schlage ich vor: wir legen uns in drei verschiedenen Zimmern nieder und erzählen einander morgen, was uns im Laufe der Nacht begegnet ist.«

»Wir stimmten zu. Mir, als dem Anführer der Expedition, überließ man das Schlafzimmer Don Pietros; Wladimir und Antonio richteten sich in zwei entfernter gelegenen Zimmern ein, und bald herrschte im ganzen Hause tiefe Stille.«

Hier hielt Herr Rybarenko inne und sagte zu Runewskij:

»Ich ermüde Sie vielleicht mit meiner Erzählung, lieber Freund, es ist schon spät und Sie wollen schlafen gehen?«

»Durchaus nicht«, erwiderte Runewskij, »ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie Ihre Erzählung fortsetzen wollten.«

Rybarenko schwieg eine Weile und fuhr dann folgendermaßen fort:

»Allein geblieben, kleidete ich mich aus, untersuchte meine Pistolen, legte mich in das altertümliche Himmelbett unter die seidene Decke und wollte eben das Licht auslöschen, als die Tür sich leise öffnete und Wladimir eintrat. Er stellte sein Licht auf eine kleine Kommode am Bett, trat dicht zu mir heran und sagte:«

»Ich habe den ganzen Tag keine Zeit gefunden, mit dir über meine Angelegenheiten zu reden. Antonio schläft schon; wir können etwas plaudern und dann will ich weiter auf ein Abenteuer warten. Ich sagte dir noch nicht, daß ich einen Brief von meiner Mutter erhalten habe. Sie schreibt, daß wichtige Umstände meine Anwesenheit in Rußland unbedingt erfordern. Daher glaube ich kaum, daß ich den Winter mit dir in Florenz werde zu bringen können.«

Diese Nachricht betrückte mich sehr. Wladimir schien auch traurig zu sein. Er setzte sich zu mir aufs Bett, las mir den Brief vor, und wir sprachen lange von seinen Familienangelegenheiten und unseren gemeinsamen Plänen. Während er sprach, beunruhigte mich mehrmals etwas Sonderbares in seinem Wesen, doch ich konnte mir keine Rechenschaft geben, worin es eigentlich bestand. Endlich stand er auf und sagte mit gerührter Stimme:

»Mich quält ein Vorgefühl; wer weiß, ob wir uns morgen wiedersehen? Umarme mich, mein Freund . . . vielleicht zum letzten Male!«

»Was ist dir?« sagte ich lachend, »seit wann glaubst du an Vorgefühle?«

»Umarme mich!« wiederholte Wladimir mit ungewöhnlich starker Stimme.

Sein Gesicht verzog sich, die Augen unterliefen mit Blut und glühten wie Kohlen. Er streckte die Arme aus und wollte mich umarmen.

»Na, na, Wladimir«, sagte ich, mein Erstaunen verbergend, »schlafe gut ein und vergiß dein Vorgefühl.«

Er brummte etwas zwischen den Zähnen und ging hinaus.

Ich glaubte ihn seltsam auflachen zu hören; doch war ich mir nicht klar, ob ich wirklich seine oder eine fremde Stimme vernahm.

Unterdessen fielen meine Augen allmählich zu, und ich schlief ein. Ich weiß nicht, was mir träumte, doch es muß etwas Unheimliches gewesen sein; denn ich fuhr plötzlich erschreckt auf und begann mir die Augen zu reiben. In meinen Ohren klangen die Töne einer Gitarre und anfangs glaubte ich, dies sei nichts anderes als die Fortsetzung meines Traumes. Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich zwischen der Wand und meinem Bett jene Freskodame erblickte, die ihren furchtbaren unmenschlichen Blick fest auf mich gerichtet hatte! In einer Hand hielt sie die Gitarre, mit der anderen berührte sie die Saiten. Von Grauen erfaßt, griff ich nach der Pistole und wollte eben losdrücken, als sie die Gitarre fallen ließ und auf die Knie fiel. Ich erkannte Pepina.

»Barmherzigkeit, Signore«, schrie das arme Mädchen, »ich wollte nichts bei Ihnen stehen; seien Sie barmherzig und töten Sie mich nicht!«

Ich schämte mich sehr, daß ich meine Angst vor ihr gezeigt hatte, und bemühte mich, sie zu beruhigen; zugleich aber fragte ich, wie sie hereingekommen sei und was sie wolle.

»Ach«, antwortete Pepina, »nachdem ich Signor Antonio eingeholt und mit ihm gesprochen hatte, ging ich heimlich hinter Ihnen her und sah, wie Sie durch die Luke kletterten. Aber ich kenne noch einen anderen Eingang, denn dieses Haus dient meinem Bruder Titta, von dem Sie gewiß gehört haben, zu weilen als Versteck. Ich ging Ihnen aus Neugier nach, und als ich zurück wollte, bemerkte ich, daß ich die geheime Tür zu geschlagen hatte und nicht mehr fort konnte. Ich kam in Ihr Zimmer, und da ich Sie nicht stören mochte, spielte ich auf der Gitarre, um Sie zu erwecken. Ach, seien Sie mir nicht böse: es war aus Liebe zu meinem Bruder, wenn ich wagte, Sie zu stören. Ich weiß, daß Sie ein Freund Signor Antonios sind; so retten Sie, wenn Sie können, meinen Bruder! Ich schwöre Ihnen bei allem, was meinem Herzen teuer ist, daß er schon lange wieder ein ehrlicher Mensch werden will; wenn man ihn aber verfolgt, wie ein wildes Tier, so wird er wider Willen zum Räuber, befleckt seine Seele mit neuen Mordtaten und verfällt dem ewigen Verderben! Oh, erwirken Sie ihm Begnadigung! Ich bitte Sie, auf meinen Knien flehe ich Sie an, erbarmen Sie sich des Reumütigen, erbarmen Sie sich seiner unglücklichen Schwester!«

Sie umklammerte meine Knie und große Tränen rollten über ihre Wangen. Das feuerfarbene Band, das ihren Kopf um spannte, löste sich und ihre langen schwarzen Haare ringelten sich wie Schlangen um ihre Schultern. Sie war so schön, daß ich in diesem Augenblick meinen Schreck, die Villa Argina und ihre Geschichte völlig vergaß. Ich sprang aus dem Bette und unsere Lippen vereinigten sich zu einem langen Kusse. Eine bekannte Stimme aus dem Nebenzimmer schreckte uns auf.

»Mit wem bist du da, Pepina?« sagte jemand, die Tür öffnend.

»Ach, das ist mein Bruder«, rief das Mädchen, riß sich aus meinen Armen und lief hinaus.

In das Zimmer trat ein Mann in weitem Mantel und Federhut. Als er mich erblickte, blieb er stehen und zu meinem Erstaunen erkannte ich meinen Abbate!

»Ah, das sind Sie, Signor Russo!« sagte er und steckte die große Pistole, die er bereit gehalten hatte, mich zu begrüßen, wieder in den Gürtel, »seien Sie willkommen! Wundern Sie sich nicht über meine veränderte Kleidung. Sie sahen mich gestern als Abbate, ein andermal sehen Sie mich vielleicht als Vetturino oder als Schornsteinfeger. Ach! Ich muß mich verbergen, bis ich die Begnadigung der Regierung erhalten habe.«

Bei diesen Worten seufzte Titta Canelli tief auf; dann ging er, eine fröhliche Miene annehmend, auf mich zu und klopfte mir auf die Schulter.

»Ich habe Sie absichtlich«, sagte er, »in das Haus meines Freundes Don Pietro gerufen, um ein kleines Geschäft mit Ihnen abzuschließen. Ich brauche Geld, hier habe ich aber eine Menge kostbarer Gegenstände versteckt, unter anderem einen ganzen Kasten voll Ringe, Halsbänder, Ohrringe und Armbänder. Für 77 Napoleons können Sie den ganzen Kram haben.«

Er bückte sich, zog unter meinem Bett einen großen Kasten hervor, und ich erblickte einen Haufen goldener Schmucksachen, eine prachtvoller als die andere. Einige Halsbänder waren mit den seltensten Steinen verziert und alles mit auserlesenstem Geschmack gearbeitet, wie ich dergleichen noch nie gesehen hatte. Der Preis, den er forderte, schien mir ungewöhnlich gering und bewies augenscheinlich, daß er die Sachen umsonst erhalten hatte; doch jetzt war keine Zeit zu Einwendungen; außerdem spielte Pepinas Bruder, der zwischen mir und meiner Waffe stand, so ausdrucksvoll mit seiner Pistole, daß ich es für geraten fand, sogleich in den Handel einzuwilligen; als ich meinen Beutel öffnete, fand ich darin gerade 77 Napoleons, die ich dem Räuber übergab.

»Ich danke Ihnen«, sagte er, »Sie haben ein gutes Werk getan! Nun bleibt mir noch übrig, Ihnen mitzuteilen, daß ich, wenn es Ihnen einfallen sollte, der Polizei Mitteilung zu machen, woher Sie diese Sachen haben, Ihnen unbedingt den Schädel einschlage. Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe.«

Er drückte mir freundschaftlich die Hand und verschwand so schnell, daß ich nicht sehen konnte, wohin er sich entfernt hatte. Ich hörte nur die in der Wand versteckte Türangel kreischen, dann war alles wieder still. Meine Blicke streiften zufällig das Bild an der Wand, und ich zuckte unwillkürlich zusammen. Mir schien es wieder, daß es nicht Pepina, sondern die gemalte Frau war, die vor einigen Minuten aus der Wand getreten war und die ich geküßt hatte. Ich bedauerte, daß es mir vorhin nicht eingefallen war, auf die Wand zu blicken, ob die Gestalt auch noch dort war oder nicht. Doch ich überwand meine Furcht und begann im Kasten zu kramen. Zwischen verschiedenen Ketten, Fläschchen und anderen Säckelchen fand ich ein Rokoko-Glasgefäß von der Größe eines mittleren Apfels, das mit ungewöhnlichem Geschmack in Gold gefaßt war. Die Arbeit war so zart, daß ich fürchtete, sie könnte im Kasten verschrammt werden, darum wickelte ich das Gläschen sorgfältig in mein Taschentuch und stellte es neben mir auf den Tisch. Dann schloß ich den Kasten, legte mich wieder hin und schlief bald ein. Ich träumte die ganze Nacht von Pepina und der Freskodame; ein plötzlicher Schreck riß mich mehrmals aus diesen angenehmen Phantasiegebilden heraus, aber ich

schief immer wieder ein. Mich beunruhigte auch ein schmerzhaftes Gefühl im Halse. Ich glaubte mich im Zugwind erkältet zu haben. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch, ich kleidete mich schnell an und suchte meine Freunde auf.

Antonio lag im Fieber; er schlug mit den Armen um sich wie ein Wahnsinniger und schrie unaufhörlich:

»Laßt mich in Ruhe! Bin ich denn schuld, daß Venus die schönste der Göttinnen ist? Paris ist ein Mensch von Geschmack und ich mache ihn unbedingt zum Amtsrichter in Peking, sobald ich auf dem geflügelten Greifen in mein chinesisches Kaiserreich reite.«

Ich wandte alle möglichen Mittel an, um ihn wieder zu sich zu bringen; da ging plötzlich die Türe auf und Wladimir stürzte bleich und verstört ins Zimmer.

»Wie«, rief er erfreut, als er Antonio erblickte, »er lebt? Ich habe ihn nicht getötet? Zeig', zeig', wo habe ich ihn verwundet?«

Er eilte auf Antonio zu und untersuchte ihn; aber nirgends war eine Wunde zu finden.

»Siehst du«, sagte Antonio, »ich sagte dir schon, daß der Gott Pan ebenso geschickt auf der Flöte spielt, wie er aus der Pistole schießt!«

Wladimir hörte nicht auf, Antonio zu betasten, und als er sich endlich überzeugt hatte, daß er lebte und nicht verletzt war, rief er entzückt:

»Gott sei Dank, ich habe ihn nicht erschossen, es war nur ein böser Traum!«

»Meine Freunde«, sagte ich, »erklärt euch um Gottes willen, ich begreife nichts!«

Endlich gelang es mir und Wladimir Antonio zur Besinnung zu bringen, er war aber so schwach, daß ich ihn nicht befragen wollte, sondern Wladimir bat, uns zu erzählen, was ihm in der Nacht begegnet sei.

»Als ich in mein Zimmer kam«, erzählte Wladimir, »steckte ich das Licht in einen der verzweigten Armleuchter, die wie ungeheure Spinnen an dem goldenen Rahmen des Spiegels saßen, und untersuchte sorgfältig meine Pistolen. Es gelang mir, einen der vernagelten Fensterläden zu öffnen und mit unbeschreiblicher Wonne atmete ich die reine kühle Nachtluft ein. Ringsherum war alles still. Der Mond stand schon hoch und die Luft war auffallend klar; ich erkannte die Zacken auch der entferntesten Berge, in deren Mitte der Turm des Schlosses Baradello sein gewaltiges Haupt emporreckte. Ich vertiefte mich in Gedanken und blickte schon fast eine halbe Stunde auf den See und die Berge, als ein leichtes Rascheln hinter mir mich aufstörte. Das Licht war sehr herabgebrannt und ich konnte anfangs nichts unterscheiden, doch als ich schärfer in das Dunkel hineinspähte, erkannte ich in der Tür eine große weiße Gestalt.«

»Wer ist da«, rief ich.

Die Gestalt stieß ein klagendes Geheul aus und näherte sich mir wie auf unsichtbaren Rädern. Ich sah nie ein schrecklicheres Gesicht. Das Gespenst hob beide Hände, wie wenn es mich in sein Leichentuch einhüllen wollte. Ich weiß

nicht, was ich in diesem Augenblick fühlte, schon hatte ich die Pistole in der Hand, der Schuß krachte, das Gespenst fiel zu Boden und schrie:

»Wladimir, was tust du? Ich bin Antonio!«

Ich eilte zu ihm, wollte ihn aufheben, allein die Kugel war ihm durch die Brust gedrungen, das Blut strömte wie ein Spring quell aus der Wunde und er röchelte wie ein Sterbender.

»Wladimir«, sagte er mit schwacher Stimme, »ich wollte deinen Mut erproben, und du hast mich getötet; vergib mir, wie ich dir vergeb!«

»Ich rief um Hilfe, du kamst gelaufen und wir beide trugen Antonio in sein Zimmer.«

»Was redest du«, unterbrach ich Wladimir, »ich bin die ganze Nacht nicht aus meinem Zimmer gegangen. Nachdem du mir den Brief deiner Mutter vorgelesen hattest und fortgegangen warst, blieb ich im Bett und weiß nichts von Antonio. Außerdem siehst du, daß er heil und gesund ist; augenscheinlich hast du das alles nur geträumt.«

»Du selber träumst!« rief Wladimir ärgerlich, »es ist mir nicht eingefallen, zu dir zu kommen, um dir einen Brief meiner Mutter vorzulesen.«

Antonio erhob sich und trat auf uns zu.

»Streitet euch doch nicht«, sagte er, »ihr seht doch, daß ich lebe. Bei meiner Ehre, es ist mir nicht eingefallen, Wladimir zu erschrecken. Übrigens, wie hätte ich auch daran denken sollen?! Als ich allein geblieben war, prüfte ich – wie auch Wladimir – zuerst meine Pistolen. Dann legte ich mich auf das Sofa und unwillkürlich heftete sich mein Blick auf die gemalte Decke und die hohen, mit goldenen Arabesken bemalten Karniese. Tiere und Vögel verflochten sich eigenartig mit Blumen, Früchten und allerhand phantastischen Figuren. Mir war's, als fingen diese bunten Linien an, sich zu bewegen, und um meine Phantasie nicht aufzuregen, erhob ich mich und begann im Zimmer auf und ab und gehen. Plötzlich löste sich etwas von der Decke ab und fiel auf den Boden. Im Saal war es so dunkel, daß ich nichts unterscheiden konnte, doch am Klang merkte ich, daß der gefallene Körper weich war, denn ich hörte nur ein dumpfes Geräusch, kein hartes Aufschlagen. Aach einiger Zeit vernahm ich hinter mir Schritte, anscheinend eines Tieres. Ich sah mich um und erblickte einen goldenen Greif von der Größe eines einjährigen Kalbes. Er blickte mich mit klugen Augen an und bewegte seinen Adlerschnabel hin und her. Seine Flügel waren emporgerichtet und ihre Enden in einen Ring gedreht. Sein Anblick setzte mich in Erstaunen, aber flößte mir keine Furcht ein. Doch um ihn loszuwerden, stampfte ich mit dem Fuße und schrie ihn an. Der Greif hob die eine Vorderpfote, senkte den Kopf und sagte mit menschlicher Stimme:«

»Ihr regt Euch unnütz auf, Signor Antonio, ich will Euch nichts zuleide tun. Mich schickt mein Herr zu Euch, denn ich soll Such nach Griechenland führen. Unsere Göttinnen streiten wieder um den Apfel. Juno sagt, Paris habe der Venus den Apfel nur gegeben, weil sie ihm die Helena versprochen habe. Minerva sagt auch, daß Paris unaufrichtig gewesen sei, und beide haben sich beim Alten

beklagt; der Alte aber hat gesagt: mag Signor Antonio entscheiden. Jetzt setzt Euch gütigst auf meinen Rücken, ich bringe Euch im Augenblick nach Griechenland.«

Dieser Gedanke schien mir so komisch, daß ich schon das Bein hob, um den Greifen zu besteigen, aber er hielt mich plötzlich zurück.

»Jedes Land«, sagte er, »hat seine Sitten. Man wird Euch auslachen, wenn Ihr im Frack nach Griechenland kommt.«

»Aber wie soll ich denn reisen?« fragte ich.

»Nicht anders als im Nationalkostüm. Zieht Euch nackt aus und hüllt Euch in Euren Mantel. Alle Götter und Göttinnen sind so gekleidet.«

Ich gehorchte und setzte mich auf den Rücken des Greifen. Er setzte sich in Trab und so ging es lange Zeit durch ein Labyrinth von Korridoren, Sälen, Stuben und Treppen, hinauf und hinunter, bis wir schließlich in einen riesigen Saal gelangten, der zart rosa beleuchtet war. Die bemalte Decke stellte den Himmel mit fliegenden Vögeln und Amoretten dar. Am Ende des Saales erhob sich ein goldener Thron, auf dem Gott Jupiter saß.

Zu den Füßen des Thrones floß ein breiter klarer Strom, in dem Scharen von Nymphen und Najaden badeten, eine schöner als die andere. Der Fluß hieß, hörte ich später, Ladon. An seinen Ufern wuchs dichtes Schilf; mitten darin saß ein Abbate und spielte die Flöte.

»Wer ist denn das?« fragte ich den Greif.

»Das ist Gott Pan«, antwortete er.

»Warum ist er denn in der Sutane?«

»Weil er zur Geistlichkeit gehört und es sich für ihn nicht schicken würde, nackt zu gehen.«

»Aber wie kann er dann am Ufer des Flusses sitzen, in dem die Nymphen baden?« fragte ich wieder.

»Das tut er, um sein Fleisch abzutöten; seht, wie er sich von ihnen abwendet.«

»Aber warum hat er die Pistolen im Gürtel?«

»Ach«, rief der Greif ungehalten, »Ihr seid zu neugierig. Wie soll ich das wissen.«

Mir kam es sonderbar vor, im Zimmer einen Fluß zu sehen, und ich blickte hinter den chinesischen Wandschirm, unter dem er hervorquoll. Hinter dem Schirm saß ein Greis in einer gepuderten Perücke und schien zu schlafen. Ich näherte mich ihm auf den Fußspitzen und bemerkte, daß der Fluß aus einer Urne strömte, auf die der Greis sich stützte. Ich betrachtete ihn mit lebhafter Neugier, doch der Greif zerrte mich am Mantel und sagte mir ins Ohr:

»Was tust du, Tor? Du wirst den Ladon wecken und dann kommt sicher eine Überschwemmung. Mach, daß du fortkommst, sonst müssen wir alle ertrinken.«

Ich ging weiter. Der Saal füllte sich allmählich. Nymphen, Dryaden und Oreaden wandelten zwischen Faunen, Satyren und Hirten. Die Najaden stiegen aus dem

Wasser, warfen leichte Gewänder über und begannen ebenfalls umherzuwandeln. Die Götter gingen nicht umher, sondern saßen mit den Göttinnen würdevoll vor Jupiters Thron und betrachteten die Vorüber gehenden. Unter den letzteren bemerkte ich einen Mann in Domino und Maske, der sich um niemand kümmerte und dem alle aus wichen.

»Wer ist das?« fragte ich den Greifen.

»Ach was, irgend jemand!« antwortete er, indem er sich mit dem Schnabel die Federn zurechtstrich, »achtet nicht weiter auf ihn.«

Doch in diesem Augenblick flog uns ein prachtvoller Papagei entgegen, setzte sich auf meine Schulter und sagte mit schnarrender Stimme:

»Du Narr, du Narr, du weißt nicht, wer der Mann ist? Das ist unser richtiger Herr, den wir mehr achten als Don Pietro!«

Der Greif sah den Papagei wütend an und blinzelte viel sagend mit dem einen Auge; aber der Vogel war bereits von meiner Schulter aufgefliegen und verschwand auf der Decke zwischen Amoretten und Wolken.

Plötzlich geriet die Versammlung in unruhige Bewegung. Die Menge teilte sich und ich erblickte einen jungen Menschen in phrygischer Mütze mit gefesselten Händen, den zwei Nymphen führten.

»Paris!« sagte Jupiter oder Don Pietro d'Argina (wie ihn der Greif nannte). »Paris, man sagt, du habest den goldenen Apfel mit Anrecht der Venus zugesprochen. Nimm dich in acht, ich pflege nicht zu scherzen. Du fliegst mir im Nu kopfüber!«

»Oh, gewaltiger Donnerer«, antwortete Paris, »ich schwöre beim Styx, daß ich nach reinem Gewissen geurteilt habe. Übrigens ist hier Signor Antonio; ich weiß, er ist ein Mensch von Geschmack. Laß ihn die Sache untersuchen und wenn er nicht ebenso urteilt wie ich, so bin ich bereit, kopfüber in die Tiefe zu stürzen!«

»Gut«, antwortete Jupiter, »es sei, wie du sagst.«

Nun setzte man mich unter einen Lorbeerbaum und gab mir den goldenen Apfel in die Hand. Als die drei Göttinnen zu mir herantraten, tönte die Flöte des Abbate lieblicher als zuvor, das Schilf des Ladon schwankte leise, eine Menge buntschimmernder Vöglein flog daraus hervor und ihre Lieder waren so wehmütig, so süß und seltsam, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder vor Wonne weinen sollte. Unterdessen begann der Alte hinter dem Schirm, den wahrscheinlich der Gesang der Vögel und das melodische Rauschen des Schilfes geweckt hatte, zu husten und murmelte mit schwacher Stimme wie im Traum: »Oh, Syrinx! Oh meine Tochter!«

Ich vergaß alles um mich her, doch der Greif zwickte mich sehr schmerzhaft in den Arm und sagte ärgerlich:

»Schnell ans Werk, Signor Antonio! Die Göttinnen warten! Entscheidet, ehe der Alte aufwacht!«

Ich überwand die süße Erregung, die mich weit fort von der Villa Argina in eine fremde Welt von Blumen und Tönen getragen hatte, raffte meine Gedanken

zusammen und starrte die drei Göttinnen an. Sie warfen ihre Gewänder ab. Oh, meine Freunde! Wie soll ich euch beschreiben, was ich da empfand? Mit welchen Worten soll ich euch ein Bild von dem glühenden Feuerstrom geben, der im Augenblick durch alle meine Adern lief! Alle meine Gefühle verwirrten sich, alle Begriffe gingen durcheinander, ich vergaß euch, meine Verwandten, mich selbst, meine ganze Vergangenheit. Ich bildete mir ein, ich selbst sei Paris, in meiner Hand liege die große Entscheidung, durch die Troja fiel. In der Juno erkannte ich Pepina, doch sie war tausend mal schöner als vorhin, da sie mir aus der Villa Remondi zu Hilfe eilte. Sie hielt eine Gitarre in der Hand und rührte leise die Saiten. Sie war so bezaubernd, daß ich schon die Hand ausstreckte, um ihr den Apfel zu reichen. Da fiel mein Blick auf Venus und sofort änderte ich meine Absicht. Venus hatte die Hände nachlässig gefaltet und blickte mich, das Haupt auf die Schulter geneigt, vorwurfsvoll an. Unsere Blicke trafen sich, sie errötete und wollte sich abwenden, doch in dieser Bewegung war so viel Grazie, daß ich, ohne zu schwanken, ihr den Apfel reichte.

Paris triumphtierte, doch der Mann im Domino und der Maske näherte sich der Venus, zog eine große Peitsche aus den Falten seines Mantels und begann unbarmherzig auf sie loszuschlagen.

»Da! Da!« rief er bei jedem Hieb, »halte dich in Zukunft an die vorgeschriebene Ordnung und kokettierte nicht, wenn du nicht dran bist! Heute ist Junos Tag; konntest du nicht warten? Das hast du davon! Da, da!!!«

Venus schluchzte und stöhnte, doch der Unbekannte ließ nicht nach, sie zu schlagen, und sagte zu Jupiter:

»Wenn ich mit der da fertig bin, kommst du an die Reihe, verdammter alter Kerl!«

Da sprangen Jupiter und alle Götter von ihren Plätzen, fielen vor dem Unbekannten nieder und jammerten:

»Erbarme dich, Herr und Gebieter! Das nächste Mal werden wir gehorsam sein!«

Unterdessen trat Juno oder Pepina (ich weiß bis jetzt nicht, für wen ich sie zu halten habe) auf mich zu und sagte mit bezauberndem Lächeln:

»Glaube nicht, mein lieber Freund, daß ich dir zürne, weil du nicht mir den Apfel gabst. Wahrscheinlich steht es so im Buche des Schicksals geschrieben. Doch erlaube mir, dich zu küssen, auf daß du siehst, wie ich deine Unparteilichkeit schätze.«

Sie schlang ihre schönen Arme um mich und preßte gierig ihre rosenfarbenen Lippen an meinen Hals. In diesem Augenblick fühlte ich einen heftigen Schmerz, der indes sofort wieder verschwand. Pepina war so liebevoll und umarmte mich so zärtlich, daß ich mich zum zweiten Male vergessen hätte, wenn die Schreie der Venus nicht meine Aufmerksamkeit abgelenkt hätten. Der Mann im Domino hatte sie an den Haaren gepackt und schlug ganz unmenschlich auf sie ein. Seine Roheit empörte mich.

»Willst du wohl aufhören!« schrie ich wütend und warf mich auf ihn. Doch aus der schwarzen Maske blitzten mich zwei kleine, weißliche Augen so unheimlich an, daß der Blick mich durchbohrte wie ein elektrischer Schlag. Im Nu waren Götter, Göttinnen und Nymphen verschwunden.

»Ich befand mich im chinesischen Zimmer neben dem runden Saal. Mich umgab eine Schar von Porzellanpuppen, Mandarininnen aus Steingut und tönernen Chinesinnen, die mit dem Rufe: »Es lebe unser Kaiser, der große Antonio Fu-Tsing-Tang!« mich zu kitzeln begannen. Vergeblich suchte ich mich von ihnen zu befreien. Mit ihren kleinen Händchen fuhren sie mir in Nase und Ohren, und ich lachte wie ein Wahnsinniger. Ich weiß nicht, wie ich von ihnen losgekommen bin, doch als ich erwachte, standet ihr, meine Freunde, an meinem Lager. Tausendmal danke ich euch, daß ihr mich gerettet habt!«

Und Antonio umarmte und küßte uns wie ein Kind. Als seine Begeisterung sich ein wenig gelegt hatte, sagte ich ernst:

»Ich sehe, meine Freunde, daß ihr in der vergangenen Nacht beide phantasiert habt; was mich anbetrifft, so habe ich mich überzeugt, daß die märchenhaften Gerüchte über diesen Palazzo nichts anderes sind, als eine Erfindung des Schmugglers Titta Canelli. Ich habe ihn selbst gesehen und gesprochen. Kommt mit mir, ich werde euch zeigen, was ich von ihm gekauft habe.«

Mit diesen Worten begab ich mich in mein Zimmer, Antonio und Wladimir folgten mir. Ich öffnete den Kasten, griff hinein und erfaßte – – – einen Menschenknochen! Entsetzt warf ich ihn von mir und stürzte an den Tisch, auf den ich gestern die Rokoko-Schale gestellt hatte. Als ich das Tuch abnahm, war ich starr vor Schrecken. In das Tuch war ein Kinderschädel gewickelt! Meine leere Geldtasche lag daneben.

»Das hast du bei deinem Schmuggler gekauft?« fragten Antonio und Wladimir wie aus einem Munde.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Wladimir trat ans Fenster und rief verwundert:

»Lieber Gott! Wo ist denn der See?«

Ich trat auch ans Fenster. Vor mir war die Piazza Volta und ich sah, daß ich aus dem Fenster des Teufelshauses blickte.

»Wie sind wir hierher gekommen?« fragte ich Antonio.

Aber dieser war nicht imstande mir zu antworten. Er war auffallend bleich, seine Kräfte verließen ihn und er sank auf einen Sessel. Da bemerkte ich an seinem Halse eine kleine bläuliche Wunde, wie von einem Blutegel, nur etwas größer. Ich fühlte mich auch sehr schwach, und als ich in den Spiegel blickte, sah ich an meinem Halse eine ebensolche Wunde wie bei Antonio. Wladimir fühlte sich vollkommen kräftig und hatte keine Wunde. Auf meine Fragen gestand er, daß, als er das weiße Gespenst niederschloß und dann seinen Freund Antonio darin erkannte, dieser ihn angefleht hätte, ihn zum letzten Male küssen zu dürfen.

Aber Wladimir hatte sich nicht dazu entschließen können; denn ihn schreckte etwas im Blicke Antonios.

Wir redeten noch von unseren Abenteuern, als jemand plötzlich stark an das Tor klopfte. Wir erblickten einen Polizeioffizier und sechs Gendarmen.

»Heda«, rief er, »macht das Tor auf; Ihr seid verhaftet im Namen der Regierung.«

Doch das Tor war so fest verrammelt, daß man es aufbrechen mußte. Als der Offizier ins Zimmer trat, fragten wir, wofür wir verhaftet seien.

»Weil Ihr«, antwortete er, »mit den Toten Spott treibt, und heute Macht alle Knochen aus der Kapelle von Como hierher geschleppt habt. Ein Abbate, der vorüberging, hat gesehen, wie Ihr das Gitter einbracht und hat Euch heute früh angezeigt.«

Wir protestierten vergeblich, der Offizier verlangte, daß wir mit ihm gingen. Zum Glück traf ich den Podesta von Como (den bekannten Altertumsforscher R . . .), der mich kannte, und rief seinen Beistand an. Als er mich und Antonio erkannte, entschuldigte er sich höflich vor uns und befahl, den Abbate herbeizuschaffen, der uns angezeigt hatte; aber der Mann war nirgends zu finden. Als ich dem Podesta erzählte, was sich mit uns während der Nacht zugetragen hatte, war er keineswegs erstaunt, sondern forderte mich auf, mit ihm ins Stadtarchiv zu kommen. Antonio war so schwach, daß er uns nicht folgen konnte, und Wladimir mußte ihn nach Hause bringen.

Als wir im Archiv waren, schlug der Podesta einen großen Folianten auf und las folgendes: »A. D. 1679, am 26. September wurde der Räuber Siorambatista Canelli, der gegen zwanzig Jahre mit seiner Bande die Gegend um Mailand und Como mit Schrecken erfüllt hatte, allhier auf dem Marktplatze öffentlich hingerichtet. Er stammte aus Como und war nach seiner eigenen Aussage 50 Jahre alt. Auf dem Richtplatze weigerte er sich, das heilige Sakrament zu nehmen, und starb nicht wie ein Christ, sondern wie ein Heide.«

»Außerdem erzählte mir der Podesta, ein in allen Beziehungen achtenswerter Mann, der sich eher hätte die Hand abhauen lassen, als daß er die Unwahrheit gesagt hätte, daß das Teufelshaus auf derselben Stelle erbaut sei, an der ehemals ein heidnischer Tempel gestanden hatte, der der Hekate und den Lamien geweiht war. Viele Höhlen und unterirdische Gänge dieses Tempels seien angeblich noch erhalten. Sie führten tief ins Innere der Erde und die Alten glaubten, sie hätten Verbindung mit dem Tartarus. Im Volke geht das Gerücht um, daß die Lamien, die, wie Sie wissen, viel Ähnlichkeit mit unseren Vampiren haben, noch heutzutage um den ihnen geweihten Ort irren und alle möglichen Gestalten annehmen, um unerfahrene Leute zu sich zu locken und ihnen das Blut auszusaugen. Merkwürdig ist noch, daß Wladimir tatsächlich nach einigen Tagen einen Brief von seiner Mutter erhielt, in dem sie ihn bat, nach Rußland zurückzukehren.«

Rybarenko verstummte und versank aufs neue in Gedanken.

»Wie«, fragte Runewskij, »und Sie haben keinerlei Nachforschungen über Ihr Erlebnis gemacht?«

»Doch«, erwiderte Rybarenko, »so sehr ich den Podesta schätzte, seine Erklärung kam mir doch sehr wenig wahrscheinlich vor.«

Und was haben Sie erfahren?

»Pepina verstand nichts, als man sie nach ihrem Bruder Titta fragte. Sie sagte, daß sie nie einen Bruder gehabt hätte. Auf unsere Fragen antwortete sie, sie wäre allerdings aus der Villa Remondi Antonio zu Hilfe geeilt, wäre uns aber niemals nach gelaufen, um Antonio zu bitten, er möge für ihren Bruder sprechen. Auch wußte niemand etwas von der herrlichen Villa des Don Pietro zwischen der Villa Remondi und der Villa d'Este, und als ich eigens hinauswanderte, sie zu suchen, fand ich sie nicht. Der Vorfall hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich verließ Como; Antonio blieb krank zurück. Nach einem Monat hörte ich in Rom, daß er an Entkräftung gestorben sei. Ich selbst war so schwach, wie nach einer langen, schweren Krankheit; doch stellten endlich die Bemühungen erfahrener Ärzte meine Gesundheit – zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen wieder her. Nachdem ich noch ein Jahr in Italien verbracht hatte, kehrte ich nach Rußland zurück und nahm meine frühere Tätigkeit wieder auf. Ich arbeitete mit Eifer und meine Arbeit zerstreute mich etwas; doch die geringste Erinnerung an meinen Aufenthalt in Como ließ mich erschauern. Glauben Sie mir, ich weiß noch jetzt manchmal nicht, wie ich diese Erinnerung loswerden soll. Überallhin verfolgt sie mich, wie ein Wurm zerfrißt sie mein Hirn, und es gibt Augenblicke, in denen ich mir das Leben nehmen möchte, nur um mich von ihr zu befreien. Ich hätte mich um nichts in der Welt entschlossen, davon zu sprechen, wenn ich nicht glaubte, daß meine Erzählung Ihnen zur Warnung dienen könnte: Sie sehen, daß meine Erlebnisse einige Ähnlichkeit mit dem haben, was Ihnen im Landhaus der alten Generalin zustieß. Am des Himmels willen hüten Sie sich, mein lieber Freund, und vor allen Dingen spotten Sie nicht über Ihr Erlebnis.«

Während Rybarenko sprach, begann das Morgenrot schon den Himmel zu färben. Hunderte von Dächern, Türmen und vergoldeten Kuppeln glänzten in den Strahlen des ersten Frühlichts. Ein frischer Wind wehte von Osten und ein lauter volltönender Glockenschlag erdröhte vom Iwan Welikij. Ihm antworteten nacheinander alle Glocken des Kreml, dann die aller Moskauer Kirchen. Die Luft war erfüllt von Tönen, die, wie auf unsichtbaren Wellen, steigend und sinkend dahinströmten. Moskau hatte sich in eine unendliche Harmonie verwandelt.

Währenddem durchzog ein sonderbares Gefühl die Brust Runewskijs. Mit Ehrfurcht lauschte er dem heiligen Glockenklang, mit Liebe blickte er auf die blühende Welt, die sich vor ihm ausbreitete. Er sah darin ein Bild seines zukünftigen Glückes, und je mehr er sich in diesen Gedanken vertiefte, desto mehr verblaßten und verschwanden die schrecklichen Bilder, die die Erzählung Rybarenkos aus dem Dunkel heraufbeschworen hatte.

Rybarenko war ebenfalls in Gedanken versunken, aber eine tiefe Schwermut verdüsterte sein Gesicht.

Er war totenbleich und wandte keinen Blick vom Iwan Welikij, als ob er seine Höhe abschätzen wollte.

»Kommen Sie«, sagte er endlich zu Runewskij, »Sie brauchen Ruhe.«

Sie erhoben sich beide von der Bank, Runewskij verabschiedete sich von Rybarenko und begab sich nach Hause.

* *
*

Als Runewskij in das Haus von Daschas Tante Fedoßja Akimowna Sorina trat, empfing diese und ihre Tochter Sophia Karpowna ihn mit großer Freundlichkeit. Doch das Benehmen der Mutter veränderte sich sogleich, als er ihr mitteilte, weshalb er gekommen sei.

»Wie!« rief sie, »was soll das heißen? Und Sophie? Sind Sie denn nur deshalb so oft bei mir gewesen, um sie zum Besten zu haben? Ich muß Ihnen ganz offen sagen: Nach Ihren häufigen Besuchen, nach all den Gerüchten über Heiratsabsichten, von denen die ganze Stadt voll ist, scheint mir Ihr Benehmen äußerst merkwürdig! Wie, Herr Runewskij, nachdem Sie meiner Tochter Hoffnung gemacht haben, nachdem alle Sie schon für verlobt halten, werben Sie plötzlich um eine Andere und bitten um ihre Hand – bei wem? Bei mir, bei Sophiens Mutter!«

Diese Worte trafen Runewskij wie ein Donnerschlag. Er er riet erst jetzt, daß die Sorina ihn schon seit langem als Schwiegersohn in Aussicht genommen hatte und ihn keineswegs der Nichte abzutreten bereit war; zugleich begriff er ihre Taktik. Solange sie noch Hoffnung hatte, waren alle ihre Bemühungen darauf gerichtet, ihn an ihren Kreis zu fesseln, sie bemühte sich, alle seine Wünsche zu erraten und ihnen zuvorzukommen; doch nun, bei diesem unerwarteten Antrag beschloß sie, zum äußersten Mittel zu greifen, und ihm durch eine Rührszene das Versprechen abzunötigen. Leider hatte sie sich verrechnet; denn Runewskij erwiderte ihr sehr kalt und höflich, er habe nie daran gedacht, Sophie Karpowna zu heiraten; er sei gekommen, um Daschas Hand anzuhalten und er hoffe, daß sie nichts dagegen einzuwenden habe. Darauf rief Daschas Tante ihre Tochter und erzählte ihr keuchend vor Wut, worum es sich handelte. Sophie Karpowna fiel nicht in Ohnmacht, brach aber in Tränen aus und bekam einen Weinkrampf.

»Oh, Gott, oh Gott«, schrie sie, »was habe ich ihm getan? Warum will er mich umbringen? Mein, diesen Schlag ertrage ich nicht, lieber will ich tausendmal sterben. Ich kann – ich mag nicht länger leben!«

»Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, sagte die Sorina. »Doch das darf nicht so bleiben!«

Sophie Karpowna spielte ihre Rolle so geschickt, daß sie Runewskij wirklich leid tat. Er wollte sich rechtfertigen, aber ehe er zu Worte kam, hatten die Damen das Zimmer schon verlassen. Er wartete eine Zeitlang und begab sich dann nach Hause, in der festen Absicht, nicht eher zur Generalin und zu Dascha

zurückzukehren, als bis er noch einmal versucht hatte, eine befriedigende Antwort von Daschas Tante zu erhalten.

Er saß nachdenklich zu Hause, als ihm gemeldet wurde, Herr Rittmeister Sorin wolle ihn sprechen. Er ließ ihn hereinbitten und erblickte einen jungen Mann, dessen freimütiges und ehrliches Gesicht auf den ersten Blick für ihn einnahm. Sorin war der Bruder Sophiens; doch da er eben erst aus Tiflis zurückgekehrt war, hatte ihn Bunewskij noch nie gesehen und wußte nichts von ihm.

»Ich bin gekommen, mit Ihnen eine Sache zu besprechen, die uns beide sehr nahe angeht«, sagte Sorin mit einer höflichen Verbeugung.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Runewskij.

»Vor zwei Monaten machten Sie die Bekanntschaft meiner Mutter, begannen ihr Haus zu besuchen und bald verbreitete sich das Gerücht, daß Sie sich um Sophiens Hand bewerben.«

»Ich weiß nicht, ob ein derartiges Gerücht im Umlauf gewesen ist«, unterbrach ihn Runewskij, »aber ich kann Sie versichern, daß ich nichts dazu beigetragen habe.«

»Meine Schwester war von Ihrer Liebe überzeugt, und Ihr Verhalten schien ihr Recht zu geben. Es gelang Ihnen, ihre Teilnahme zu gewinnen und endlich gewann Sophie Sie lieb. Sie gestanden ihr . . . «

»Nichts!« rief Runewskij.

Die Augen des jungen Sorin funkelten unwillig.

»Hören Sie, mein Herr«, schrie er, den kalt höflichen Ton fallen lassend, den er anfangs einzuhalten bemüht war, »Sie wissen wohl nicht, daß Sophie, als ich im Kaukasus war mir von Ihnen geschrieben hat; von ihr weiß ich, daß Sie ihr versprochen, um sie anzuhalten; hier sind ihre Briefe!«

»Wenn Sophie Karpowna das behauptet«, antwortete Runewskij, ohne die Briefe anzurühren, die Sorin auf den Tisch geworfen hatte, »so bedaure ich, daß ich ihren Worten wider sprechen muß. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht nur niemals um ihre Hand habe bitten wollen, sondern daß ich ihr auch nicht den geringsten Grund gegeben habe, zu glauben, ich liebte sie.«

»So haben Sie also nicht die Absicht, sie zu heiraten?«

»Nein. Dagegen spricht ja schon die Tatsache, daß ich eigens nach Moskau gekommen bin, um bei Ihrer Frau Mutter um die Hand Daschas zu bitten.«

»Genug! Ich hoffe, Sie werden mir für die Beleidigung, die Sie meiner Familie zugefügt haben, Genugtuung nicht versagen?«

»Ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten, bitte Sie aber, diesen Schritt erst zu überlegen. Vielleicht kommen Sie bei kaltblütiger Betrachtung zur Erkenntnis, daß ich nie daran gedacht habe, Ihre Familie zu beleidigen.«

Der junge Rittmeister warf einen stolzen Blick auf Runewskij.

»Morgen um 5 Uhr erwarte ich Sie auf der Landstraße nach Wladimir, 2o Werst von Moskau«, sagte er trocken.

Runewskij verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung.

Als er allein geblieben war, begann er sich mit den Vorbereitungen zum nächsten Morgen zu beschäftigen. Er hatte wenig Bekannte in Moskau, außerdem waren die meisten in der Sommerfrische und so war es weiter nicht verwunderlich, daß seine Wahl auf Rybarenko fiel.

Am anderen Morgen um 3 Uhr fuhr er mit Rybarenko die Landstraße nach Wladimir entlang, an der verabredeten Stelle fanden sie Sorin und seinen Sekundanten schon vor.

Rybarenko ging auf Sorin zu und ergriff seine Hand.

»Wladimir«, sagte er, die Hand kräftig drückend, »du hast Unrecht in dieser Angelegenheit, versöhne dich mit Runewskij.«

Sorin wandte sich ab.

»Wladimir«, fuhr Rybarenko fort, »scherze nicht mit dem Schicksal, denke an die Villa Argina.«

»Genug, Freund«, sagte Wladimir, seine Hand befreiend, »es ist jetzt nicht die Zeit für derlei Bagatellen.«

Sie gingen in ein Gehölz am Wege. Der Sekundant Sorins war ein kleiner Offizier mit langem schwarzem Schnurrbart, den er ununterbrochen drehte. Sein Gesicht kam Runewskij bekannt vor, aber erst, als er beim Abmessen der Entfernung in lächerlicher Weise zu hüpfen begann, erkannte Runewskij jenen Frysckin, über den Sophie auf dem Ball, als Runewskij sie kennen lernte, so gelacht hatte.

»Meine Freunde«, sagte Rybarenko, sich an Wladimir und Bunewskij wendend, »versöhnt euch, solange es noch möglich ist; ich fühle, daß einer von euch nicht heimkehren wird.«

Doch Frysckin hüpfte mit grimmiger Miene auf Rybarenko zu.

»Gestatten Sie«, sagte er, seine großen geröteten Augen auf ihn richtend, »hier liegt eine unverzeihliche Beleidigung vor . . . eine Versöhnung ist unmöglich . . . hier ist eine ehrenwerte Familie gekränkt worden . . . ich werde keine Versöhnung zu lassen . . . und wenn mein Freund Sorin Entgegenkommen zeigt, so schieße ich, Jegor Frysckin, mich an seiner Statt.«

Die beiden Gegner standen einander schon gegenüber. Ringsum herrschte eine schauerliche Stille, die nur für einen Augenblick vom Knacken der Hähne unterbrochen wurde. Frysckin hörte nicht auf, sich zu ereifern; er war rot wie ein Krebs.

»Ja«, schrie er, »ich selber werde mich mit Herrn Runewskij schießen! Wenn mein Freund Sorin ihn nicht trifft, knalle ich den Beleidiger nieder!«

Ein Schuß unterbrach ihn; vom Haupte Wladimirs wurde ein Büschel schwarzer Haare losgerissen. Fast gleichzeitig krachte ein zweiter Schuß. Runewskij sank mit blutüberströmter Brust zu Boden. Wladimir und Rybarenko stürzten auf ihn zu, richteten ihn auf und verbanden seine Wunde. Die Kugel war mitten durch die Brust gegangen; er war ohnmächtig.

»Das ist dein Erlebnis in der Villa Arginal!« sagte Rybarenko Wladimir ins Ohr, »du hast einen Freund getötet!«

Man trug Runewskij in einen Wagen, und da das Haus der Generalin das nächste war und die Hausfrau allen als gute und menschenfreundliche Alte bekannt war, brachte man ihn trotz Rybarenkos Sträuben dorthin.

Lange war Runewskij ohne Besinnung. Als er zu sich kam, war das erste, was er erblickte, das Bild der Praskowja Andrejewna über dem Sofa, auf dem er gebettet war. In einer Nische stand ein altes Bett mit Baldachin und mitten in der Wand sah er einen ungeheuren Kamin.

Runewskij erkannte sein früheres Zimmer, aber er konnte nicht begreifen, wie er dahin gekommen war und warum er so schwach war. Er wollte aufstehen, allein ein heftiger Schmerz in der Brust warf ihn auf das Sofa zurück und er begann, sich allmählich an seine Erlebnisse bis zum Duell zu erinnern. Er besann sich sogar auf den Kampf mit Sorin, wußte jedoch nicht mehr, wann das gewesen war und wie lange seine Ohnmacht gedauert hatte. Während er über seine Lage nachdachte, trat ein ihm unbekannter Arzt ein, untersuchte die Wunde, fühlte den Puls und sagte, er hätte Fieber. In der Nacht kam Jakob mehrmals zu ihm und gab ihm eine Arznei.

So vergingen mehrere Tage, in denen er niemand außer dem Arzt und Jakob zu sehen bekam. Mit dem Diener sprach er manchmal von Dascha, erfuhr von ihm aber nur, daß Dascha noch bei der Großmutter sei und sich ganz wohl befinde. Der Arzt, der Runewskij besuchte, sagte, er brauche vor allem Ruhe, und antwortete auf seine Frage, ob er bald aufstehen dürfe, er müsse mindestens noch eine Woche liegen. Das alles erhöhte Runewskijs Unruhe und Ungeduld, und das Fieber stieg, statt zu fallen.

Eines Nachts, als ein starker Fieberanfall ihn nicht einschlafen ließ, vernahm er ein sonderbares Geräusch in seiner nächsten Nähe. Er horchte auf, das Geräusch schien aus dem Nebenzimmer zu kommen. Bald erkannte er die Stimme der Generalin und Kleopatra Platonownas.

»Warten Sie nur noch einen Tag, Marfa Sergejewna«, sagte Kleopatra Platonowna, »warten Sie wenigstens bis zum Morgen.«

»Ich kann nicht, meine Liebe«, antwortete die Sugrobina, »und warum sollte ich auch warten? Ob etwas früher oder später, es muß doch so enden. Aber du, meine Beste, heulst immer gleich los, wie ein kleines Mädel. Damals, wie Daschas Mutter dran kam, war's ganz dieselbe Geschichte. Was wäre ich für eine Generalsfrau, wenn ich kein Blut sehen könnte?«

»Sie wollen also nicht?« schrie Kleopatra Platonowna, »Sie wollen nicht ein Mal davon lassen . . . «

»Ritter Ambrosius!« rief die Sugrobina.

Runewskij konnte nicht länger widerstehen; er richtete sich auf und blickte durchs Schlüsselloch.

Mitten im Zimmer stand Semjon Semjonowitsch Telajew, vom Kopf bis zu den Füßen in eine eiserne Rüstung gehüllt. Auf dem Boden zu seinen Füßen lag ein Gegenstand, der mit einem roten Tuche bedeckt war.

»Was begehrt du, Martha?« fragte er mit rauher Stimme.

»Es ist Zeit, mein Lieber«, flüsterte die Alte.

Jetzt bemerkte Runewskij, daß die Generalin ein blutrotes Gewand trug, auf dessen Brust eine große schwarze Fledermaus gestickt war. Auf der Rüstung Telajews war ein Uhu abgebildet und den Helm schmückten zwei mächtige Uhuflügel. Kleopatra Platonowna, deren Gesicht einen furchtbaren innerlichen Kampf spiegelte, ging auf die Wand zu, riß eine kleine Steintafel herunter und schleuderte sie mit solcher Wucht auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang.

Plötzlich schob sich die Tapete auseinander und durch die geheime Tür kam ein hochgewachsener Mann in schwarzem Domino und Maske, bei dessen Anblick Runewskij sofort erriet, daß er derselbe war, den Antonio in der Villa des Don Pietro d'Argina gesehen hatte. Die Sugrobina und Telajew schienen vor Entsetzen zu erstarren, als er eintrat.

»Du bist schon hier?« fragte die Generalin zitternd.

»Es ist Zeit!« sagte der Unbekannte.

»Warte nur noch einen Tag! Warte wenigstens bis morgen! Du Lieber, Guter, du mein Freund und Wohltäter!«

Die Alte fiel auf die Knie, ihr Gesicht verzerrte sich in grauenhafter Weise.

»Ich will nicht!« antwortete der Unbekannte.

»Noch eine Stunde!« stöhnte die Generalin.

Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen, nur ihre Lippen zuckten krampfhaft.

»Noch drei Minuten!« antwortete jener, »nutze sie aus, wenn du kannst, alte Hexe.«

Er machte Telajew ein Zeichen. Semjon Semjonowitsch bückte sich, hob das rote Tuch auf und Runewskij erblickte Dascha, die mit gebundenen Händen bewußtlos am Boden lag. Runewskij schrie laut auf und wollte aufspringen, doch da blitzten ihn die kleinen weißen Augen des schwarzen Domino an und er blieb wie angenagelt liegen. Er sah nichts mehr, in seinen Ohren sauste es, er konnte kein Glied rühren. Plötzlich fuhr eine kalte Hand über sein Gesicht und seine Erstarrung schwand. Hinter ihm stand das Gespenst der Praskowja Andrejewna und fächelte sich.

»Willst du dich mit meinem Bild vermählen?« sagte sie, »ich gebe dir meinen Ring und du steckst ihn morgen meinem Bild an den Finger. Nicht wahr, du tust das für mich?«

Praskowja Andrejewna umfing ihn mit ihren Knochenhänden und er fiel ohnmächtig auf seine Kissen zurück.

*

*

*

Runewskij war noch lange krank und phantasierte fast unausgesetzt. Hin und wieder kam er zu sich und dann flammte düstere Verzweiflung aus seinen Augen. Er war vom Tode Daschas überzeugt, und obgleich er keine Schuld hatte, verfluchte er sich, weil er sie nicht hatte retten können. Die Arzneien, die man ihm brachte, schleuderte er wie rasend von sich, riß den Verband von seiner Wunde und gebärdete sich oft so wild, daß Jakob nicht wagte, sich ihm zu nähern.

Eines Morgens, als der furchtbare Anfall eben nachgelassen, die Natur über die Verzweiflung gesiegt hatte, und ein wohltätiger Schlummer ihm zu nahen schien, glaubte er, Daschas Stimme zu hören. Er öffnete die Augen, doch im Zimmer war niemand, und bald schlief er fest ein. Der Traum trug ihn in die Villa Argina. Rybarenko führte ihn durch weite Säle und zeigte ihm die Räume, in denen sich die merkwürdigen Begebenheiten abgespielt hatten, die Runewskij aus seiner Erzählung kannte.

»Gehen wir diese Treppe hinab«, sagte Rybarenko, »ich zeige Ihnen den Saal, in dem Antonio auf dem Greifen ritt.«

Sie stiegen hinab, aber die Treppe wollte kein Ende nehmen. Die Luft wurde indessen immer heißer und heißer und Runewskij bemerkte, wie durch die Mauerspalt zu beiden Seiten der Treppe hin und wieder rote Flammen zuckten.

»Ich will umkehren«, rief Runewskij. Aber Rybarenko zeigte ihm, daß bei jedem Schritt vorwärts die Treppe hinter ihnen durch herabstürzende Felsblöcke zerstört wurde.

»Es ist unmöglich«, sagte er, »wir müssen weitergehen.« So setzten sie ihren Weg fort. Endlich waren die Stufen zu Ende und sie standen vor einem großen bronzenen Tor. Ein dicker Pförtner öffnete ihnen schweigend und einige Diener in glänzenden Livreen führten sie durch den Vorsaal. Einer der Lakeien fragte, wen er zu melden hätte; Runewskij bemerkte, daß Feuer aus seinem Munde sprühte. Sie traten in ein hell erleuchtetes Zimmer, in dem sich eine Menge Menschen zu lärmender Musik im Tanze drehte. Etwas weiter standen Kartentische; an einem saß die Generalin und leckte ihre blutigen Lippen; Telajew aber war nicht bei ihr; statt seiner saß der Alte der schwarze Domino gegenüber.

»Och«, seufzte sie, »es ist schrecklich langweilig mit dieser Vogelscheuche. Wann endlich kommt Semjon Semjonowitsch?« und ein langer Feuerstreif schlug aus ihrem Munde.

Runewskij sah sich nach Rybarenko um, aber der war bereits verschwunden; er befand sich allein unter unbekannten Leuten. Plötzlich trat Dascha aus dem Zimmer, in dem getanzt wurde, und ging auf ihn zu.

»Runewskij«, sagte sie, »warum sind Sie hierher gekommen? Wenn jene erfahren, wer Sie sind, dann geht es Ihnen schlecht.«

Runewskij wurde von einem Angstgefühl erfaßt, das er sich selbst nicht zu erklären vermochte.

»Folgen Sie mir«, fuhr Dascha fort, »ich führe Sie hinaus; aber sprechen Sie kein Wort, sonst sind wir verloren.«

Er ging eilig hinter ihr her, doch sie kehrte plötzlich um.

»Halt«, sagte sie, »ich will Ihnen unser Orchester zeigen.«

Dascha führte ihn zu einer Tür, öffnete sie und sagte:

»Sehen Sie, da sind unsere Musikanten.«

Runewskij erblickte eine Menge Verdammter in Ketten, von hellen Flammen umlodert. Schwarze Teufel mit Bocksköpfen bliesen eifrig das Feuer an und trommelten mit glühenden Hämmern auf den Köpfen der Unglücklichen; Flüche und Ketten klirren verschmolzen zu einem einzigen entsetzlichen Getöse, das Runewskij anfangs für Musik gehalten hatte. Als sie ihn erblickten, reckten die unglücklichen Opfer ihre langen Arme nach ihm aus und heulten:

»Zu uns, komm zu uns!«

»Fort, fort«, schrie Dascha und zog Runewskij nach sich in einen engen dunklen Gang, an dessen Ende eine einzige Lampe brannte. Er hörte, wie im Saale Tumult entstand.

»Wo ist er? Wo ist er?« blökten zahlreiche Stimmen, »fangt ihn, fangt ihn!«

»Schnell, schnell!« schrie Dascha und er folgte ihr keuchend, während hinter ihnen im Gange Tausende von Hufen dröhnend auf den Boden schlugen. Sie öffnete eine Seitentür und schlug sie zu, Runewskij nachziehend.

»Jetzt sind wir gerettet«, sagte Dascha und umarmte ihn mit kalten Knochenhänden.

Runewskij sah, daß es nicht Dascha war, sondern Praskowja Andrejewna. Er schrie laut auf und erwachte.

An seinem Bett standen Wladimir und Dascha.

»Ich bin froh«, sagte Wladimir, ihm die Hand drückend, »daß Sie erwacht sind. Ein schlechter Traum quälte Sie, aber wir zögerten, Sie zu wecken, weil wir Sie nicht erschrecken wollten. Der Doktor sagt, Ihre Wunde wäre ungefährlich, und niemand ist ihm dafür dankbarer als ich. Ich würde es mir nie verzeihen haben, wenn ich Sie getötet hätte. Verzeihen Sie mir; ich gestehe, daß ich mich übereilt habe.«

»Lieber Freund«, sagte Dascha lächelnd, »zürne Wladimir nicht, er ist ein sehr guter Mensch, nur etwas hitzig. Du wirst ihn sehr lieb gewinnen, wenn du ihn näher kennen lernst.«

Runewskij wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Aber Dascha stand vor ihm, er hörte ihre Stimme und sie sagte zum ersten Male du zu ihm. Seit seiner Verwundung hatte ihn die Phantasie so oft genarrt, daß seine Begriffe sich gänzlich verwirrt hatten und er Trug und Wahrheit nicht mehr auseinander halten konnte. Wladimir bemerkte sein Mißtrauen und fuhr fort:

»Seit Sie im Bett liegen, hat sich vieles verändert. Meine Schwester hat Herrn Fryschkin geheiratet und ist nach Simbirsk abgereist; die alte Generalin . . . doch ich erzähle Ihnen zu viel; wenn Ihnen besser ist, sollen Sie alles erfahren!«

»Nein, nein«, sagte Dascha, »ihm wird nicht besser, wenn nicht alle Zweifel gelöst werden. Er muß alles wissen. Die Großmutter«, fuhr sie mit einem Seufzer fort, »ist bereits vor zwei Monaten gestorben!«

»Dascha selber«, fügte Wladimir hinzu, »war ernstlich krank, und ist erst nach dem Tode der Frau Sugrobina genesen. Nun beeilen Sie sich, auch gesund zu werden, damit wir Hochzeit feiern können!«

Dascha lächelte über den verständnislosen Blick, mit dem Runewskij sie maß.

»Das Wichtigste haben wir vergessen«, sagte sie, »die Tante ist mit unserer Heirat einverstanden; sie gibt mir ihren Segen.«

Als Runewskij diese Worte hörte, faßte er Daschas Hand und bedeckte sie mit Küssen. Dann umarmte er Wladimir und fragte ihn, ob sie sich denn wirklich geschossen hätten.

»Ich hätte nicht geglaubt«, sagte Wladimir lachend, »daß Sie daran zweifeln würden.«

»Ja, warum haben wir uns denn geschossen?« fragte Runewskij.

»Ich gestehe, ich weiß selbst nicht warum. Sie waren vollkommen im Recht und, die Wahrheit zu sagen, bin ich herzlich froh, daß Sie Sophie nicht geheiratet haben. Ich habe mich bald darauf von ihrer Unaufrichtigkeit und ihrem schlechten Charakter überzeugen können, vor allem, als ich hörte, daß sie aus Rache gegen Sie Herrn Fryschkin erzählt hat, wie Sie ihn auf dem Ball verspotteten; damals war es aber schon zu spät, und Sie lagen mit durchschossener Brust im Bett. Ich mag Sophie nicht, aber es bleibt sich ja gleich! Sie soll mit ihrem Fryschkin glücklich sein, mich kümmert sie nicht mehr!«

»Schäme dich, Wladimir«, sagte Dascha, »du vergißt, daß sie deine Schwester ist.«

»Schwester, Schwester«, fiel ihr Wladimir ins Wort, »eine schöne Schwester, der zuliebe ich fast einen Menschen um nichts und wieder nichts erschossen und dich unglücklich gemacht hätte; dich, die ich ganz gewiß viel lieber habe als Sophie!«

*

*

*

Drei weitere Monate waren seit jenem Morgen verstrichen. Runewskij und Dascha waren bereits vermählt. Sie saßen mit Wladimir am lodernden Kamin und Dascha, in einem hübschen Morgenkleid und Spitzenhäubchen, schenkte den Tee ein. Kleopatra Platonowna, die ihr diese Pflicht abgetreten hatte, saß mit ihrer Handarbeit schweigend am Fenster. Runewskijs Blick fiel zufällig auf das Bild der Praskowja Andrejewna.

»Es ist merkwürdig«, sagte er, »welche Macht die Phantasie über den Verstand gewinnen kann! Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie mich während meiner Krankheit in unverzeihlicher Weise genarrt hat, könnte ich die Wahrheit der

merkwürdigen Erscheinungen beschwören, die mit diesem Bilde zusammen hängen!«

»Die Geschichte der Praskowja Andrejewna ist in der Tat sehr sonderbar«, sagte Wladimir, »ich habe nie genau erfahren können, wie sie gestorben ist und wer der Bräutigam war, der so plötzlich verschwand. Ich bin überzeugt, daß Kleopatra Platonowna alle diese Einzelheiten weiß, sie uns aber nicht mitteilen will.«

Kleopatra Platonowna, die bis jetzt ganz unbeteiligt Tagesessen hatte, hob die Augen von der Handarbeit und ihr Gesicht nahm einen noch traurigeren Ausdruck an als gewöhnlich.

»Wenn der Tod der alten Generalin«, sagte sie, »meinen Schwur nicht gelöst und die Heirat Runewskijs mit Dascha das schreckliche Geschick nicht abgewendet hätte, das ihre Familie verfolgte, so würden Sie wohl nie dies furchtbare Geheimnis erfahren. Jetzt jedoch hat sich alles verändert, und ich kann Ihre Neugier befriedigen. Ich ahne, von was für Erscheinungen Herr Runewskij spricht, und kann ihn versichern, daß er in diesem Falle seine Phantasie unnötig beschuldigt. Um viele Ihnen unverständliche Umstände zu erklären, muß ich Ihnen mitteilen, daß Daschas Großmutter, eine geborene Ostrowitschew, von einem alten ungarischen Adelsgeschlecht abstammt, das gegenwärtig erloschen ist, aber noch im 15. Jahrhundert unter dem Namen Ostrowiczky bekannt war. Ihr Wappen war eine schwarze Fledermaus in rotem Felde. Man sagt, die Freiherren von Ostrowiczky hätten damit auf die Geschwindigkeit ihrer nächtlichen Angriffe und die Bereitschaft, das Blut ihrer Feinde zu vergießen, hinweisen wollen. Diese Feinde hießen Tellara und, um ihre Überlegenheit über die Ahnen der Generalin zu zeigen, führten sie in ihrem Wappen einen Uhu, den schlimmsten Feind der Fledermaus. Andere behaupten, der Uhu bezeuge die Abstammung der Familie Tellara vom Tamerlan, der ebenfalls einen Uhu in seinem Wappen führte. Wie dem auch sei, die beiden Familien befehdeten sich unausgesetzt und der Kampf hätte wohl noch lange gedauert, wenn nicht Verrat und Mord die Entscheidung beschleunigt hätten. Martha Ostrowiczky, die Gattin des letzten Freiherrn dieses Namens, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit, doch harten Herzens, wurde von der Schönheit und dem Kriegersruhm des Ambrosius Tellara bezaubert, den man Ambrosius mit dem breiten Schwert nannte. Eines Nachts ließ sie ihn in ihr Schloß ein und erwürgte mit seiner Hilfe ihren Mann. Doch ihr Verbrechen blieb nicht ungestraft; denn der Ritter Ambrosius folgte, als er das Schloß Ostrowiczky in seiner Gewalt sah, der Stimme des angeborenen Hasses und ließ das Schloß in Flammen aufgehen, nachdem er alle Anhänger seines Feindes in der Donau ertränkt hatte. Martha selbst rettete sich nur mit knapper Not. Alle diese Tatsachen sind in der alten Chronik der Ostrowiczky erzählt, die sich hier in der Bibliothek befindet.«

»Wie und wann diese Familie nach Rußland kam, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; doch ich versichere Sie, daß das Verbrechen der Martha fast an allen ihren Nachkommen gestraft wurde. Viele von ihnen sind schon in Rußland eines gewaltsamen Todes gestorben, andere wurden wahnsinnig, und die Tante der

Generalin, deren Bild Sie hier sehen, wurde als Braut des lombardischen Edelmannes Pietro d'Argina . . . «

»Pietro d'Argina?« unterbrachen sie gleichzeitig Runewskij und Wladimir.

»Jawohl«, antwortete Kleopatra Platonowna, »der Bräutigam der Praskowja Andrejewna hieß Don Pietro d'Argina. Er war kein junger Mensch mehr und außerdem Witwer; doch seine großen schwarzen Augen blitzten, als wäre er kaum 20 Jahre alt. Praskowja Andrejewna war ein junges unerfahrenes Mädchen und das einschmeichelnde Benehmen des gewandten Ausländers bezauberte sie leicht. Sie begann ihn leidenschaftlich zu lieben. Ihre Mutter hatte nicht jenen Haß gegen alles Ausländische, den die verstorbene Generalin so oft zeigte, vielleicht nur um ihre eigene Abstammung zu verbergen. Sie wollte ihre Tochter Don Pietro geben, denn er war reich, war mit zahlreicher Dienerschaft hier eingetroffen und lebte wie ein regierender Fürst. Außerdem versprach er, für immer in Rußland zu bleiben und sein lombardisches Gut seinem Sohne zu vermachen, der sich damals in Como befand.«

Don Pietro brachte eine Menge ausgezeichnete Künstler mit. Seine Architekten erbauten dieses Haus, seine Maler statteten es in echt italienischem Geschmack aus. Doch trotz der großen Vorliebe für Prunk bemerkten viele an Don Pietro Züge eines widerwärtigen Geizes. Wenn er beim Kartenspiel verlor, verzog sich sein Gesicht, er wurde bleich und zitterte; wenn er aber gewann, zeigte sich ein gieriges Lächeln auf seinen Lippen und er strich mit zuckenden Fingern das gewonnene Gold ein. Sein niedriger Charakter hätte ihn wohl um die Zuneigung Praskowja Andrejewnas und ihrer Mutter bringen müssen, allein er verstand es so ausgezeichnet, sich vor ihnen zu verstellen, daß sie nichts merkten und der Hochzeitstag feierlich festgesetzt wurde.

Am Tage vorher gab er in seiner neuen Villa ein prunkvolles Souper und nie trat seine Liebenswürdigkeit so glänzend zutage, wie an diesem Abend. Seine geistreiche und lebhaft Unterhaltung fesselte die ganze Gesellschaft und alle waren in der besten Laune, als man dem Hausherrn plötzlich einen Brief mit einem fremdländischen Siegel überreichte. Er überflog den Inhalt, stand eilig auf und entschuldigte sich bei der Gesellschaft, daß er sie in einer dringenden Angelegenheit sofort verlassen müsse. In der selben Nacht reiste er ab und niemand wußte, wohin er verschwunden war.

Die Braut war verzweifelt. Ihre Mutter, die alles versucht hatte, eine Spur des Bräutigams zu entdecken, glaubte schließlich, es hätte sich nur um einen Kniff gehandelt, durch den Don Pietro sich der Heirat entziehen wollte, um so mehr, als er, trotz seiner eiligen Abreise, seinem Sachwalter eine schriftliche Instruktion hinterlassen hatte, wie er über sein Haus und die darin befindlichen Gegenstände zu verfügen habe – woraus man klar ersah, daß Don Pietro, wenn er nur gewollt hätte, wohl auch Zeit gefunden hätte, Praskowja Andrejewna über Ursache und Zweck seiner unerwarteten Reise aufzuklären.

Einige Monate vergingen und immer noch kam keine Nachricht vom Bräutigam. Die arme Braut hörte nicht auf zu weinen und magerte so ab, daß ihr der goldene

Ring, den ihr Don Pietro geschenkt hatte, von selbst vom Finger fiel. Alle hatten schon die Hoffnung aufgegeben, jemals etwas von Don Pietro zu erfahren, als die Mutter Praskowja Andrejewnas aus Como einen Brief erhielt, der ihr meldete, daß Don Pietro bald nach seiner Rückkehr aus Rußland plötzlich gestorben sei. Der Brief kam vom Sohn des Verstorbenen. Doch ein entfernter Verwandter der Braut, der eben aus Neapel zurück gekehrt war, erzählte, daß am selben Tage, an dem nach der Mitteilung des jungen Argina sein Vater in Como gestorben sein sollte, er, der Verwandte, bei einer Besteigung des Vesuv im Gasthaus des Örtchens Torre del Greco zwei merkwürdig gekleidete Reisende gesehen habe: der eine in Schlafrock und Mütze, der andere in schwarzem Domino und Maske. Die beiden Reisenden stritten sich; der im Schlafrock wollte nicht weitergehen, der Domino aber trieb ihn vorwärts und sagte, sie hätten noch einen weiten Weg bis zum Krater und am nächsten Tage wäre das Fest des heiligen Antonio. Endlich packte der Mann im Domino den Mann im Schlafrock und zerrie ihn mit Riesenkräften vorwärts. Als sie verschwunden waren, fragte der Russe, was das für Sonderlinge wären? Man erwiderte, der eine wäre Don Pietro d'Argina und der andere ein Engländer, der eigens mit ihm hergekommen sei, um einen Ausbruch des Vesuv zu sehen und den Spleen habe, nie die Maske abzunehmen. Diese Begegnung, so schloß der Erzähler, beweiße klar, daß Don Pietro nicht tot sei, sondern sich auf der Reise von Como nach Neapel befinde.

Leider bestätigten andere Nachrichten die Wahrheit der Mitteilung des jungen Argina. Einige Augenzeugen versicherten, daß sie dem Begräbnis Don Pietros beigewohnt hätten, und schworen, sie hätten selbst gesehen, wie man den Sarg in die Erde senkte. So blieb also kein Zweifel an dem Geschick des Bräutigams der Praskowja Andrejewna.

Der Sohn des Don Pietro, der Italien nicht verlassen wollte, beauftragte den Sachwalter, das Haus seines Vaters meistbietend zu verkaufen. Die Versteigerung ging unter sehr günstigen Bedingungen vor sich und die Mutter Praskowjas kaufte das Haus für einen Spottpreis.

So sehr Praskowja Andrejewna anfangs getrauert und geweint hatte, so ruhig schien sie jetzt. Man sah sie selten in den Räumen der Mutter, doch tagelang irrte sie im oberen Stock aus einem Zimmer ins andere. Oft hörten die Diener, die im Korridor vorbeigingen, wie sie halblaut mit sich selbst sprach. Ihre liebste Beschäftigung war, sich die kleinsten Einzelheiten ihres Verkehrs mit Don Pietro ins Gedächtnis zurückzurufen, die geringfügigsten Begebenheiten des letzten Abends, den sie mit ihm verbracht hatte. Manchmal lachte sie ohne jeden Grund und oft stöhnte sie so schmerzlich, daß man es nicht ohne Grauen hören konnte.

»Eines Abends bekam sie Krämpfe und schon nach zwei Stunden verschied sie unter schrecklichen Qualen. Alle glaubten, sie habe sich vergiftet, und trotz aller Achtung vor der Verstorbenen muß man annehmen, daß diese Vermutung richtig war. Denn was bedeuteten sonst jene Töne, die bald nach ihrem Tode in ihrem Zimmer erklangen? Woher kamen diese Schritte, diese Seufzer und sogar unzusammenhängenden Worte, die ich selbst mehr als einmal vernommen habe, wenn in stürmischen Herbstnächten das unaufhörliche Klappern der Fenster mich

nicht schlafen ließ, wenn der Wind im Schornstein heulte, als spielte er ein trauriges Lied. Dann sträubten sich meine Haare, meine Zähne schlugen aufeinander und ich betete laut für die Ruhe der armen Sünderin.«

»Aber«, sagte Runewskij, der mit wachsendem Interesse dem Bericht Kleopatra Platonownas zugehört hatte, »können Sie uns nicht sagen, was für Worte die Verstorbene sprach?«

»Ach«, antwortete Kleopatra Platonowna, »damals schien mir vieles in ihren Reden sonderbar. Ihr Sinn war immer der, daß sie keine Ruhe finden würde, bis jemand sich mit ihrem Bilde vermählt und ihm ihren eigenen Ring an den Finger gesteckt habe. Dem Höchsten sei Dank, ihr Wunsch ist jetzt erfüllt, nun wird nichts mehr ihren Staub stören. Daschas Trauring ist der selbe Ring, den Don Pietro seiner Braut schenkte, und ist Dascha nicht ein lebendes Abbild der Praskowja Andrejewna?«

»Kleopatra Platonowna, Sie haben mir nicht alles erzählt«, sagte Runewskij nach kurzem Schweigen. »In der Geschichte der Ostroviczy, von denen die Generalin abstammen soll, ist noch ein unerfreuliches Geheimnis verborgen, das mich umweht, seit ich dieses Haus betrat. Was taten die Sugrobina und Telajew in jener Nacht, da sie sich beide verkleidet hatten, sie in einen roten Mantel und er in eine alte Rüstung? Ich hielt das alles für einen Fiebertraum, doch in Ihrer Erzählung finde ich Einzelheiten, die so sehr mit den Vorfällen jener schrecklichen Nacht zusammenstimmen, daß ich sie unmöglich für das bloße Spiel einer kranken Phantasie halten kann. Sie selbst Kleopatra Platonowna, waren Zeuge eines schrecklichen Verbrechens, von dem mir nur eine dunkle Erinnerung geblieben ist, dessen Hauptteilnehmer aber die Generalin und Semjon Semjonowitsch Telajew waren. Ich schäme mich selbst«, fuhr Runewskij fort, als er bemerkte, daß alle ihn erstaunt ansahen, »ich schäme mich selbst, daß ich noch daran denke. Mein Verstand sagt mir, daß es ein Wahn gewesen ist, aber ein so entsetzlicher, daß ich nichts inniger wünschen kann, als von seiner Unsinnigkeit überzeugt zu werden.«

»Und was sahen Sie?« fragte Kleopatra Platonowna unruhig.

»Ich sah Sie, sah die Sugrobina, Telajew und jenen geheimnisvollen Unbekannten im Domino mit Maske, der den Don Pietro d'Argina in den Krater des Vesuvs schleppte und von dem mir schon Rybarenko erzählt hatte.«

»Rybarenko«, rief Wladimir lachend, »dein Sekundant! Nun, lieber Runewskij, wenn er dir seine Erlebnisse in Como erzählt hat, dann wundert es mich nicht, daß er dir den Kopf verdreht hat.«

»Aber du selbst und dieser Antonio, ihr habt doch mit Rybarenko im Teufelshaus übernachtet?«

»Jawohl, und wir haben alle drei Gott weiß was im Traum gesehen, nur mit dem Unterschied, daß Antonio und ich alles bald vergessen hatten, der arme Rybarenko jedoch nach einigen Tagen den Verstand verlor. Es war aber auch wirklich zum Verrücktwerden! Ich wundere mich noch heute, wie ich heil davongekommen bin. Wenn ich nur wüßte, wer uns damals Opium in den Punsch

gemischt hat, den wir vor unserer Wanderung nach dem Teufelshaus tranken; er würde mir teuer für diesen Spaß bezahlen.«

»Aber Rybarenko hat mir nichts vom Punsch gesagt.«

»Weil er heute noch nicht glaubt, daß seine Erlebnisse bloß die Folge des Punschens waren. Ich bin ganz überzeugt davon, denn schon nach dem ersten Glase wirbelte mir der Kopf, und Antonio begann zu schwanken und fiel sogar auf einem voll kommen ebenen Platze hin.«

»Aber Antonio ist doch infolge eures Streiches gestorben!«

»Es ist wahr, er ist bald danach gestorben, doch ebenso wahr ist es auch, daß er schon früher an einer unheilbaren Krankheit litt.«

»Und der Kinderschädel, die Knochen, der geköpft Rüber?«

»Nimm es mir nicht übel, lieber Runewskij, aber auf alles das antworte ich dir nur, daß Aybarenko, den ich übrigens sehr gern habe, in Como vor Schreck irrsinnig wurde. Alles, was er im Traum und in Wirklichkeit gesehen hat, hat er durcheinander gemengt und auf seine Art zugestutzt. Nachher hat er es dir erzählt, und du hast im Fieber all seinen Unsinn noch mehr durcheinandergeworfen und dir außerdem eingeredet, es wäre alles buchstäblich wahr.«

Runewskij genügte diese Erklärung nicht.

»Wie kommt es denn«, sagte er, »daß die Geschichte dieses Don Pietro, in dessen Haus ihr euch nachts eingeschlichen hattet, mit der Geschichte der Praskowja Andrejewna vermenget ist, an der anscheinend niemand von euch zweifelt?«

Wladimir zuckte die Achseln.

»Alles, was ich hier begreifen kann«, sagte er, »ist, daß Don Pietro der Bräutigam der Praskowja Andrejewna war. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß ihn der Teufel nach Neapel geschleppt hat, und daß alles, was Rybarenko von ihm geträumt hat, auch wahr ist.«

»Aber der Verwandte der Praskowja Andrejewna hat von einem Menschen in schwarzem Domino gesprochen, Rybarenko hat auch von ihm erzählt, und ich kann darauf schwören, daß ich ihn gesehen habe. Wie könnten drei ganz verschiedene Menschen, ohne sich miteinander verständigt zu haben, der gleichen Täuschung verfallen?«

»Ich sage darauf nur, daß ein schwarzer Domino etwas so Gewöhnliches ist, daß nicht drei, sondern dreißig Menschen von ihm reden können – ohne jede Verständigung. Das ist genau dasselbe wie ein Mantel, ein Wagen, ein Baum oder ein Haus – Dinge, die jeder mehrere Male am Tage erwähnen kann. Beachte, daß der schwarze Domino das einzige ist, was in der Erzählung des Rybarenko mit der unseres Verwandten übereinstimmt. Doch die Umstände, unter denen er bei einem jeden auftritt, sind ganz verschieden. Was aber dein eigenes Erlebnis anbetrifft, so hat dein Traum einfach eine dir aus Rybarenkos Erzählung bekannte Person aufleben lassen.«

»Aber ich habe weder von der Familie Ostrovicz noch von der Familie Tellara etwas gewußt und trotzdem sah ich deutlich auf dem Gewande der Sugrobina die Fledermaus und auf der Rüstung Telajews das Bild des Uhus.«

»Und die Prophezeiung?« sagte Dascha. »Hast du denn vergessen, daß du bei deinem ersten Besuch in unserem Hause selbst eine Art Ballade vorgelesen hast, in der von einer Martha und einem Ritter Ambrosius, von einem Uhu und einer Fledermaus die Rede war? Ich weiß aber nicht, was Telajew mit dem Uhu und mit dem Ritter Ambrosius gemeint haben kann.«

»Die Ballade«, sagte jetzt Kleopatra Platonowna, »hat Rybarenko jener alten Chronik entnommen, die ich vorhin erwähnte, aber nachdem Sie damals die Verse vorgelesen hatten, befahl Marfa Sergejewna mir, die Handschrift zu verbrennen.«

»Und daraus schließt ihr nun, daß sie kein Vampir gewesen ist«, fuhr Runewskij zu Wladimir und Dascha gewendet fort.

»Was gewesen?«

»Daß die Großmutter ein Vampir gewesen ist!«

»Was fällt dir ein? Warum sollte Großmutter ein Vampir gewesen sein?«

»Und Telajew war auch kein Vampir?«

»Was hast du nur? Weswegen sollen alle Vampire und Gespenster sein?«

»Warum schnalzt er denn so sonderbar?«

Dascha und Wladimir wechselten einen Blick und dann brach Dascha in ein so herzliches Gelächter aus, daß sie auch Wladimir mitriß. Beide kugelten sich vor Lachen und kaum hörte eines auf, so fing das andere von neuem an. Sie lachten so von Herzen, daß Runewskij nicht widerstehen konnte und mitlachte, so unpassend es ihm auch schien. Nur Kleopatra Platonowna blieb still und traurig. Die Heiterkeit hätte wohl noch eine Weile fortgedauert, wäre nicht Jakob erschienen, der mit lauter Stimme meldete:

»Semjon Semjonowitsch Telajew.«

»Wir lassen bitten – herein, herein!« rief Dascha fröhlich, »herein mit dem Vampir!« fuhr sie, sich vor Lachen biegend, fort. »Semjon Semjonowitsch ein Vampir! Der Ritter Ambrosius – ha, ha, ha!«

Im Vorzimmer hörte man Schritte und alle verstummten. Dann tat sich die Tür auf, und es erschien die bekannte Gestalt des alten Staatsrats. Eine braune Perücke, ein brauner Frack, braune Beinkleider und ein sich ewig gleich bleibendes süßes Lächeln waren die hervorstechenden Züge dieser Gestalt, die jedem sofort auffielen.

»Habe die Ehre, Darja Alexandrowna, Ihr Diener, Alexander Andrejewitsch!« sagte er mit schleimig-süßer Stimme, auf Dascha und Runewskij zugehend. »Ich bedaure unendlich, daß ich dem jungen Ehepaare nicht schon früher meinen Glückwunsch darbringen konnte – aber eine kleine Reise . . . Familienangelegenheiten . . . « Hier begann er wieder in unangenehmer Weise zu schmatzen, griff mit der Hand in die Tasche, holte seine goldene Tabaksdose heraus und reichte sie erst Dascha, dann Runewskij mit den Worten:

»Mit Steinklee . . . echt russisch . . . die selige Marfa Sergejewna hat nie anderen Tabak geschnupft . . . «

»Sieh nur«, flüsterte Dascha Runewskij zu, »woher du deinen Ritter Ambrosius hast!«

Sie wies auf die Dose Telajews und Runewskij sah, daß auf dem Deckel ein langohriger Uhu abgebildet war. Als Semjon Semjonowitsch bemerkte, daß Runewskijs Blick auf das Bildchen gefallen war, sah er ihn sonderbar an und sagte, mit dem Kopfe wackelnd: »Hm . . . ja . . . das ist so . . . so eine Phantasie . . . eine Allegorie . . . man sagt, der Uhu sei ein Sinnbild der Weisheit!«

Er ließ sich auf einen Sessel nieder und fuhr mit ungemein süßem Lächeln fort:

»Viel Neuigkeiten! Die Karlisten haben eine große Niederlage erlitten. Gestern hat sich ein Bekannter von Ihnen vom Glockenturm des Iwan Welikij gestürzt, der Kollegienassessor Rybarenko.«

»Wie? Rybarenko? Vom Turm gestürzt?«

»Ja – wie Sie sagen – gestern um 5 Uhr.«

»Und ist er tot?«

»Wie Sie sagen!«

»Aber aus welcher Veranlassung?«

»Kann ich nicht wissen – die Gründe sind unbekannt. Aber ich wage zu behaupten – ganz grundlos . . . Kollegienassessor! Wie bald wäre er Kollegienrat geworden . . . und dann Staatsrat . . . Geheimrat . . .«

Semjon Semjonowitsch fing wieder zu schnalzen an und von allem, was er später noch sprach, hörte Runewskij kein Wort mehr.

»Armer unglücklicher Rybarenko!« sagte Runewskij, als Telajew sich entfernt hatte.

Kleopatra Platonowna seufzte tief.

»Nun«, sagte sie, »hat sich die Prophezeiung ganz erfüllt! Der Fluch wird dieses Geschlecht nicht weiter verfolgen.«

»Was reden Sie da«, fragten Runewskij und Wladimir wie aus einem Munde.

»Rybarenko«, sagte sie, »war ein illegitimer Sohn der Generalin.«

»Rybarenko? ein Sohn der Generalin?«

»Ja, er selbst wußte nichts davon. In der Ballade, die Sie gelesen haben, hat er seltsamerweise seinen eigenen Tod vor ausgesagt. Aber diese Prophezeiung war nicht seine Erfindung, sie existierte wirklich in der Familie Ostrowicz.«

Die Fröhlichkeit Daschas und Wladimirs wich einem traurigen Ernst. Runewskij versank ebenfalls in Gedanken.

»Woran denkst du, mein Freund?« brach Dascha endlich das Schweigen.

»An Rybarenko«, antwortete Runewskij, »und an das, was ich während meiner Krankheit gesehen habe. Es will mir nicht aus dem Kopf – aber du bist ja hier bei mir – und also ist alles nur ein Fiebertraum gewesen.«

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er plötzlich erbleichte. An Daschas weißem Halse bemerkte er eine kleine Narbe, wie von einer erst kürzlich geheilten Wunde.

»Woher stammt diese Narbe?« fragte er leise.

»Ich weiß nicht, Liebling! Ich war ja krank, vielleicht habe ich mich da irgendwie geritzt oder gestochen. Ich war selbst ganz verwundert, als ich damals mein Kissen ganz mit Blut befleckt fand.«

»Und – wann – war das? Kannst du dich dessen erinnern?«

»In derselben Nacht, als Großmutter starb. Wenige Augenblicke vor ihrem Ende. Dieser kleine Anfall war auch der Grund, daß ich nicht von ihr Abschied nehmen konnte, ich war plötzlich so schwach geworden.«

Kleopatra Platonowna hatte während dieses Gesprächs etwas vor sich hingemurmelt, und es schien Runewskij, als betete sie leise.

»Ja«, sagte er, »nun verstehe ich alles! Sie – Sie haben Dascha gerettet, Kleopatra Platonowna . . . Sie zerbrachen die steinerne Tafel . . . eine ebensolche Tafel wie sie Don Pietro besaß . . . «

Kleopatra Platonowna blickte Runewskij flehend an.

»Aber nein«, rief er schnell, »ich irre mich, reden wir nichts mehr davon. Ich bin überzeugt, daß alles nur ein Fiebertraum war!«

Dascha verstand den Sinn seiner Worte nicht ganz, aber sie war froh, nichts mehr davon zu hören und schwieg.

Kleopatra Platonowna warf einen dankbaren Blick auf Runewskij und wischte still zwei große Tränen von ihren bleichen Wangen.

»Na, was lassen wir Viere denn die Köpfe hängen«, rief Wladimir. »Es ist schade um den armen Rybarenko, aber ihm ist nicht mehr zu helfen! Wartet, ich bringe euch schon wieder zum Lachen. Nicht wahr, Telajew war ein famoser Vampir?«

Aber niemand lachte mehr. Runewskij zog an der Klingelschnur und befahl dem eintretenden Jakob:

»Wann immer Semjon Semjonowitsch Telajew bei uns vor sprechen sollte, wir sind niemals für ihn zu Hause, verstehst du? nie!«

»Ich verstehe«, antwortete Jakob. Und seit dem Tage sprach Runewskij nie mehr von der alten Generalin, noch von Semjon Semjonowitsch.

-Ende-

Iwan der Schreckliche.

Die Uebersetzung aus dem Russischen
besorgte Herbert von Hörner,
Ueberlingen am Bodensee.

Historischer Roman aus dem zaristischen Rußland.

Erstes Kapitel

Die Opritschniki.

An einem heißen Sommertage, dem 23. Juni des Jahres 1565, ritt ein junger Bojar, der Fürst Nikita Romanowitsch Serebrjannyj, heim nach Moskau.

Hinter ihm her ritt sein zahlreiches Gefolge, Kriegsknechte und Leibeigene.

Die Reiterschar näherte sich dem Dorfe Medwedjewka, das etwa dreißig Werst vor Moskau lag.

Der Fürst hatte fünf Jahre in Litauen zugebracht, wohin ihn der Zar Ioann (Iwan Wassiljewitsch, genannt der Schreckliche) entsandt hatte, um mit dem Könige Sigismund zu verhandeln. Jahrelang hatte es Krieg gegeben, und Serebrjannyjs Aufgabe war es gewesen, einen möglichst günstigen und auf viele Jahre hinaus gesicherten Frieden abzuschließen. Doch diesmal war der Zar in der Wahl seines Abgesandten nicht glücklich gewesen. Freilich stand Nikita Romanowitsch seinen Mann, wo es die Interessen seines Vaterlandes zu verteidigen galt, aber, schwierige Verhandlungen zu führen, dazu war er nicht geboren. Alle Feinheiten dieser besonderen Kunst mißachtend, wollte er, wie in allen Dingen so auch hier, vor allem Klarheit, und sehr zum Verdruß der ihn begleitenden Sekretäre, gestattete er diesen gar keine Schliche und Mätzchen. Die Vertreter der Gegenpartei, die königlichen Abgesandten, die schon zu allerlei Zugeständnissen bereit gewesen waren, wußten die Geradheit des Fürsten auszunützen, kamen durch seine Offenherzigkeit hinter unsre schwachen Seiten und erhöhten dementsprechend ihre Gegenforderungen. Da aber verlor er die Geduld. Mitten in der Versammlung schlug er mit der Faust auf den Tisch und zerriß den Vertrag, der schon zur Unterschrift bereit lag. »Ihr mitsamt eurem Könige seid Spitzbuben und Gauner! Ich spreche mit euch aus freiem, geradem Herzen, ihr aber wollt alles verdrehen und sinnt nur, mich zu hintergehen! Das aber ist kein anständiger Brauch!«

Dieser plötzliche Ausbruch machte den Erfolg aller bisherigen Verhandlungen mit einem Schlage zunichte, und unabwendbar wäre die zarische Ungnade des

Fürsten Lohn geworden, wenn nicht, zu seinem Glück, an eben diesem Tage aus Moskau der Befehl gekommen wäre, den Frieden nicht abzuschließen, sondern den Krieg fortzusetzen. Froh ritt der Fürst aus Wilna hinaus, vertauschte seinen Samtrock mit einem blinkenden Panzer und schlug auf die Litauer ein, wo immer er sie traf. In der Kriegstat war er tüchtiger als im Friedensrat, — in diesem Urteil waren die Russen und die Litauer sich einig.

Sein Äußeres entsprach seinem Wesen. Der Ausdruck seines Gesichtes, das eher angenehm als schön zu nennen war, ließ auf Einfachheit und Offenheit schließen. Die dunkelgrauen, von schwarzen Wimpern beschatteten Augen sprachen von einer ungewöhnlichen, unbewußten, fast unwillkürlichen Entschlossenheit, die ihn in entscheidenden Augenblicken handeln ließ, ohne sich's lange zu überlegen. Die ungleichen und struppigen Augen brauen, zwischen denen schief eine Falte lag, deuteten auf einen gewissen Mangel an Ordnungssinn und Folgerichtigkeit in seinen Gedanken. Aber der weiche und dennoch bestimmt geschwungene Mund war wie das Zeichen einer ehrlichen, durch nichts zu erschütternden Festigkeit, und sein ungezwungenes Lächeln verriet eine einfache, fast kindliche Seele. Wer ihn nicht näher kannte, hätte ihn auf den ersten Eindruck hin für geistig beschränkt halten können, wenn nicht zugleich der Edelmut, der aus jedem seiner Züge sprach, dafür gebürgt hätte, daß er dort, wo sein Verstand vielleicht nicht ausreichte, doch immer aus seinem Herzen heraus das Richtige traf. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Vertrauenerweckendes: sicherlich konnte man sich auf ihn verlassen in allen solchen Fällen, die Entschlossenheit und Selbstverleugnung forderten, — ob es auch offenbar nicht seine Sache war, jede Handlungsweise immer richtig zu begründen und vernunftgemäß zu erklären.

Serebrjannyj war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von mittlerem Wuchs, in den Schultern breit, in den Hüften schmal. Sein dichtes, blondes Haar war heller als das sonnengebräunte Gesicht, dagegen waren Brauen und Wimpern dunkel. Der kurze, Kinn und Lippen beschattende Bart war gleichfalls dunkler als das Haar.

Leicht und fröhlich war es dem Fürsten zu Sinn, da er in die Heimat zurückkehrte. Der Tag war sonnig, einer jener Tage, an denen die ganze Natur Feiertag atmet, die Blumen bunter, der Himmel blauer erscheinen, die Luft der Ferne durchsichtig flimmert, und es dem Menschen so wundersam ums Herz wird, als sei seine Seele selber eingegangen in die Natur und zittere auf jedem Blatt und schaukele auf jedem Grashalm.

Hell war der Junitag, aber dem Fürsten nach seinem fünfjährigen Aufenthalt in der Fremde erschien er besonders hell. Von den Feldern und Wäldern her wehte ihm der Atem Rußlands entgegen.

Aufrichtig und von Herzen war Nikita Romanowitsch dem jungen Zaren ergeben. Den Eid, den er ihm geleistet, den er durch das Küssen des Kreuzes besiegelt hatte, wäre nichts in der Welt imstande gewesen zu erschüttern. Selbst jetzt, wo alle seine Gedanken auf die Heimkehr gerichtet waren, hätte er ohne Zögern gehorcht, wenn an ihn der Befehl ergangen wäre, nach Litauen umzukehren, — er hätte sein Roß gewandt und wäre mit unvermindertem

Ungestüm in neue Schlachten geritten. Jedoch eine solche Gesinnung war nicht die seine allein. Rußland, das ganze große Land, liebte ihn, den jungen Zaren Ioann. Schien es doch, als sei mit seiner gerechten Regierung ein goldenes Zeitalter angebrochen, und die gelehrten Mönche schlugen in ihren Chroniken nach und fanden darin keinen Herrscher, der sich dem Ioann vergleichen konnte.

Noch ehe der Fürst und sein Gefolge das Dorf erreicht hatten, hörten sie ein fröhliches Singen, und als sie näher kamen, sahen sie, daß hier ein Fest gefeiert wurde. An den beiden Enden der Straße hatten die jungen Burschen und Mädchen je einen Reigen gebildet, und jede dieser Gruppen trug ein mit bunten Bändern geschmücktes Birkenbäumchen vor sich her. Die Burschen und die Mädchen hatten grüne Kränze im Haar. Die beiden Chöre näherten sich einander, bald abwechselnd, bald gleichzeitig singend. Dabei flog manch heiteres Scherzwort hin und her. Zell tönte dazwischen das Lachen der Mädchen, und die farbigen Hemden der Burschen leuchteten in der Sonne. Tauben flogen in Schwärmen von Dach zu Dach. Alles war in Bewegung, fromm-fröhlich und laut.

Am Eingang zum Dorf brachte der alte Stallmeister des Fürst sein Pferd Seite an Seite mit dem seines Herrn. — »Ei sieh nur,« — sprach er, — »wie lustig es hier zugeht. was meinst du, Herr, sollten wir hier nicht ein wenig rasten? Die Pferde sind ermüdet, und auch für uns wird das weiterreisen ein fröhlicheres sein, wenn wir gegessen haben werden. Der satte Bauch, du weißt, Herr, verträgt leichter manchen Stoß.«

»Ich meine, es ist nicht mehr weit bis Moskau,« — sagte der Fürst, der offenbar keine Lust hatte, hier zu verweilen. »Ach Väterchen, das hast du heute wohl schon fünfmal gesagt, wir kommen noch durch viele Dörfer. Befiehl zu rasten, Fürst, die Pferde sind wirklich müde.«

»Nun meinethwegen,« — sagte der Fürst, — »erholt euch.«

»He, ihr!« — schrie Michejitsch, sich zu den Mannen umwendend, — »runter von den Pferden, raus die Kessel, Feuer an gemacht!«

Das ganze Gefolge des Fürsten war dem alten Michejitsch unterstellt. Sie folgten dem ergangenen Befehle gern und schnell und begannen, die Satteltaschen aufzumachen. Der Fürst stieg vom Pferde und legte den Harnisch ab. Einen Mann von edlem Geschlecht in ihm erblickend, unterbrachen die jungen Leute ihren Gesang, die Alten zogen die Mützen, und alle standen unschlüssig, ob sie das Spiel fortsetzen dürften oder nicht.

»Laßt euch nicht stören, ihr guten Leute,« — sprach Nikita Romanowitsch freundlich, — »der Adler tut den Falken nichts.«

»Hab Dank, Bojar,« — erwiderte ein älterer Bauer, — »wenn deine Gnaden unsere Gesellschaft nicht verschmähst, setz dich zu uns auf den Erdhügel, und wir wollen dir, wenn du's gestattest, einen Honigtrank bringen. Tu uns die Ehre, Bojar, trink auf unsre Gesundheit. — Ihr Närrinnen,« — wandte er sich an die Mädchen, — »wovor habt ihr euch denn erschreckt? Seht ihr denn nicht, daß dies ein Bojar mit seinem Gefolge ist und nicht irgend ein Opritschnik. — Siehst du, Bojar, seit es in Rußland die Opritschnina gibt, hat unsereins vor allem Angst. Da

hat ein armer Mensch gar kein ruhiges Leben mehr. Hebst du den Becher zum Trunk, gib Acht, eh du ihn leerst, blick dich um. Und kommen sie über dich, so fallen sie dir wie der Schnee auf's Haupt.«

»Was für eine Opritschnina? was für Opritschniki?« — fragte der Fürst.

»Weiß der Teufel! — Sie nennen sich die zarischen Leute, — wir, des Zaren Opritschniki! Ihr aber seid bloß die Landleute, die Semschtschina! Uns kommt es zu, euch zu berauben und auszuplündern, euch, alles zu leiden und euch vor uns zu beugen. So will es der Zar!«

Der Fürst brauste auf. — »Der Zar will, daß dem Volke Unrecht geschehe? Oh die verdammten Bösewichter! Aber wer sind es denn? Und warum schlagt ihr sie nicht in Fesseln, die Räuber?«

»Die Opritschniki in Fesseln schlagen? Ach Bojar, man sieht's, du kommst von weitem hergeritten, daß du die Opritschnina nicht kennst. Versuch's, etwas gegen sie auszurichten! — Unlängst erst kam so ein Trupp von zehn Mann zum Stepan Michailow, auf den Hof, den du dort siehst. Stepan war eben auf dem Felde. Da überfielen sie die Alte, seine Frau, — dies gib her, das gib her! Die Alte bringt alles herbei und verneigt sich tief. Gib, altes Weib, Geld! fordern sie. — Zu weinen begann die Ärmste, aber es half ihr nichts. Sie macht den Kasten auf, wickelt aus einem Läppchen zwei Dreier heraus und gibt sie ihnen mit Tränen: nehmt hin, nur laßt mich leben! — Die aber sagen: das ist zu wenig! — Und wie da einer von den Opritschniki sie an die Schläfe haut, da ist's auch schon aus. Kommt der Stepan vom Felde heim, sieht: liegt da seine Alte mit eingeschlagener Schläfe. Und wie ihn der Zorn über kam, da hat er angefangen sie zu beschimpfen, die zarischen Leute: Ihr Gottlosen, ihr Verdammten! Mögt ihr in jener Welt nicht Boden noch Obdach finden! — Sie aber legen ihm, dem Guten, den Strick um den Hals und haben ihn aufgehängt über seiner eignen Tür.«

Nikita Romanowitsch schauderte. Das Herz wallte ihm über.

»Wie! auf offener Straße, dicht vor den Toren Moskaus verüben die Räuber Mord und Plünderung? Ja was machen denn eure eignen Wächter und die Ältesten wie dulden sie es, daß diese Horde sich Leute des Zaren nennt?«

»Ja,« — wiederholte der Bauer, — »Leute des Zaren, so nennen sich die Opritschniki und sagen, uns ist alles erlaubt und ihr seid bloß das Landpack. Und Vorgesetzte gibt es unter ihnen, die tragen ihre besonderen Abzeichen: Besen und Hundekopf. Es muß wohl so sein, daß es wirklich Leute des Zaren sind.«

»Oh du Dummkopf!« — rief der Fürst aus, — »hat denn diese Horde irgend etwas mit dem Zaren zu tun?« — »Ich begreife nicht,« — dachte er, — »besondere Abzeichen? Opritschniki, — was ist das für ein Wort? wer sind diese Leute? — Sobald ich nach Moskau komme, will ich dem Zaren alles melden. Möge er mir den Auftrag geben, sie aufzuspüren. Ich will sie nicht schonen, bei Gott, ich will sie nicht schonen!«

Unterdessen hatten die Chöre ihr Spiel fortgesetzt. — Ein junger Bursch stellte den Bräutigam dar, ein junges Mädchen die Braut. Der Bursch verneigte sich tief

vor den Eltern der Braut, die gleichfalls von den jungen Leuten dargestellt wurden.

»Mein Herr und Schwiegervater,« — sang der Bursch, begleitet vom Chor, — »brau mir ein kräftiges Bier!«

»Herrin du, meine Schwiegermutter, back du mir schöne Kuchen!«

»Herr du, mein Schwager, saddle du mir mein stolzes Roß!«

Dann, an den Händen gefaßt, tanzten die Burschen und Mädchen im Kreise um das Paar. Der Bräutigam trinkt das Bier, ißt den Kuchen, reitet das Pferd und dann wirft er seine ganze neue Verwandtschaft hinaus.

»Geh, Schwiegervater, zum Teufel!«

»Geh, Schwiegermutter, zum Teufel!«

»Geh, Schwager, zum Teufel!«

Bei jedem Vers stößt er aus dem Chor bald einen Burschen, bald ein Mädchen hinaus.

Die 2 Bauern lachten.

Plötzlich ertönte ein durchdringender Schrei. Ein etwa zwölf jähriger Knabe kam blutüberströmt gelaufen und warf sich mitten in den Reigen.

»Rettet mich, versteckt mich!« — schrie er, sich hinter die Rockschoße der Bauern flüchtend.

»was hast du, Wanja? Was schreist du? Wer hat dich geschlagen? Sind's gar die Opritschniki?«

Im Nu hatte der Reigen sich in einen Haufen zusammen gedrängt.

Alle umstanden den Knaben, der aber vor Angst kaum sprechen konnte.

»Dort, dort!« — stammelte er mit zitternder Stimme, — »hinter dem Gemüsegarten, ich habe die Kälber gehütet, da kamen sie angeritten, stachen und schlugen auf die Kälber ein. Dunjka kam, fing an zu bitten, sie haben Dunjka weggeschleppt und mich . . . «

Neue Schreie unterbrachen den Knaben. Frauen kamen vom anderen Ende des Dorfes gelaufen.

»Die Opritschniki!« — schrieten sie, — »die Opritschniki! Lauft ihr Mädchen, verbergt euch im Roggen! Dunjka und Arjonka haben sie schon festgekriegt und Sergejewna haben sie erschlagen!«

In diesem Augenblick zeigten sich etwa fünfzig Reiter, ihre blanken Säbel schwingend. Voraus sprengte ein schwarz bärtiger Mann in rotem Kaftan, auf dem Kopf eine Luxmütze mit silbernem Zipfel. An seinem Sattel waren ein Besen und ein Hundekopf befestigt.

»Hoida! Hoida!« — schrie er. — »Stecht das Vieh, haut die Bauern, fangt die Mädchen, brennt das Dorf! Mir nach, Kinder! Niemand wird geschont!«

Die Bauern stoben auseinander und verbargen sich.

»Väterchen Bojar!« — riefen diejenigen, die in der Nähe des Fürsten gestanden hatten, — »verlaß uns nicht, uns arme Waisen! Beschütze uns Armen!«

Doch der Fürst befand sich schon nicht mehr unter ihnen. »wo ist der Bojar hin?« — fragte ein älterer Bauer, sich nach allen Seiten umblickend. »Spurlos ist er verschwunden. Auch von seinen Leuten ist keiner mehr zu sehen. Ausgerissen sind die Braven. Oh, unabwendbares Unglück! O sicherer Tod!« Der Mann im roten Kaftan hielt sein Pferd an. —, He du, alter Meerrettich! Hier gab's einen Reigen, wo sind die Mädchen geblieben?« Der Bauer verneigte sich, antwortete aber nicht.

»An die Birke mit ihm!« — schrie der Schwarze. — »Er liebt zu schweigen, — so schweige er an der Birke!«

Einige der Reiter sprangen aus den Sätteln und warfen dem Alten einen Strick um den Hals.

»Väterchen, ihr meine Gütigen!« — jammerte der Bauer, — »verschont mich alten Mann, laßt mich leben!«

»Aha, hat sich ihm die Zunge gelöst! Zu spät, Bruder, ein anderes Mal wirst du mit uns nicht mehr scherzen. An die Birke!«

Die Opritschniki schleppten den Unglücklichen zum Baum. Da knallten hinter einer der Hütten hervor mehrere Schüsse, etwa zehn Mann stürzten sich mit geschwungenen Säbeln auf die Übeltäter, und gleichzeitig sprengten Berittene, — es waren die Leute des Fürsten, — aus einem Winkel des Dorfes heran und fielen über die Opritschniki her. Der Angriff geschah so überraschend, daß die Opritschniki, obwohl sie an Zahl doppelt so stark waren, völlig überrumpelt wurden. Der Fürst selber schlug mit dem Griff seines Säbels ihren Führer vom Pferde herunter, sprang, ohne seinem Gegner Zeit zur Überlegung zu lassen, herab, drückte ihn mit dem Knie zu Boden und würgte ihn.

»Wer bist du, Halunke?« — schrie der Fürst ihn an.

»Und wer bist denn du?« — fragte der Opritschnik entgegen. Er krächzte mühsam, und seine Augen funkelten.

Der Fürst hielt ihm die Mündung seiner Pistole an die Stirn. »Antworte, Verfluchter, oder ich schieße dich tot wie einen Hund!«

»Du hast mich nichts zu fragen,« — erwiderte der Schwarze, — »aber aufhängen wird man dich, da du es wagst, des Zaren Leute anzurühren.«

Der Zahn der Pistole knackte, aber der Feuerstein versagte und der Schwarze blieb am Leben. Der Fürst blickte sich um. Einige der Opritschniki lagen tot, mehrere waren von den Leuten des Fürsten gebunden worden und die übrigen hatten sich aus dem Staube gemacht.

»Bindet auch diesen!« — befahl der Fürst, und in das tierische aber furchtlose Gesicht blickend, konnte er dem Manne eine gewisse Bewunderung nicht versagen. »Ein tapferer Bursch!« — dachte er, — »schade, daß er unter die Räuber gegangen ist.«

Inzwischen war der alte Leibjäger Michejtsch an den Fürsten herangetreten. — »Sieh einmal, Väterchen,« — sagte er, — »was die für Schlingen mit sich führen. Man siehts, daß sie in dem Berufe keine Neulinge sind.« — Dabei zeigte er ein Bündel feiner, fester Stricke.

Von den Leuten des Fürsten wurden jetzt zwei Pferde herbei geführt, deren Reiter gefesselt und an die Sättel festgeschnallt waren. Der eine von ihnen, ein älterer Mann, hatte graues, lockiges Haar und einen langen Bart. Sein jüngerer Gefährte, ein schwarzäugiger Bursch, erschien etwa dreißigjährig.

»Was sind das für Leute?« — fragte der Fürst, — »warum habt ihr sie an die Sättel festgeschnallt?«

»Nicht wir haben sie festgeschnallt, sondern die Räuber. wir fanden sie hinter den Gärten, ein Wachtposten stand bei ihnen.«

»So bindet sie los und laßt sie gehen!«

Die Befreiten dehnten ihre erstarrten Gliedmaßen, machten aber von der wiedergewonnenen Freiheit keinen Gebrauch, sondern schauten zu, was mit den Besiegten geschehen würde.

»Hört mich an, ihr Gauner,« — sprach der Fürst zu den gefesselten Opritschniki, — »sagt, wie habt ihr es gewagt, euch Leute des Zaren zu nennen? Wer seid ihr?«

»Sind dir denn deine Augen geplatzt?« — erwiderte einer aus der Schar, — »siehst du denn nicht, wer wir sind? Das weiß man doch. Zarische Leute, Opritschniki.«

»Verdammt!« — schrie der Fürst, — »wenn euer Leben euch lieb ist, sagt die Wahrheit!«

»Bist du vom Himmel herabgefallen?« — fragte spöttisch der Schwarzbärtige. — »Hast du denn noch niemals Opritschniki gesehen? Er ist wirklich wie vom Himmel herabgefallen. Der Teufel mag wissen, wo du hergekommen bist, und mögest du in den Boden versinken!«

Der Fürst brauste auf. »Höre, Bursch! Deine Frechheit könnte ich mir noch gefallen lassen, und ich hätte Lust, dich zu schonen. Aber wenn du mir nicht sofort sagst, wer du bist, so werde ich dich, bei Gott, aufhängen lassen.«

Der Räuber richtete sich stolz auf. — »Ich bin Matwej Chomjak, der Leibjäger des Grigorij Lukjanowitsch Skuratow-Bjelski, genannt Maljuta. Ich diene treu meinem Herrn und dem Zaren. Der Besen an unserem Sattel bedeutet, daß wir aus Rußland allen Verrat ausfegen, und der Hundekopf, daß wir des Zaren Feinde fressen. Jetzt weißt du, wer ich bin. Nun sage auch du mir, wie wir dich nennen und betiteln sollen, wenn wir dir den Hals umdrehen werden.«

Der Fürst hätte dem Opritschniki seine frechen Reden verziehen. Die Furchtlosigkeit dieses Menschen angesichts des Todes gefiel ihm. Doch Matwej Chomjak hatte den Zaren verleumdet, und das konnte Nikita Romanowitsch nicht dulden. Er gab seinen Mannen ein Zeichen. Gewohnt, die Befehle ihres Herrn unverzüglich auszuführen, und selber aufgebracht durch die kühne Gegenrede, warfen sie den Räubern die Schlingen um den Hals und schickten sich an, dasselbe Strafgericht an ihnen zu vollziehen, mit dem diese kurz vorher das arme Bäuerlein bedroht hatten.

Da trat der jüngere der beiden Reiter, die der Fürst befreit hatte, an ihn heran.

»Gestatte mir, Bojar, ein Wort zu sagen.«

»Sprich!«

»Du, Bojar, hast heute ein gutes Werk getan, indem du uns aus den Händen dieser Hundesöhne befreit hast. So wollen wir dir Gutes mit Gutem vergelten. Du bist, wie man sieht, lange nicht in Moskau gewesen, Bojar. Wir aber wissen, wie es dort zugeht. Höre auf uns, Bojar. Wenn du deines Lebens nicht überdrüssig bist, so laß diese Teufel nicht hängen! Laß sie los, auch diesen alten Teufel, den Chomjak. Wicht um sie ist es schade, sondern um dich, Bojar. Und fallen sie uns in die Hände, dann, bei Christus! werde ich sie selber aufhängen. Aber nicht du sollst sie in die Hölle schicken, sondern unsereins muß es tun!«

Der Fürst betrachtete den Unbekannten mit Erstaunen. Seine schwarzen Augen blickten fest und durchdringend. Ein dunkler Bart bedeckte den ganzen untern Teil des Gesichtes. Die kräftigen und gleichmäßigen Zähne blinkten schneeweiß. Seiner Kleidung nach zu urteilen, hätte man ihn für einen Bürgermeister oder wohlhabenden Bauern halten können, doch sprach er mit solch einer Bestimmtheit und schien es mit seiner Warnung so aufrichtig zu meinen, daß der Fürst ihm aufmerksamer ins Gesicht blickte. Und da erschien ihm dieses Gesicht ungewöhnlich klug und berechnend, und der Blick war der eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist.

»Wer bist du?« — fragte der Fürst, — »und warum verwendest du dich für Leute, die dich selber an den Sattel geschnallt haben?«

»Ja, Bojar, wärest du nicht gekommen, so hätte statt ihrer ich gehangen. Und dennoch höre auf das, was ich dir sage, — laß sie los! Du wirst es nicht bereuen, wenn du nach Moskau kommst. Dort, Bojar, haben die Zeiten sich geändert. — Wenn man sie alle hängen könnte, so wollte ich nichts dagegen sagen. Es bleiben von der Sorte noch genug in Rußland übrig. Aber nicht alle hast du gefaßt, es sind dir etliche entschlüpft. Und wenn man diesen Teufel, den Chomjak, in Moskau vermissen wird, so wird man dich fragen, wo er geblieben ist.«

Die dunkle Rede des Unbekannten hätte den Fürsten nicht überzeugt, aber sein Zorn hatte schon begonnen sich abzukühlen. Er überlegte, daß sein schnelles Strafgericht längst nicht so nützlich wäre, als wenn er diese Übeltäter den ordentlichen Gerichten übergeben würde, — wobei dann vielleicht die ganze Bande dieser rätselhaften Räuber gefaßt werden könnte. Er erkundigte sich genau, wo der nächste Landvogt zu finden wäre, und befahl sodann seinen Mannen, unter Anführung eines Ältesten die Gefangenen dorthin zu bringen. Er selber wollte allein mit Michejtsch weiter reiten.

»Wohl kannst du diese Hunde dem Landvogt schicken,« — sagte der Unbekannte, — »aber sei versichert, daß dieser sie sofort loslassen wird. Besser, du tatest es selbst. Im übrigen, handle nach deinem Gutdünken, Bojar.«

Michejtsch hatte alles schweigend mit angehört und sich bloß hinter den Ohren gekratzt. Jetzt trat er an den Fürsten heran, verneigte sich tief und sprach:

»Väterchen Bojar, vielleicht hat dieser wackere Fremde recht, wenn er meint, der Landvogt wird diese Räuber wieder los lassen. Und wenn du schon in deines Herzens Milde beschlossen hast, ihnen den Strick zu erlassen, wofür dich,

Väterchen, Gott nicht im Stiche lassen wird, so gestatte uns wenigstens, ihnen mit diesen Stricken eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen, damit sie sich in Zukunft ihre Übeltaten vorher über legen.«

Und, das Schweigen seines Herrn als Zustimmung deutend, ließ er die Gefangenen ein wenig beiseite führen, wo die von ihm vorgeschlagene Strafe schnell und genau vollzogen wurde, — ungeachtet der Drohungen und der schäumenden Wut de Chomjak.

»Das ist das Allerbekömmlichste,« — sagte Michejitsch, zufriedenen Gesichtes zum Fürsten zurückkehrend, — »denn einerseits schadet es nichts, und andererseits vergißt es sich nicht so leicht.«

Der Unbekannte schien von diesem Ausgang der Sache gleichfalls befriedigt. Er strich sich schmunzelnd den Bart. Bald aber nahm sein Gesicht wieder den ernsten Ausdruck an.

»Bojar,« — sagte er, — »wenn du schon allein mit deinem Reitknecht reisen willst, so gestatte doch mir und meinem Kameraden, dich zu begleiten. wir haben denselben weg, und fröhlicher reist es sich in Gesellschaft. Auch kann man nicht wissen, was uns noch begegnet, und wenn es Arbeit gibt, so werden acht Hände mehr Korn dreschen als vier.« Der Fürst sah keinen Grund, den neuen Weggenossen zu mißtrauen. Er war mit dem Vorschlag einverstanden und nach kurzer Ruhepause machten die vier sich wieder auf den Weg.

Zweites Kapitel

Die neuen Gefährten.

Unterwegs gab Michejtsch sich alle erdenkliche Mühe, von den Unbekannten herauszubekommen, wer sie seien. Die aber wußten durch allerlei Scherze und Ausflüchte seinen Fragen auszuweichen.

Michejtsch verlor endlich die Geduld. »wie die Aale!« — dachte er mißmutig, — »kaum glaubt man, man hätte sie am Schwanz fest, so schlüpfen sie einem wieder zwischen den Fingern durch.«

Es begann zu dunkeln. Michejtsch ritt an den Fürsten heran.

»Bojar,« — sagte er leise, — »haben wir recht daran getan, daß wir diese zwei Burschen mit uns nahmen? Die sind mir gar zu schlau, und nichts ist aus ihnen herauszubringen. Und kräftige Kerle sinds, die geben dem Chomjak nichts nach. Sie kommen mir recht tückisch vor.«

»Mögen sie tückisch sein,« — erwiderte sorglos der Fürst. »immerhin werden sie zu uns stehen, wenn wir wieder den Opritschniki begegnen sollten.«

»Weiß der Teufel, ob sie zu uns stehen werden, Väterchen. Die Krähe hackt der Krähe die Augen nicht aus. Und ich habe gehört, wie sie miteinander sprachen in Gott weiß, was für einer Sprache. Kein Wort war zu verstehen, und doch klang es wie russisch. Sei auf der Hut, Bojar. Dem vorsichtigen Pferde tut auch das wilde Tier nichts.«

Die Dunkelheit nahm zu. Michejtsch verstummte. Auch der Bojar schwieg. Nur das Getrappel und leise Schnauben der Pferde klang durch die Stille.

Sie kamen in einen Wald. Der eine der Unbekannten stimmte ein Lied an, der andere fiel ein.

Dieses Lied, das durch den nächtlichen Wald klang, übte nach all den Ereignissen des Tages eine seltsame Wirkung auf den Fürsten aus. Er wurde traurig. Er dachte an Vergangenes, dachte an seinen Abschied von Moskau, damals, vor fünf Jahren, und in der Erinnerung sah er sich wieder in der Kirche, wo er vor der Abreise sein Gebet verrichtet hatte, und wo ihn, durch die feierlichen Gesänge und durch das Geräusch der bewegten Menge hindurch, jene zarte und klangvoll-leise Stimme getroffen hatte, jene Stimme, die nachher weder das Klirren der Schwerter noch der Donner der litauischen Geschütze zu übertäuben vermocht hatte: »Leb wohl, Fürst,« — hatte heimlich jene Stimme zu ihm gesprochen, — »ich werde für dich beten . . . «

Die Worte des Liedes, das die beiden Fremden sangen, paßten nicht zu den Gedanken des Fürsten. Das Lied sprach von der Breite und Weite der Steppen, vom Mütterlein Wolga, vom freien Leben der Flößer. Die beiden Stimmen vereinten sich, trennten sich, fluteten in gleichmäßigem Strom wie ein breiter Fluß, hoben sich wie wellen und senkten sich, und stiegen auf, hoch, immer höher und schwebten unter dem Himmel hin wie zwei Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Traurig und fröhlich zugleich tönt mit all seinem Schwung und seiner Weite solch ein russisches Lied durch die Stille der Sommernacht, durch den schweigenden Wald. Da ist Trauer darin, unendliche, hoffnungslose, aber da ist auch unbesiegbare Kraft und des Schicksals ehernes Verhängnis. — (Glaube an das Schicksal, — ein Grundzug des russischen Wesens, der vieles erklärt, was sonst am Russen unverständlich bliebe.) — Und vieles noch klingt aus solch einem russischen Liede!

Ein schriller Pfiff riß den Bojaren aus seinen Gedanken. Zwei Gestalten sprangen hinter den Bäumen hervor und fielen dem Pferde in die Zügel. Zwei andere packten ihn an den Handgelenken. Ein Widerstand war unmöglich.

»Ach die Halunken!« — schrie Michejtsch, der in derselben Weise festgehalten wurde. — »Da haben die verdammten Kerle uns richtig angeführt!«

»Wer reitet hier?« — fragte eine grobe Stimme.

»Die Spindel der Großmutter!« — antwortete der jüngere der beiden neuen Gefährten.

»In des Großvaters Bastschuh!« sagte die grobe Stimme. —

»Von wo führt Gott euch her, Landsleute?«

»Schüttle den Apfelbaum nicht, laßt die Hefe aufgehen, das Quart erntet selbst!« —

Die Hände, die den Fürsten festhielten, ließen Augenblicks von ihm ab, und das Pferd, die Freiheit spürend, prustete und schritt munter weiter.

»Siehst du, Bojar,« — sagte der Unbekannte, an den Fürsten heranreitend, — »habe ich dir nicht gesagt, daß es sich zu vieren besser reist als zu zweien. Jetzt wollen wir dich nur noch bis zur Mühle begleiten, dann werden wir uns verabschieden. In der Mühle wirst du ein Machtlager und für die Pferde Futter finden. Bis dahin sind es kaum noch zwei Werst und von dort aus ist dann nicht mehr weit bis Moskau.«

»Ich danke euch für den erwiesenen Dienst,« — erwiderte der Fürst. — »wenn wir einander noch einmal begegnen sollten, so will ichs nicht vergessen, daß, wie man sagt, die Schuld dadurch schön wird, daß man sie zahlt.«

»Nicht du hast uns zu danken sondern wir dir. Begegnen werden wir einander wohl kaum je wieder. Sollte Gott es aber doch so fügen, so sei versichert, daß ein Russe eine erwiesene Wohltat nicht vergißt, und daß wir stets zu deinen Diensten sein werden.«

»Ich danke euch, Kinder. Aber wollt ihr mir nicht eure Namen nennen?«

»Mein Name ist nicht immer der gleiche,« — erwiderte wie bis her der Jüngere der beiden. — »Einstweilen heiße ich Wanjucha Perstenj, aber es ist möglich, daß man mich bald anders nennen wird.«

Bald hatten sie die Mühle erreicht. Ungeachtet dessen, daß es Nacht war, drehte sich das Rad. Auf einen Pfiff des Perstenj kam der Müller heraus. Sein Gesicht war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Gestalt und Stimme waren die eines alten Mannes.

»Ach du mein Liebling,« — sagte er zu Perstenj, — »heut habe ich dich nicht erwartet, und noch dazu mit anderen Reisenden. — Besser du rittest mit ihnen gleich bis Moskau hin. Ich habe, siehst du, weder Hafer noch Heu noch für die Reisenden ein Abendbrot.«

Perstenj sagte etwas zum Müller in einer unverständlichen Sprache. Der Alte antwortete in derselben Weise und fügte halblaut hinzu:

»Ich täts ja gerne, mein Liebling, aber ich erwarte einen Gast, einen Gast, das Gott erbarm, einen so bösen!«

»Und die Kammer im anderen Hause?«

»Die ist ganz voller Säcke.«

»Und die Vorratskammer? Höre mal, Bruder, daß sich mir gleich eine Unterkunft für die Reisenden findet! Und Hafer für die Pferde und für den Bojar ein Abendessen! verstanden? Wir kennen einander und du wirst mir nichts vormachen.«

Der Müller führte brummend die Fremden ins Nebenhaus, das zehn Schritt von der Mühle entfernt stand. Die Kammer erwies sich trotz der Säcke noch als geräumig genug.

Während der Müller einen Kienspan holen ging, verabschiedeten sich die beiden Gefährten vom Fürsten.

»Aber sagt mir, wackere Leute,« — sprach Michejtsch — »wo seid ihr aufzufinden, wenn der Fürst wegen des Vorfalls heute eurer vielleicht als Zeugen bedarf?«

»Frage den Wind,« — erwiderte Perstenj, — »woher er weht. Frage die Welle, wo sie wohnt. wir sind wie abgeschossene Pfeile, — wohin wir treffen, da sind wir zu Hause. — Zu Zeugen,« — fuhr er lächelnd fort, — »taugen wir seiner fürstlichen Gnaden nicht. Aber wenn er uns sonst in irgend einer Sache nötig haben sollte, so komm, Alter, nur hierher zum Müller. Er wird dir sagen, wo Wanjucha Perstenj aufzufinden ist.«

Michejtsch gefiel auch diese Antwort nicht. — »Was die für krause Reden führen!« — dachte er.

»Bojar,« — sagte Perstenj noch im hinausgehen, — »höre auf mich, rühme dich in Moskau dessen nicht, daß du den Diener des Maljuta Skuratow aufhängen wolltest und ihn dann verprügelt hast wie eine alte Ziege.

»was das wieder für Ratschläge sind!« — brummte Michejtsch, — »laß die Räuber laufen, hänge sie nicht auf, und rühme dich auch dessen nicht, daß du sie aufhängen wolltest! — Man merkts, die Fruchtlein sind auf demselben Felde gewachsen. — Darum nur keine Sorgen!« — fügte er laut hinzu, — »unser Fürst fürchtet niemanden. Er pfeift auf deinen Maljuta. Nur allein vor dem Zaren wird er sich verantworten.«

Der Müller kam mit einem brennenden Kienspan zurück, den er an der Wand befestigte. Dann brachte er Kohlsuppe, Brot und einen Krug hausgemachten Bieres. In seinen Zügen war ein seltsames Gemisch von Gutmütigkeit und

Gaunerei. Haar und Bart waren weiß, die Augen hellgrau, Kleine Fältchen breiteten sich nach allen Richtungen über sein Gesicht aus. Nachdem sie gegessen und gebetet hatten, streckten der Fürst und Michejtsch sich auf den Säcken aus. Der Müller wünschte ihnen eine gute Wacht, verbeugte sich tief, löschte den Kienspan und ging hinaus.

»Bojar,« — sagte Michejtsch, als die allein geblieben waren,— »wäre es nicht klüger gewesen, wir wären gleich bis Moskau weitergeritten?

»Es ist nicht gut, schlafende Leute zu wecken,« — meinte der Fürst.

»Lieber schlafende Leute wecken,« — erwiderte Michejtsch,— »als in einer solchen Teufelmühle übernachten. Mußten uns die verdammten Kerle gerade in eine Mühle führen, — und noch dazu in der Johannismacht! Mir will das gar nicht behagen.«

»Haben wir es denn schlecht hier?« — fragte der Fürst.

»nicht schlecht, Väterchen. Es liegt sich hier ganz bequem, die Kohlsuppe war nicht übel, und auch die Pferde sind mit Futter versorgt. Schlecht aber ist es, siehst du, daß wir bei einem Müller eingekehrt sind.«

»Warum sollten wir denn nicht bei einem Müller einkehren?«

»Du fragst noch,« — sagte Michejtsch erregt. — »Ja, weißt du es denn nicht, daß es gar keinen Müller gibt, der es nicht mit dem Teufel hätte? Kein Mühlendamm wird ohne des Teufels Hilfe gebaut, das ist bekannt.«

»Ich weiß,« — sagte der Fürst, — »so spricht man im Volk. Aber was wird nicht alles gesprochen! Und jetzt wärs nicht der Augenblick, dies zu untersuchen. wir müssen zufrieden sein mit dem, was Gott uns gab.

Michejtsch schwieg, gähnte laut, schwieg noch eine Weile und sagte dann mit schläfriger Stimme: »Was meinst du, Bojar, was ist das für ein Mensch, dieser Matwej Chomjak, den du vom Pferde heruntergehauen hast?«

»Ich meine, ein Räuber ist er,«

»Das meine ich auch. — Und dieser Wanjucha Perstenj, was, meinst du, ist der?«

»Ich meine, der ist auch ein Räuber.«

»Dasselbe meine ich auch. Nur daß dieser Räuber ein bißchen anständiger ist als jener. Scheint dir das nicht auch so, Bojar?«

Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, sank Michejtsch schnarchend in Schlaf. Bald schlief auch der Fürst ein.

Drittes Kapitel

Zauberei.

Der Mond stieg am Himmel empor, die Sterne blinkten. Die halbverfallene Mühle und das rauschende Rad waren von silbernem Glanz erhellt.

Plötzlich erscholl Pferdegetrappel, und vor der Mühle rief eine befehlende Stimme: »Heh, Zauberer!«

Der neue Ankömmling schien das warten nicht gewöhnt zu sein. Da keine Antwort erfolgte, rief er noch einmal und lauter: » Heh Zauberer! Komm heraus, oder ich schlage dich in Stücke!«

Jetzt hörte man des Müllers Stimme: »Leiser, Fürst. Leiser, Väterchen. wir sind nicht allein. Reisende sind bei mir ein gekehrt. Gleich komme ich zu dir heraus, Väterchen. Laß mich nur erst den Kasten schließen.«

»Ich werde dir helfen, deinen Kasten schließen, du Teufels Ofenkrücke!« — schrie der, den der Müller »Fürst« angedet hatte. — »Wußtest du denn nicht, daß ich heute kommen werde? Wie durftest du Reisende aufnehmen? Raus mit ihnen!«

»Väterchen, schrei nicht, um Gotteswillen, schrei nicht, du verdirbst noch alles! Ich habe es dir gesagt, die Sache verträgt keinen Lärm. Und die Reisenden kann ich nicht wegagen. Auch werden sie uns nicht stören, denn sie schlafen fest, — wenn du sie nicht aufgeweckt hast mit deinem Schreien.«

»Nun gut, Alter. Aber sieh dich vor: wenn du mir da irgend etwas vorschwindelst, so wäre es besser für dich, du wärest nie geboren. Ein solches Strafgericht ist noch nicht erfunden, wie ich es dir dann bereiten werde.«

»Erbarme dich, Väterchen! was soll ich armer alter Mann denn tun? So wie ich es sehen werde, so werde ich es dir sagen. Was aber nachher daraus wird, das ist allein Gott anheimgestellt. Aber wenn deine fürstlichen Gnaden mich um bringen wollen, so fange ich besser gar nicht an.«

»Nun, nun, Alter, fürchte nichts, ich habe nur gescherzt.«

Der Ankömmling band sein Pferd an einen Baum. Er war von hohem jugendlichem wuchs. Das Mondlicht spielte auf den blanken Knöpfen seines einreihigen Rockes. Goldene Quasten schmückten seine Schultern.

»Hast du, Fürst,« — fragte der Müller, — »die Worte richtig ausgelernt?«

»Die Worte habe ich ausgelernt, und ein Nachtigallenherz trage ich am Halse.«

»Und hat auch dies nicht geholfen, Bojar?«

»Wein,« — erwiderte der Fürst verdrossen, — »nichts hilft. Gestern sah ich sie im Garten. Kaum hatte sie mich erblickt, da erblaßte sie und wandte sich und lief fort in ihr Frauengemach.«

»Ärgere dich nicht, Bojar, und triff nicht ein unschuldiges Haupt, sondern gestatte, dich etwas zu fragen.«

»Sprich, Alter!«

»Höre Bojar, — aber ich fürchte mich zu fragen,«

»Sprich!« — schrie der Fürst und stampfte mit dem Fuß.

»Also höre, Väterchen, — liebt sie nicht vielleicht einen andern?«

»Einen andern? wen denn? Ihren Mann? Den Greis?«

»Und wenn,« — fuhr der Müller stockend fort, — »wenn sie vielleicht nicht ihren Mann liebt?«

»Du Waldteufel!« — rief der Fürst, — »was für Gedanken kommen dir in deinen dummen Kopf? wenn ich nur daran denke, du könntest Recht haben, — ich reiße ihnen beiden mit meinen Händen die Herzen aus den Leibern!«

Der Müller trat entsetzt einen Schritt zurück.

»Zauberer,« — fuhr der Fürst fort, seine Stimme zu einem weicheren Klang zwingend, — »helf mir! Die Liebe, die arge Schlange, hat mich ganz in ihrer Gewalt. Was habe ich nicht schon alles versucht! Nächtelang habe ich vor den Heiligenbildern auf den Knien gelegen. Aber Ruhe habe ich mir nicht erbetet. Da habe ich das Beten gelassen, bin in den Sattel gesprungen und bin geritten vom Morgen bis zum Abend. Mehr als ein braves Pferd habe ich zu Tode geritten, — aber Ruhe habe ich mir keine erritten. Da fing ich an, die Nächte durchzutoben, habe viel große Humpen des stärksten Weines geleert. Aber Ruhe fand ich keine im Rausch. Da habe ich alles fortgeworfen und bin unter die Opritschniki gegangen, habe am Tisch des Zaren gezecht zusammen mit den Griasnois und den Basmanows. Schlimmer noch habe ich es getrieben als die. Dörfer habe ich zerstört und Frauen und Mädchen geraubt. Aber kein Blut hat mir die Seele gestillt. Es fürchten mich die Opritschniki und die andern alle, der Zar ist mir gnädig, das rechtgläubige Volk verflucht mich. Der Name des Fürsten Afanasij Wjasemskij ist ebenso furchtbar geworden wie der Name des Maljuta Skuratow! Siehe, soweit hat es die Liebe mit mir gebracht! Meine Seele habe ich verderben lassen, aber was liegt mir an meiner Seele! In der untersten Hölle kann es nicht schlimmer sein als es hier ist. — Nun Alter, was starrst du mir so in die Augen? Glaubst du, ich sei verrückt geworden? Nicht verrückt ist Afanasij Iwanowitsch geworden. Fest ist sein Kopf, fest ist sein Körper. Das eben ist das Entsetzliche meiner Qual, daß sie mich doch nicht umzubringen vermag.«

Der Müller hörte mit Angst zu. Er fürchtete sich vor dem Sturm dieser Seele, bangte für sein Leben.

»Warum schweigst du, Alter? Hast du denn nicht irgendein Kraut, eine Wurzel, irgendein Zauberkräftiges Gras? So sprich doch endlich, Zauberer!«

»Väterchen, Fürst Afanasij Iwanowitsch, wie soll ich dirs erklären? Allerlei Gräser gibts. Da ist das Stechgras, zu Petri Fasten muß man es pflücken. Räuchere damit deinen Pfeil, so wirst du nie fehlen. Da ist das Gunstgras, bei Kiew wächst es auf dem Berge, wer es bei sich trägt, den wird niemals der Zorn des Zaren treffen. Da ist das Jammergras, schneidest du aus seiner Wurzel ein Kreuz und trägst es am Halse, so werden alle dich wie das Feuer fürchten.«

Wjasemskij lachte bitter auf. — »Mich fürchtet man schon genug. Dein Jammergras brauche ich nicht. Was gibt es noch für Gräser?«

»Das Adams-Kopfgras, es wächst im Sumpf, bewirkt glückliche Geburten und bringt Geschenke. Der Sumpf-Täuberich, — wenn du auf die Bärenjagd gehst, trink davon einen Tee, so wird kein Bär dich anrühren. Das Schreigras, — wenn du es aus der Erde ziehst, so stöhnt und schreit es wie ein Mensch, und wenn du es bei dir trägst, wirst du niemals ertrinken.«

»Sind das alle? Gibts keine mehr?«

»Gewiß gibt es noch andere. Da ist der Schachtelhalm, — wem es gelingt, seine Blüte zu pflücken, der ist Herr über alle verborgenen Schätze. Da ist auch noch Johannes-und-Maria, wer es zu gebrauchen versteht, der wird auf dem jämmerlichsten Gaul reitend den besten Renner überholen.«

»Aber solch ein Gras, um eine Junge in einen Älteren verliebt zu machen, — kennst du solch ein Gras nicht?«

Der Müller war in Verlegenheit. — »Das kenne ich nicht, Väterchen, sei nicht böse, Liebling, bei Gott, ich kenne es nicht.«

»Aber solch eines, das die Liebe vertreibt?«

»Auch solch eines kenne ich nicht, Väterchen. Aber da gibt es noch das Sprenggras, — wenn du damit ein Schloß oder einen Riegel berührst, so springen sie gleich in Stücke.«

»Spring du selber in Stücke mit deinen Gräsern!« — sagte Wjasemskij und sah den Müller böse an.

Der Müller senkte den Blick und schwieg.

»Alter!« — schrie plötzlich Wjasemskij und packte den Müller am Kragen, — »verschaff sie mir, hörst du, gib sie mir, du Waldteufel, sofort gib sie mir!«

Und er schüttelte den Alten mit beiden Fäusten. Der Müller glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Plötzlich ließ Wjasemskij ihn los und fiel vor ihm auf die Knie.

»Erbarme dich über mich!« — schluchzte er. — »Heile mich! Berge von Gold will ich dir schenken. Dein Zaubrerlehrling will ich werden. Erbarme dich über mich!«

Der Müller erschrak hierüber noch mehr.

»Fürst, Bojar, was ist mit dir? Besinne dich! Ich bin es, ich, der Müller Davydytsch.«

»Ich stehe nicht auf, ehe du mich nicht geheilt hast.«

»Fürst, Fürst,« — sprach der Müller mit zitternder Stimme, — »Zeit ist's zu beginnen. Die Zeit verstreicht, steh auf! Jetzt ist es dunkel. Jetzt schnell ans Werk!«

Der Fürst stand auf.

»Beginne!« — sagte er, — »ich bin bereit.«

Beide schwiegen. Umher war es still. Nur das Rad, vom Mondlicht beschienen, drehte sich und rauschte. Irgendwo fern im Sumpf rief eine Wachtel, und aus dem

Dunkel des Waldes heulte von Zeit zu Zeit eine Eule.

Der Fürst und der Alte gingen hinter die Mühle.

»Schau unters Rad, Fürst,« — sagte der Müller, — »und ich will indessen die Worte sprechen.«

Der Alte legte sich auf die Erde hin und begann, noch immer vor Angst zitternd, unverständliche Worte zu flüstern. Der Fürst schaute unters Rad. So vergingen einige Minuten.

»Was siehst du, Fürst?«

»Ich sehe es wie fallende Perlen, wie rollende Goldstücke.«

»Du wirst reich werden, Fürst, reicher als jeder andere in Rußland.«

Wjasemskij seufzte.

»Schau noch hin, Fürst. was siehst du jetzt?«

»Ich sehe es wie Säbel, die sich aneinander wetzen, und zwischen ihnen blinkt es wie Silber.«

»Du wirst Erfolg haben im Kriege, Bojar, wirst glücklich sein im Dienste des Zaren. Aber schau noch weiter hin und sag, was du siehst.«

»Es ist dunkel geworden, und das Wasser hat sich getrübt, jetzt wird das Wasser rot, jetzt schwarz,— wie dunkles Blut. Was bedeutet das?«

Der Müller schwieg.

»Was bedeutet das, Alter?«

»Genug, Fürst. Zu lange hinschauen ist nicht gut. Gehen wir!«

»Jetzt ziehen sich dunkle Fäden, wie blutige Sehnen, jetzt ist es wie Zangen, die aufgehen und sich schließen, jetzt . . . «

»Gehen wir, Fürst, es ist genug, gehen wir!«

»Warte!« — sagte Wjasemskij, den Müller zurückstoßend, — »sieh nur, jetzt ist es wie eine Säge, die hin und her geht, und unter ihr spritzt Blut hervor.«

Der Müller wollte den Fürsten fortziehen.

»Halt Alter! Laß mich, mir ist schlecht zumute, meine Gelenke schmerzen . . . Oh, es schmerzt!«

Der Fürst sprang endlich selbst zurück. Es schien, er hatte das, was er sah, begriffen. Sie schwiegen beide. Darauf sagte Wjasemskij:

»Ich will wissen, ob sie einen andern liebt.«

»Hast du, Bojar, irgendeine Sache von ihr bei dir?«

»Dieses hier habe ich an der Pforte gefunden.« Er zog ein blaues Band hervor.

»Wirf es unters Rad!«

Der Fürst tat es.

Der Müller holte aus seiner Tasche ein kleines tönernes Fläschchen.

»Nimm davon einen Schluck!« — sagte er, dem Fürsten das Fläschchen reichend.

Der Fürst trank. Der Kopf drehte sich ihm, und vor dem Augen wurde es ihm trüb.

Jetzt sieh hin! Was siehst du?«

»Sie! Sie!!«

»Allein?«

»Nein, nicht allein! Es sind zwei. Ein blonder Bursch steht bei ihr, in einem karmoisinroten Kaftan, aber sein Gesicht sehe ich nicht . . . Halt! Jetzt kommen sie einander nahe, immer näher, näher . . . Fluch! Sie küssen sich — sei du verflucht, Zauberer, verflucht! verflucht!«

Der Fürst warf dem Müller eine Handvoll Goldstücke hin, riß sein Pferd vom Baum los, sprang in den Sattel, — und durch den schweigenden Wald klirrten die Hufe des Pferdes. Dann erstarb auch dieser Laut in der Ferne, und nur das Rad drehte sich weiter in der Stille der Mondnacht, drehte sich und rauschte.

Viertes Kapitel

Druschina Andrejewitsch und seine Frau.

Könnte der Leser sich um drei Jahrhunderte zurückversetzen und von einem der hohen Türme herab auf das damalige Moskau blicken, er würde wenig Ähnlichkeit mit dem gegenwärtigen finden. Die Ufer der Moskau, der Jausa und der Neglinnaja waren bedeckt von zahlreichen Häusern, deren Dächer, geschwärzt vom Alter, aus Stroh oder Schindeln bestanden. Gegen all diese dunkeln kleinen Häuser hoben sich hell, weiß und rot, die Mauern des Kreml und der anderen Befestigungen ab, die im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte entstanden waren. Viele Kirchen und Glockentürme reckten ihre goldenen Häupter zum Himmel. Als große grüne und gelbe Flecken breiteten sich zwischen den Häusern dichte kleine Wälder und Kornfelder aus. Über die Moskau führten schwimmende Brücken, die schwankten und vom Wasser überspült wurden, wenn schwere Fuhren oder ein Trupp Reiter über sie hinzogen. An der Jausa und an der Neglinnaja drehten sich, eins neben dem andern, die Räder vieler kleiner Mühlen. Diese Wäldchen, Kornfelder und Mühlen inmitten der Stadt gaben dem damaligen Moskau ein malerisches Aussehen. Besonders erfreulich war der Anblick der Klöster, die mit ihren weißen Umfassungsmauern und ihren goldenen oder farbigen Kuppeln wie kleine, in sich abgeschlossene Städte da standen.

Über all diesem Gewimmel von Kirchen, Häusern, Hainen und Klöstern ragten stolz die Kirchen des Kreml und der vor kurzem erst vollendete Bau »Mariä Empfängnis«, — die Kirche, die Ioann zur Erinnerung an die Einnahme Kasans hatte errichten lassen, und die wir heute unter dem Namen »Wassilij Blaschennyj« kennen. Groß war die Freude der Moskauer, als endlich die den Bau verdeckenden Gerüste fielen, und die Kirche in all ihrem Glanz, funkelnd von Gold, Farben und buntem Schmuck, fertig dastand. Da gab es viel zu betrachten und zu bestaunen, und man bewunderte den Baumeister, dankte Gott und pries den Zaren, der den Rechtgläubigen ein solch herrliches Schaustück hingestellt hatte. Schön waren auch die anderen Kirchen Moskaus. Weder mit Geld noch mit Fleiß hatten die Moskauer gekargt, um die Häuser Gottes recht zu schmücken. Überall sah man kostbare Farben, Vergoldungen und lebensgroße Darstellungen der Heiligen. Aber während das rechtgläubige Volk mit seinen Gotteshäusern diesen Aufwand trieb, kümmerte es sich wenig um das Aussehen seiner eigenen Wohnhäuser. Fast alle diese Häuschen waren einfach und fest gebaut aus runden Kiefern oder Eichenbalken, die von außen nicht einmal mit Brettern verkleidet waren, — wie das russische Sprichwort sagt: nicht was es außen zu sehen, sondern was es innen zu essen gibt, macht das Haus schön. Einzig das Haus des Bojaren Druschina Andrejewitsch Morosow am Ufer der Moskau zeichnete sich durch besondere Schönheit aus. Die eichenen Balken waren rund und gleichmäßig und an den Ecken sorgfältig in einander gepaßt. Das vorspringende Dach über der Freitreppe ruhte auf schweren mit reichem Schnitzwerk verzierten Säulen. Die Fensterläden und Fensterumrahmungen waren kunstvoll bemalt mit Blumen und Vögeln, und

die Fenster selber ließen das Licht des Tages nicht durch trübe Büffelblasen herein, wie man es bei den meisten andern Häusern sah, sondern durch reines, durchsichtiges Marienglas. Den breiten Hof säumten die Wohnungen des Gesindes, Speicher, Trockenkammern, ein Taubenschlag und ein Häuschen, in welchem der Herr während des Sommers zu schlafen pflegte. An den Hof schloß sich von der einen Seite die Hauskapelle an, von der andern Seite ein weitläufiger Garten. Der Garten war von einem eichenen hohen Pfahlzaun umgeben, und über diesem hervor ragte eine Schaukel, die gleichfalls mit Schnitzereien und Malereien geschmückt war. Mit einem Wort, es war ein prächtiger Wohnsitz, und man wußte auch, für wen er so prächtig hergerichtet war.

Der Bojar Druschina Andrejewitsch, von Leibe stark und streng von Sitten, hatte vor kurzem, ungeachtet seines vorgeschrittenen Alters, das schönste Mädchen Moskaus geheiratet. Alles wunderte sich, als die zwanzigjährige Jelena Dimitrijewna, — die Tochter des Heerführers Pleschtschew-Otschin, der vor Kasan gefallen war, — Morosow zum Manne nahm. Ganz andere Werber hatten ihr die Kuppelweiber Moskaus zugebracht, Jelena aber war Waise, stand allein in der Welt, und ihre Schönheit gereichte ihr, da sie den lockeren Sitten der neuen Günstlinge des Zaren ausgesetzt war, öfters zum Verdruß als zur Freude.

Morosow, da er sie heiratete, wurde zu ihrem Beschützer, und jeder wußte, daß man derjenigen, die der Bojar Druschina Andrejewitsch unter seine Obhut genommen hatte, nicht ungestraft zu nahe treten durfte.

Viele der Günstlinge des Zaren hatten sich um die schöne Jelena beworben, niemand aber feuriger als der Fürst Afanasij Iwanowitsch Wjasemskij. Reiche Geschenke hatte er ihr geschickt, in der Kirche suchte er stets ihr gegenüber zu stehen, auf dem wildesten Pferde ritt er an ihrem Hause vorüber, und als Faustkämpfer zeichnete er sich vor ihr aus. Aber Afanasij Iwanowitsch hatte bei ihr kein Glück. Die Kuppelweiber brachten ihm seine kostbaren Geschenke zurück, und wenn er ihr begegnete, wandte sie sich von ihm ab. Sei es, daß Afanasij Iwanowitsch ihr nicht gefiel, oder sei es, daß ihr Mädchenherz schon einem andern gehörte, — jedenfalls waren alle seine Anstrengungen vergeblich. Zuletzt lief Afanasij Iwanowitsch in seinem Arger zum Zaren hin und klagte ihm knie fällig sein Leid. Der Zar versprach ihm, selber Freiwerber zur schönen Jelena zu schicken. Als sie hiervon erfuhr, brach sie in Tränen aus. Sie eilte zur Kirche, fiel vor der Mutter Gottes in die Knie, weinte und schlug mit der Stirn gegen den Boden.

In der Kirche hatte sie niemanden gesehen, aber als sie sich erhob und sich umwandte, stand hinter ihr der Bojar Morosow, in einem grünsamtenen Kaftan mit silbernen Aufschlägen.

»Worüber weinst du, Jelena Dimitrijewna?« — fragte Morosow.

Jelena freute sich, da sie ihn erkannte. Morosow war ein alter Freund ihrer verstorbenen Eltern, sie wußte, daß er ihr zugetan war. Sie verehrte ihn fast wie einen Vater und hatte ihm oft all ihre Sorgen anvertraut. Nur einen Gedanken

ihres Herzens hatte sie ihm nicht anvertraut, diesen einen hatte sie vor ihm verborgen, — sich zum Leide, ihm zum Verderben.

Und auch jetzt, da er sie fragte, sagte sie ihm diesen einen Gedanken nicht, sondern sagte nur: sie weine, weil die Freiwerber des Zaren kommen würden, sie mit Gewalt für Wjasemskij zu werben.

»Jelena Dimitrijewna,« — sagte der Bojar, —, kannst du Wjasemskij wirklich nicht leiden? Überlege dirs wohl. Ich weiß, er war dir bisher nicht nach deinem Herzen. Aber du hast, meine ich, auch noch keinen andern im Sinn gehabt, und solange ein Mädchenherz keinem gehört, ist es Wachs. — Gewöhnt man sich, so liebt man sich.«

»Niemals,« — erwiderte Jelena, — »niemals werde ich ihn lieben. Eher gehe ich ins Grab.«

Der Bojar sah sie voller Teilnahme an.

»Jelena Dimitrijewna,« — sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, — »es gibt ein Mittel, dich zu retten. Höre mich an. Ich bin alt und grau, aber ich liebe dich wie meine Tochter. Denk nach, Jelena, und sag mirs, ob du mich alten Mann heiraten willst.«

»Das will ich!« — rief Jelena freudig aus und fiel Morosow zu Füßen.

Dies unerwartet schnelle Wort traf ihn tief und machte ihn froh. Der alte Mann ahnte nicht, daß es nur der Angstschrei einer Ertrinkenden war, die nach dem Dornbusch am Ufer greift.

Sanft hob er Jelena auf und küßte sie auf die Stirn.

»Mein Kind,« — sagte er, — »bekräftige es durch deinen Kuß hier auf mein Kreuz, daß du mein greises Haupt niemals entehren wirst. Schwöre es hier vor dem Erlöser!«

»Ich schwöre es, ich schwöre es,« — flüsterte Jelena.

Der Bojar ließ einen Geistlichen rufen, und so war die Zeremonie der Verlobung bald vollzogen. Und als die zarischen Freiwerber zu Jelena kamen, da war sie schon die Braut des Druschina Andrejewitsch Morosow.

Nicht aus Liebe wurde sie sein Weib. Aber als sie das Kreuz küßte, da faßte sie in ihrem Herzen aufrichtig den Vorsatz, ihren Schwur zu halten, sich gegen ihren Herrn und Gemahl weder in Worten noch in Gedanken jemals zu versündigen.

Und warum sollte sie Druschina Andrejewitsch nicht auch lieben? Jung war der Bojar freilich nicht. Aber Gott hatte ihn mit Gesundheit und Leibeskraft gesegnet, hatte ihm Kriegersruhm und einen festen Willen gegeben, dazu Dörfer und Pfründe und Landgüter und Speicher und Schatzkammern voller Gold, kostbarer Kleider und Pelze. Nur mit einem hatte Gott ihn nicht gesegnet: mit der zarischen Gnade. Als Ioann erfuhr, daß seine Freiwerber zu spät gekommen waren, da regte sich sein Zorn, und er gedachte, den Bojaren zu strafen. Er befahl ihn an seinen zarischen Tisch und setzte ihn nicht nur niedriger als den Fürsten Wjasemskij, sondern sogar niedriger als den Neuling Godunow, der weder Rang noch Titel hatte.

Einen solchen Schimpf ertrug der Bojar nicht. Er stand vom Tische auf: »Nicht ziemt es einem Morosow niedriger geachtet zu werden als ein Godunow!« — Da wuchs des Zaren Groll, und er befahl, Morosow müsse sich vor Godunow entschuldigen. Als um Entschuldigung Bittender ging er hin, aber er beschimpfte Godunow gröblich und nannte ihn einen jungen Köter.

Als der Zar hiervon erfuhr, geriet er in Wut. Er schrie Morosow an, ihm aus den Augen zu gehen, und verbot ihm, sein Haar zu schneiden — so lange, bis die zarische Ungnade wieder aufgehoben sein würde. So blieb der Bojar dem Hofe fortan fern. Und er trug ein schlichtes Gewand und ging mit ungekämmtem Bart umher, und sein graues Haar fiel ihm tief in die gerade Stirn. Schmerzlich war es ihm, das Auge seines Herrn meiden zu müssen, aber doch hatte er die Ehre seines Namens bewahrt, hatte sich nicht niedriger setzen lassen als den Godunow!

Das Haus des Morosow war wie ein voller Becher. Die Diener fürchteten und liebten ihren Herrn. Wer zu ihm kam, ward gastlich aufgenommen. Und Nahe und Ferne rühmten ihn und seine Gastfreundschaft. Alle beschenkte er, den einen mit gütigen Worten, den andern mit reicher Kleidung, den dritten mit weisem Rat. Aber keinen beschenkte er so reich wie seine junge Frau die schöne Jelena. Und sie erwiderte seine Zärtlichkeiten und lag jeden Morgen lange auf den Knien vor ihren Heiligenbildern und betete inbrünstig für sein Wohl ergehen.

Konnte sie dafür, die schöne Jelena, daß inmitten seiner zärtlichen Reden, inmitten der heißen Gebete vor den Heiligenbildern ihr die Gestalt eines jungen Helden vorschwebte, der, hinfliegend auf seinem Roß, das Schwert schwang gegen die in Unordnung fliehenden Regimenter der Litauer?

Konnte sie dafür, daß dieses Bild sie überallhin begleitete und verfolgte, zu Haus und in der Kirche, bei Tag und bei Nacht, und daß es zu sprechen schien: »Jelena! Du hast dein Wort nicht gehalten, hast meine Rückkehr nicht erwartet, hast mich betrogen!«

Am 24. Juni, am Johannistage des Jahres 1565, schwangen und klangen alle Glocken von Moskau vom frühen Morgen an und läuteten ohne Aufhören.

Alle Kirchen waren gefüllt. Nach Beendigung der Morgenmesse zerstreute sich das Volk über die Straßen. Junge und Alte, Arme und Reiche trugen grüne Zweige nach Hause, Blumen und mit farbigen Bändern geschmückte Birkenbäumchen. Das war ein buntes, lebendiges, fröhliches Bild. Um die Mittagszeit wurden die Straßen leerer. Der Schwarm hatte sich verlaufen, und nach und nach begegnete man am Ufer der Moskau kaum einem Menschen mehr. Jeder Rechtgläubige hatte seine Heimstätte aufgesucht, denn so wollte es Gott, daß Mensch und Tier um die Mittagszeit ruhen sollten. Und eine Sünde wäre es gewesen, hiergegen zu verstoßen, — es sei denn, daß eine unaufschiebbare Angelegenheit dazu zwang.

Nun schlief alles, und Moskau erschien fast wie eine unbewohnte Stadt. Nur aus einem an der Baltschuga gelegenen, erst vor kurzem fertig gewordenen Gebäude, einer Schenke, erscholl Geschrei, Streit und Gesang. Dort zechten, ungeachtet des geheiligten Mittags, Kriegsleute, die meisten jung, reich gekleidet. Sie hatten sich nicht nur im Innern des Hauses sondern auch im Hof und auf der Straße bequem

gemacht. Alle waren betrunken. Der eine, auf der nackten Erde ausgestreckt, goß sich den Wein aufs Gewand. Ein anderer versuchte, mit heiserer Stimme in den Gesang der Kameraden einzustimmen, brachte aber nur gurgelnde Laute hervor. Die gesattelten Pferde standen an der Pforte. An jedem Sattel war ein Besen und ein Hundekopf befestigt.

Zwei Reiter tauchten in der Straße auf. Der eine, im karmoisinrotem Kaftan mit goldenen Quasten und silberner Kopfbedeckung, unter der blonde Locken hervorquollen, wandte sich an den andern.

»Michejitsch,« — sagte er, — »siehst du diese betrunkenen Leute?«

»Ich sehe sie, Bojar,« — sagte der andere, — »und wie liederlich sie sich benehmen!«

»Und siehst du, was an den Sätteln befestigt ist?«

Ich sehe es, — Besen und Hundekopf, wie bei jenen Räubern. Es müssen doch wirklich zarische Leute sein, da sie in Moskau frei herumlaufen. Da haben wir uns eine feine Suppe eingebrockt, Bojar.«

Serebrjannyj zog finster die Brauen zusammen. — »Geh,« sagte er, — »frag sie, wo der Bojar Morosow wohnt.«

»Heh, gute Leute, Verehrungswürdige!« — rief Michejitsch, an die zechende Gesellschaft heranreitend. — »Sagt mir, wo lebt der Bojar Druschina Andrejitsch Morosow?«

»Wozu mußt du das wissen, wo dieser Hund lebt?«

»Mein Herr, der Fürst Serebrjannyj, hat einen Brief an Morosow von dem Heerführer, dem Fürsten Pronski aus dem Felde.«

»Gib den Brief her!«

»was! Bist du verrückt? Soll ich dir den Brief des Fürsten aushändigen?«

»Gib den Brief her, du alter Kauz! wir werden gleich mal nachsehen, ob dieser Morosow nicht irgendeinen Verrat angezettelt hat, — vielleicht etwas gegen den Zaren!«

»Du Gauner!« — rief Michejitsch, alle Vorsicht, mit der er begonnen hatte, vergessend. — »Hat denn mein Herr Umgang mit Verrätern?«

»Ah, du willst noch schimpfen? Runter vom Pferd, in die Schlinge mit ihm!«

Da ritt Serebrjannyj selber an die Opritschniki heran.

»Zurück!« — schrie er so drohend, daß sie erschreckt zurück wichen.

»Wenn einer von euch,« sprach der Fürst, — »diesen Menschen auch nur mit einem Finger anrührt, so werde ich dem den Kopf spalten, und die andern werden sich vor dem Zaren zu verantworten haben.«

Die Opritschniki machten erstaunte Gesichter. Aber aus den Wachbarstraßen kamen neue Bezechte herzu und umringten den Fürsten. Freche Worte wurden laut. Mehrere zogen ihre Säbel, und der Fürst wäre kaum mit heiler Haut davongekommen, wenn nicht in diesem Augenblick eine neue Erscheinung aufgetaucht wäre. Man hörte eine Stimme, die einen Psalm sang. Die Opritschniki

standen plötzlich wie von einem Zauber gebannt. Alles blickte nach der Seite, von welcher die Stimme kam. Die Straße her schritt ein Mensch von etwa vierzig Jahren, nur mit einem leinenen Hemde bekleidet. Auf seiner Brust klirrten eiserne Kreuze und Ketten, in den Händen hielt er einen hölzernen Rosenkranz. Der Ausdruck seines bleichen Gesichts war von unendlicher Sanftmut. Um die Lippen, die ein dünner Bart umgab, spielte ein Lächeln, sein Blick aber war trüb und unbestimmt.

Den Fürsten erblickend, unterbrach er seinen Gesang, ging schnell auf ihn zu und blickte ihm gerade ins Gesicht.

»Du, du?« — sagte er staunend, — »warum bist du hier zwischen Denen?«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er zu singen: »Selig der Mann, der dem Rate der Ungerechten nicht folgt.«

Die Opritschniki traten scheu und ehrerbietig beiseite, er aber, ohne sie zu beachten, blickte nur dem Fürsten in die Augen.

»Nikita, Nikita,« — sagte er, — »wohinein bist du geritten?«

Der Fürst hatte diesen Menschen nie gesehen und wunderte sich, daß der ihn am Namen nannte.

»Kennst du mich denn?« — fragte er. Der Begnadete (denn so nannte ihn das Volk) lachte leise auf.

»Du bist ja mein Bruder!« — sagte er, — »ich habe dich gleich erkannt. Du bist ebensolch ein Begnadeter wie ich. Und Verstand hast du auch nicht mehr als ich, sonst wärest du hierher nicht gekommen. Ich sehe dein Herz. Dort ist es, rein, rein, — die nackte Wahrheit. Wir beide, du und ich sind Toren. Aber diese,« — dabei wies er auf die umstehende Menge, — »diese gehören nicht zu uns. Oh!«

»Wasja,« — sagte einer der Opritschniki zu ihm, — »willst du etwas? Brauchst du Geld?«

»Nein, nein, nein,« — rief der Begnadete, — »von dir will ich nichts. Wasja nimmt nichts von dir, aber gib Nikita, wonach er verlangt.«

»Du Mann Gottes,« — sagte der Fürst, — »ich habe gefragt, wo der Bojar Morosow wohnt.«

»Druschina?« — fragte der Begnadete. — »Der gehört zu uns, der ist ein Gerechter. Nur hat er einen unbeugsamen Nacken, ob wie unbeugsam! Aber bald wird er ihn beugen, bald, und wird ihn nicht wieder heben.«

»Wo wohnt er?« — wiederholte Serebrjannyj freundlich seine Frage.

»Ich sag dirs nicht!« — rief der Begnadete fast böse, — »ich sag dirs nicht! Mögen andere es dir sagen. Nicht ich will dir den Weg weisen zu einer Sache, die nicht gut ist.«

Und er entfernte sich eilig, den unterbrochenen Psalm weiter singend.

Ohne erst lange über diese seltsame Erscheinung nachzugrübeln, wandte sich der Fürst wieder an die Opritschniki: »werdet ihr mir nun endlich sagen, wie ich zum Hause Morosows komme?«

»Geh immer geradeaus,« — erwiderte ihm einer grob. — »Und dann, wenn du nach links einbiegst, wirst du das Nest des alten Raben finden.«

Indem der Fürst sich entfernte, begannen die Opritschniki, die beim Erscheinen des Begnadeten stiller geworden waren, wie der laut und frech zu werden.

»Geh!« — rief einer ihm nach, — »bring Morosow einen schönen Gruß von uns und sage ihm, daß er sich zum Galgen fertig machen soll. Er hat lang genug gelebt.«

»Ja, und besorg auch gleich einen Strick für dich!« — rief ein anderer.

Der Fürst aber achtete nicht weiter auf ihre groben Reden. »Was hat der Begnadete mir sagen wollen?« — dachte er. — »Warum wollte er mir nicht das Haus Morosows zeigen? Und was bedeutet es, daß er mir nicht den Weg weisen wollte zu einer Sache, die nicht gut sei?« —

Im Weiterreiten begegneten der Fürst und Michejtsch noch vielen Opritschniki. Die einen waren schon betrunken, die andern waren auf dem Wege dazu. Alle hatten einen frechen, höhnischen Blick, und etliche machten ganz laut so grobe Bemerkungen über die beiden Reiter, daß man es wohl merkte, wie sehr sie daran gewöhnt waren, sich alles erlauben zu dürfen.

Fünftes Kapitel

Die Begegnung.

Am Ufer der Moskau entlang reitend, konnte man über den Zaun hinüber den ganzen Garten Morosows überblicken. Blühende Linden beschatteten einen Teich, der zur Fastenzeit seinem Herrn manchen schönen Fisch auf den Tisch liefern mochte. Nebenan grünten Apfelbäume, Kirschen und Pflaumen. Durch das ungemähte Gras schlängelten sich schmale Pfade. Der Tag war heiß. Über den Blüten der Heckenrosen schwirrten goldene Käfer. In den Linden summten die Bienen. Im Gras zirpten die Grillen. Hinter den Johannisbeersträuchern hervor hoben Sonnenblumen ihre leuchtenden Gesichter und freuten sich des mittäglichen Lichtes.

Der Bojar Morosow schlief bereits seit einer Stunde in seinem Sommerhäuschen. Jelena saß mit ihren Mägden auf einer Rasenbank unter einer Linde am Zaun. Sie trug ein blaues Sammetkleid mit Edelsteinen besetzt. Die breiten Ärmel aus Nesseltuch, vielfach gefältelt, waren an den Handgelenken von diamantenbesetzten Spangen zusammengehalten. Kostbare Ohrgehänge hingen ihr bis auf die Schultern herab. Auf dem Haar trug sie den perlengeschmückten Kokoschnik (jenen Kopfschmuck, den nur die verheirateten Frauen tragen), und an ihren Füßen glänzten goldbenähte Saffianschühlein.

Jelena schien fröhlich zu sein. Sie lachte und scherzte mit ihren Dienerinnen.

»Bojarin,« — sagte die eine der Mägde, — »leg noch diese Armbänder an. Die sieht man mehr.«

»Laßt es genug sein, Mädchen,« — sagte Jelena freundlich, — »schon eine ganze Stunde schmückt und putzt ihr mich.«

»Nur diese Perlenschnur leg noch um den Hals, Herrin. Wenn du die Perlen umtust, dann siehst du aus, wirklich, wie ein Heiligenbild in goldenem Rahmen.«

»Genug, Paschenka, du solltest dich schämen, so etwas zu sagen.«

»Nun, wenn du dich nicht schmücken willst, Bojarin, freut es dich vielleicht, daß Würfel oder das Marmelenspiel mit uns zu spielen. Oder willst du die Fische füttern, oder dich in der Schaukel wiegen? Oder sollen wir dir etwas vorsingen?«

»Ja sing mir, Paschenka, sing mir das Lied, das ihr neulich sanget, als ihr Beeren pflücktet.«

»Aber Bojarin, du mein Blumenblättchen, was ist denn an dem Liede fröhliches? Das ist ein trauriges Lied, kein Lied für den Feiertag.«

»Brauchs auch nicht. Ich will es hören. Sing es mir, Paschenka.«

»Nun, wenn du es so wünschst, Bojarin, ich will es singen. Aber nachher schilt mich nicht, wenn es dich traurig macht. Stimmt ein, ihr andern!«

Die Mädchen setzten sich im Kreise um sie, und Paschenka begann mit klagender Stimme:

*»Ach, wenn auf die Blüten kein Frost fiele,
dann würden die Blumen auch im Winter blühen.
Ach, wenn auf mich kein Leid gefallen wäre,
so brauchte ich nicht zu klagen.
Nicht brauchte ich kummervoll gebeugt zu sitzen,
nicht brauchte ich aufs Feld hinauszublicken.
Leise schlich ich mich über den Gang,
meinen Zobelpelz raffte ich ängstlich auf,
daß das Fell nicht rausche,
daß die Knöpfe nicht klirreten,
daß mein strenger Schwiegervater mich nicht höre,
es nicht sage seinem Sohne,
seinem Sohne, meinem Manne!«*

Paschenka blickte ihre Herrin an. Zwei Tränen tropften aus Jelenas Augen herab.

»Oh, ich Törichte!« — rief sie, — »was habe ich angerichtet! Aber die Herrin hat es ja selber hören gewollt. Warum, Bojarin, bestandest du auf diesem Liede?«

»Das ist kein Lied für die Herrin,« — unterbrach sie Dunjascha, ein schnellläugiges Mädchen mit schwarzen Brauen. — »Ich will ihr ein ganz anderes Lied singen. Paßt auf, wie ich sie erheitern werde!«

Und aufspringend, stemmte Dunjascha die eine Hand in die Hüfte, erhob die andere und sang, indem sie sich anmutig in den Hüften wiegte:

*»Pantelej Kusmitsch, der Herr,
schreitet über den breiten Hof.
Sein Pelz aus Marder reicht bis auf die Erde.
Seine Mütze ist Zobel bis obenhinauf.
Und Gottes Gnade geleitet ihn überall hin.
Seine Gattin blickt nach ihm aus dem Bettvorhang,
die Bojaren schauen ihm nach aus der Stadt,
die Bojarinnen schauen aus ihren Verließen,
die Bojaren fragen: wer ist denn der?
die Bojarinnen fragen: was ist das für ein Herr?
Aber die Gattin sagt: mein Teurer ist.«*

Dunjascha beendete ihren Gesang und lachte selbst. Aber Jelena war von dem Liede noch trauriger geworden. Sie suchte es zu verbergen, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, aber sie weinte.

»Da haben wirs!« — rief Paschenka. — »Was sollen wir jetzt tun? Wenn Druschina Adrejewitsch die verweinten Augen der Herrin erblickt, wird er böse auf uns sein: Ihr versteht es nicht, ihr dummen Mädchen, sie zu erheitern!«

»Mädchen, liebe Seelchen,« — sagte Jelena, plötzlich der Paschenka um den Hals fallend, — »helft mir weinen, helft mir klagen!«

»Was ist mit dir, Bojarin, was bist du mit einem mal so traurig?«

Nicht mit einem mal, ihr Mädchen, schon vom Morgen an ist mir so trüb zumute. Wie es begonnen hat, zur Morgenmesse zu läuten, da sah ich aus meinem Fenster, wie Gottes frommes Volk fröhlich zur Kirche eilte, da wurde es mir so schwer ums Herz. — Und dann kam dieser helle, heitere Tag mit seinem Sonnenschein, und dann all dieser Schmuck, den ihr mir an gelegt habt. — Ach nehmt ihn fort, Mädchen, nehmt mir auch den Kopfputz ab, und flechtet mir das Haar in Zöpfen, so wie ihr es tragt, nach Mädchenart.«

»Oh Herrin, was für eine Sünde verlangst du von uns. Dir das Haar flechten nach Mädchenart! Da sei Gott vor! — Und wenn Druschina Andrejewitsch es sieht . . . «

»Er wirds nicht sehen. Ich setze nachher wieder den Kokoschnik auf.«

»Nein, Bojarin, das wäre sündhaft. Du hast zu befehlen, aber wir können eine solche Sünde nicht auf unsere Seelen laden.«

»Ist es denn sündhaft,« — dachte Jelena, — »sich des Vergangenen auch nur zu erinnern?«

»Tun, so lassen wirs,« — sagte sie, »ich will den Kokoschnik nicht abnehmen. Aber komm her zu mir, Paschenka, ich will dir einen Zopf flechten, so wie man ihn früher mir geflochten hat.«

Paschenka, vor Vergnügen errötend, ließ sich vor ihrer Herrin auf die Kniee nieder. Jelena löste ihr das Haar, teilte es in gleiche Teile und flocht ihr einen breiten Zopf aus neunzig Strähnen. Es gehörte viel Kunst zu diesem Werk. Der Zopf mußte ganz lose geflochten sein, damit er wie ein feines Netzwerk den ganzen Nacken bedeckte und, sich allmählich verengend, bis auf den Rücken herabfiel. Jelena war ganz vertieft in diese Arbeit. Und indem sie die Strähnen ordnete, floch sie kunstvoll feine Perlenschnüre hinein.

Endlich war das Werk beendet. Jelena knüpfte ins Ende des Zopfes ein breites Band und befestigte daran mehrere kostbare Ringe.

»Fertig, Paschenka,« — sagte sie, sich an ihrem Kunstwerk erfreuend. — »Steh auf und laß dich betrachten. Geh ein wenig auf und nieder. Tun schaut einmal, ihr Mädchen, ist dieser Zopf nicht viel schöner als ein Kokoschnik?«

»Alles zu seiner Zeit, Bojarin,« — erwiderten lachend die Mädchen. — »Dunjascha hätte wahrscheinlich auch nichts gegen einen Kokoschnik.«

»Genug ihr Spötterinnen!« — rief Dunjascha. — »Meinetwegen brauchte man mir den Zopf niemals aufzuflechten. Ich kenne aber solche, die ihre Augen gar nicht abwenden können vom Haushälter des Bojaren.«

Die Mädchen antworteten mit einem hellen Lachen, aber einige wurden dabei ein wenig rot und verlegen. Der Haushälter war offenbar wirklich ein schöner Mann.

»Komm, neig dich, Paschenka,« — sagte die Bojarin, — »ich will dir noch ein schönes Band hineinflechten. — Ihr Mädchen, heut ist ja Johannistag, heut flechten sich, sagt man, auch die Nixen Zöpfe.«

»Nicht heute, Bojarin, sondern am Tage der heiligen Dreifaltigkeit, da flechten sich die Nixen Zöpfe. Am Johannistag, da laufen sie mit offenen Haaren herum und locken die Leute vom Schachtelhalm fort, damit niemand seine Blüte pflücke.

»Gott steh uns bei!« — sagte Paschenka, — »was geschieht nicht alles am Johannistag!«

»Fürchtest du dich denn vor Nixen, Paschenka?«

»Wie sollte ich mich denn nicht vor ihnen fürchten? Heute ists auch gefährlich, in den Wald zu gehen. Ein junges Mägdlein kitzeln sie tot, einen jungen Burschen

saugen sie mit ihrer Liebe aus.«

»Du sprichst, ohne etwas zu wissen,« — unterbrach sie eine andere. — »Was gibt es denn um Moskau für Nixen? Hier kommen sie gar nicht vor. In der Ukraine, ja, das ist eine andere Sache, da gibt es Nixen in Unmengen. Man sagt, mehr als ein braver Bursch ist durch sie um seinen Verstand gekommen. Es genügt, daß einer sie erblickt, so wird er sich nach ihr sein ganzes Leben lang härmen. Wenns ein Verheirateter ist, so verläßt er Weib und Kind. Isis ein Junggeselle, so läßt er sein Liebchen im Stich.«

Jelena wurde nachdenklich.

»Mädchen,« — sagte sie nach einer Weile, — »gibt es in Litauen auch Nixen?«

»Oh, da sind sie erst recht zu Hause. Die Ukraine und Litauen, das ist beides ihre Heimat.«

Jelena seufzte. In diesem Augenblick erscholl Getrappel von Pferdehufen, und die weiße Mütze des Fürsten Serebrjannyj tauchte über den Pfählen des Zaunes auf.

Einen Mann erblickend, wollte Jelena sich zurückziehen, aber nachdem sie noch einen Blick auf den Reiter geworfen hatte, blieb sie wie erstarrt stehen. Der Fürst hatte sein Pferd an gehalten. Auch er traute seinen Augen nicht. Tausend Gedanken, einer dem andern widersprechend, jagten durch seinen Kopf. Er sah vor sich Jelena, die Tochter des Pleschtschew Otschin, dieselbe, die er liebte und die ihm Liebe geschworen hatte, damals, vor fünf Jahren. Wie aber kam sie in den Garten des Bojaren Morosow?

Da erst bemerkte Mikita Romanowitsch auf ihrem Kopfe den Kokoschnik, — das Zeichen der verheirateten Frau. Er erblaßte. »Ist dies eine Täuschung meiner Sinne?« — dachte er, indem er ihr mit starren, erschreckten Augen ins Gesicht sah. — »Träume ich?«

Sie wandte sich zu ihren Mägden um. — »Geht jetzt,« — sagte sie, — »geht, ich werde euch nachher wieder rufen. Laßt mich allein!« — »Mein Gott,« — dachte sie, — »heilige Mutter Gottes! was soll ich tun? was soll ich sagen?«

Serebrjannyj gewann Herrschaft über seine Verwirrung. — »Jelena Dimitrijewna,« — sprach er mit fester Stimme, — »antworte mir mit einem einzigen Wort, — bist du verheiratet? Ist dies keine Täuschung? Kein Scherz? Bist du wirklich verheiratet?«

Jelena suchte verzweifelt nach Worten, aber sie fand keine.

»Antworte mir, Jelena Dimitrijewna, halte mich nicht zum Narren!«

»Höre mich an, Nikita Romanowitsch,« — sprach sie flüsternd.

Der Fürst erbebte.

»Ich brauche nichts anzuhören,« — erwiderte er, — »ich habe alles begriffen. Verschwende deine Worte nicht unnütz. Leb wohl, Bojarin.«

Und er warf sein Pferd herum.

»Mikita Romanowitsch,« — rief Jelena, — »bei Christus und seiner reinen Mutter, ich flehe, höre mich an! Nachher magst du mich töten, aber zuerst laß mich reden.« Die Stimme versagte ihr. Ihre Knie sanken auf die Rasenbank, flehend streckte sie die Hände nach ihm hin.

Ein Zittern lief wie ein Fieberschauer durch alle seine Glieder. Aber das Mitleid regte sich in ihm. Er zügelte sein Roß und wandte sich ihr wieder zu.

Jelena, vor Tränen kaum der Sprache mächtig, erzählte ihm, wie Wjasemskij sie verfolgt habe, wie schließlich der Zar für seinen Günstling die Freiwerber zu ihr gesandt, wie sie in ihrer Verzweiflung sich endlich an den alten Morosow weggegeben habe. Von Schluchzen unterbrochen, klagte sie sich des unfreiwilligen Verrats an, sagte, sie hätte eher Hand an sich legen als einen andern heiraten sollen, verwünschte ihren Kleinmut.

»Du kannst mich nicht lieben, Fürst,« sagte sie, — »es ist dir nicht bestimmt, mich zu lieben. Aber versprich mir, daß du mich nicht verfluchen willst. Sag, daß du mir in meiner großen Schuld vergibst.«

Der Fürst hörte mit zusammengezogenen Brauen zu, sagte nichts.

»Nikita Romanowitsch,« — flüsterte Jelena in Angst, — »um Christi willen, sprich, sag mir ein Wort.«

Ihre Augen, voll Entsetzen und Erwartung, sahen ihn an, und ihre ganze Seele lag in diesem flehenden Blick.

Ein Kampf ging im Innern des Fürsten vor.

»Bojarin,« — sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, — »es ist Gottes Wille gewesen, und du bist nicht so sehr schuld, — ja, du bist nicht schuld, ich habe dir nichts zu vergeben. Jelena Dimitrijewna, ich fluche dir nicht, nein, Gott sieht es, ich . . . ich liebe dich, wie ich dich immer geliebt habe.«

Die Worte drangen wie von selber aus ihm hervor.

Jelena stieß einen leisen Schrei aus, schluchzte, sprang auf und lief zum Zaune hin. Der Fürst richtete sich in den Steig bügeln auf und umfaßte mit der einen Hand einen der Zaun pfähle. Jelena von der andern Seite sprang auf eine Gartenbank. Ohne Umschau und Überlegung, ohne zu wissen, was sie taten, schlangen sie die Arme umeinander und drückten Mund auf Mund.

Geküßt hatte Jelena Dimitrijewna den jungen Bojaren! Betrogen hatte die Falsche den alten guten Mann! Vergessen hatte sie den Schwur, den sie vor Gott geschworen hatte! — Wie wird sie jetzt Druschina Andrejewitsch vor die Augen treten? Wird er es ihren Augen nicht ansehen, was sie getan hat? Und nicht ist er der Mann, ihr zu verzeihen! Nicht sein Leben ist ihm teuer, dem Bojaren, teuer ist ihm seine Ehre! Töten wird er sie, der Alte, sie und den jungen Nikita Romanowitsch!

Sechstes Kapitel

Der Empfang.

Morosow hatte den Fürsten gekannt, als dieser noch ein Kind war. Jetzt aber waren es zehn Jahre her, daß sie einander nicht gesehen hatten. Als Serebrjannyj nach Litauen fort gezogen war, hatte Morosow irgendwo fern an den Grenzen gekämpft.

Serebrjannyj fand den alten Herrn wenig verändert. Er war wie früher frisch und munter, und der Fürst hätte ihn überall auf den ersten Blick wiedererkannt, denn Morosow war eine Persönlichkeit, die man, hatte man sie einmal kennengelernt, nicht wieder vergaß. Schon durch seine Größe und Breite fiel er auf. Er war um einen Kopf größer als Serebrjannyjs. Das bereits stark ergraute dunkelblonde Haar fiel wirr auf seine kluge Stirn herab, die von einigen Narben gefurcht war. Sein grauer gewaltiger Bart verdeckte fast die breite Brust. Unter den buschigen Brauen hervor funkelte ein durchdringender Blick, um die Lippen aber spielte ein Lächeln, in dem sich Güte und Klugheit mischten. In seinem ganzen Gebaren, in allen seinen Bewegungen lag etwas Löwenhaftes, eine ruhige Gewichtigkeit, würde, nichts von Hast und sehr viel Selbst vertrauen. Jeder, der ihn ansah, mußte denken: angenehm ist es gewiß, gut mit diesem Menschen zu stehen. Aber wehe dem, der mit ihm in Streit geriet! wer seine Züge genauer betrachtete, er sah aus ihnen leicht, daß dieses ruhige Gesicht in Augenblicken des Zornes furchtbar werden konnte. Aber das freundliche Lächeln und die offenbare Herzensgüte des Riesen milderten die Furcht, die man vor ihm empfinden konnte.

»Sei begrüßt, Fürst, sei begrüßt, teurer Gast!« — bewillkommnete Morosow den Ankömmling, ihn in ein großes, mit Balken gedecktes Zimmer führend. Der Raum war ausgestattet mit einem Kachelofen, breiten eichenen Bänken, kostbaren Waffen an den Wänden und viel goldenem und silbernem Geschirr, das glanzvoll von Wandbrettern und Gesimsen funkelte.

»Willkommen, Fürst! welch lieben Gast hat Gott mir beschert! Ja, ich entsinne mich deiner, Tikituschka, als du noch ein ganz kleiner Junge warst. Oh, und ein flinker Racker warst du, das muß man sagen. wenn ihr Jungens Krieg miteinander spieltet, dann wehe der Seite, die gegen dich stand! wie ein kühner Habicht kamst du dahergeflogen, und geriet dein junges Blut erst in Wallung, dann warst du wie ein kleiner böser Bär, — nimm mir den Vergleich nicht übel, Nikita Romanowitsch. Und wenn du um dich schluges, rechts und links, ei das war ein Vergnügen zuzusehen. Ja, und nun ist auch ein ganzer Kerl aus dir geworden, Fürst. Von deinen Taten in Litauen habe ich gehört. Da hast du deine Hiebe ausgeteilt unter den bösen Feinden wie früher unter den Knaben, die mit dir spielten.« Morosow lächelte fröhlich, und sein Löwenantlitz strahlte von Herzensgüte.

»Und erinnerst du dich noch, Nikituschka,« — fuhr er fort, seinen Arm dem Fürsten um die Schulter legend, — »erinnerst du dich, wie du beim Spiel niemals

irgendeinen Betrug duldest? Beim Ringen, beim Faustkampf, eher ließest du dich besiegen, als daß du dem Gegner ein Bein gestellt oder sonst etwas gegen die Abmachung getan hättest. Alles konntest du vertragen, aber irgendeine Falschheit hast du weder deinen Gegnern noch dir jemals erlaubt.«

Dem Fürsten war bei diesen Worten Morosows nicht wohl zumute.

»Bojar,« — sagte er, — »ich bringe dir einen Brief vom Fürsten Pronski.«

»Ich danke dir, Fürst. Nachher will ich ihn lesen. Jetzt laß dich bewirten. Aber wo ist denn Jelena Dimitrijewna? Heh Leute! Sagt der Herrin, daß ein lieber Gast gekommen ist, Fürst Nikita Romanowitsch Serebrjannyj. Sie möge kommen, ihn begrüßen.«

Leise, schwebenden Schrittes, trat Jelena ins Zimmer. In den Händen trug sie einen Kredenzsteller, auf dem Becher mit verschiedenen Weinen standen. Jelena verneigte sich tief vor dem Fürsten, als sähe sie ihn zum ersten mal. Sie war totenblaß.

»Fürst,« — sagte Morosow,« — dies ist die Herrin meines Hauses, Jelena Dimitrijewna, sie sei dir empfohlen. Du, Nikita Romanowitsch, bist meinem Hause kein Fremder. Dein Vater und ich, wir waren wie Brüder, so sei auch meine Frau dir keine Fremde. Jelena, bring dem Bojaren den Willkommenstrunk dar. Verschmähe Fürst, nicht unser Salz und Brot. Was wir haben, das geben wir. Hier — rumänischer Wein, hier — Ungar-Wein, hier — Himbeerquas, den die Herrin selber gebraut hat.«

Morosow verneigte sich. Der Fürst erwiderte die Begrüßung der beiden mit einer tiefen Verbeugung und leerte einen der Becher.

Jelena sah ihn nicht an. Ihre langen dunklen Wimpern blieben gesenkt. Sie zitterte, und die Becher auf dem Teller klirrten leise aneinander.

»Was ist mit dir, Jelena?« — fragte Morosow, — »ist dir nicht wohl? Dein Gesicht ist wie Schnee so weiß.« — Und flüsternd neigte er sich zu ihr. — »Ist vielleicht wieder Wjasemskij am Garten vorübergeritten? Oh der Verruchte! Verbirg mir nichts Jelena. Du kannst ja nichts dafür. Aber gehe ohne mich nicht mehr in den Garten, hörst du. Und beruhige dich jetzt, Kind. Ich werde niemandem erlauben, dir zu nahe zu treten. Lächle ein wenig, mach ein fröhlicheres Gesicht! Der Gast muß sich ja wundern. — Entschuldige Nikita Romanowitsch, ich sagte meiner Frau, sie möge schnell für ein gutes Essen sorgen. Du hast gewiß noch nicht zu Mittag gespeist, Fürst.«

»Ich danke, Bojar, ich habe gegessen.«

»Macht nichts, Nikita Romanowitsch, so speis mit uns noch einmal! — Geh, Jelena, schau du nach dem Rechten! Du mußt vorlieb nehmen, Bojar, mit dem, was Gott uns gab. Aber kränke nicht durch eine Absage mich alten Mann, der in Ungnade gefallen ist. Ich habe ohnehin des Leids genug.« Morosow zeigte auf sein langes, ungeschnittenes Haar.

»Ich sehe, Bojar, und möchte meinen Augen nicht trauen. Du in Ungnade! wofür? Vergib die unbescheidene Frage.«

Morosow seufzte.

»Wofür? — Dafür daß ich an den alten Sitten festhalte, daß ich die Bojarenehre hochhalte, daß ich mich vor irgendwelchen Neulingen nicht bücke.«

Sein Gesicht wurde finster, und die Augen blickten zornig. Er erzählte von seinem Streit mit Gudunow und beklagte sich bitter über die Ungerechtigkeit des Zaren.

»Vieles, Fürst, vieles ist anders geworden in Moskau, seit der Zeit, da der Zar die Opritschnina eingeführt hat.«

»Ja, was ist denn das für eine Opritschnina? Und die Opritschniki, ich habe welche getroffen, die sich so nannten. Aber ich begreife nichts.«

»Wir haben Gott erzürnt, Tikita Romanowitsch. Da hat er die hellen zarischen Augen getrübt. Als die Verleumder den Sylvester und den Adaschew des Verrats bezichtigt hatten und als der Zar diese seine besten Ratgeber fortjagte, da war es vorbei mit unseren guten Tagen. Da begann Ioann auch uns zu mißtrauen, uns seinen treuesten Dienern. Überall vermutete er Verrat, Verschwörung, — woran doch keiner gedacht hatte. Aber die neuen Leute, die Emporkömmlinge, die freuten sich, sie flüsterten ihm Verdächtigungen ins Ohr, der eine aus Bosheit, der andere, um sich einzuschmeicheln, und auf alle hörte er. Wer einen Feind hatte, der beeilte sich, ihn anzuzeigen, er habe irgend etwas gegen den Zaren gesagt, oder er halte zum Chan oder zum Könige. Und sie scheuten sich nicht einmal, die Verruchten, falsche Eide zu leisten und Briefe zu fälschen. Viel unschuldige Leute sind ins Gefängnis gewandert, und andere hat man gefoltert. Jeder, der nur Lust dazu hatte, konnte den Ankläger spielen. Früher da hieß es, selber verantworten, was man gegen einen andern gesagt hatte. Jetzt aber genügt ein böses Wort, es mag noch so unsinnig sein, und schon heißt es: auf die Folter mit ihm! Schwere Zeiten sinds, Nikita Romanowitsch. Es geht ein Schrecken aus vom Zaren, wie es keinen noch gegeben hat in Rußland. Nach den Folterungen kamen die Hinrichtungen. Und wen hat man alles hingerichtet! — Aber du hast davon wohl schon gehört, Fürst.«

»Gehört habe ich davon, Bojar, doch nichts gewisses. Bis Litauen dringen die Gerüchte nicht so schnell. Und im übrigen, — ist es nicht des Zaren gutes Recht, seine Widersacher zu vernichten?«

»Wer wollte dagegen etwas sagen, Fürst? Dafür ist er der Zar, um zu strafen und Gnade zu üben, wie es ihm beliebt. Aber das ist das Schmerzliche, daß nicht Übeltäter hingerichtet worden sind, sondern die treuesten Diener des Zaren: Adaschew mit seinem minderjährigen Sohne, die drei Latin, Iwan Schischkin mit Frau und Kindern, und noch viele andere Unschuldige.«

Unwille drückte sich auf dem Gesicht des Fürsten aus.

»Bojar,« — sagte er, — »daran ist nicht der Zar schuld, sondern seine Ratgeber.«

»Ach Fürst, bitter ist's auszusprechen, furchtbar ist's zu denken! Nicht nur auf die Ohrenbläserei seiner Ratgeber hin hat der Zar unschuldiges Blut vergossen. Basmanow, der neue Oberhofmarschall des Zaren, hatte ihm irgend ein

unvorsichtiges Wort des Fürsten Obolenski-Owtschin mitgeteilt. Und was tat darauf der Zar? Nach dem Essen mit eigner Hand stieß er dem Fürsten sein Messer ins Herz.«

»Bojar!« — rief Serebrjannyj aufspringend, — »wenn mir ein anderer dies erzählt hätte, so würde ich ihn einen Lügner und Verleumder nennen. Ich würde selbst die Hand gegen ihn erheben.«

»Nikita Romanowitsch, zu alt bin ich, als daß ich mich zum Verleumder machen sollte. Und wen würde ich denn verleumden meinen Herrn, meinen Zaren!«

»Vergib, Bojar. Aber was soll man von solch einer Wandlung denken? Man hat den Zaren betrogen, irreführt.«

»So muß es wohl sein, Fürst. Aber setze dich, höre mich weiter an. Ein andres Mal hat der Zar, da er trunken war, angefangen, mit seinen Günstlingen in allerlei Masken zu tanzen. Stell dir das mal vor, Fürst! Da war auch einer dabei, der Fürst Michailo Repnin. Der hat, wie er das sah, vor Gram geweint. Der Zar kommt auf ihm zu und will auch ihm eine Maske an legen. »Nein!« — sagt Repnin, — »dies wird nicht geschehn, daß ich mich als Bojar so entwürdigen sollte!« — Und er hat die Maske hingeworfen und sie mit Füßen getreten. Fünf Tage später wurde er auf Befehl des Zaren in der Kirche ermordet.«

»Bojar, Gott will uns strafen!«

»Sein heiliger Wille sei über uns, Fürst. Aber höre weiter. Der Hinrichtungen gabs kein Ende. Tag für Tag floß Blut, auf dem Richtplatz, in den Gefängnissen, selbst in den Klöstern. Tag für Tag griff man die Diener der Bojaren auf und schleppte sie in die Folterkammer. Viele haben es nicht ausgehalten und haben in ihrer Qual gegen ihre Herren ausgesagt. Diejenigen aber, die um ihrer Seelen Willen nichts Falsches aussagten, die hat man selber hingerichtet. Es haben viele um der Wahrheit willen gelitten, viele haben den Märtyrerkranz errungen. — Dann wieder gibt es Zeiten, da der Zar zu sich kommt, bereut, betet und weint, da er sich selber einen Mörder und Verbrecher nennt. Dann schickt er große Spenden an die Klöster und läßt für die von ihm gemordeten Seelenmessen lesen. Aber das dauert nicht lange. Und höre, was er sich dann ausgedacht hat. — Eines Morgens erwache ich und bemerke in der Stadt eine große Unruhe, viel Volks auf den Straßen, ein Kommen und ein Gehen vom Kreml und zum Kreml hin. Und alles ruft: »Der Zar verläßt uns. Er fährt aus Moskau fort, man weiß nicht, wohin.« — Mich überlief es kalt. Schnell kleidete ich mich an und setzte mich aufs Pferd. Von allen Seiten eilten die Bojaren dem Kreml zu, viele sogar zu Fuß wie die einfachen Leute. Es dachte keiner mehr an seine Würde. wir waren bis zur Iwerschen Pforte gelangt. Da kommt uns aus der Pforte heraus ein Zug von Reitern entgegen. Das Volk weicht zur Seite. Hinter den Reitern kommt ein Schlitten. In ihm sitzen der Zar, die Zarin und der Thronfolger. Und dem kaiserlichen Gefährt folgt ein langer Zug von allerlei Schlitten. Da ist das Hausgerät des Zaren drauf verladen, auch die Staatskasse. Und hinterher kommen die Hofleute, die Schloßwache, die Bedienten, und Soldaten und alles, was zum Hofe gehört. Das alles fährt aus dem Kreml heraus. wir wollen auf den kaiserlichen

Schlitten zueilen, aber die Bewachungsmannschaft drängt uns zurück: der Zar will uns nicht sehen. Und so fuhr das alles davon, erst an der Moskau entlang, dann aus der Stadt hinaus.

Wir kehrten heim und warteten, was nun kommen, ob der Zar denn nicht zurückkehren würde. Eine Woche vergeht, da er hält der Hochwürdigste, der Metropolit, ein Schreiben. Darin teilt der Zar ihm mit, er habe, da er unsere Verrätereien nicht mehr ertragen könne, in seines Herzens tiefster Kümmernis beschlossen, seinen Herrschersitz zu verlassen, und er fahre jetzt, wohin Gott ihm den weg weisen werde. — Als diese Nachricht sich verbreitete, da erhob sich in ganz Moskau ein lauter Jammer: »Unser Väterchen, der Zar hat uns verlassen. Wer soll jetzt über uns herrschen?

Schrecklich war er, der Zar, das ist freilich wahr, aber ha nicht Gott ihn über uns gestellt, uns durch ihn gestraft, damit wir uns reinigen sollten von unsern Sünden? wir traten zum Rat zusammen und beschlossen, ihm nachzufahren und uns vor ihm niederzuwerfen, die Stirn im Staube. wir erfuhren, in der Alexandrowa Sloboda habe er sich niedergelassen. Dieses große Dorf liegt ungefähr achtzig Werst von Moskau entfernt. Nachdem wir zu Gott gebetet hatten, machten wir uns auf den Weg. Als wir das Dorf von weitem sahen, hielten wir an, um noch einmal zu beten. Wir fürchteten uns. Nicht davor fürchteten wir uns, daß er befehlen könnte, uns zu töten, doch davor, daß er uns vielleicht gar nicht vor seine Augen lassen würde. Aber er ließ uns vor, er empfing uns. Als wir zu ihm traten, da haben wir ihn kaum wiedererkannt. Fremd war uns sein Gesicht. Haar und Bart hingen ihm lang herab. was war aus ihm geworden? Der Zar war es, und doch nicht der Zar. Lange hat er mit uns gesprochen. Unerhörten, nie gedachten Verrat warf er uns vor, hielt uns Sünden vor, die wir nicht begangen hatten, und schließlich sagte er, nur auf die Bitten seiner Seelsorger, der Bischöfe hin, sei er bereit, die Herrschaft wieder zu übernehmen, aber auch dies nur unter einer bestimmten Bedingung. Und dann durften wir seine Hand küssen, und er entließ uns.«

»Und was für eine Bedingung hat er sich vorbehalten?« — fragte der Fürst.

»Das will ich dir erzählen, Fürst. — Es vergingen noch drei Wochen, da kam der Zar nach Moskau zurück. Das gab eine große Freude, eine solche Freude, wie du sie auch am heiligen Auferstehungstage des Herrn nicht siehst. Er berief uns zum Rat zusammen, uns und die Geistlichkeit. Und als wir uns versammelt hatten, da erklärte er: Nur unter der Bedingung, sprach er, kehre ich zurück, daß ich meine Widersacher vernichten, und den Verrätern ihr Hab und Gut wegnehmen kann, und daß ich von keiner Seite, auch nicht vom Metropoliten, mit unnützen Bitten um Gnade und Milde belästigt werde. Und ich werde mich mit einer besonderen furchtbaren Leibwache umgeben, und verschiedene Städte und Dörfer und von Moskau bestimmte Straßen werde ich als mein besonderes Eigentum erklären. Und diese Städte, Dörfer und Straßen, die ich mir ausgesucht habe, und diese besondere Leibwache, die nenne ich, — so sprach er, — die Opritschnina, und alles andere ist das Land, die Semschtschina. Die Bojaren aber und der Metropolit und die Behörden, die haben in diesem meinem Gebiet nichts zu suchen. Und nur

unter dieser Bedingung übernehme ich wieder die Herrschaft! — Von diesem Tag an begann er, sich allerlei neue Leute auszusuchen, aber nur solche, die zu keinem der alten Geschlechter gehören. Und sie mußten es durch den Kreuzkuß beschwören, mit den Bojaren keinerlei freundschaftlichen Umgang zu pflegen. Denen gab er all das Land, die Häuser und alle Reichtümer jenes Gebietes, das er für sein besonderes Eigentum erklärt hatte. Aber die vorher darin gewohnt hatten, die alten Erbbesitzer der Güter und Häuser, — es waren gegen zwölftausend, — die jagte er wie Vieh hinaus. — Nikita Romanowitsch, ich hab's mit eigenen Augen gesehen, und doch will ich es nicht glauben. — Jetzt reiten sie hin durch das heilige Rußland, die teuflischen, blutsaugenden Horden, mit Besen und Hundskopf am Sattel. Das Recht zertreten sie, und, was sie hinaus fegen, ist nicht der Verrat, sondern die Ehre Rußlands. Und nicht die Feinde des Zaren fressen sie, sondern seine treuen Diener. Und kein Recht, keine Gerechtigkeit kannst du gegen sie anrufen!«

»Ja, warum seid ihr denn auf diese Bedingung eingegangen?« — fragte der Fürst.

»Was willst du, Fürst? — Wer darf dem Zaren etwas vor schreiben? ist er denn nicht von Gott?«

»Freilich ist er von Gott. Aber er hatte euch ja selbst gefragt, ob ihr wollt. Warum habt ihrs ihm nicht gesagt, daß ihr die Opritschnina nicht wünschet.«

»Und wenn er wieder davongefahren, wäre? was dann? Sollten wir ohne Zaren bleiben? Und das Volk, was hätte dazu das Volk gesagt?«

Serebrjannyj dachte nach.

»So ist's,« — sagte er schließlich — »ohne Zaren konntet ihr nicht, bleiben. Aber jetzt, — worauf wartet ihr? Warum sagt ihr ihm nicht, daß durch diese Opritschnina das ganze Land zugrunde geht, warum seht ihr zu und schweigt?«

»Ich schweige nicht,« — erwiderte Morosow mit Würde. — »Ich habe meine Gedanken nie verborgen gehalten. Und darum auch bin ich jetzt in Ungnade. Liefse der Zar mich zu sich rufen, ich würde reden. Aber er läßt mich nicht rufen. — Sieh dir die Leute an, mit denen er sich umgibt. Von den alten Geschlechtern ist keins dabei. Emporkömmlinge sind's, deren Väter unsern Vätern als Knechte zu schlecht gewesen wären. Nimm zum Beispiel die beiden Basmanows, Vater und Sohn, — ich weiß nicht, welcher von ihnen der gemeinere ist. Maljuta Skuratow, ein Fleischer, ein wildes Tier, er ist immer mit Blut bespritzt. Wastka Grjasnoi, dem keine Sache zu schmutzig ist. Boris Godunow, der wird dir Vater und Mutter verkaufen und die Kinder noch dazu, nur um selber höher zu kommen. Er ist imstande, dir die Kehle durchzuschneiden und dir dabei ein Kompliment zu machen. Ein einziger ist unter ihnen von edler Abkunft, Fürst Afanasij Wjasemskij. Sich und uns alle hat er erniedrigt, der Verruchte! Aber was soll man von ihm reden!«

Morosow machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Andere Sorgen gab es, die ihm wichtiger waren. Auch Serebrjannyj war nachdenklich geworden. Er dachte an die furchtbare Veränderung, die mit dem Zaren vorgegangen war,

und er vergaß für einen Augenblick die Lage, in die das Schicksal ihn zu Morosow gebracht hatte.

Unterdessen hatte die Dienerschaft den Tisch gedeckt. Keine Ausrede half, der Fürst mußte sich mit an den Tisch setzen und von den mannigfachen Gerichten kosten. Da gabs kalte und warme Schüsseln, Gebackenes und Gebratenes aller Art. Und als die Getränke auf den Tisch gestellt wurden, da schenkte Morosow sich und dem Fürsten einen großen Humpen voll Malvasier ein, stand auf, warf seine Mähne zurück und sagte, den Humpen erhebend:

»Auf das Wohl unseres großen Herrschers, des Zaren Iwan Wassiljewitsch!«

»Segne ihn Gott und erleuchte er ihm die Augen!« — erwiderte Serebrjannyj, und nachdem beide ihre Humpen geleert hatten, bekreuzigten sie sich.

Jelena zeigte sich während des Essens nicht und nahm an dem Gespräch der beiden Bojaren nicht teil.

Morosow erzählte noch viel von den Angelegenheiten des Reiches, vom Überfall der Krimer auf Rjasan, und fragte Serebrjannyj über den Krieg mit Litauen aus, wobei er den Bojaren Kurbskij, der zum Feinde übergelaufen war, streng verurteilte. Der Fürst antwortete ausführlich auf alle Fragen und erzählte schließlich von seiner Begegnung mit den Opritschniki im Dorfe Medwedjewka, von seinem Streit mit ihnen in Moskau und von der Erscheinung des Begnadeten, — wobei er aber die letzten dunklen Worte, die dieser gesprochen hatte, verschwieg.

Morosow hörte ihm aufmerksam zu.

»Schlimm, Fürst,« — sagte er, sich die Stirn reibend, — »sehr schlimm! — Daß sie jenes Dorfplündern wollten, ist nicht zu verwundern, denn es ist ja meines, und was einem in Ungnade gefallenem Bojaren gehört, das ist den Räubern schutzlos preis gegeben. Man weiß, wie das geschieht: was mitzunehmen ist, wird mitgenommen, das Vieh wird erschlagen, und schließlich wird das Ganze angesteckt. So treiben sie. — Und jenen Begnadeten kenne ich. Er ist irrsinnig, aber ein Mann Gottes. Nicht dich allein hat er bei der ersten Begegnung am Namen genannt. Er sieht jeden durch und durch. Selbst Ioann fürchtet ihn. Mehr als einmal schon hat er dem Zaren ins Gesicht die Wahrheit gesagt. Gäbs mehr solcher heiliger Männer, so gäbs vielleicht keine Opritschnina. — Sage mir, Fürst, wann gedenkst du zum Zaren zu gehen?«

»Morgen früh, sobald er seine Gemächer verläßt.«

»Wie? Es beginnt bereits zu dunkeln, und du hast gute achtzig Werft zu reiten.«

»Ist denn der Zar nicht im Kreml?« — fragte Serebrjannyj.

»Wein, Fürst, er ist nicht im Kreml. Wir haben Gott erzürnt, der Herrscher hat uns wieder verlassen, er ist nach der Alexandrowa Sloboda zurückgekehrt. Dort lebt er mit seinen Günstlingen, — möge Gott ihnen Obdach und Boden nehmen!«

»Wenn es so ist, Bojar, dann vergib, ich muß eilen. Ich bin auch noch im eignen Hause nicht gewesen. Es wird manches zu ordnen sein. Und morgen in aller Frühe begeben sich mich nach der Sloboda.«

»Reit nicht, Fürst!«

»Warum Bojar?«

»Du setzest deinen Kopf aufs Spiel.«

»Das steht in Gottes Rat, Bojar.«

»Höre, Nikita Romanowitsch. Du hast mich vielleicht vergessen, aber ich habe oft an dich gedacht. Mit deinem Vater waren wir ein Herz und eine Seele. Er ist tot. Gott habe ihn selig. Niemand ist da, dich zu behüten, dich zu warnen. Dir droht Gefahr, Gott sieht es. Wenn du nach der Sloboda reitest, so ists um dich geschehen, Fürst.«

»So ist mir dies bestimmt, Bojar.«

»Nikituschka, bleib hier! In meinem Hause will ich dich verbergen. Die Dienerschaft wird schweigen. Niemand wird dich finden. Du wirst mir wie ein Sohn sein.«

»Bojar, erinnere dich deiner eigenen Worte, als du von Kurbskij sprachest. Einem russischen Bojaren geziemt es nicht, sich vor seinem Zaren zu verstecken.«

»Nikita Romanowitsch, Kurbskij ist ein Verräter. Er ist zum Feinde des Zaren geflüchtet. Bin denn ich ein Feind des Zaren?«

»Vergib Bojar das unbedachte Wort. Aber was kommen muß, dem entgeht man nicht.«

»Wenn du Nikituschka, bei mir bleiben wolltest, — der Zorn des Zaren würde mit der Zeit vergehen, mit dem Hochwürdigen zusammen würden wir deine Sache beizulegen suchen. Jetzt aber fällst du da hinein wie Pech auf glühende Kohlen.«

»Unser Leben sieht in Gottes Hand, Bojar. Unfromm wäre es, dies Leben durch allerlei List verlängern zu wollen.« — Serebrjannyj erhob sich. — »Ich danke dir für Salz und Brot, ich danke dir für deine freundschaftliche Gesinnung,« (bei diesen Worten war er ein wenig verwirrt) — »aber ich reite doch. Leb wohl, Druschina Andrejewitsch.«

Morosow sah seinen Gast mit kummervoller Teilnahme an, aber im Innern seiner Seele mußte er ihm Recht geben. Er selber hätte an dessen Stelle nicht anders gehandelt.

»So sei Gottes Segen über dir, Nikita Romanowitsch!« — sprach er, sich von der Bank erhebend und den Fürsten umarmend. — »Und möge Gott das Herz des Zaren erweichen! Und kehrst du zurück aus der Sloboda, unversehrt wie der Prophet aus dem feurigen Ofen, so will ich dich umarmen, sowie ich dich jetzt umarme, von ganzem Herzen, von ganzer Seele.«

Der Fürst und der Bojar trennten sich an der Schwelle des Vorraums. Es war bereits dunkel geworden. Innerhalb des Zaunes entlangreitend, erblickte Serebrjannyj zwischen den Bäumen des Gartens ein helles Kleid. Sein Herz begann heftig zu schlagen. Er hielt sein Pferd an. Jelena kam auf ihn zu.

»Fürst,« — flüsterte sie, — »ich habe gehört, was du mit Druschina Andrejewitsch sprachest. Du reitest nach der Sloboda . . . Gott stehe dir bei, Fürst. Du reitest in deinen Tod.«

»Jelena Dimitrijewna, so ist dies Gottes Wille, daß ich den Tod vom Zaren empfangen soll. Nicht zur Freude bin ich in die Heimat zurückgekehrt, nicht Glück hat Gott mir zugedacht, nicht bist du mein geworden, Jelena Dimitrijewna! Mag mit mir geschehen, was will!«

»Fürst, sie werden dich zu Tode quälen. Oh Gott! Ist dir dein Leben denn nichts mehr wert?«

»Was liegt daran!« — sagte Serebrjannyj.

»Heilige Mutter Gottes! wenn du an dich nicht denkst, so denk an andere, denk an mich, Nikita Romanowitsch! Hast du vergessen, wie du mich geliebt hast?«

Der Mond kam hinter einer Wolke hervor. Sein Licht fiel auf das Antlitz Jelenas, auf ihren Kokoschnik, ihren Schmuck, die Brillanten und Perlen. Noch weinte sie, aber es schien, als wäre sie bereit, zu lächeln. Ein einziges Wort des Fürsten konnte ihren Schmerz in grenzenlose Freude verwandeln. An ihren Mann dachte sie nicht, vergaß alle Vorsicht. Serebrjannyj las in ihren Augen so viel Liebe und so viel Schmerz, daß es ihn erschütterte und schwankend machte. Das Glück war für ihn auf ewig verloren. Sie gehörte einem andern, aber sie liebte ihn. Sollte er bleiben, seinen Ritt aufgeben? Hatte mich Morosow selber ihn gebeten dazubleiben?

Zauberhafte Bilder schwebten ihm vor. Aber das Gefühl der Ehre obsiegte über alle Verlockungen.

»Nein,« — sagte er sich, — »schämen muß ich mich, daß ich den Freund meines Vaters auch nur mit einem Gedanken beleidigen konnte. Nur ein Ehrloser vergilt Gastfreundschaft mit Betrug, nur ein Feigling fürchtet den Tod.«

»Ich kann nicht bleiben,« — sagte er entschlossen, — »Sollte ich mich retten, da die Besten zugrunde gehen? Leb wohl, Jelena!«

Die Worte schnitten ihr wie Messer ins Herz. Verzweifelt warf sie sich auf die Erde.

Decke mich zu, Mutter feuchte Erde!« — stöhnte sie. — »Nicht kann ich leben. Den Tod werde ich suchen, selber werde ich mich töten. Nicht werde ich dich überleben, Nikita Romanowitsch. Ich liebe dich mehr als das Leben, mehr als das Licht Gottes. Keinen als dich liebe ich und werde ich lieben!«

Er versuchte es, sie zu trösten, aber sie schluchzte nur noch lauter. Es konnte jemand sie hören, sie bemerken und es dem Bojaren hinterbringen. Um sie nicht zu gefährden, beschloß er, sich von ihr loszureißen.

»Jelena,« — sagte er, — »leb wohl. Du meine Seele, du Wonne meiner Tage, leb wohl! Halt deine Tränen zurück. Gott ist gnädig. Wir werden uns wiedersehen.«

Wolken umhüllten den Mond, ein Windstoß fuhr in die Kronen der Linden und schüttete einen duftenden Regen von Blüten herab. Die alten Bäume rauschten, als wollten sie sagen: für wen grünen und blühen wir? In den Tod reitet ein junger Held, in den Tod wird auch seine Liebste gehen. —

Zum letzten mal nach ihr zurückblickend, gewahrte er hinter ihr in der Tiefe des Gartens eine dunkle menschliche Gestalt. War es nur seine Einbildung, oder

war es einer der Diener, der durch den Garten schlich, oder war es gar der Bojar Druschina Andrejewitsch selbst?

Siebentes Kapitel

Die Alexandrowa Sloboda.

Die Straße von Moskau nach dem Troizkaja-Kloster und vom Kloster bis zum Dorf Alexandrowa Sloboda bot das aller belebteste Bild. Da sprengten die Boten des Zaren, da pilgerte frommes Volk zur geweihten Stätte, da eilten Trupps der Opritschniki her und hin. Falkeniere waren unterwegs, um aus den Dörfern lebende Tauben zu holen. Kaufleute zogen mit ihren Waren, teils selber auf den beladenen Fuhren sitzend, teils zu Pferde einen langen Zug von wagen begleitend. Allerlei Possenreißer und Spaßvögel kamen in Schwärmen, Musikanten mit ihren Gudki (einem harfenähnlichen Instrument), Sackpfeifen und Balalaikas. Sie waren bunt gekleidet, führten Bären an der Kette, sangen ihre Lieder und baten um Gaben.

Kam ein reicher Mann deswegs gefahren, so riefen ihn die verschiedensten Stimmen an: »Hab Mitleid, Herr, mit uns! Dich hat Gott mit Gütern gesegnet, uns aber läßt er leben von deiner Freigebigkeit. Gib dem Bescheidenen von deinem »Ihr unsere Väter und Großväterchen!« — sangen andere, am Wegrand sitzend, — »gebe Gott euch Gesundheit und daß ihr wohlbehalten bis zum Kloster kommt!«

Andere wieder fügten ihren Bitten allerlei Scherzworte hinzu, so daß mancher ihnen um der Fröhlichkeit willen seinen vollen Beutel hinwarf. — Nicht selten kam es zu Streit und Schlägereien zwischen diesen Spaßmachern und den gewöhnlichen Bettlern, die aus Städten und Klöstern herbeikamen, um in der Sloboda ihr Teil von des Zaren Mildtätigkeit zu erlangen.

Blinde Harfner und Märchenerzähler tasteten sich, Hand in Hand, vorwärts.

Alles war in Bewegung, lärmte, sang, schimpfte. Pferde wieherten, Menschen schrieten, Bären brüllten. Die Straße war wie ein treibender Strom. Zuweilen kam es trotz ihrer Belebtheit vor, daß bewaffnete Räuber die Kaufleute überfielen und sie ausraubten.

Die Raubüberfälle in der Umgegend Moskaus hatten besonders seit der Zeit zugenommen, da die Opritschniki die Bauern aus ihren Dörfern und die Bürger aus ihren Siedlungen vertrieben hatten. Obdachlos geworden, schlossen die Unglücklichen sich zu ganzen Räuberbanden zusammen, bauten ihre eigenen Befestigungen und wurden, da sie sehr zahlreich waren, zu einer ernstlichen Gefahr. Die Opritschniki, wenn sie der Räuber habhaft wurden, hängten sie unarmherzig auf. Die Räuber ihrerseits blieben den Opritschniki nichts schuldig, wo sich die Gelegenheit dazu bot. Übrigens waren es nicht die Räuber allein, die die Straße unsicher machten. Die Spaßmacher und Bettler kamen ihnen hierin, wo immer ein unbewachter Wagen stand, oft zuvor. Am schlimmsten hatten es die Kaufleute. Sie wurden von allen beraubt und bestohlen, von Räufern, Bettlern und betrunkenen Opritschniki. Aber sie trösteten sich mit dem Sprichwort, daß Verlust und Gewinn Tür an Tür wohnen, und machten sich immer wieder auf den Weg nach der Sloboda, indem sie sprachen: »Gott ist gnädig, — haben wir Glück, so

kommen wir hin.« Und merkwürdiger Weise war das Endergebnis für sie doch immer ein Gewinn.

Im Troizkaja-Kloster ging Serebrjannyj zur Beichte und zum Abendmahl. Dasselbe taten die Leute seines Gefolges. Der Archimandrit segnete ihn zum Abschied wie einen, der in den sicheren Tod geht.

Drei Werst vor der Sloboda stand eine berittene Feldwache, die jeden, der des Weges kam, anhielt, um ihn zu fragen, wer er sei und warum er in die »Unfreiheit« reite. Dies war ein Wortspiel, das im Volksmunde entstanden war, — eine Verdrehung des Wortes Sloboda, daß im altrussischen »Freiheit« bedeutet. Serebrjannyj und sein Gefolge wurden gleichfalls einem genauen Verhör unterzogen. Sodann mußten sie ihre Waffen abliefern, und vier berittene Opritschniki begleiteten sie bis zum Dorfe des Zaren. Bald tauchten die farbigen Kuppeln und goldenen Dächer des Zarenpalastes auf.

Nach den Berichten ausländischer Zeitgenossen des Ioann gibt uns ein Historiker über das Leben in diesem Palast das folgende Bild:

»In dieser grausig-lustvollen Behausung verbrachte Ioann seine meiste Zeit mit kirchlichen, gottesdienstlichen Handlungen, um so durch diese fortwährende Betätigung seine Seele zu beruhigen. Er wollte sogar den Palast, den ganzen Hof in ein Kloster verwandeln und seine Günstlinge zu Mönchen machen. Dreihundert der allerschlimmsten Opritschniki suchte er aus, nannte sie seine Bruderschaft, sich selbst den Abt, den Fürsten Wjasemskij ernannte er zum Pater-Kellermeister, Maljuta Skuratow zum Vorsänger, setzte ihnen Käppchen oder Kapuzen auf und zog ihnen schwarze Kutten an, unter denen sie ihre goldglänzenden, mit Zobel benähten Kaftans trugen, verfaßte die Mönchsregeln für sie und ging selber mit dem Beispiel der Einhaltung dieser Regeln voran. Der Tag hatte seine strenge Einteilung. Um vier Uhr früh ging er mit dem Zarewitsch (Thronfolger) und mit Maljuta Skuratow zum Glockenturm, um selber zur Frühmesse zu läuten. Dann eilten die frommen Brüder zur Kirche. Wer zu spät kam oder nicht erschien, der wurde mit acht Tagen Karzer bestraft. Der Gottesdienst dauerte bis sechs oder sieben Uhr. Der Zar sang, las den Text und betete so inbrünstig, daß nachher an seiner Stirn immer die Spuren des Bodens, auf den er sich niederwarf, zu sehen waren. Um acht Uhr versammelte man sich wieder zum Hochamt, und um zehn setzte man sich zum brüderlichen Mahl, — mit Ausnahme von Ioann, der stehend seelenrettende Lehren vortrug. währenddessen aßen und tranken die Brüder tüchtig. Jeder Tag war wie ein Feiertag, weder mit Wein noch mit Met wurde gekargt. Die Reste des Mahles wurden auf den Platz vor dem Palast hinausgetragen für die Bettler. Der Abt, das heißt der Zar, aß später, und nach dem Essen sprach er mit seinen Günstlingen über Rechtsfragen, nachher ruhte er, oder er ritt in ein Gefängnis, um bei der Folter irgend eines Unglücklichen dabei zu sein. Dieses entsetzliche Schauspiel schien ihm Vergnügen zu bereiten. Er kehrte stets in guter Stimmung davon zurück, scherzte und war heiterer als gewöhnlich. Um acht ging man zur Abendmesse, und gegen zehn Uhr zog sich Ioann in sein Schlafgemach zurück, wo drei blinde Märchenerzähler ihn noch eine Weile unterhielten. während er ihnen zuhörte, schlief er ein. Aber nicht für lange,

denn schon um Mitternacht stand er auf, und sein Tag begann mit Gebeten. Zuweilen wurden ihm in der Kirche Meldungen über wichtige Staatsangelegenheiten erstattet. Nicht selten gab er während der Morgenmesse oder des Hochamtes die allergrausamsten Befehle. Die Eintönigkeit dieses Lebens unterbrach Ioann zuweilen durch seine sogenannten »Umritte«. Dann besuchte er nahe und ferne Klöster, besichtigte Festungen, veranstaltete große Jagden. Besonders liebte er das Bären treiben. Und immer und überall war er in vollster Tätigkeit, denn die von ihm eingesetzten Beamten, die Pseudo-Verweser des Landes, wagten es nicht, irgendeine Entscheidung ohne seine Einwilligung zu treffen.«

In die Sloboda hineinreitend, bemerkte Serebrjannyj, daß der Palast oder das Kloster des Zaren von den übrigen Gebäuden durch einen tiefen Graben und hohen Wall getrennt war. Die Großartigkeit und Vielgestaltigkeit dieses Gebäudes ist kaum zu beschreiben. Kein Fenster glich dem andern. Jede Säule unterschied sich von der andern durch ihren Schmuck oder ihre Bemalung. Eine Menge von Kuppeln krönte das Gebäude. Sie drängten sich, blähten sich, aneinander, übereinander. Gold, Silber, leuchtende Farben bedeckten den Palast von oben bis unten wie ein schimmerndes Schuppenkleid. Wenn die Sonne darauf schien, dann war dieser ganze Palast wie ein Strauß von Riesenblumen, oder wie ein Schwarm von Märchenvögeln, die im Weste saßen und ihr feuerfarbenes Gefieder, spielen ließen.

Nicht weit vom Palast befanden sich die Druckerei mit der dazu gehörigen Schriftgießerei, die Wohnungen der Setzer und ein besonderes Gebäude für die ausländischen Meister, die Ioann aus England und Deutschland hatte kommen lassen. Daran schlossen sich schier endlose Gebäude für die Dienerschaft, die Schließer, Köche, Bäcker, Pferdeknechte, Jäger, Hundewärter, Falkeniery und was sonst noch zum Gesinde des Zarenhofes gehörte.

Prunkvoll ausgestattet waren auch die Kirchen der Sloboda. Der herrliche Tempel der Mutter Gottes war mit bunten Malereien über und über bedeckt, und jeder Dachziegel war mit einem Kreuz geschmückt, so daß die Kirche wie mit einem goldenen Netz überzogen dastand. Der bezaubernde Anblick all dieser Bauten zerstreute im ersten Augenblick die düsteren Gedanken, die den Fürsten während des ganzen Rittes hierher nicht verlassen hatten. Bald aber wurde er durch einen unangenehmen Anblick wieder an sie erinnert. Er kam an mehreren Galgen vorüber, die einer neben dem anderen aufgestellt waren, auch an einigen Blutgerästen mit Block und Beil. Diese Galgen und Gerüste, schwarz an gestrichen, waren äußerst fest gebaut, so als sollten sie nicht bloß einen Tag oder ein Jahr, sondern viele Jahre vorhalten.

Ein Mensch mag noch so furchtlos sein, so wird ihn der Gedanke an sein vielleicht nahes Ende doch niemals gleichgültig lassen, und erst recht dann nicht, wenn es nicht der ruhmvolle Tod unter Schwertgeklirr und Kanonendonner ist, der ihn erwartet, sondern der dunkle, schmachvolle von der Hand des verachteten Henkers. Serebrjannyj, da er an der Richtstätte vorüber ritt, konnte seine

Erregung nicht verbergen, sie drückte sich auf seinem Gesicht aus, und seine Begleiter sahen ihn an und lächelten.

»Das sind unsere Schaukeln, Bojar,« — sagte einer von ihnen, auf die Galgen zeigend, — »es scheint, sie gefallen dir, da du sie so aufmerksam betrachtest.«

Michejtsch, der hinterher ritt, sagte nichts, piffte nur leise durch die Zähne und schüttelte den Kopf.

Am Wall angelangt stiegen der Fürst und seine Begleiter von den Pferden und banden sie an die Pflöcke, die zu diesem Zweck mit Ringen versehen waren. Sie kamen nun auf einen gewaltigen Hof, der voller Bettler war. Die Bettler beteten laut, sangen Psalmen und entblößten ihre ekelhaften Wunden. Ein Hofbeamter des Zaren verteilte an sie von der Freitreppe aus im Namen Ioanns Geld und Speisen. Von Zeit zu Zeit gingen Opritschniki über den Hof. Andere saßen auf Bänken und spielten Schach oder Würfel. Andere wieder, in Gruppen stehend, spielten ein Ringwerfspiel und lachten laut, wenn einem der Wurf mißlang. Die Kleidung der Opritschniki bildete einen krassen Gegensatz zu den Lumpen der Bettler: die zarischen Leibwächter glänzten von Gold. Ihre samtenen, mit Tressen geschmückten Röcke waren mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Sie erschienen selber wie Schmuckstücke dieses zauberhaften Palastes.

Einer der Opritschniki zog die Aufmerksamkeit des Fürsten besonders auf sich. Es war ein etwa zwanzigjähriger junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, aber der Ausdruck seines Gesichtes war ein unangenehmer, frecher. Er war reicher gekleidet als die andern und trug, entgegen der Sitte, langes Haar. Er hatte keinen Bart, und seine Bewegungen waren von fast frauenhafter Weichheit und Nachlässigkeit. Auch das Verhalten der Kameraden ihm gegenüber war ein eigentümliches. Sie sprachen mit ihm wie mit einem Gleichgestellten und erwiesen ihm keine besonderen Ehrenbezeugungen. Aber wenn er sich einer Gruppe näherte, so machte man ihm Platz, und trat er an die Sitzenden heran, so rückten diese auf ihrer Bank. Man schien ihn zu schätzen oder zu fürchten. Serebrjannyj und Michejtsch erblickend, maß er sie mit einem hochmütigen Blick und winkte die Begleiter heran, um sich nach ihren Namen zu erkundigen. Dann sah er Serebrjannyj mit blinzelnden Augen an, lächelte und flüsterte seinen Kameraden etwas zu. Diese lächelten gleichfalls und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Selber stieg er die Freitreppe empor und betrachtete, auf das Geländer gestützt, den Fürsten mit spöttischer Miene. Plötzlich entstand unter den Bettlern eine Aufregung. Die Menge drängte auf den Fürsten zu und rannte ihn fast um. Schreiend flohen die Bettler vom Hof, Entsetzen auf den Gesichtern. Der Fürst blickte sich verwundert um, aber bald begriff er die Ursache des allgemeinen Schreckens. Ein mächtiger Bär lief in Sprüngen hinter den Bettlern drein. Im Nu war der Hof leer, und der Fürst stand allein da, Auge in Auge dem Bären gegenüber. Der Gedanke zu fliehen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Mehr als einmal hatte der Fürst allein einem Bären gegenübergestanden. — Er blieb stehen, und in dem Augenblick, da der Bär mit böse zurückgelegten Ohren sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, griff der Fürst an seine linke Seite, um den Säbel zu ziehen. Aber der Säbel war nicht da: er hatte vergessen, daß er ja bei

seinem Eineinritt in die »Unfreiheit« den Säbel hatte abgeben müssen. Der junge Mann, der von der Freitreppe aus zusah, lachte:

»Ja, greif du nur nach deinem Säbel!« — sagte er. Ein einziger Schlag der gewaltigen Bärenpatze brachte den Fürsten zu Fall. Der nächste Schlag hätte ihm den Schädel zertrümmert, — aber zum Erstaunen des Fürsten blieb dieser zweite Schlag aus. Er fühlte, daß ein warmer Blutstrahl ihn überrann.

»Steh auf, Bojar!« — sagte eine Stimme, und eine Handgriff nach ihm.

Der Fürst erhob sich und erblickte einen etwa siebzehnjährigen Opritschnik, den er vorher nicht bemerkt hatte. Der Jüngling hielt einen blutigen Säbel in der Hand. Der Bär mit gespaltenem Kopf lag auf dem Rücken, in den letzten Zuckungen.

Der Opritschnik schien auf seine Heldentat nicht sonderlich stolz zu sein. Sein sanftes Gesicht zeigte den Ausdruck tiefen Grames. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der Bär dem Fürsten keinen Schaden getan, wollte er, ohne einen Dank abzuwarten, gehen.

»Du braver Jüngling,« — redete Serebrjannyj ihn an — »nenne mir deinen Namen, damit ich weiß, für wen ich zu Gott beten muß.«

»Was liegt dir an meinem Namen, Bojar?« — erwiderte jener, — »ich liebe meinen Namen nicht, laß es gut sein.«

Diese sonderbare Antwort setzte den Fürsten in Erstaunen. Aber sein Retter hatte sich schon entfernt.

»O, Väterchen Nikita Romanowitsch,« — sagte Michejitsch, das Blut des Bären vom Rock seines Herrn abwischend, — »habe ich eine Angst ausgestanden! Ich habe schon immerfort dem Bären zugeschrien: Hu hu! damit er von dir ablassen und sich gegen mich wenden sollte. Da kam dieser brave Junge, gebe Gott ihm Gesundheit und hat dem Bären den Schädel gespalten. Aber das alles hat jener Bartlose mit den Triefaugen, der dort auf der Freitreppe sieht, angestiftet, der Teufel hole ihn!« — Und flüsternd fügte er hinzu: »wo sind wir nur bereingeritten! Hat man sowas schon gesehen, daß am Hofe des Zaren die Bären von der Kette losgelassen werden!«

Michejitsch hatte freilich ein Recht zu staunen, aber die Sloboda hatte ihre besonderen Sitten und Gebräuche, und nichts ging hier so zu wie anderswo in der Welt.

Der Zar liebte Tierkämpfe. Zu diesem Zweck wurden immer ein paar Bären im Zwinger gehalten. Von Zeit zu Zeit ließen Ioann oder die Opritschniki die Tiere heraus, hetzten sie aufs Volk und ergötzten sich am allgemeinen Schrecken. Kam es vor, daß ein Bär irgend jemanden zum Krüppel machte, so beschenkte Ioann den Beschädigten reichlich. Und war jemand vom Bären zerrissen worden, so bekamen seine Angehörigen viel Geld, und er kam auf die Liste derjenigen, für die gleich den andern Opfern des zarischen Ergötzen oder Zornes, Messen in den Kirchen gelesen wurden.

Bald kamen aus dem Palast zwei Hofbeamte und sagten dem Fürsten, der Zar habe ihn vom Fenster aus gesehen und wünsche zu wissen, wer er sei. Der Fürst nannte seinen Namen, die Beamten gingen und kehrten bald wieder zurück. Sie sagten, der Zar lasse sich nach seinem Wohlergehen erkundigen und befehle ihm, heute zum Mittagessen zu erscheinen.

Diese Gunstbezeugung machte den Fürsten nicht froh. Ioann wußte vielleicht noch nichts von seinem Zusammentreffen mit den Opritschniki im Dorfe Medwedjewka. Vielleicht auch (und das geschah nicht selten) verbarg der Zar seinen Zorn eine Weile lang unter der Maske der Gnade, damit nachher die plötzlich, während irgendeines Gelages, hereinbrechende Strafe um so empfindlicher wirken sollte. Wie dem auch sein, mochte, Serebrjannyj war auf alles gefaßt und sprach in Gedanken ein Gebet.

Dieser Tag war ein Ausnahmetag in der Sloboda. Der Zar, der sich zu einer Pilgerfahrt nach Susdalj rüstete, hatte ankündigen lassen, daß er zusammen mit seiner Brüderschaft speisen werde. Und außer den dreihundert Opritschniki, die seine ständige Gesellschaft bildeten, befahl er noch vierhundert zu Tische zu laden, so daß es im ganzen siebenhundert waren. —

Achtes Kapitel

Das Gastmahl.

In einem mächtigen Saal, der von zwei Seiten Licht erhielt, zwischen Säulen, die mit Ornamenten bedeckt waren, standen drei Reihen langer Tische. In jeder Reihe befanden sich zehn Tische und auf jedem Tisch zwanzig Gedecke. Für den Zaren, den Zarewitsch und die bevorzugten Günstlinge standen besondere Tische am Ende des Saales. Für die Gäste waren lange Bänke gerichtet, die mit Brokat und Samt bezogen waren. Für den Zaren war ein hoher thronartiger Stuhl bereit gestellt, der reich geschnitzt und mit Perlen und Diamanten geschmückt war. Der Stuhl ruhte auf zwei geschnitzten Löwen, und ein vergoldeter Zweiköpfiger Adler mit gespreizten Flügeln bildete seine Lehne. In der Mitte des Saales stand ein gewaltiger viereckiger Tisch mit einem aus eichenen Brettern gezimmerten Aufbau. Kräftig waren die dicken Bretter, kräftig die gedrechselten Beine des Tisches, — hatten sie doch einen ganzen Berg von goldenem und silbernem Geschirr zu tragen. Da gab es gegossene und getriebene Becken, die vier starke Männer nur mit Mühe an ihren geschweiften Griffen aufheben konnten, schwere Kellen, mit Perlen besetzte Becher, und ziselirte Schüsseln und Teller jeder Größe, Schalen aus Karneol, Becher aus Straußeneiern, Trinkhörner aus Büffelhörnern in Gold gefaßt. Und zwischen den Schüsseln und Krügen standen seltsame Humpen in der Gestalt von Bären, Löwen, Zähnen, Pfauen, Kranichen, Einhörnern und Straußen. Und all dies schwere Geschirr türmte sich zu einem hohen Bau empor, der mit seiner Spitze fast an die Decke des Saales stieß.

Feierlich, in der Reihenfolge ihres Ranges, betrat die glänzende Menge der Höflinge den Saal und nahm auf den Bänken Platz. Auf den Tischen stand noch nichts außer den Salzfüßern, Senf- und Pfeffernapfen, sonst kein Geschirr, auch keine Gerichte außer einer Vorspeise, bestehend aus kaltem Braten, der in Fastenöl bereitet war, sauren Gurken, Oliven und gesäuerter Milch in hölzernen Näpfen.

Die Opritschnik setzten sich, warteten aber mit dem Essen bis zum Erscheinen des Zaren.

Bald traten auch die Trugsassen paarweise in den Saal und stellten sich zu beiden Seiten des Thronsessels auf. Hinter den Trugsassen kamen der Haushofmeister und der Mundschenk.

Zuletzt ertönten Drometen, die Palastglocken läuteten, und herein trat mit langsamen Schritten der Zar selber.

Er war von hoher Gestalt, schlank und in den Schultern breit. Sein langes, bunt ornamentiertes Brokatgewand war am Hals ausschnitt und an den Säumen mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Er trug einen kostbaren Schmuck, dessen einzelne Glieder mit kleinen Emailmalereien verziert waren, — Darstellungen des Heilandes, der Mutter Gottes, der Apostel und Propheten. Ein großes Kreuz hing

ihm an goldener Kette auf die Brust herab. Die hohen Absätze seiner roten Saffianstiefel waren mit silbernen Hufeisen beschlagen.

Eine furchtbare Veränderung sah Nikita Romanowitsch im Antlitz Ioanns. Das regelmäßige Gesicht war immer noch schön. Aber die Züge waren härter geworden. Die Adlernase trat scharf hervor. Die Augen brannten in einer dunklen Glut, und in die Stirn hatten sich Falten eingegraben, die früher nicht gewesen waren. Am meisten erschrak der Fürst darüber, wie dünn Haar und Bart geworden waren. Ioann war fünfunddreißig Jahre alt, aber er erschien weit über vierzig. Der Ausdruck des Gesichtes war ein völlig anderer geworden. »So sieht ein Haus aus, nachdem es abgebrannt ist,« — dachte der Fürst. — »Noch stehen die nackten Wände, aber der Zierat ist abgefallen, die hohlen Fenster blicken mit unheilvollem Blick, und in den leeren Räumen wohnt das Grauen.«

Trotzdem konnte Ioann immer noch ungemein einnehmend aussehen, wenn er gnädig blickte. Sein Lächeln bezauberte sogar diejenigen, die ihn kannten und seine Übeltaten verabscheuten. Mit solch einem einnehmenden Äußern verband Ioann eine ungewöhnliche Rednergabe. Es kam vor, daß gerecht denkende Leute, wenn sie ihn reden hörten, von der Notwendigkeit seiner Maßnahmen überzeugt waren und, solange er sprach, an die Gerechtigkeit seiner Todesurteile glaubten.

Als Ioann den Saal betrat, stand alles auf und verneigte sich tief.

Er ging langsam zwischen den Reihen der Tische hindurch bis zu seinem Platz, blieb stehen, warf einen langen Blick auf die Versammlung und verneigte sich nach allen Seiten. Dann sprach er laut ein langes Gebet, bekreuzigte sich, segnete das Mahl und ließ sich auf seinen Sessel nieder. Alle, außer dem Mundschenk und sechs Trugsassen folgten seinem Beispiel.

Eine Schar von Dienern in violetten, goldgestickten Samtkaftans trat vor ihn hin, verneigte sich bis zur Erde und entfernte sich paarweise, um das Essen zu holen. Bald kehrten, sie zurück, auf goldenen Schüsseln zweihundert gebratene Schwäne tragend.

Damit begann das Mahl.

Serebrjannyjs Platz befand sich nicht weit vom Tische des Zaren. Man hatte ihn an einen Tisch mit den Landbojaren gesetzt, das heißt denjenigen, die nicht zur Opritschnina gehörten, aber ihrem hohen Range gemäß gewürdigt wurden, mit dem Zaren zusammen zu speisen. Einige von ihnen kannten Serebrjannyjs von früher her. Von seinem Platz aus konnte er den Zaren und alle, die mit ihm am Tische saßen, sehen. Schmerzlich bewegt verglich er den Ioann, den er vor fünf Jahren verlassen hatte, mit dem, der hier unter seinen neuen Günstlingen saß.

Seinen Tischnachbar kannte der Fürst von der Zeit her, ehe er nach Litauen gegangen war. Er wandte sich an ihn mit der Frage: »wer ist der Knabe, der rechter Hand vom Zaren sitzt? Er blickt so bleich und finster.«

»Das ist der Zarewitsch Ioann Ioannowitsch,« — erwiderte der Bojar und fügte, vorsichtig sich umsehend, im Flüsterton hinzu: »Sei Gott uns gnädig! Nicht nach dem Großvater ist er geschlagen, sondern nach dem Vater. Sein Herz ist voll

unkindlicher Grausamkeit. Von seiner Herrschaft haben wir nichts Gutes zu erwarten.«

»Und am Ende des Tisches jener junge Schwarzzügige, der so höflich aussieht? Seine Züge sind mir bekannt. Doch entsinne ich mich nicht, wo ich ihn gesehen habe.«

»Du hast ihn gesehen, Fürst, vor fünf Jahren, unter den Waffenträgern des Zaren. Aber weit ist er seitdem gekommen, und hoch noch wird ersteigen. Das ist Boris Feodorowitsch Godunow, der beliebteste Ratgeber des Zaren.« Und die Stimme noch mehr senkend, fuhr er fort: »Jener Rothaarige, Breitschultrige, der neben ihm sitzt, der auf keinen hinsieht und mit zusammengezogenen Brauen seinen Schwan zerlegt, — weißt du, wer das ist? Das ist Grigorij Lukjanowitsch Skuratow Bjelskij, mit dem Beinamen Maljuta. Er ist der Freund und Vertraute und Henker des Zaren. Hier im Kloster ist er, Gott verzeih die Sünde, zum geistlichen Vorsänger ernannt. Der Zar geht ohne ihn, so scheint es, keinen Schritt. Aber ein Wort von Godunow genügt, so geschehen die Dinge nach seinem Rat und nicht nach dem Rate Maljutas. Und jener dort, der Junge, der fast wie ein Mädchen aussieht, — jetzt eben schenkt er dem Zaren den Wein ein, — das ist Fedor Alexejewitsch Basmanow.«

»Der?« — fragte Serebrjannyj, in dem frauenähnlichen Jüngling denselben wiedererkennend, dessen Scherz ihm fast das Leben gekostet hatte.

»Derselbe. — Und wie der Zar ihn liebt! Als könnte er ohne ihn nicht leben. Aber um Rat fragt er auch ihn nicht. Um Rat wird nur Boris Godunow gefragt.«

»Ja,« — sagte Serebrjannyj, nachdem er Godunow längere Zeit betrachtet hatte, — »jetzt entsinne ich mich seiner. War er nicht früher beim Jagdtroß des Zaren?«

»So ist es, Fürst, er bediente den Köcher des Zaren. Keine hohe Stellung, sollte man meinen. Und doch gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Zaren auf sich zu lenken. Eines Tages während einer Jagd vergnügte man sich damit, mit Pfeil und Bogen zu schießen. Unter den Jagdteilnehmern befand sich der Gesandte des Chan, Dewlet-Mursa hieß er. Der war ein großer Bogenschütze, auf hundert Schritt traf er eine Tatarenmütze, die man auf einen Pflock gespießt hatte. Man war bereits nach dem Essen, und viele Humpen hatten die Runde gemacht. Da steht auf einmal der Zar auf und sagt: »Gebt mir meinen Bogen! Ich schieße nicht schlechter als der Tatar!« — Der Tatar lacht: »Ja, triff nur, Väterchen Zar. Was gilt die Wette? Ich setze einen Tabun von tausend Pferden. Und was setzest du da gegen?« — »Die Stadt Rjasan,« — erwidert der Zar und wieder holt: »Gebt mir meinen Bogen!« — Da stürzt Boris zum Troß, schwingt sich auf das Pferd, an dessen Sattel Bogen und Köcher des Zaren befestigt waren. Das Pferd stellt, schnaubt, beißt in die Zügel, und fort rast es mit seinem Reiter. Es entschwand uns aus den Augen. Wach einer Viertelstunde kam Boris zurück. Bogen und Köcher waren zerbrochen, die Pfeile alle verloren. Er selbst blutete an der Stirn. Er sprang vom Pferde und warf sich dem Zaren zu Füßen: »Ich bin schuld, Herr, ich konnte das Pferd nicht zügeln, es ging mit mir durch, Bogen und Pfeile sind hin!« — Des Zaren Rausch aber hatte schon begonnen zu schwinden. — »Nun,« — sagte er, —

»so sollst du, Ungeschickter, nicht mehr in meinem Jagdtroß dienen. Aber mit einem fremden Bogen werde ich nicht schießen!« — Seit diesem Tag begann Borissens Aufstieg, paß auf, Fürst, wie hoch der noch klettert! — Und was ist das für ein Mensch! Niemals drängt er sich vor, niemals hastet er, aber immer ist er zur Stelle. Niemals geht er gerade, niemals wird er des Zaren Wege kreuzen, immer hintenherum. Und in keine blutige Sache ist er verwickelt, mit keiner Hinrichtung hat er etwas zu tun. Um ihn sprudelt das Blut, aber er bleibt rein davon. Er ist immer der Unschuldige, und sogar zu den Opritschniki zählt er nicht.« -

Er nannte dem Fürsten noch mehrere andere: »Sieh, der da, der mit dem bösen Lächeln, das ist Alexej Basmanow, der Vater des Feodor. Und der dort einen Platz weiter sitzt, das ist Wassili Grjasnoi. Und neben ihm, Pater Ljowkij, Archimandrit von Tschudowsk, — verzeihe ihm Gott, — kein rechter Hirt der Kirche ist er, sondern ein Knecht aller weltlichen Gelüste.«

Der Fürst hörte mit Aufmerksamkeit, zugleich aber mit tiefem Kummer zu.

»Sag mir, Bojar,« — fragte er — »wer ist dieser etwa Dreißig jährige mit dem Lockenkopf und den schwarzen Augen? Jetzt eben leert er seinen vierten Humpen, der wahrlich nicht klein ist. Trinken kann er, das muß man sagen, aber der Wein scheint ihn nicht froh zu machen. Sieh nur, wie er die Stirn runzelt, und seine Augen sprühen Blitze. Ist er von Sinnen? Sieh, wie er mit dem Messer das Tischtuch zersticht.«

»Den, Fürst, müßtest du kennen. Gehörte er doch früher zu uns. Er hat sich freilich verändert seit der Zeit, da er zur Schande des ganzen Bojarenstandes unter die Opritschniki gegangen ist. Es ist der Fürst Afanasij Iwanowitsch Wjasemskij. Verwegen ist er, aber seinen Kopf wird er verlieren. Seit eine Schöne ihm das Herz schwer macht, ist er wie außer sich. Er achtet auf nichts, hört auf nichts, redet immerfort mit sich selbst wie ein Irrer und führt selbst vor dem Zaren die seltsamsten Reden. Aber er steht bei ihm in Gunst. Man sagt, aus unglücklicher Liebe habe er sich den Opritschniki verschrieben.«

Der Bojar beugte sich zu Serebrjannyj vor, um ihm noch mehr über Wjasemskijs zu erzählen, aber in diesem Augenblick trat einer der Trugsassen an den Tisch und sagte, indem er eine Schüssel Gebratenes vor Serebrjannyj hinstellte: »Nikita, der große Herrscher würdigt dich einer Schüssel von seinem Tisch!«

Der Fürst erhob sich und verneigte sich, wie die Sitte es forderte, tief gegen den Zaren.

Alle, die mit dem Fürsten an demselben Tische saßen, erhoben sich gleichfalls und verneigten sich gegen den durch diesen Gunstbeweis Ausgezeichneten. Serebrjannyj dankte jedem einzelnen durch eine Verbeugung. - Inzwischen war der Trugsatz zum Zaren zurückgekehrt und sagte, indem er sich bis zur Erde verneigte:

»Hoher Herrscher, Nikita hat die Schüssel empfangen, er schlägt vor dir mit der Stirn den Boden.«

Als die Schwäne verspeist waren, gingen die Diener paarweise hinaus und kehrten mit dreihundert gebratenen Pfauen zurück, deren Schwanzgefieder als ausgebreitete Fächer über den Schüsseln schwankten. Auf die Pfauen folgten Fische in Blätterteig, Hühnerpasteten, Piroggen mit Fleisch und mit Käse, Blinys verschiedenster Art und allerlei feines Gebäck. während die Gäste aßen, trugen die Diener Becher und Humpen mit verschiedenem Met auf. Da gab es Met aus Kirschen, Wachholderbeeren und Beerenknoblauch. Andere kredenzten verschiedene ausländische Weine: Rheinwein, Rumänischen und Muskateller. Besondere Tischaufseher gingen zwischen den Reihen hin und her und sorgten dafür, daß die Gäste richtig bedient wurden.

Dem Fürsten gegenüber saß ein alter Bojar, gegen den, wie man sagte, der Zar einen alten Groll hegte. Der Bojar sah sein Unheil voraus, wußte aber nicht, welcher Art es sein würde, und erwartete mit Ruhe sein Schicksal. Zum Erstaunen aller überbrachte ihm der Obermundschenk Fedor Basmanow eigenhändig eine Schale Weines.

»Wassilij,« — sagte er, — »der große Herrscher würdigt dich dieser Schale.«

Der Greis erhob sich, verneigte sich gegen Ioann und trank die Schale aus. Basmanow kehrte zum Zaren zurück.

»Wassilij hat den Wein getrunken, er schlägt vor dir mit der Stirn. Den Boden.«

Alle erhoben sich und verneigten sich gegen den Greis. Aber statt sich nun seinerseits gegen sie zu verneigen, stand er unbeweglich. Sein Atem stockte, er zitterte am ganzen Leib. Plötzlich färbten seine Augen sich blutrot, das Gesicht wurde blau, er wankte und schlug schwer auf den Boden hin.

»Der Bojar ist betrunken,« — sagte Ioann, — »man trage ihn hinaus!«

Ein Flüstern lief durch die Versammlung. Die Bojaren wechselten kurze Blicke und sahen dann, ohne ein Wort zu wagen, auf ihre Teller.

Serebrjannyj schauderte. Noch vor kurzem hatte er den Geschichten, die man von der Grausamkeit des Zaren erzählte, nicht geglaubt. Jetzt war er selber Augenzeuge einer solchen geworden.

»Erwartet nicht auch mich ein solches Geschick?« — dachte er. Unterdessen hatte man den Alten hinausgetragen, und das Festgelage nahm seinen Fortgang, als wäre nichts geschehen. Die Gusli ertönten, die Glocken läuteten, und die Höflinge unterhielten sich laut und lachten. Die Diener hatten ihre samtenen Röcke gegen brokatene vertauscht. Dieser Wechsel in der Tracht der Dienerschaft gehörte zum Prunk der zarischen Tafel. Jetzt wurden verschiedene kalte Fleischspeisen aufgetragen, Kraniche mit stark gewürztem Gemüse, gesalzene Hähne mit Ingwer, Hühner und Enten mit Gurkensalat. Hierauf kamen verschiedene Suppen, darunter Hühnersuppe von dreierlei Farbe: schwarze, weiße und gelbe. Nach der Suppe wurden Rebhühner mit Pflaumen gereicht, Gänse mit Hirse und Birkhühner mit Safran.

Darauf folgte eine Pause, während derer neue Getränke auf die Tische kamen, Johannisbeermet, »fürstlicher« und »bojarischer«, und von Weinen — Alikanter,

Basierwein und Malvasier.

Die Gespräche wurden lebhafter, das Lachen lauter. Die Köpfe begannen sich zu drehen. Serebrjannyj, die Gesichter der Opritschniki genau betrachtend, bemerkte an einem entfernteren Tisch einen jungen Mann, — denselben, der ihn vor dem Bären gerettet hatte. Der Fürst fragte seine Nachbarn, wie der junge Mann heiße, aber von den Bojaren kannte ihn keiner. Der junge Opritschnik saß, die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, nachdenklich da und nahm an der allgemeinen Heiterkeit nicht teil. Der Fürst wollte sich mit seiner Frage eben an einen vorübergehenden Diener wenden, da hörte er hinter sich sagen: »Nikita, der große Herrscher würdigt dich dieser Schale.«

Serebrjannyj zuckte zusammen. Hinter ihm stand, höhnisch lächelnd, Fedor Hasmanow und reichte ihm eine Schale mit Wein.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stand der Fürst auf, verneigte sich gegen den Zaren und leerte die Schale bis auf den letzten Tropfen. Alle sahen gespannt auf ihn hin. Er selber erwartete nichts anderes als seinen Tod und wunderte sich, daß er von der Wirkung des Giftes nichts spürte. Statt Todesschauern rann eine angenehme Wärme durch seine Adern, die die unwillkürliche Blässe von seinen Wangen vertrieb. Der Trank, den ihm der Zar gesandt hatte, war reiner alter Baster.

Dem Fürsten war es klar, daß Ioann entweder ihm seine Schuld verziehen hatte oder noch nichts von ihr wußte.

Schon hatte das Gelage vier Stunden gedauert, und noch war nicht die Hälfte der Speisen aufgetragen. Wahrlich, die zarischen Köche zeichneten sich an diesem Tage besonders aus. Noch nie war ihnen die Kalja, die Suppe aus Kaviar, Gänsefleisch und Gurken, so geraten. Die getrüffelten Nieren und Karaußen mit Hammelfleisch waren unübertrefflich. Besonders staunte man über die riesenhaften Fische, die im Eismeer gefangen und vom Solowetzki-Kloster lebend in ungeheuren Fässern hergeschickt worden waren. Der Transport hatte mehrere Wochen gedauert. Diese Fische hatten kaum Platz auf den silbernen und goldenen Becken, deren jedes von mehreren Bedienten hereingetragen wurde. Die erfinderischen Köche hatten an ihnen ihre ganze Kunst bewiesen. Die Störe und Sterlette waren so zerlegt und aufgeschnitten, daß sie wie große Zähne mit gespreizten Flügeln und wie geflügelte Drachen mit aufgesperrten Mäulern aussahen. Köstlich waren auch die Hasen in Teig, und so sehr sich die Gäste schon die Bäuche voll geschlagen hatten, so ließen sie doch keines der Gerichte vor über, weder die Rebhühner in Knoblauchtunke, noch die Lerchen in Zwiebeln und Safran.

Jetzt wurden auf einen Wink der Tischaufseher die Salzfässer und Pfeffernapfe weggeräumt, ebenso alle Fleischspeisen. Die Diener gingen paarweise hinaus und kehrten in neuer Gewandung zurück. Statt der weiten Brokatröcke trugen sie jetzt kurze weiße mit Zobel gesäumte und mit Silber bestickte Wämser aus weißem Samt. Diese Kleidung war noch schöner und reicher als die beiden vorhergegangenen. Sie trugen auf ihren Schultern einen fünf Pud schweren, aus

Zuckerwerk gegossenen Kreml, den sie auf den Tisch des Zaren stellten. Dieser Kreml war höchst kunstvoll gebaut, mit Mauern, Sinnen, Türmen, ja selbst mit allerlei Figürchen zu Fuß und zu Pferde. Ähnliche aber etwas kleinere Kreml, von etwa drei Pud, kamen auf die übrigen Tische. Nach den Kremln wurden gegen hundert geschmückte, vergoldete Bäumchen hereingetragen, an denen statt der Früchte Pfefferkuchen, Brezeln und allerlei Süßigkeiten hingen. Zu gleicher Zeit erschienen auf den Tischen Möwen, Adler und allerlei Getier aus Zuckerwerk. Zwischen den Städten und dem Getier erhoben sich Berge wirklicher Früchte, Apfel, Beeren und Nüsse. Aber niemand rührte mehr die köstlichen Früchte an. Man war bereits zu satt. Einige tranken noch ihre Becher leer, mehr aus Anstand als aus Durst. Andere schlummerten, den Kopf auf den Tisch gestützt. Viele lagen unter den Bänken. Alle ohne Ausnahme hatten die Gürtel gelockert und die Röcke aufgeknöpft. Die Natur eines jeden kam unverhüllt zum Vorschein.

Der Zar aß während des ganzen Mahles fast nichts. Er dachte nach, scherzte und sprach gnädig mit seiner Umgebung. Sein Gesicht veränderte sich auch gegen Schluß des Mahles nicht. Dasselbe konnte man von Godunow sagen. Boris Feodorowitsch verschmähte weder einen leckeren Bissen noch einen tüchtigen Schluck starken Weines. Er war fröhlich und unterhielt den Zaren und seine Günstlinge durch sein kluges Gespräch, aber kein einziges Mal vergaß er sich, verlor er seine Haltung. Seine Züge zeigten jetzt wie auch zu Beginn des Mahles ein eigentümliches Gemisch von durchdringendem Verstande, wohlüberlegter Bescheidenheit und Selbstbewußtsein. Einen schnellen Blick über die Schar der betrunkenen und schläfrig gewordenen Höflinge hinwerfend, lächelte er ein verstecktes Lächeln, und Verachtung zuckte um seinen jungen Mund.

Der Zarewitsch Ioann trank viel, aß wenig, schwieg, hörte zu und fiel dann plötzlich den Sprechern mit irgendeinem anmaßenden oder kränkenden Scherz in die Rede. Vor allem hatte er es auf Maljuta abgesehen, obwohl dieser durchaus nicht den Eindruck eines Menschen machte, der sich Spott gefallen ließ. Maljutas Äußeres konnte dem Furchtlosesten Schrecken einjagen. Seine Stirn war niedrig und gedrückt, das Haar setzte dicht über den Augenbrauen an. Dagegen waren die Backenknochen und Kiefer ungeheuer entwickelt. Der Schädel, vorne eng, wölbte sich nach dem Hinterkopf zu wie ein breiter Kessel, und hinter den Ohren buckelten sich solche Vorsprünge, daß die Ohren selbst wie eingesunken erschienen. Die Augen von unbestimmter Färbung blickten niemals jemanden gerade an, aber furchtbar war es, in ihren trüben Blick zu geraten. Es schien, als ob gar kein höheres Gefühl, kein Gedanke, der über den Kreis tierischer Gelüste hinausreichte, jemals diesem engen Hirn entsprang, das vom dicken Schädel und der dichten Bürste der Haare bedeckt war. Im Ausdruck dieses Gesichtes lag etwas Unbarmherziges, alle Hoffnung Vernichtendes. Wer ihn ansah, mußte fühlen, daß hier jedes Bemühen, eine menschliche Regung zu suchen, vergeblich wäre. In der Tat hatte er sich innerlich von allen abgesondert, verschmähte jede Freundschaft, war allein und wollte es sein. Er hatte aufgehört ein Mensch zu sein, hatte aus sich einen Hund des Zaren gemacht, einen Hund, der jederzeit bereit war, unbedenklich jeden zu zerreißen, auf den ihn zu hetzen seinem Herrn beliebte.

Seine einzige lichte Seite war die heiße Liebe zu seinem Sohn, dem jungen Maxim Skuratow, aber es war die Liebe eines wilden Tieres, ob sie auch bis zur Selbstverleugnung ging. Verstärkt wurde diese Liebe noch durch seinen Ehrgeiz. Selber aus niederem Stande emporgestiegen, ein Mensch aus den Tiefen, ward er beim Anblick von angeborenem Glanz und ererbter Vornehmheit gequält von Neid, und so sann er darauf, wenigstens seine Nachkommenschaft zu erhöhen. Darin sollte sein Sohn den Anfang machen. Der Gedanke, sein Knabe Maxim, den er um so glühender liebte, als er andre verwandtschaftliche Beziehungen nicht kannte, würde in den Augen des Volkes stets geringer geachtet werden als jene Bojaren, die er, der Vater, zu Dutzenden hingerichtet hatte, — dieser Gedanke versetzte ihn in Raserei. So ging er darauf aus, sich durch Gold Ehren zu erkaufen, die ihm von Geburt versagt waren, und mit teuflischem Vergnügen rächte er sich an den verhaßten Bojaren, indem er sich das Gut derer, die er köpfte, aneignete, und, steigend in der Gunst des Zaren, wollte er vor allem seinen Sohn mit hinaufziehen. Aber auch abgesehen von dieser Berechnung war Blut ihm Bedürfnis und Genuß. Die Chroniken erzählen, manches Mal nach einer Hinrichtung habe er die Körper der Opfer mit dem Beil zerhackt und die Stücke den Hunden vorgeworfen. Trotz geistiger Beschränktheit war er im höchsten Grade schlau, im Kampf von unbezähmbarem Mut. Und wie jeder Sklave, der zu hohen Ehren gelangt ist, war er argwöhnisch gegen jedermann, und eine einmal erlittene Kränkung vergaß er nie.

Solch ein Mensch war der, über den der Zarewitsch sich in so unvorsichtiger Weise lustig machte.

Ein besonderer Anlaß gab dem jungen Ioann Ioannowitsch den Stoff für seine Spötteleien. Maljuta, gequält von Neid und Ehrgeiz, strebte seit langem nach dem Titel eines Bojaren. Jedoch der Zar, der in manchen Fällen die alten Sitten achtete, wollte den höchsten russischen Stand durch die Person eines emporgekommenen Günstlings nicht erniedrigen und schenkte seinen halb versteckt vorgebrachten Wünschen keine Beachtung. Da hatte Maljuta beschlossen, gerade auf sein Ziel loszugehen. Am Morgen dieses Tages hatte er sich vor dem Zaren, als dieser aus seinen Gemächern heraustrat, mit der Stirn auf den Boden geworfen, seine Verdienste aufgezählt und zum Lohn dafür um die Bojarenmütze, das äußere Zeichen des Ranges, gebeten. Ioann hatte ihn geduldig angehört, dann gelacht und ihn einen Hund genannt. Jetzt bei Tisch erinnerte der Zarewitsch den Enttäuschten an seinen vergeblichen Kniefall. Wenn der Zarewitsch Maljuta besser gekannt hätte, so hätte er ihn nicht daran erinnert.

Maljuta schwieg und wurde bleich. Der Zar bemerkte mit Mißvergnügen das feindselige Verhältnis zwischen seinem Sohn und Maljuta. Um das Gespräch zu wechseln, wandte er sich an Wjasemskij.

»Afanasij,« — sagte er halb freundlich, halb spöttisch, — »wie lange noch wird der Gram deine Stirn furchen? Ich erkenne meinen braven Opritschnik nicht wieder. Hat gar am Ende die Liebe, die arge Schlange, dich ganz vergiftet?«

»Wjasemskij ist kein Opritschnik,« — warf der Zarewitsch ein. — »Er seufzt wie ein junges Mädchen. Du, Väterchen Zar, solltest ihn in einen Weiberrock stecken und ihm den Bart scheren lassen wie dem Fedjka Basmanow. Oder du solltest ihm befehlen, im Chor der Gusljaren mitzusingen. Solch ein Saiteninstrument wird besser in seine Hand passen als der Säbel.«

»Zarewitsch!« — schrie Wjasemskij auf, — »wenn du fünf Jahre älter und nicht das Söhnchen des Zaren wärest, so wollte ich dich zum Zweikampf auf dem Troizkaja Platz in Moskau herausfordern. Dort wollte ich mich mit dir messen, und dann würde Gott selber richten, wer besser den Säbel führt, und wer besser auf der Gusli spielt.«

»Afanasij,« — sagte der Zar streng, — »vergiß nicht, vor wem du hier deine Reden führst.«

»Was denn, Väterchen, Herr Iwan Wassiljewitsch,« — er widerte Wjasemskij frech, — »habe ich mich vor dir vergangen, so befehl, mir den Kopf abzuschlagen, aber vom Zarewitsch lasse ich mir keine Schmach antun.«

Ioann, der um der Kühnheit willen dem Ungestümen seine Ausfälle verzieh, milderte jetzt seine Stimme. »Nein,« — sagte er, — »noch wollen wir dem Afanasij den Kopf nicht abschlagen. Mag er noch eine weile seine Pflicht im Dienste des Zaren tun. Ich will dir aber, Afanasij, ein Märlein erzählen, das mir in voriger Nacht der blinde Filska erzählt hat:

»Im wunderschönen Rostow lebte einst ein schmucker junger Bursch. Aljoscha Popowitsch hieß er. Mehr als sein Leben liebte er die junge Fürstin, — ihres Namens entsinne ich mich nicht. Aber sie war verheiratet mit dem alten Tugarin Smijewitsch, und so sehr Aljoscha Popowitsch auch um sie warb, er erhielt von ihr nichts als Absagen. — Nicht liebe ich dich, du junger schmucker Bursch, ich liebe nur meinen Mann, den alten Smijewitsch. — Gut, — sagte Aljoscha, — du wirst auch mich lieben, du mein weißer Schwan. — Zwölf seiner guten Diener nahm er mit sich, brach in das Haus des Smijewitsch ein und raubte ihm sein junges Weib. — Recht so! — sprach das Weib, — du hast es verstanden, mich zu lieben, hast verstanden, mich mit dem Schwert zu gewinnen, und dafür liebe ich dich mehr als mein Leben, mehr als die ganze Welt, mehr als meinen alten häßlichen Mann, den Smijewitsch!«

»Nun Afanasij« — fragte der Zar und sah Wjasemskij scharf in die Augen, — »wie gefällt dir das Märlein des blinden Silka?«

Wjasemskij hatte den Worten des Zaren gierig gelauscht. Sie waren ihm in die Seele gefallen wie Funken in einen Strohhaufen. Die Leidenschaft flammte auf, wie Feuer und Rauch flammte es vor seinen Augen.

»Afanasij,« — fuhr der Zar fort, — »ich reise in diesen Tagen nach Susdalj ins Kloster, du aber reite nach Moskau, geh zum Bojaren Druschina Morosow, — frage ihn nach seiner Gesundheit, sage ihm, ich hätte dich geschickt, die Ungnade, die ich über ihn verhängt habe, aufzuheben. — Und nimm,« — fügte er bedeutungsvoll hinzu, — »recht viele Opritschniki mit, — des größeren Ansehens wegen!«

Serebrjannyj sah von seinem Platz aus, wie Wjasemskijs Gesicht sich veränderte, wie eine wilde Freude in seinen Augen aufblitzte, aber er verstand kein Wort von dem, was Wjasemskij und der Zar miteinander sprachen. Hätte er erraten, worüber jener sich so wild freute, er hätte, die Anwesenheit des Zaren vergessend, einen der Säbel von der Wand gerissen und hätte Wjasemskij den ungestümen Kopf gespalten. Den eigenen Kopf hätte er drangesetzt, und er hätte ihn verloren, — aber ihn retteten die klingenden Gusli, die läutenden Glocken des Palastes und das laute Gespräch der Tischgenossen. Denn in diesen Tönen gingen die Worte unter und blieben unverstanden von ihm. —

Ioann erhob sich. Die Höflinge summten wie aufgescheuchte Bienen, wer noch auf den Füßen stehen konnte, stand auf, und der Reihe nach begannen die Gäste dem Zaren zu nahen, um aus seinen Händen getrocknete Pflaumen entgegenzunehmen, die er an seine Brüderschaft verteilte.

In diesem Augenblick drängte sich durch die Menge ein Opritschnik, der beim Mahle nicht dabeigewesen war. Er trat auf Maljuta Skuratow zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Maljutas Gesicht wurde rot vor Zorn. Diese Röte entging dem alles sehenden Auge des Zaren nicht, und er verlangte Aufklärung.

»Herr!« — schrie Maljuta, — »ein Unerhörtes ist geschehen. Verrat! Ein Hund wider deine Herrlichkeit!«

Bei dem Worte »Verrat« wurde der Zar bleich, und seine Augen begannen zu funkeln.

»Herr,« — fuhr Maljuta fort, — »vor ein paar Tagen habe ich eine Abteilung der Opritschniki in die Umgegend von Moskau geschickt, damit sie dort nach dem Rechten sehen sollten, ob deine kaiserlichen Befehle überall richtig befolgt werden. Da hat ein unbekannter Bojar mit seinen Knechten meine Leute überfallen. Viele sind getötet worden, und mein Abteilungsführer ist schwer verwundet. Er selbst ist hier, er steht draußen. Befiehst du, ihn zu rufen?«

Der Zar warf einen Blick auf die Gesichter der Opritschniki, auf allen las er den Ausdruck des Zorns und des Unwillens. Da malte sich auf seinen Zügen eine seltsame Freude, und er sagte mit ruhiger Stimme:

»Man rufe ihn.«

Die Menge machte Platz, und herein trat mit verbundenem Kopf Matwej Chomjak.

Neuntes Kapitel

Das Gericht.

Chomjak hatte das Blut von seinem Gesicht nicht abgewaschen, hatte noch absichtlich Verband und Kleidung mit Blut beschmiert: Der Zar sollte sehen, wie man seinen Diener geschlagen hatte.

Jetzt ging er auf Ioann zu, fiel vor ihm nieder und erwartete knieend die Erlaubnis zu sprechen.

Alles blickte neugierig und gespannt auf Chomjak. Der Zar löste als erster das Schweigen.

»Wen klagst du an?« — fragte er, — »wie geschah dies? Erzähle.«

»Wen ich anklage, weiß ich selbst nicht, rechthgläubiger Zar! Nicht hat er, der Hund, mir seinen Namen genannt. Ich lieg vor dir im Staub und schwöre, so wahr ich gekämpft habe und verwundet bin, daß ein Unbekannter ruchlos mich geschlagen hat.«

Die allgemeine Spannung wuchs. Man lauschte mit angehaltenem Atem. Chomjak fuhr fort:

»Wir kamen auf unserem Ritt ins Dorf Medwedjewka, als plötzlich sie, die Verdammten, Gott weiß woher, über uns herfielen wie der Schnee aufs Haupt. Ein Dutzend unserer Leute haben sie erschlagen und erstochen, die übrigen haben sie gebunden. Und ihr Bojar, der Räuber, wollte uns alle hängen, und zwei Strauchdiebe, die wir gefangen hatten, hat er befreit und losgelassen.«

Chomjak schwieg und rückte an seiner blutigen Binde. Ein ungläubiges Murmeln lief durch die Menge der Umstehenden. Der Bericht klang gar zu unwahrscheinlich. Auch der Zar zweifelte an der Wahrhaftigkeit des Erzählers.

»Sprichst du auch die Wahrheit, mein Kindchen?« — fragte er, Chomjak mit seinem Adlerblick durchbohrend, — »oder ist es in deinem Kopf vielleicht nicht mehr ganz richtig? Vielleicht hast du dir deine Wunden bloß beim Branntwein geholt.«

»Ich bin bereit, das Kreuz darauf zu küssen, Herr, ich bürge mit meinem Kopf dafür, daß ich nicht lüge.«

»Und warum hat er dich denn doch nicht aufgehängt, der unbekannte Bojar?«

»Er muß es sich wohl anders überlegt haben. Keinen hat er gehängt. Aber uns alle hat er mit Ruten peitschen lassen.« wieder lief ein Murmeln durch die Versammlung.

»Wieviele wart ihr denn in eurem Trupp?«

»Fünfzig Mann, Herr, ich war der Einundfünfzigste.«

»Und wieviele waren denn der andern?«

»Ich will nichts leugnen, Herr, drüben waren weniger, viel leicht waren es zwanzig, oder dreißig.«

»Und ihr habt euch binden und verprügeln lassen wie die alten Weiber? was für eine Schüchternheit war denn in euch gefahren? Waren euch die Hände abgetrocknet oder war euch der Mut in die Fußsohlen gefahren? wahrhaftig, dies ist lächerlich! Und was ist das für ein Bojar, der am hellen lichten Tag meine Opritschniki überfällt? Dies kann nicht sein! Mag sein, es gibt welche, die gern die Opritschnina abgeschafft hätten, aber die haben sich die Finger verbrannt. Auch mich hätten sie gerne gefressen, aber ihre Zähne waren zu stumpf. Höre: wenn ich dir glauben soll, so nenne mir den Bojaren, oder gestehe deine Lüge ein. Und wenn du ihn nicht nennst und deine Lüge nicht eingestehst, so wird es dir nicht gut er gehen, mein Kindchen!«

»Herr du meine Hoffnung!« — rief der Opritschnik mit fester Stimme, — »Gott hört, daß ich die Wahrheit rede. Mich zu töten, steht in deiner Macht. Nicht fürchte ich den Tod, die Unwahrheit fürchte ich, — das wird dir jeder bezeugen, der mich kennt.«

Hier sah er die Umstehenden an, als erwarte er von ihnen eine Bestätigung. Plötzlich begegnete sein Blick dem Blicke des Fürsten Serebrjannyj.

Was ging bei dieser Begegnung der Blicke in des Chomjak Seele vor? Erstaunen, Zweifel und schließlich boshafte Freude malten sich auf seinen Zügen.

»Herr, Zar!« — rief er und stand auf, — »wenn du wissen willst, wer über uns hergefallen ist, wer meine Kameraden getötet und uns alle mit Ruten hat schlagen lassen, so befiehl diesem Bojaren da, seinen Namen zu nennen!«

Aller Augen richteten sich auf Serebrjannyj. Der Zar zog die haarlosen Augenbrauen zusammen und senkte seinen Blick in das Antlitz des Fürsten, sagte aber kein Wort. Nikita Romanowitsch stand unbeweglich, ruhig aber bleich.

»Nikita,« — sagte endlich der Zar, langsam jedes Wort betonend, — »komm hierher! Steh mir Antwort, kennst du diesen Menschen?«

»Ich kenne ihn, Herr.«

»Hast du ihn und seine Kameraden überfallen?«

»Zar, dieser Mensch und seine Kameraden haben selber das Dorf überfallen.«

Chomjak fiel dem Fürsten ins Wort. Um den Feind zu vernichten, war er entschlossen, sich selber nicht zu schonen.«

»Zar,« — rief er, — »hör nicht auf den Bojaren! Darum speit er seinen Dreck auf mich, weil ich ein kleiner Mann bin. Er ist groß, ich bin klein, das gibt einen ungleichen Streit. Aber befiehl, meine Kameraden zu verhören, oder befiehl uns beide, ihn und mich, zu foltern. Dann wird es sich zeigen, auf wessen Seite das Recht ist.«

Serebrjannyj sah Chomjak verächtlich an.

»Zar,« — sagte er, — »ich verheimliche nicht, was ich getan habe. Ich bin über diesen Menschen hergefallen, habe befohlen, ihn und seine Kameraden zu peitschen, habe befohlen . . . «

»Genug!« — unterbrach ihn Ioann streng. »Antworte auf mein Verhör! wußtest du, als du sie angriffest, daß es meine Opritschniki sind.«

»Ich wußte es nicht, Herr.«

»Aber als du sie hängen lassen wolltest, hatten sie da sich dir genannt?«

»Sie hatten sich genannt, Herr.«

»Warum hast du es dir nachher anders überlegt und ließest sie nicht hängen?«

»Damit deine Richter sie erst verhören sollten, Herr.«

»Warum hast du sie denn nicht gleich zu meinen Richtern geschickt?«

Serebrjannyj fand nicht sofort eine Antwort. Der Zar bohrte seinen prüfenden Blick in ihn hinein, als wollte er bis in den Grund seiner Seele hinabblicken.

»Du hast,« — sagte er — »dir's überlegt, sie zu hängen? weil sie sich dir als Leute des Zaren zu erkennen gaben, — aber,« fuhr der Zar mit steigendem Zorne fort, — »du hast sie mit Ruten peitschen lassen, wo du bereits wußtest, daß es meine Leute sind.«

»Herr!« —

»Genug!« — donnerte Ioann. — »Das Verhör ist beendet. — Ihr, meine Brüderschaft,« — wandte er sich an seine Günstlinge — »sagt mir, was hat der Bojar verdient? Sprecht, ich will wissen, was jeder darüber denkt.«

Seine Stimme klang beherrscht, aber sein Blick sprach deutlich, daß er in seinem Herzen das Geschick des Fürsten schon entschieden hatte. Und wehe dem, dessen Urteil milder ausfallen würde, als seines.

»Sprecht, Leute!« — wiederholte er, die Stimme erhebend, — »was hat der Fürst Nikita verdient?«

»Den Tod,« — antwortete der Zarewitsch. »Den Tod,« — wiederholten Skuratow, Grjasnoi, der Pater Ljowkij und die beiden Basmanows.

»So werde ihm der Tod zuteil,« — sagte Ioann kalt. — »Es steht geschrieben: wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen. — Führt ihn hinaus.«

Serebrjannyj verneigte sich schweigend gegen Ioann. Einige Bewaffnete umringten ihn sofort und führten ihn aus dem Saal hinaus.

Viele Neugierige folgten, um die Hinrichtung mit anzusehen. Andere blieben noch im Saal zurück. Ein dumpfes Gemurmel ging durch den Raum. Mit feierlicher Miene wandte sich der Zar an die Opritschniki.

»Meine Brüderschaft —« sagte er, — »war mein Urteil gerecht?«

»Gerecht, gerecht,« — riefen die ihn Umgebenden.

»Gerecht, gerecht,« — wiederholten die Fernerstehenden.

»Nicht gerecht,« — sagte eine Stimme.

Alles wandte sich nach der Stimme um.

»Wer hat dies gesagt? — wer hat dies Wort gesprochen? — wer meint, daß das Zarenurteil nicht gerecht sei?« — fragten verschiedene Stimmen.

Auf allen Gesichtern war Erstaunen, aller Augen funkelten vor Entrüstung. Nur einer, der Grimmigste von allen, zeigte keinen Zorn. Maljuta war blaß wie der Tod.

»Wer sagt, mein Urteil sei nicht gerecht?« — fragte Ioann, seinen Zügen den allgerleichmütigsten Ausdruck aufzwingend.

»Wer dies gesagt hat, trete vor mein Angesicht.«

»Herr,« — rief in höchster Aufregung Maljuta, — »unter deinen getreuen Dienern sind jetzt viele Betrunkene, viele, die nicht wissen, was sie reden. Forsche nicht nach diesem Lumpen. wenn er nüchtern wird, glaubt er selbst nicht mehr, daß er so etwas gesagt hat!«

Der Zar blickte Maljuta mißtrauisch an. »Pater Vorsänger,« — sagte er mit bösem Lächeln, — »seit wann bist du so mild in deinem Herzen?«

»Herr,« — antwortete Maljuta, — »laß ab . . .« Aber schon war es zu spät.

Der Sohn Maljutas trat vor und stand in ehrfürchtiger Haltung vor Ioann. Es war Maxim, derselbe Opritschnik, der den Fürsten vom Bären errettet hatte.

»Also du, Maximuschka,« — sagte Ioann, — »tadelst mein Urteil?« — dabei blickte er abwechselnd Vater und Sohn an. — »Also sage mir, Maximuschka, warum ist mein Urteil nicht nach deinem Herzen?«

»Darum, Zerr, weil du den Fürsten nicht angehört hast. Weil du ihm nicht die Möglichkeit gabest, sich vor dir zu rechtfertigen, und ihn nicht einmal gefragt hast, wofür er den Chomjak hängen wollte.«

»Hör nicht auf ihn, Herr, —« flehte Maljuta, — »er ist betrunken, du siehst, wie betrunken er ist. Fort, du Lump, wie kann man sich nur so besaufen. Fort, schlaf dich aus.«

»Maxim hat weder Wein noch Met getrunken,« — bemerkte boshaft der Zarewitsch, — »ich habe ihn die ganze Zeit beobachtet. Er hat nicht einmal genippt.«

Maljuta warf dem Zarewitsch einen Blick zu, vor dem jeder andre erbebt wäre. Aber der Zarewitsch hielt sich für unerreichbar. Er, der zweite Sohn des Schrecklichen, Erbe des Thrones, vereinigte in seinem Gemüt fast alle Laster des Vaters, und die bösen Beispiele erstickten in ihm mehr und mehr alles Gute. Ioann Ioannowitsch kannte kein Mitleid.

»Ja,« — fügte er lächelnd hinzu, — »Maxim hat bei Tisch weder gegessen noch getrunken, unser Leben gefällt ihm nicht, und die ganze Opritschnina ist nicht nach seinem Geschmack.«

Während dieser Szene hatte Boris Godunow kein Auge vom Zaren verwandt. Er kannte, so schien es, jede Zuckung und jede Regung dieses Gesichtes und leise, von keinem bemerkt, schlich er sich aus dem Saal.

Maljuta wälzte sich dem Zaren vor die Füße. »Vater!« rief er. »Herrscher du, Iwan Wassiljewitsch,« — und dabei faßte er den Saum des zarischen Gewandes, — »heute Morgen habe ich alter Narr, ich ungehobeltes Brett dich um die Bojarenmütze gebeten, wo hatte ich nur meinen Verstand, wie konnte ich elender Knecht auf solche Gedanken kommen? Vergiß, Herr, meine dummen Worte. Laß den Gold-Kaftan herunterreißen von mir. Gib mir ein Kleid von Lindenbast, — aber schone den Maxim. Vergib ihm seine Schuld. Jung ist er, Herr, und töricht. Er

weiß nicht, was er spricht! Und wenn du Einen richten willst, so richte mich, warum habe ich Narr, dem Sohn erlaubt, sich zu betrinken. Erlaube mir Herr, meinen dummen Kopf auf den Block zu legen. Befiehl, so will ich selber Hand an mich legen.«

Sein Gesicht war verzerrt, und aus den Zügen, die nie etwas anderes ausgedrückt hatten als viehische Roheit, schrie jetzt die Verzweiflung.

Der Zar lachte. — »Es wird keiner geköpft, weder du, noch dein Sohn. Maxim hat recht.«

»Wie, — Maxim hat recht?« — rief Maljuta. Aber das freudige Erstaunen, das sich in einem törichtem Lächeln ausdrücken wollte, verschwand sofort wieder aus seinem Gesicht, denn er glaubte, der Zar habe nur gespottet.

Dieser schnelle Wechsel seines Ausdrucks brachte den Zaren abermals zum Lachen.

»Maxim hat recht,« — wiederholte er, seine beherrschte Haltung wieder annehmend. — »Ich bin zu schnell gewesen. Es kann nicht sein, daß Serebrjannyj mir mit Willen etwas Böses zu fügen wollte. Ich entsinne mich seiner noch von früher her, ehe er nach Litauen ging. Und ich habe ihn immer geliebt. Er war mir ein getreuer Knecht. Das seid ihr nicht, Verdammte!« — wandte er sich an Grjasnoi und an die Basmanows. — »Ihr, die ihr mich immer dazu treibt, Blut zu vergießen. Habt ihr an den Morden denn noch nicht genug? Mußtet ihr auch meinen guten Bojaren opfern? was steht ihr da, ihr Bestien! Lauft, haltet die Hinrichtung auf. Doch nein! — Es ist wohl schon zu spät. Sein Kopf wird schon gefallen sein. Aber ihr alle werdet mir für sein Blut büßen.«

»Es ist noch nicht zu spät, Herr —« sagte Godunow, der in den Saal zurückgekehrt war. »Ich habe befohlen, noch ein wenig zu warten. Denn ich kenne deine Gnade und weiß, daß du zuweilen dem Schuldigen verzeihst. Serebrjannyj hat seinen Kopf auf den Block gelegt. Der Scharfrichter hat sich bereits die Ärmel aufgestreift und erwartet deinen Befehl.«

Das Gesicht Ioanns hellte sich auf.

»Boris,« — sagte er, — »komm her. Du mein guter Diener. Du allein kennst mein Herz. Du allein weißt, daß wenn ich Blutvergieße, dies nicht zu meiner Freude geschieht, sondern nur um den Verrat zu vernichten. Du hältst mich nicht für einen Bluthund. — Komm her, mein Sohn, laß dich umarmen.«

Godunow verneigte sich, der Zar küßte ihn auf die Stirn,

»Komm auch du her, Maxim. Du darfst meine Hand küssen. Du ißt an meinem Tisch, und sprichst doch die Wahrheit. So tue dies auch fürder. — Man reiche ihm einen Zobelpelz.«

Maxim verneigte sich bis zur Erde und küßte die Hand des Zaren.

»Was für eine Löhnung erhältst du?« — fragte Ioann.

»Ich bin den gewöhnlichen Soldaten gleichgestellt, Herr!«

»So stelle ich dich den Vorgesetzten gleich. Aber ich sehe, du hast noch etwas auf der Zunge. Sprich ohne Scheu, bitte um was du willst.«

»Herr! Nicht habe ich deine große Gnade verdient. Unwürdig, bin ich des reichen Kleides, Nur um eines bitte ich dich, Herr! Schick mich in den Krieg nach Litauen. Schick mich nach Livland, Oder, Herr, schick mich nach Rjasan, die Tataren zu schlagen.«

Etwas wie ein Mißtrauen zuckte in den Augen Ioanns auf.

»Hast du so große Lust zum Krieg, mein Bürschlein? Oder bist du des Lebens in der Sloboda überdrüssig?«

»Ich bin es überdrüssig, Herr.«

»Und warum?« — fragte Ioann, dem Knaben scharf in die Augen blickend.

Maljuta kam seinem Sohn mit der Antwort zuvor — »Herr,« sagte er, — »er will sich deine Gnade verdienen. Er möchte gern die Auszeichnung der goldenen Kette aus deinen Händen empfangen. Er hat ein junges, heißes Blut, Herr. Und darum will er gegen die Tataren und die Deutschen.«

»Nicht dies ist sein Verlangen,« — fiel der Zarewitsch ein. — »Nichts weiter ist es, als Eigensinn: »Ich will nicht Opritschnik sein, und so werde ich es nicht sein. Nach meinem Sinne will ich leben, und nicht nach dem des Zaren,« — so denkt er.«

»Aha,« — sagte Ioann spöttisch. — »So willst du, Maximuschka, stärker sein als ich? Seht doch den jungen Recken! willst du nicht Opritschnik sein, so kann ich dich auch woandershin stecken.«

»Ach Herr,« — beeilte sich Maljuta zu sagen, — »wohin du auch den Maxim stecken magst, überall wird er dir getreulich dienen. — Aber geh jetzt nach Haus, Maxim. Es ist schon spät, Sage der Mutter, sie möge nicht auf mich warten. Wir haben da eine Sache im Gefängnis vor: die Kolytschewy werden gefoltert. Geh, Maxim, geh!«

Maxim ging, der Zar befahl Serebrjannyj zu rufen. Die Opritschniki führten den Fürsten mit gebundenen Händen herein. Den Kaftan hatte er abgelegt, der Hemdkragen war zurückgeschlagen. Hinter dem Fürsten schritt, mit aufgestreift Hemdärmeln, das blinkende Beil in der Hand, Terjoschka, der erste der Scharfrichter. Terjoschka kam darum mit, weil er nicht wußte, ob der Fürst begnadigt oder nur auf eine andere Weise hingerichtet werden sollte.

»Komm hierher, Fürst,« — sagte Ioann. — »Meine braven Burschen hatten es ein bißchen eilig mit dir. Sei darum nicht böse, das ist so ihre Art: die Glocken zu läuten, ohne erst nach der Uhr zu sehen. Sie überlegen sichs nicht, daß man einen Menschen zwar schnell hinrichten kann, daß man aber den Kopf, ist er erst hinuntergefliegen, nicht wieder ansetzen kann. Wäre Boris nicht gewesen, sie hätten dich schon ins Jenseits befördert. Und niemand wäre dagewesen, um über den Chomjak Auskunft zu geben. Erzähl uns mal, warum bist du denn über ihn hergefallen?«

»Darum, Herr, weil er selber über unschuldige Leute im Dorf herfiel. Ich wußte nicht, daß er dein Diener sei, und hatte noch nie etwas von der Opritschnina

gehört. Und da betraf ich ihn dabei, wie er mit seinen Leuten sich auf das unglückliche Dorf stürzte und Unschuldige erschlagen wollte.«

»Aber wenn du gewußt hättest, daß es meine Diener sind, hättest du sie auch dann geschlagen?«

Der Zar sah den Fürsten durchdringend an. Dieser sagte nach kurzer Überlegung:

»Ich hätte sie auch dann geschlagen, Herr. Denn ich hätte nicht geglaubt, daß sie auf deinen Befehl hin solche Übeltaten begehen.«

Ioann bohrte einen finsternen Blick in ihn hinein und sagte lange nichts. Endlich sprach er:

»Gut ist deine Antwort, Nikita. — Nicht darum habe ich in Rußland die Opritschnina errichtet, damit Unschuldige unter ihr leiden sollen. Nichts anderes sind meine Wächter als gute Hunde, die meine Schäfchen vor den schnaubenden Wölfen bewahren sollen, auf daß ich einst am Tage des Jüngsten Gerichts vor Gott hintreten kann und sagen: »Hier bin ich, Herr, und meine Kinder, die du, Gott, mir gegeben hast.« — Gut ist deine Antwort. Der ganzen Welt will ich es verkünden: Nur du und Boris, ihr beide, kennt mich wirklich. Die Andern verstehen mich alle falsch: sie nennen mich einen Bluthund und wissen nicht, daß, während ich Blut vergieße, ich selber von Tränen überströme. Das Blut sehen alle, denn es ist rot und sehr bemerklich. Aber niemand sieht die Tränen meines Herzens, denn farblos tropfen sie auf meine Seele, wie brennendes Harz, und glühen und fressen sich hinab bis in den Grund.« (Und bei diesen Worten erhob der Zar den Blick wie in innigster Betrübniß.) »wie Hiob über seine Kinder weinte, so weine ich, der Sündenreiche, über die Frechen und Übeltäter in meinem Lande. Gut ist deine Antwort, Nikita. Deinen Mißgriff verzeihe ich dir. Löst ihm die Fesseln. Du, Terjoschka, kannst gehen, wir brauchen dich nicht . . . oder nein, warte noch ein bißchen!«

Ioann wandte sich jetzt an Chomjak: »Antworte!« — sagte er drohend, — »was habt ihr, nach eurer frevlen Art im Dorfe getan?«

Chomjak warf erst einen Seitenblick auf Terjoschka, dann auf Serebrjannyj, und kratzte sich den Hinterkopf.

»Wir haben eine kleine Hetzjagd unternommen,« — antwortete er halb schlau, halb frech. — »Das läßt sich nicht leugnen. Wir haben uns schuldig gemacht, Herr, dadurch, daß wir uns einen Spaß mit den in deiner Ungnade Stehenden erlaubt haben. Denn das Dorf Medwedjewka gehört ja dem Bojaren Morosow.«

Die drohende Miene auf dem Antlitz Ioanns verschwand. Er lächelte. — »Haben dir die fürstlichen Prügel geschmeckt?« — fragte er. — »Nun, so mögen sie dir genügen. Also will ich auch dir vergeben. Du kannst gehen, Terjoschka, — du bekommst, sieht man, heute nichts zu tun.«

Bei diesem gnädigen Verhalten Ioanns dem Fürsten gegenüber lief ein freudiges Murmeln durch die Reihen der Landbojaren. Das feine Ohr des Zaren vernahm dies Murmeln, und sein mißtrauischer Verstand erklärte es auf seine Art. Als

Chomjak und Terjoschka den Saal verlassen hatten, richtete Ioann seinen durchdringenden Blick auf die Bojaren.

»Ihr,« — sagte er streng, — »glaubt nicht, da ihr hier mein Urteil vernahmt, daß ich nachsichtiger gegen euch geworden bin.« — Und in seiner unruhigen Seele entstand sofort der Gedanke, daß vielleicht auch Serebrjannyj seine Milde als Schwäche auffassen könnte. In diesem Augenblick bedauerte er es, daß er ihm verziehen hatte, und beeilte sich, seinen Fehler wieder gut zu machen.

»Höre,« — sagte er, — »um deines gerechten Wortes willen habe ich Gnade gegen dich geübt, und meine Verzeihung nehme ich nicht zurück. Aber wisse: daß, wenn du irgendeine neue Schuld begehst, so werde ich auch der alten gedenken. Und dann, wenn du dir eines neuen Unrechtes bewußt bist, dann wolle nicht dich in Sicherheit bringen, indem du vielleicht zu den Litauern oder zum Chan überläufst, wie andere es machen, sondern schwöre mir gleich jetzt, daß du die Strafe, die ich dir dann auferlegen werde, wo du auch sein mögest, er warten wirst.«

»Herr,« — sagte Serebrjannyj, — »mein Leben ist in deiner Hand. Mich vor dir in Sicherheit zu bringen, liegt nicht in meiner Art. Ich verspreche dir, daß, wenn ich mich irgend eines Vergehens schuldig mache, ich dein Urteil erwarten und deinem Willen nicht ausweichen werde.«

»So küsse darauf das Kreuz,« — sagte Ioann feierlich, indem er das reich verzierte Kreuz von seiner Brust dem Fürsten hinhielt und zugleich einen Seitenblick auf die Landbojaren warf.

Inmitten des allgemeinen Schweigens hörte man das Klirren der goldenen Kette, als der Fürst seine Lippen auf das Bild des Heilandes drückte. »Jetzt geh,« — sagte Ioann, — »und bete zur Heiligen Dreifaltigkeit und zu allen Fürsprechern, daß sie dich vor einer neuen, wenn auch geringen Schuld bewahren mögen. Und ihr,« — wandte er sich an die Bojaren, — »die ihr unsere Vereinbarung gehört habt, erwartet keine neue Verzeihung von meiner Seite, wenn Nikita zum zweiten Male meinen Zorn verdienen sollte.«

Indem Ioann auf diese Weise die Möglichkeit jeder künftigen Willkür im voraus mit dem Schein eines moralischen Rechtes umgab, war er mit sich zufrieden, was sich in seinem Gesichte aussprach.

»Geht alle,« — sagte er, — »jeder an seine Aufgabe. Und ihr, Opritschniki, ihr meine auserwählten Diener und Krieger, gedenkt eures Kreuzkusses, und laßt euch nicht verwirren da durch, daß ich heute dem Nikita verziehen habe: Meine Gerechtigkeit waltet gleicher Weise über denen, die mir nahe, und denen, die mir ferner stehen.«

Die Versammlung löste sich auf. Jeder ging seines Weges, und jeder trug etwas anderes heim: der eine Furcht, der andere Betrübniß, der eine Arger, der andere Hoffnungen, und mancher nichts als seinen Rausch im Kopf. Die Sloboda hüllte sich in Dämmerung. Über dem Wald stieg der Mond empor. Unheimlich lag jetzt der dunkle Palast mit seinen erloschenen Augen, seinen Giebeln und Firsten. Von weitem gesehen glich er einem Ungeheuer, das zusammengekauert, aber wie zum

Sprung bereit da lag. Ein einziges Fenster leuchtete noch wie ein offenes Auge. Dahinter, in seinem Schlafgemach, betete der Zar.

Er betete, daß Gott ihm helfen möge, allen Verrat und Auflehnung zu bekämpfen, daß er ihn segnen möge zu seinem großen Werk: gleich zu machen die Starken mit den Schwachen, daß im heiligen Rußland nicht einer größer sei als der andre, und daß inmitten dieser großen Gleichheit er, der Zar, dastünde allein wie ein Eichbaum im flachen Felde.

So betet der Zar, und schlägt mit der Stirn den Boden. Es blicken auf ihn die Sterne durchs schräge Fenster herein, es blinken die hellen wie getrübt, wie umnebelt, als dächten, als sprächen sie: »G du Zar, du Iwan Wassiljewitsch, ein Werk hast du begonnen, nicht zur guten Stunde, begonnen hast du es, ohne uns zu fragen: nicht gleich hoch wachsen zwei Ähren im Feld, der steile Fels gleicht sich dem Zügel nicht an, nicht wird die Erde bestehen ohne Bojarentum.« —

Zehntes Kapitel

Vater und Sohn.

Es war bereits Nacht, als Maljuta das Gefängnis verließ, in welchem die Kolytschewy, Verwandte und Freunde des ab gesetzten Metropoliten, gefoltert worden waren. Dicke, dunkle Wolken hingen über der Sloboda, die Nacht mit einem kommenden Unwetter bedrohend. Alle im Hause des Maljuta schliefen schon. Nur einer schlief nicht: Maxim. Er kann denn Vater entgegen.

»Väterchen,« — sagte Maxim, — »ich habe auf dich gewartet, denn ich muß mit dir reden.«

»Was gibts?« — fragte Maljuta, und wandte den Blick zur Seite. Er, der vor keinem Feinde zitterte, fühlte sich in der Gegenwart des Sohnes unsicher.

»Ich reite morgen fort,« — sagte Maxim. — »Leb wohl, Väterchen.«

»Wohin?« — fragte Maljuta, der jetzt den Sohn mit trübem Blick ansah.

»Irgendwohin, Vater! Die Erde ist kein enger Spalt, Platz gibts genug.«

»Was fällt dir ein, bist du verrückt geworden? Und was hast du heute nach dem Essen angestellt! wie hat dir die Zunge nicht versagt, dem Zaren zu widersprechen? Weißt du denn nicht, wer er ist, und wer du bist?«

»Das weiß ich, Vater, und weiß auch, daß er mir Dank dafür gesagt hat.«

»O du Eigennarr! was ist in dich gefahren? warum willst du denn plötzlich weg, da der Zar so gnädig mit dir zu verfahren beliebte, dich gar den vorgesetzten Leuten gleichgestellt hat! warum denn gerade jetzt?«

»Schon lange ist es mir schwer mit euch zu sein, das weißt du, Vater. Aber ich habe selber kein Vertrauen zu mir gehabt. Von Kindheit an hat man michs gelehrt: des Zaren Wille ist Gottes Wille, so groß ist keine Sünde wie die, anders zu denken, als der Zar. Auch der Pater Ljowkij und die anderen Popen der Sloboda haben mir schwer ins Gewissen geredet, daß ich nicht so denke wie ihr. Da haben die Zweifel mich ergriffen, ob denn wirklich ich allein recht habe gegen euch alle, und so bin ich da geblieben, obwohl ich schon lange fort wollte.« — Seine Wangen röteten sich, indem er sprach: — »Heute habe ich begriffen, daß ich recht habe. Als ich den Fürsten Serebrjannyj reden hörte, wie er deine Reiter für ihre Missetat gezüchtigt hat, und wie er da vor dem Zaren sich und seine Tat nicht verleugnete, sondern bereit war, um der gerechten Sache willen in den Tod zu gehen, da hat mein Herz angefangen für ihn zu schlagen, so wie es noch nie für einen Menschen geschlagen hat, und da schwand mir jeder Zweifel, und es war mir mit einem mal wie der Tag so hell, daß nicht auf eurer Seite die Wahrheit ist.«

»Also *der* hat dir den Kopf verdreht!« — rief Maljuta, ohne hin schon erzürnt auf den Fürsten. — »Der soll mir nur mal unter die Hände kommen. Keines schnellen Todes soll er mir sterben, der Hund.«

»Gott wird ihn vor deinen Händen behüten,« — sagte Maxim, indem er das Zeichen des Kreuzes machte. — »Er wird dir nicht erlauben, alles Gute in Rußland

zu verderben.« — Und mit steigender Begeisterung fuhr er fort: »Ja, kaum hatte ich den Fürsten Tikita Romanytsch gesehen, da fühlte ich, daß es gut sein müßte, mit ihm zu leben. Es drängte mich, ihm zu nahen, doch Scheu hielt mich zurück: Ich wage nicht, die Augen zu ihm zu erheben, solange ich diese Kleidung trage.«

Maljuta hörte den Sohn an, und zwei Gefühle stritten in ihm. Eigentlich hätte er Maxim anschreien mögen, mit den Füßen stampfen und durch Drohungen den widerspenstigen nieder zwingen, aber etwas wie Hochachtung fesselte seinen Zorn. Er begriff instinktiv, daß jede Drohung unwirksam bleiben würde, und in seiner niederen Seele suchte er nach anderen Mitteln, des Sohnes Sinn zu ändern.

»Maximuschka,« — sagte er, und versuchte seinem tierischen Gesicht einen milden Ausdruck zu geben, — »zur Unzeit willst du fort. Dein Wort heute hat dem Zaren gefallen. Zwar mir hast du keinen geringen Schrecken eingejagt, aber die heiligen Fürsprecher haben sich für uns verwandt, haben das Herz des Väterchen Zaren gerührt, anstatt dich zu strafen, hat er dich gelobt, hat deine Löhnung erhöht und dich mit einem Zobelpelz beschenkt. Paß auf, wie du jetzt in die Höhe steigen wirst. Und, im übrigen, was verleidet dir denn hier das Leben?«

Maxim warf sich dem Vater zu Füßen. — »Das Leben hier ist mir verleidet, Vater, hier zu bleiben geht über meine Kraft. Alle Tage dies Weinen und Heulen zu hören, ich halte es nicht aus. Ich ertrage es nicht, zu sehen, daß mein Vater . . . « Maxim hielt inne.

»Nun?« — fragte Maljuta.

»Daß mein Vater ein Henker ist.« — Maxim senkte den Blick, erschrocken, daß er dem Vater solch ein Wort sagen konnte.

Maljuta aber nahm an dieser Benennung keinen Anstoß. »Henker und Henker ist zweierlei,« — sagte er mit einem schiefen Blick in die Ecke der Stube. — »Der eine ist wie ein einfacher Soldat, der andere wie ein Vorgesetzter. Der eine schlägt den gemeinen Dieben die Köpfe ab, der andre den Bojaren, die am Thron des Zaren rütteln und das ganze Reich ins Schwanken bringen. Mit Räubern und Dieben habe ich nichts zu tun. Mein Beil ist nur für verräterische Bojarenköpfe geschärft.«

»Hör auf, Vater!« — sagte Maxim und stand auf. — »Empöre nicht mein Herz durch solche Rede. Wer von denen, die du zugrunde gerichtet hast, hat Böses gegen den Zaren im Sinne gehabt? wer von ihnen hat den Bestand des Reiches bedroht? Nicht die Schuld der andern, sondern deine eigne Bosheit macht dich zum Henker. Gäbe es dich nicht, so wäre auch der Zar nicht so grausam. Ihr sucht Verrat, durch Folterqualen erreicht ihr Geständnisse, die unwahr sind. Ihr, — ihr seid schuld an all dem Blut! — Wein Vater, erzürne Gott nicht, verleumde nicht die Bojaren. Sage besser, daß du den Stamm der Bojaren ganz einfach bis auf die Wurzel vernichten willst.«

»Wie kommst denn du dazu, für sie einzutreten?« — fragte mit einem bösen Lächeln Maljuta. — »Macht es dir denn vielleicht Spaß, zwischen ihnen immer als der Letzte, der Niedrigste dazustehen. Bist du nicht schmuck und stattlich wie nur einer. Wodurch sind sie denn höher oder besser als wir. Hat Gott sie vielleicht aus

einem anderen Lehm geknetet als uns? Ist es ihr Reichtum, auf den sie so stolz sind? Dann, ihr Herrlein, gebt mir nur ein wenig Zeit! Der Zar vergißt seine treuen Diener nicht. Und wenns zur Hinrichtung der Kolytschewy kommt, kein anderer wird sie beerben als wir. Genugsam habe ich mich mit ihnen geplagt, in der Folterkammer, meine ich: zäh sind sie, die Hunde. Das muß man sagen.«

Der Zorn siedete im Herzen Maljutas, aber noch hoffte er den Sohn zu überzeugen und verzog den Mund zu einem erzwungenen Lächeln. Dies Lächeln aber vermochte sein wahres Gesicht nicht zu verbergen, und Maxim, da er den Vater an sah, ward von Entsetzen erfaßt. Maljuta achtete nicht darauf. — »Maximuschka,« — sagte er, — »für wen habe ich denn die Kopeken gesammelt? Für wen arbeite ich und mühe mich? Geh nicht fort von mir, bleibe bei mir. Du bist noch zu jung, um in den Krieg zu ziehen. Verlaß deinen alten Vater nicht. wenn ich dich ansehe, dann wird mirs in der Seele hell, so als hätte der Zar mich gelobt, oder mir die Hand zum Kusse gereicht. Aber wehe dem, der dich beleidigen wollte! Den fräße ich lebendig.«

Maxim schwieg. Maljuta bemühte sich, seinem Gesicht den allerzärtlichsten Ausdruck zu geben.

»Ist es denn möglich, Maximuschka, — liebst du mich denn gar nicht? Regt sich denn in deinem Herzen nichts für mich?«

»Nichts, Väterchen.«

Maljuta unterdrückte seinen Zorn. — »Und der Zar, — was wird er dazu sagen, wenn er erfährt, daß du fortgeritten bist? Wird er nicht glauben, du seiest vor ihm geflohen?«

»Vor ihm, ja, fliehe ich, Vater. Ich weiß, dies ist entsetzlich. Ich weiß, Gott befiehlt, ihn zu lieben. Aber wenn ich sehe, was für Dinge er tut, dann dreht sich mir das ganze Innere um. Und ich wollte, ich könnte ihn lieben, aber ich kann es nicht. wenn ich fort bin, weit fort, und ich werde all das unschuldige Blut nicht immer vor Augen haben, dann gebe Gott, daß ich den Zaren wieder lieben kann. Und auch ohne Liebe, will ich ihm doch dienen. Nur nicht als Opritschnik.«

»Und was wird aus deiner Mutter werden,« — sagte Maljuta, zum letzten Mittel greifend, — »den Kummer überlebt sie nicht. Du tötest sie. Sieh sie dir an, wie alt und schwach sie ist, das Täubchen.«

»Der gnädige Gott wird meine Mutter nicht verlassen,« — erwiderte mit einem Seufzer Maxim, — »sie wird mir vergeben.«

Maljuta begann im Zimmer auf- und abzugehen. Als er dann vor Maxim stehen blieb, war der freundliche Ausdruck, zu dem er seine Züge gezwungen hatte, vollkommen geschwunden. Sein grobes Gesicht zeigte nur noch unbeugsamen Willen.

»Höre, Grünschnabel,« — sagte er, Miene und Stimme ändernd. — »Bisher habe ich dich gebeten. Jetzt will ich anders mit dir reden: Meinen Segen zum Abschied bekommst du nicht. Ich lasse dich nicht los. Und wenn du nicht Vernunft annimmst, so werde ich dich morgen zwingen, mit deinen eigenen Händen die

Übeltäter hinzurichten. Wenn du, mein feines weißhändchen, dich selbst einmal mit Blut befleckst, dann wirst du vielleicht aufhören, deinen Vater zu verachten.«

Maxim erblaßte, aber schwieg. Er kannte den Vater und wußte, daß dessen Worte, so gesprochen, nicht zu biegen und zu brechen waren. Maljuta wurde unruhig. — »Lange genug habe ich mit dir geschwatzet,« — sagte er. — »Bald ist Mitternacht. Ich muß dem Zaren die Schlüssel vom Gefängnis bringen. Horch, es regnet. Gib mir meinen Mantel. — Hat einer so was gehört: — »Weg will ich, hier gefällt mir das Leben nicht!« — Willst vielleicht auch mich noch nach deinem Sinn anders machen. Nein, mein Bürschlein. Für dich ist's noch zu früh, die Flügel zu spreizen. Ich bin schon mit andern fertig geworden, als du einer bist. Werde dich Gehorsam lehren! — O, was für ein Wetter! Gib mir den Hut. — Und wie das blitzt! Der Himmel tut sich auf, als wollte er die ganze Sloboda verschlingen. Schließ das Fenster, und geh schlafen. Bis zum Morgen hast du Zeit, die Mucken zu vergessen. Und deinen Serebrjannyj, den hole ich mir noch mal ran. Dem werde ich es gedenken!«

Maljuta ging. Maxim blieb allein in tiefem Wachdenken zurück. Im Hause war alles still. Draußen schäumte und brauste das Gewitter. Von Zeit zu Zeit stieß der Wind durchs Fenster herein und bewegte die Fesseln und Ketten, die an der Wand hingen, daß sie aneinanderklangen mit Unheil verkündendem Klirren. Maxim ging an die Treppe, die zur oberen Behausung hinaufführte, wo seine Mutter schlief. Er neigte sich vor und lauschte. Dann stieg er leise die steilen Stufen empor und blieb an der Tür stehen, die in das Schlafzimmer seiner Mutter führte.

»Herr du mein Gott,« — sprach er leise, — »du siehst mein Herz und kennst meine Gedanken. Du weißt, Herr, daß ich nicht aus Stolz und nicht aus Auflehnung ungehorsam gegen den Vater bin. Vergib mir, Gott, wenn ich deine Gebote übertrete. Und du, mein Mütterlein, vergib mir, ich verlasse dich, ohne daß du davon weißt. Ich gehe fort, ohne deinen Segen. Ich weiß, Mutter, wie wehe ich deinem Herzen tue. Aber wenn ich dir's sagte, du würdest mich nicht fortlassen. Vergib mir, Herrin, du meine Mutter. Nicht wirst du mich wieder sehen.«

Maxim sank vor der Schwelle nieder, und küßte sie. Dann stand er auf, bekreuzigte sich, stieg die Treppe hinab und trat auf den Hof hinaus. Der Regen ging so zornig nieder, als wollte er die ganze Menschheit strafen. Auf dem Hofe war niemand. Maxim öffnete die Tür zum Pferdestall. Die Pferdeknechte schliefen. Er führte selber sein Lieblingsspferd aus dem Stand heraus und sattelte es. Der große Wachthund kroch aus seiner Hütte, die vor dem Eingang zum Pferdestall stand, heraus begann zu winseln und an seiner Kette zu zerren, so als spüre er den Abschied. Es war ein großer, zottiger Köter, von der Art der Wolfshetzer, die man als Schäferhunde benutzt. Sein langes, rauhes Fell, von rauchig brauner Farbe, hing ihm wirr auf seine schwarze Schnauze herab, so daß man kaum seine klugen Augen sah.

Maxim streichelte den Hund, der ihm seine schwarzen Pfoten auf die Schultern legte und ihm das Gesicht leckte.

»Leb wohl, Bujan,« — sagte Maxim. — »Bewache unser Haus. Diene treu der Mutter.« — Er sprang in den Sattel, ritt durch die Pforte hinaus und sprengte fort vom elterlichen Hause.

Er hatte den Wall, der den Hof umgab, noch nicht erreicht, da hörte er hinter sich ein lautes Bellen und erblickte Bujan, der um das Pferd herumsprang, froh, daß es ihm gelungen war, sich von der Kette loszureißen, um seinen jungen Herrn zu begleiten.

Elftes Kapitel

Die nächtliche Prozession.

Während Maljuta mit seinem Sohne sprach, lag der Zar in inbrünstigem Gebet vor seinen Heiligenbildern. Der Schweiß rann ihm vom Gesicht. Die Narben auf seiner Stirn, Spuren früherer Gebete, traten deutlicher hervor, da er von neuem mit der Stirn den Boden schlug. Ein plötzliches Geräusch im Zimmer veranlaßte ihn, sich umzuwenden. Seine alte Amme und Wärterin, Onufrewna, stand hinter ihm.

Lang schon war sie im Hause. Der Großfürst seligen Angedenkens Wassilij Ioannowitsch hatte sie ins Haus genommen. Schon der Jelena Glinskaja hatte sie gedient. Durch ihre Hände war Ioann zur Welt gekommen, und auf ihren Armen hatte er gelegen, als sterbend sein Vater ihn segnete. Von Onufrewna erzählte man, vieles sei ihr bekannt, was sonst niemand ahne. Solange der Zar minderjährig war, hatten die Glinskije sie gefürchtet, und die Schuiskije und Hjelskije hatten sich um ihr Wohlwollen bemüht.

Viel Geheimen erfuhr die Onufrewna durch Wahrsagerei, und niemals hatte sie sich geirrt. Als der Fürst Telepujow auf der Höhe seiner Macht war (Ioann war damals vier Jahre alt), hatte sie dem Fürsten vorhergesagt, daß er am Hungertode sterben werde. Und so geschah es. Viele Jahre waren seit dem verflossen, aber immer noch lebte diese Vorhersage frisch im Gedächtnis der alten Leute.

Jetzt mochte die Onufrewna wohl schon ihr zehntes Jahrzehnt erreicht haben. Das Alter hatte sie gekrümmt. Die Haut ihres Gesichtes war so mit Runzeln bedeckt, daß sie einer alten Baumrinde glich. Und wie Moos auf alten Bäumen, so sprossen auf ihrem Kinn lange graue Haare. Längst hatte sie keinen Zahn mehr im Munde. Die Augen schienen kaum mehr etwas zu sehen. Der Kopf wackelte.

Onufrewna stützte sich mit ihrer knochigen Hand auf einen Krückstock. Lange blickte sie auf Ioann, und ihre gelb gewordenen, eingefallenen Lippen schienen etwas zu kauen oder zu murmeln. — »Was?« — sagte endlich die Amme mit hohler zitternder Stimme. — »Betest du, Väterchen? Betet, Iwan Wassiljewitsch. Viel noch hast du abzubeten, Noch liegen der alten Sünden genug auf deiner Seele. Gott ist gnädig, er hätte sie dir wohl verziehen. Aber du begehest ja jeden Tag eine neue Sünde, und manchen Tag auch zwei und drei.«

»Genug, Onufrewna,« — sagte der Zar und stand auf, — »du weißt selbst nicht, was du sprichst.«

»Ich weiß nicht, was ich spreche? Hab ich denn keinen Verstand mehr, he?« — Und die leblosen Augen der Greisin funkelten plötzlich auf. —, was hast du denn heute bei Tisch getan, he? Warum hast du den Bojaren vergiftet, he? — Du glaubst, ich weiß das nicht? was runzelst du denn deine Brauen. warte nur, wenn dein Todesstündlein schlägt, warte nur! Dann werden deine Sünden sich an dich hängen, wie tausendmal tausend Pud. Bis auf den Grund der Hölle werden sie dich

hinabziehen. Und dort werden die Teufel herbeigesprungen kommen, und dich auffangen mit ihren Speißen.« — Die Alte begann wieder böse zu kauen.

Das inbrünstige Gebet hatte den Zaren zu frommen Gedanken gestimmt. In seiner leicht erregbaren Einbildung hatte ihm oft schon das Bild einer künftigen Vergeltung vorgeschwebt. Aber mit der Kraft seines Willens hatte er es immer wieder vertrieben. Ioann überredete sich selbst, daß seine Angst vor einer Strafe nach dem Tode nur eine Vorspiegelung des Teufels sei, der den Gesalbten Gottes von seinem hohen Ziele ablenken wolle. Diesen Listen des Teufels stellte er das Gebet entgegen. Aber oft brach er zusammen unter dem quälenden Andrang seiner Phantasien. Dann packte ihn, wie mit eisernen Zangen, die Verzweiflung, die Ungerechtigkeit seiner Sache erschien ihm dann in ihrer ganzen Nacktheit, und die höllischen Abgründe taten sich vor ihm auf. Aber diese Augenblicke der Besinnung währten nie lange. Dann schalt er seinen Kleinmut im Zorn über sich selbst und über den Geist der Finsternis und ging, der Hölle und dem eigenen Gewissen zum Trotz, von neuem an sein Werk des großen Blutes, des großen Schweißes, und niemals erreichte seine Grausamkeit solche Ausmaße, als nach diesen Augenblicken der Kraftlosigkeit.

Der Gedanke an die Hölle, erregt durch das heraufziehende Gewitter und aufgerüttelt durch die prophetische Stimme der Onufrewna, griff in sein Innerstes hinein und machte ihn zittern wie im Fieber. Er setzte sich auf sein hartes Bett, seine Zähne schlugen aufeinander.

»Nun was, Väterchen!« — sagte Onufrewna, ihre Stimme mildernd. — »Was ist mit dir geschehen! Was hast du? Bist du krank? Habe ich dich so sehr erschreckt? — Beruhige dich, Väterchen, es hat keine Tot: sind deine Sünden auch noch so groß, die Barmherzigkeit Gottes ist doch noch größer. Aber bereuen mußt du, und künftig nicht mehr sündigen. Siehst du, ich bete ja für dich, bete Tag und Nacht. Und jetzt will ich noch mehr für dich beten. Denn lieber will ich selbst nicht ins Paradies kommen, aber dich will ich aus der Hölle losbeten.«

Ioann sah zu seiner alten Amme auf. Sie schien zu lächeln. Aber nicht freundlich war dies Lächeln auf ihrem strengen Gesicht.

»Dank, Onufrewna, Dank. Mir ist leichter. Du kannst mich jetzt verlassen. Geh mit Gott.«

»Schickst du mich weg?« — fragte sie. — »Du, verlaß dich nicht zu sehr auf die Langmut Gottes. Für dich reicht selbst seine Langmut kaum aus. Und wird Er sich von dir abwenden, dann paß auf, freut sich der Satan. Und — husch —, fährt er in dich hinein. — Siehst du, da fängst du wieder an zu zittern. Ein heißer Tee täte dir gut, Väterchen. Auch dein Vater, — werde ihm die ewige Seligkeit zuteil, — trank immer vor dem Schlafengehen einen heißen Tee. Auch deine Mutter, — gebe der Herr ihrer Seele Frieden, — trank gern ein Täßchen. Im Tee haben die Schuiskije ihr den Schlummertrank gereicht, von dem sie nicht wieder aufwachte.« — Die Lippen tonlos bewegend, versank die Alte in Gedanken. Die Augen erloschen, der Kopf wackelte.

Plötzlich wars, als werde ans Fenster geklopft. Der Zar fuhr zusammen. Die Alte bekreuzigte sich mit zitternder Hand, — »Wie es regnet!« — sagte sie. — »Und Blitze zucken. Da ist auch schon der Donner. Herr, erbarme dich unser.«

Das Gewitter wuchs, die Blitze folgten einander schnell, der Donner rollte unaufhörlich. Ioann saß da und zuckte bei jedem Schlag.

»Du hast den Schüttelfrost, Väterchen,« — sagte die Alte. — »warte ein wenig, ich will dir schnell das heiße Tränklein brauen.«

»Ich brauche nichts,« — sagte Ioann, — »ich bin gesund.«

»Gesund? wie siehst du denn aus! Du solltest dich hinlegen. Dich warm zudecken. Aber was ist denn das für ein Bett? Auf nackten Brettern zu schlafen! Ist dies ein Bett für einen Zaren? Ein Bett für einen Mönch ist's. Bist denn du ein Mönch?«

Ioann antwortete nicht, er schien auf ein Geräusch zu lauschen.

»Onufrewna,« — sagte er erschreckt, — »wer geht dort im Vorzimmer umher. Ich höre Schritte.«

»Christus sei mit dir, Väterchen! wer sollte denn jetzt kommen. Du hast dich geirrt.«

»Es kommt jemand. Er kommt hierher. Schau nach Onufrewna.«

Die Alte öffnete die Tür, ein kalter Windstoß fuhr ins Zimmer. In der Tür stand Maljuta.

»Wer ist da?« — rief der Zar, aufspringend.

»Dein roter Köter, Väterchen!« — erwiderte die Amme, böse auf Maljuta blickend. — »Sieh nur, du Verfluchter, wie du deinen Herrn erschreckt hast.«

»Maljuta,« — sagte der Zar, erfreut durch das Kommen seines Günstlings. — »Tritt näher. Von woher kommst du?«

Aus dem Gefängnis, Herr, vom peinlichen Verhör. Ich habe die Schlüssel gebracht.«

Maljuta verbeugte sich tief vor dem Zaren und warf einen schiefen Blick auf die Amme.

»Die Schlüssel,« — brummte die Alte, — »du Satan, wirft noch braten in jener Welt. Bei Gott — ein Satan. Mit glühenden Zangen wird man dich ins ewige Feuer halten, und heiße Pfannen wirst du lecken müssen, für deine Verleumdungen. Im Pech wirst du gesotten werden. Denk an meine Worte.«

Ein Blitz beleuchtete die drohende Alte. Sie hatte den Krückstock erhoben, ihre Augen funkelten. Sogar Maljuta wurde bei ihrem Anblick bange. Aber Ioann, ermutigt durch die Gegenwart seines Lieblings, sagte: — »Hör nicht auf sie, Maljuta. Tu deine Pflicht, und höre nicht auf Weibergeschwätz. Und du, alte Närrin, laß uns. Geh.«

Die Augen Onufrewnas funkelten von neuem auf. — »Alte Närrin!« — wiederholte sie. — »Bin ich eine alte Närrin? He? Denken werdet ihr an mich, in jener Welt, ihr beide! Alle deine Freunde, mein Hänschen, werden ihre Vergeltung

noch in diesem Leben erfahren, der Grjasnois, und die Basmanows und der Wjasemskij: Jeder wird den bösen Lohn seiner bösen Taten empfangen. Aber dieser da,« — und dabei zeigte sie mit ihrem Krückstock auf Maljuta, — »dieser wird ohne Strafe ausgehen. Denn auf Erden gibt es keine Qual, die groß genug für ihn wäre. Aber unten in der Hölle, da ist ihm schon der Platz bereitet. Da warten die Teufel und freuen sich auf ihn. Und auch dir ist dein Platz bereitet, mein Hänschen. Ein großer, warmer Platz.«

Die Alte ging schlürfenden Schrittes und mit dem Krückstock stampfend hinaus.

Ioann war blaß, Maljuta sagte kein Wort. Das Schweigen dauerte lange. — »Nun, Maljuta,« — sagte endlich der Zar — »sind die Kolytschewy geständig?«

»Noch nicht, Herr. Aber ich bringe sie noch dazu. Bei mir wird ihnen kein Räuspern helfen.«

Ioann fragte nach den Einzelheiten des Verhörs. Dies gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Endlich glaubte er, jetzt könnte er einschlafen. Er schickte Maljuta fort und legte sich aufs Bett. Er war eben eingeschlummert, als ihn eine Empfindung wie ein plötzlicher Stoß weckte.«

Das Zimmer war schwach erhellt durch das Licht der ewigen Lampe vor den Heiligenbildern. Ein Strahl des Mondes drang durch das niedrige Fenster und spielte auf den bunten Kacheln der Ofenbank. Hinter dem Ofen zirpte ein Heimchen. Irgendwo nagte eine Maus.

Inmitten dieser Stille überkam den Zaren wieder das Gefühl des Grauens. Plötzlich schien es ihm, als hebe sich ein Brett des Fußbodens, und der vergiftete Bojar schaue daraus hervor. Solche Gesichte hatte Ioann nicht selten. Er hielt sie für Anfechtungen der Hölle. Um das Gespenst zu verscheuchen, bekreuzigte er sich. Aber das Gespenst verschwand nicht. Der tote Bojar blickte ihn unverwandt an. Sein Gesicht war blau, wie es gewesen war, nachdem er den Giftbecher getrunken hatte.

»Ich lasse mich durch die Künste des Teufels nicht irre machen,« dachte der Zar, »Gott wird auferstehen und seine Feinde vernichten.«

Der Tote stieg langsam aus dem Boden auf und näherte sich Ioann. Der Zar wollte aufschreien, vermochte es aber nicht. In seinen Ohren war ein furchtbares Läuten. Der Tote verbeugte sich vor Ioann: — »Sei begrüßt, Iwan Wassiljewitsch,« — sprach dumpf eine menschliche Stimme, — »ich neige mich dir, du hast mich Unschuldigen vernichtet.«

Der Zar wußte nicht: waren es Worte, die das Gespenst sprach, oder waren es seine eigenen Gedanken, die ihm zu Worten wurden.

Da hob sich ein anderes Brett des Fußbodens. Unter ihm hervor blickte das Gesicht des Heerführers Danila Adaschew, den Ioann vor vier Jahren hingerichtet hatte. Auch Adaschew stieg aus dem Boden herauf, verneigte sich und sagte: — »Sei begrüßt, Iwan Wassiljewitsch. Ich neige mich dir, du hast mich Unschuldigen vernichtet.«

Hinter Adaschew erschien die Bojarin Maria, geleitet von ihren fünf Söhnen. Alle verneigten sich vor Ioann, und jeder sagte: — »Sei begrüßt, Iwan Wassiljewitsch, ich neige mich dir.«

Dann folgten der Fürst Kurljatew, Fürst Obolenskij, Nikita Scheremetjew und viele andre, die Ioann ermordet oder hingerichtet hatte. Die Stube füllte sich immer mehr mit Toten. Alle verneigten sich vor ihm und alle sprachen dieselben Worte. Dann kamen Mönche und Nonnen in schwarzen Kutten, bleich und blutig. Krieger, die mit dem Zaren vor Kasan gekämpft hatten. Sie zeigten ihre Wunden, aber nicht die im Kampfe, sondern auf der Folter empfangenen. Jungfrauen kamen mit zerrissenem Gewande und junge Mütter mit Säuglingen an der Brust. Die Kinder streckten Ioann ihre blutigen Händchen hin und lallten: »Sei begrüßt, Iwan Wassiljewitsch, du hast uns Unschuldige vernichtet.«

Immer mehr drängten sich herzu. Der Zar vermochte Wirklichkeit und Einbildung nicht zu unterscheiden. Hunderte verschiedener Stimmen sprachen dieselben Worte. Gleichzeitig hörte Ioann dicht an seinen Ohren Sterbegesänge und Begräbnislieder. Sein Haar sträubte sich. — »Im Namen des lebendigen Gottes!« — stöhnte er. — »Seid ihr Teufel, Abgesandte des Bösen, so weicht von mir. Seid ihr wirklich die Seelen der von mir Gerichteten, dann wartet bis zum jüngsten Gericht. Der Herr wird Recht sprechen zwischen euch und mir.«

Die Gespenster heulten auf und wirbelten um Ioann wie herbstliche Blätter, vom Winde getrieben. Immer klagender ertönten die Sterbegesänge. Der Regen schlug und rauschte ans Fenster, und durch das Brausen des Windes glaubte der Zar den Ton von Posaunen zu vernehmen, und eine Stimme, die rief: — »Iwan, Iwan! Zum Gericht, zum Gericht!«

Der Zar schrie laut auf. Seine Schlafwächter eilten aus den benachbarten Zimmern herbei. — »Steht auf, sieht auf!« — rief der Zar. — »wer will jetzt schlafen? Die letzte Stunde ist gekommen, der jüngste Tag ist da. In die Kirche! Alles mir nach!«

Im Palast wurde es lebendig. Die Gebetsglocken ertönten. Die Opritschniki fuhren von ihren Lagerstätten auf, da sie den bekannten Ton hörten.

Viele von ihnen feierten noch ein Gelage beim Fürsten Wjasemskij. Sie saßen beim Wein und kecken Gesang, hörten das Geläut, sprangen auf und warfen über ihre reichen Gewänder die schwarzen Kutten mit den spitzen Kapuzen.

Die ganze Sloboda kam in Bewegung. Die Mütter-Gotteskirche war hell erleuchtet. Die aufgeschreckten Bewohner der Sloboda sahen hin- und hereilende Lichter, die sich schließlich zum Zuge ordneten. Durch den verbindenden Gang, der vom Palast in die Kirche führte, bewegte sich in langer Kette die nächtliche Prozession.«

Die Opritschnik in ihren Mönchskutten trugen kleine Laternen in den Händen. Ihr Licht spielte phantastisch über die Schnitzereien der Säulen und über die Bemalungen der Wände hin. Der Wind blähte die Kutten auf und im Lichte der Laternen, das sich mit einem durchbrechenden Strahl des Mondes mischte, schimmerten Gold, Edelsteine und Perlen der Gewänder.

Voraus schritt im Mönchsgewand der Zar, schlug sich die Brust mit den Fäusten und betete laut mit schluchzender Stimme:

»Gott, erbarme dich über mich Sündhaften! Erbarme dich über mich elenden Hund! Erbarme dich über mein garstiges Haupt! Sei gnädig, Herr den Seelen derer, die unschuldig gelitten haben durch mich!«

Am Eingang der Kirche brach Ioann zusammen. Die Laternen beleuchteten die Gestalt eines alten Weibes, das auf den Stufen saß. Sie erhob sich und streckte eine zitternde Hand nach dem Zaren aus.

»Steh auf, Väterchen,« — sagte Onufrewna. — »Ich will dir helfen. Lange schon warte ich auf dich. Komm, Hänschen. Wir wollen zusammen beten.«

Zwei der Opritschniki sprangen herzu und hoben den Zaren auf. Er trat in die Kirche.

Auf den Straßen ordneten sich neue Züge von Schwarzgekleideten, die Laternen in den Händen trugen. Alles strömte durch die Pforte in das Innere der Kirche, wo von den Wänden und von den Wölbungen der Kuppeln herab riesengroß und drohend die Gesichter der Heiligen herabblickten.

Das Gewitter hatte sich verzogen. Durch die Stille der Wacht tönten die Glocken, und hunderte von Stimmen sangen Psalmen und Gebete.

Die Gefangenen in den Kerkern sprangen kettenklirrend auf und lauschten. — »Der Zar liest die Frühmesse,« — sagten sie, — »Erweiche, Gott, sein Herz! Träufle Mitleid in seine Seele!«

In den Wohnungen der Sloboda erwachten die kleinen Kinder, die neben ihren Müttern schliefen, und begannen zu weinen, Und die Mütter drohten ihnen und sprachen — »Sei still, du. Sonst hört dich der Maljuta.«

Und bei dem schrecklichen Namen hörte das Kind zu weinen auf und schmiegte sich ängstlich an die Brust der Mutter. Und in die stumme Nacht hinaus tönten weit die Psalmen und das ununterbrochene Geläut.

Zwölftes Kapitel

Die Verleumdung.

Die Sonne ging auf, aber keinen fröhlichen Morgen brachte sie dem Hause Maljutas. Vom Palaste zurückgekehrt, fand er seinen Sohn nicht vor und erriet, daß Maxim die Sloboda für immer verlassen hatte. Er schäumte vor Wut, schickte Sucher nach allen Seiten aus und ließ die Pferdeknechte, die den Ausritt Maxims verschlafen hatten, sofort in den Kerker werfen.

Mit gerunzelten Brauen und zusammengebissenen Zähnen ritt er durch die Straßen und überlegte, ob er dem Zaren die Flucht Maxims melden sollte, oder nicht. Da hörte er hinter sich Pferdegetrappel und fröhliche Stimmen. Sich umblickend erkannte er den Zarewitsch in Begleitung der beiden Basmanows, gefolgt von einem Trupp junger Krieger, die von ihrem morgendlichen Spazierritt heimkehrten. Die Straße war von Regen aufgeweicht, die Pferde sanken bis zu den Knöcheln in das lockere Erdreich ein. Maljuta erkennend, gab der Zarewitsch seinem kabardischen Hengst die Sporen und sprengte an ihn heran.

Maljuta war, wie die Sitte es erforderte, vom Pferde gestiegen. Er stand mit entblößtem Kopf und wollte den Zarewitsch an sich vorüber reiten lassen. Das stampfende Pferd des jugendlichen Reiters bespritzte ihn über und über mit Kot.

»Sei begrüßt, Bojar Maljuta,« — rief der Zarewitsch, sein Pferd anhaltend. — »Soeben haben wir deine Sucher getroffen. Dem Maxim waren unsere Suppen wohl zu salzig. Da ist er losgezogen. Oder hast du ihn vielleicht selber nach Moskau geschickt, sich die Bojarenmütze zu holen, und hast dir's nachher anders überlegt?«

Der Zarewitsch lachte. Maljuta wischte sich mit der flachen Hand den Dreck vom Gesicht. Seine Augen spieen Gift.

»Der hätte es nicht nötig, sich den Dreck abzuwischen,« — bemerkte der jüngere Basmanow, — »denn auf seinem Gesicht bemerkt man ihn erst gar nicht.«

Basmanow, der dies nur sagte, um sich beim Zarewitsch einzuschmeicheln, hatte leise gesprochen, aber Maljuta hatte seine Worte verstanden. Als der Trupp lachend und plaudernd vorübergeritten war, setzte Maljuta sich die Mütze wieder auf, stieg in den Sattel und ritt im Schritt nach dem Palast.

»Gut,« — dachte er für sich. — »wartet nur ab, ihr feinen Herrlein!« — Seine blaß gewordenen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und in seinem, durch die Flucht des Sohnes schon gereizten Sinne regte sich die Hoffnung auf Rache.

Als Maljuta am Palast ankam, saß der Zar allein in einem seiner Gemächer. Sein Gesicht war bleich, die Augen brannten. Die schwarze Kutte hatte er mit einem gelben, blau gefütterten Kaftan vertauscht, der vorn durch sieben seidene Schnüre mit langen Troddeln zusammengehalten wurde. Seinen Stab und seine spitze Mütze, die mit einem großen Smaragd geziert war, lagen vor ihm auf dem Tisch. Die nächtlichen Gesichte, Gebet und Schlaflosigkeit hatten seine Kräfte nicht erschöpft, doch befand er sich im Zustande äußerster Reizbarkeit. Alles, was

er während der Nacht ausgestanden hatte, erschien ihm jetzt als eine Vorspiegung des Teufels. Der Zar schämte sich seiner Angst.

»Der Feind Christi,« — dachte er, — »will mich vom rechten Wege abbringen, aber alle seine Künste sollen mich nicht täuschen. Ich will ihm zeigen, daß er in mir einen Gegner gefunden hat, dem er nicht gewachsen ist.« Und er erneuerte seinen Vorsatz, alle Verräter und Widersacher zu vernichten, und mochten es auch Tausende sein. Er ging in Gedanken die Reihen seiner Untergebenen durch, unter ihnen nach Verrätern suchend. Jeder Blick, jede Bewegung erschienen ihm verdächtig. Er erinnerte sich verschiedener Worte, die in seiner nächsten Umgebung gesprochen worden waren, und suchte in diesen Worten den Schlüssel zu Verschwörungen. Selbst seine nächsten Verwandten waren vor seinem Verdacht nicht sicher. Maljuta traf ihn in einem Zustande, der dem eines Fiebernden glich. Er wartete eine Weile, dann entschloß er sich, zu sprechen. »Herr,« — sagte er, — »du hast befohlen, die Kolytschewy peinlich zu verhören, damit sie dir die Namen anderer Verräter nennen. Du kannst dich auf mich verlassen, Herr. Alles was sie mir erzählen, nur eines wird mir nicht gelingen: den Namen deines allergrößten Widersachers aus ihnen herauszubringen.« Der Zar blickte erstaunt zu seinem Liebling auf. Er sah in den Augen Maljutas irgend etwas Ungewöhnliches, Maljuta sprach weiter, und seine Stimme hatte einen besonderen Klang: »Herr, dies ist eine solche Sache, daß wohl die Augen sehen, und die Ohren hören, aber die Junge vermag es nicht auszusprechen.«

Der Zar sah ihn fragend an. — »Siehst du, Herr, da hast du nun schon so viele Übeltäter hingerichtet, und immer noch ist der Verrat in Rußland nicht ausgerottet. Und wenn du auch noch zehnmal so viele köpfst und hängst, so wird doch der Verrat nicht aufhören sich zu regen.«

Der Zar erriet nicht, was Maljuta meinte, — »Und darum, Herr, gelingt es dir nicht, den Verrat auszurotten, weil du nur die Zweige und Aste abschlägst. Den Stamm aber, und die Wurzel lässest du stehen.« — Immer noch begriff der Zar nicht, aber er hörte mit wachsender Spannung zu.

»Wie soll ich's dir denn sagen, Herr? Sieh, damals zum Beispiel, als du todkrank dalages — gebe Gott dir viele Jahre der Gesundheit, — und die Bojaren sich gegen dich verschworen hatten, da hatten sie doch einen, der ihr Führer war, deinen Bruder Wolodimir Andrejitsch.«

»Aha« — dachte der Zar. »Das also war die Bedeutung meiner nächtlichen Gesichte. Der Böse hat meinen Geist umnachten wollen, daß ich mich fürchten sollte, die Absichten meines Bruders zu vereiteln. Aber es hilft ihm nichts, ich werde auch meinen Bruder nicht schonen.«

»Sprich,« — sagte er laut und drohend zu Maljuta, — sprich, was weißt du von Wolodimir Andrejitsch?»

»Nein, Herr. Wicht von deinem Bruder rede ich. Ihn habe ich nicht im Verdacht, daß er irgend etwas gegen dich im Schilde führe. Auch die Bojaren, leisten ihm keine Gefolgschaft mehr. Längst hat er es aufgegeben, dir die Herrschaft streitig zu machen. Wicht von ihm rede ich.«

»Von wem also?« — fragte der Zar, und über sein Gesicht zuckte es. — »Siehst du, Herr! Dein Bruder hat es auf gegeben, Aufruhr zu erregen. Aber die Bojaren haben es nicht aufgegeben. Sie denken: ist es uns nicht gelungen, ihn auf den Thron zu setzen, so setzen wir . . . « — Maljuta stockte. — »Wen?« — fragte der Zar, und seine Augen loderten. Maljuta wurde grün im Gesicht.

»Herr! — nicht alles läßt sich aussprechen, und unsereins mag wohl seine Gedanken haben und manches erraten, — aber die Zunge bleibt besser gehütet hinter den Zähnen.«

»Wen?« — fragte Ioann noch einmal und stand auf.

Maljuta zögerte mit der Antwort. Der Zar packte ihn mit bei den Händen am Kragen und bohrte so, Gesicht an Gesicht, seinen Blick in ihn hinein. Maljuta begann zu schlottern.

»Väterchen Zar« — sagte er mit schwacher Stimme. — »Nicht ihm zürne, er hat sichs ja nicht selber ausgedacht.« — »Sprich.« — flüsterte Ioann, mit heiserer Stimme, Maljutas Kragen immer fester zusammenziehend.

»Ihm wäre ja so etwas nie in den Sinn gekommen,« — keuchte Maljuta, dem Blick des Zaren ausweichend. — »Er ist ja nur aufgehetzt worden. Und die ihm am nächsten stehen, die haben es getan. Und er, ein sündhafter Mensch, hat sich gedacht: ein wenig früher ein wenig später, das kommt auf dasselbe heraus.«

Der Zar begann zu begreifen. Sein Gesicht wurde noch blasser. Der Griff seiner Hände löste sich. Maljuta fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, den entscheidenden Schlag zu führen, — »Herr« — sagte er plötzlich ganz scharf — »such den Verrat nicht weit, dein Widersacher sitzt dir gegenüber. Er trinkt mit dir aus einem Becher, ißt mit dir aus einer Schüssel, trägt dasselbe Kleid wie du.« — Maljuta schwieg und hielt voll Erwartung seinen Blick vielsagend auf den Zaren gerichtet,

Auch der Zar schwieg. Seine Hände waren herabgesunken. Er hatte begriffen. — In diesem Augenblick ertönten vom Hof her freudige Schreie. Schon bei Beginn des Gespräches zwischen dem Zaren und Maljuta war der Zarewitsch mit seinem Gefolge in den Hof eingeritten, wo eine Gruppe von Kaufleuten auf ihn wartete. Sie hatten sich, als sie ihn erblickten, auf die Kniee geworfen. — »Was wollt ihr, Ellenmesser?« — fragte nachlässig der Zarewitsch. — »Väterchen,« — erwiderte der Wortführer der Kaufleute. — »wir sind gekommen, dir vorzuweinen. Sei unser Fürsprecher. Erbarme dich über unsere armen Häupter. Die Opritschniki plündern uns aus. Sie fressen uns mitsamt unseren Frauen und Kindern.« — »Das dumme Volk!« — wandte sich der Zarewitsch spöttisch an Basmanow. — »Sie wollen, scheints, ihre Waren und ihre Frauen für sich allein behalten. — Nun, seid nicht so weinerlich! Geht nach Hause. Ich will meinetwegen ein gutes Wort bei meinem Vater für euch einlegen.«

»Du, unser Vater,« — riefen die Kaufleute, — »gebe Gott dir ein langes Leben.«

Die Bittsteller lagen vor ihm auf den Knieen. Der Wortführer hielt eine Schüssel mit Salz und Brot zu ihm empor. Der Zarewitsch blickte von seinem Pferde auf die Knieenden her ab. Basmanow befand sich neben ihm. Maljuta hatte alles vom

Fenster aus beobachtet. — »Herr,« flüsterte er dem Zaren ins Ohr, — »Ihn hat gewiß einer von denen aufgehetzt, die jetzt mit ihm sind. Sieh, das Volk beglückwünscht ihn schon zur Herrschaft.« — Und wie ein Zauberer vor der unsauberen Macht, die er selber heraufbeschwor, erschrickt, so erschrak Maljuta vor dem Ausdruck, den seine Worte auf den Zügen Ioanns hervorriefen. Alles Menschliche war aus dem Antlitz des Zaren geschwunden. So schrecklich hatte Maljuta ihn noch nie gesehen. Es vergingen einige Augenblicke, — plötzlich lächelte Ioann.

»Grischa,« — sagte der Zar, beide Hände auf die Schultern Maljutas legend: — »wie hast du eben gesagt? — Ich baue die Zweige und Aste ab, aber den Stamm lasse ich stehn? — Grischa!« — und hierbei sah der Zar seinen Günstling mit einer entsetzlichen Vertraulichkeit an, und jedes Wort kam langsam aus seinem Munde. — »Übernimmst du es, den Verrat mit der Wurzel auszuroden?«

Die Lippen Maljutas krümmten sich in boshafter Freude. — »Für dich übernehme ich alles,« — flüsterte er, am ganzen Körper zitternd. —

Der Ausdruck auf dem Gesicht Ioanns wechselte augenblicklich. Die Züge wurden kalt, unbeugsam, starr. Sein Gesicht erschien wie aus Marmor gehauen. — »Hier gibts kein Zögern,« — stieß er hervor. — »Niemand soll darum wissen. Er reitet heute auf die Jagd. Man soll ihn nachher im Walde finden. Man wird sagen, er sei vom Pferde gestürzt. Kennst du den Heidenpfuhl?«

»Ich kenne ihn, Herr. Dort soll er gefunden werden.« — Der Zar wies auf die Tür. Maljuta ging, und als er den Vorraum erreicht hatte, atmete er erleichtert auf.

Der Zar stand lange unbeweglich. Dann ging er langsam zu seinen Heiligenbildern und fiel vor ihnen auf die Kniee. —

Von allen Dienern, die Maljuta hatte, war sein Stallmeister und Leibjäger Matwej Chomjak sein flinkster, kühnster und gewandtester. Er ging niemals einer Gefahr aus dem Wege, war zu jeder Schandtat bereit und stand an Roheit nur seinem Herrn nach. Galt es ein Dorf anzuzünden, oder einen gefälschten Brief unterzuschieben, oder ein Weib zu rauben, — immer wurde Chomjak geschickt, und Chomjak brannte, plünderte und fälschte, und brachte statt eines Weibes mehrere. An Chomjak wandte sich Maljuta auch jetzt. Und was sie miteinander berieten, hat niemand gehört. Um dieselbe Zeit aber, als die Jagdtreiber des Zarewitsch durch die Wälder der Umgebung Moskaus ihre Stimmen erschallen ließen, die Jäger auf ihren Plätzen alle Aufmerksamkeit dem erwarteten Wilde zuwandten, und keiner von ihnen nach seinem Nachbarn sah, — um diese selbe Zeit sprengten einen Hohlweg entlang, fort vom Schauplatz der Jagd, Chomjak und Maljuta. Und zwischen ihnen mit gebundenen Händen und an den Sattel geschnallt, ritt ein Dritter, dessen Gesicht durch eine schwarze Kapuze bis zum Kinn verdeckt war. An einer Biegung des Weges schlossen zwanzig bewaffnete Opritschniki sich den Reitern an, und alle ritten, ohne ein Wort zu sprechen, im Galopp weiter.

Die Jagd nahm unterdessen ihren Fortgang, und niemand hatte die Abwesenheit des Zarewitsch bemerkt, mit Ausnahme zweier seiner Leibjäger, die jetzt, von Messerstichen durchbohrt, in einer Schlucht versteckt, starben.

Ungefähr dreißig Werft von der Sloboda entfernt, inmitten dichten, dunklen Waldes, breitete ein Sumpf sich aus, der im Volksmunde der »Heidenpfuhl« hieß. Viel wunderbares er zählte man sich von diesem Ort. Die Holzfäller vermieden es, ihm in der Dämmerung zu nahen. In Sommernächten hatte man Irrlichter darüber hintanzen gesehen, und man sagte, das seien die Seelen derer, die hier von Räubern erschlagen und in den Sumpf geworfen worden waren.

Sogar am hellen Tage hatte der Ort etwas Unheimliches und Düsteres. Große Bäume, von unten ihrer Zweige beraubt, reckten sich aus dem schwarzen, trüben Wasser hoch. Sie glichen mit ihren Spiegelungen allerlei seltsamen Gestalten von Menschen und fabelhaften Tieren. Keine menschliche Stimme war in der Nähe des Sumpfes zu hören. Zuweilen schwirrten Schwärme von wilden Enten über den Wald und fielen plätschernd ins Wasser. Aus dem Schilf ertönte der klagende Schrei des Wasserhuhns. Der Kolkrabe setzte sich in die Bäume und erhob sein Unheil verkündendes Gekrächz. Zuweilen hörte man von fern her den Klang eines Beiles, das Krachen und den dumpfen Fall eines gestürzten Baumes.

Wenn aber die Sonne hinter die Wipfel versank, wenn ein durchsichtiger Nebel vom Sumpf aufstieg, dann verstummte der Klang der Axt, die Stimmen des Tages schwiegen, und andere Stimmen wurden laut. Die Frösche begannen zu quaken. Erst einzeln und leise, nachher laut und im Chor.

Je tiefer die Dämmerung wurde, um so lauter ertönten die Stimmen der Nacht. Die Grillen zirpten, der Erdkrebs schrillte, in der Ferne heulte der Wolf, und aus dem Dickicht, unsichtbar, rief die Eule. Die Umrisse der Gegenstände verschwammen. Dann hatten die Dinge und die Töne etwas den menschlichen Sinnen Unfaßbares, über dem Heidenpfuhl herrschte die unsaubre Macht.

Nach diesem verwunschenen Ort, aber nicht in dunkler Nacht, sondern an einem sonnigen Morgen, lenkten Maljuta und seine Reiter ihre Rosse.

Um dieselbe Zeit aber, da sie es so eilig hatten, dahin zu gelangen, versammelte sich im dunklen Walde unweit des Heidenpfuhls eine Schar ganz anderer Gesellen.

Dreizehntes Kapitel

Wanjuchs Perstenj und seine Kameraden.

Auf einem breiten, freien Platz inmitten des Waldes, umgeben von hohen Eichen und undurchdringlichem Dickicht, befanden sich einige niedrige Erdhütten, zwischen denen, auf umgestürzten Baumstümpfen, auf zusammengetragenen Haufen von Heu und welkem Laub viele seltsame Gestalten saßen oder lagen. Andere kamen aus der Tiefe des Waldes hervor und gesellten sich zu ihren Kameraden. Alle waren bewaffnet, und ihre Kleidung war eine sehr verschiedenartige. Die einen trugen goldglänzende Gewänder, die andern einfache Kittel, und etliche waren in Lumpen gehüllt. Ebenso verschieden waren auch ihre Waffen: Säbel, Morgensterne, Hellebarden. Auf ihren Gesichtern sah man viele Furchen und Warben. Haupt- und Barthaar waren verwildert.

Diese verwegene Gesellschaft war in mehrere Gruppen geteilt. In der Mitte des freien Platzes wurde an offenen Feuern in Kesseln Grütze gekocht und Fleisch am Spieß gebraten. Bläulich hob sich der Rauch von der grünen Dämmerung ab, die den Platz wie eine Mauer umgab. Den Köchen stieg der Rauch in Augen und Nasen, daß sie sich hustend und tränend abwandten.

Ein Alter, mit grauem, lockigem Kopf und langem Bart, stand auf ein langgestieltes Beil gestützt und erzählte der zuhörenden Jugend irgendein Märchen. Um recht zu erzählen, mußte er stehen: so konnte er, je nachdem es die Geschichte verlangte, sich bald nach dieser, bald nach jener Seite wenden, auch an geeigneter Stelle sein Beil schwenken und große Bewegungen machen. Man lauschte ihm mit offenem Munde und gespitzten Ohren. Der eine stand, der andere saß, und der größte Teil lag auf dem Bauch, das Kinn in die Hände gestützt. Ein Stück davon entfernt trieben zwei junge Burschen das Spiel, sich gegenseitig mit den Fäusten auf den Kopf zu schlagen, wobei es darauf ankam, wer zuerst den andern um Schonung bitten würde. Schon waren die beiden Gegner rot im Gesicht wie rote Rüben. Aber die kräftigen Fäuste hörten nicht auf, wie die Hämmer auf den Amboß zu schlagen,

»Hast du nicht bald genug, Chlobko?« — fragte der, der schwächer zu sein schien. — »Darum keine Sorge, Andruscha,« — erwiderte der andre, — »aber dir wird es bald schlecht er gehen!« — Und die Fäuste hämmerten weiter. — »Seht, Brüder,« — riefen die Zuschauer, — »Andruscha wird bald umfallen.«

»Wein, der fällt noch nicht,« — meinten andre, — »er hat einen festen Kopf.«

Andruscha, der wirklich schon dem Umfallen nah war, schlug plötzlich seinen Gegner, statt auf den Scheitel, mit der Faust an die Schläfe. Chlobko fiel hin und blieb liegen. Viele der Zuschauer lachten, aber der größere Teil äußerte seine Unzufriedenheit.

»Das ist nicht ehrlich« — riefen sie, — »Andruscha hat nicht anständig gekämpft. Andruscha muß verprügelt werden.« — Und Andruscha wurde verprügelt.

»Von wo führt Gott euch Burschen her?« — fragte der alte Märchenerzähler ein paar junge Leute, die an das Feuer getreten waren und sich schüchtern nach allen Seiten umsahen. Die jungen Burschen waren unbewaffnet, sie schienen Neulinge zu sein. Ein untersetzter Mann, dem ein breites Messer hinter dem Gürtel stak, hatte sie hergeführt.

»Hört ihr, Habichtlein,« — wandte sich der untersetzte Mann an die Neulinge, — »der Großvater Korschun fragt euch, woher ihr kommt. Antwortet dem Großvater.«

»Ich bin aus der Umgegend Moskaus,« — erwiderte der eine ein wenig zögernd.

»Warum hast du denn dein Test verlassen?« — fragte Korschun. — »Ist dir's zu kalt darin geworden, oder zu heiß?«

»Zu heiß,« — erwiderte der Bursch. — »Denn die Opritschniki haben mir meine Hütte angezündet, aber als sie abgebrannt war, da ist mirs zu kalt geworden unter freiem Himmel.«

»Nun, man siehts, du bist nicht dumm. — Und du?« wandte Korschun sich an den nächsten. — »Ich suche meine Sippe,« — antwortete dieser. Die Räuber lachten. — »was denn für eine Sippe?« — fragten sie.

»Ja, als die Opritschniki mir Mutter und Vater, Schwestern und Brüder erschlagen hatten, da wurde es mir zu einsam in der Welt. Da habe ich mir gedacht: ich will zu guten Leuten gehen, die mich aufnehmen, mir Speis und Trank bieten, mir Brüder sein werden. In der Schenke hab ich den Dicken da getroffen. Da hab ich ihn gebeten, mich mitzunehmen.«

»Du bist ein guter Bursch,« — sagten die Räuber. — »Setz dich zu uns, — teile Salz und Brot mit uns. Wir wollen dir Brüder sein.«

»Doch was steht denn der da so trübselig und läßt die Nase hängen? He, du Trauerkloß! Was ziehst denn du für einen Flunsch! woher kommst du?«

»Aus Kolomna,« — erwiderte mit träger Junge ein junger, ungemein kräftiger Bursch, der mit verdrießlicher Miene hinter den anderen stand.

»Nun, — haben dir die Opritschniki auch was genommen?«

»Die Braut,« — antwortete gedehnt und unwillig der Bursch.

»Erzähle! wie geschah das?«

»Was ist da schon viel zu erzählen? Sie kamen und nahmen.«

»Nun und dann?«

»Was dann? Nichts dann!«

»Warum hast du ihnen die Braut denn nicht wieder entrissen?«

»Wo war da was zu entreißen! Sie kamen und nahmen, und fort waren sie.«

»Und du hast zugesehen und bloß das Maul aufgesperrt?«

»Nein. Nachher, als sie weg waren, da bin ich böse geworden. Gott schütz, wie böse!«

Die Räuber lachten — »Du bist, Bruder, wohl ein bißchen langsam von Entschluß?« — Der Junge machte ein dummes Gesicht und erwiderte nichts.

»He du, geschmorte Rübe!« — sagte einer der Räuber. — »wegen einer Braut braucht man nicht so betrübt zu sein. Du findest leicht eine andre.« — Der Junge stand mit offenem Munde da und schwieg. Sein Gesicht belustigte die Räuber. — »Hörst du, man spricht mit dir,« — sagte einer, ihm einen Stoß in die Rippen versetzend. Der Junge schwieg. Der Räuber stieß ihn kräftiger. Der Junge sah ihn so töricht an, daß alle wieder lachen mußten. Jetzt traten mehrere an ihn heran und begannen ihn zu stoßen. Er wußte nicht, ob er sich ärgern sollte oder nicht. Jedoch ein besonders kräftiger Stoß weckte ihn schließlich aus seiner verschlafenen Kaltblütigkeit.

»Genug gepufft!« — sagte er. — »Bin ich ein Mehlsack, was? — Hör auf, sonst werd ich böse.« — Das Lachen wurde noch lauter. Eigentlich wollte der Bursch längst schon böse werden, und nur die Faulheit und angeborene Verschlafenheit hielten seinen Zorn zurück. Wegen einer Kleinigkeit wollte er nicht böse werden, und einen wirklichen Grund gab es für ihn noch nicht. — »Nun, werde mal böse!« — riefen die Räuber. — »Dann müßt ihr kräftiger puffen!« — erwiderte der Bursch. — »Ei, das kannst du haben!« — »Tun, noch ein bißchen kräftiger!« — »Da hast du's, da, da.«

»Ah, — jetzt haltet euch!« — sagte der Bursch, der endlich wirklich böse geworden war. Er streifte die Ärmel auf, spuckte sich in die Fäuste und begann drauflos zu schlagen. Die Räuber hatten einen so plötzlichen Ausfall nicht erwartet. Die es zuerst traf, verloren das Gleichgewicht und brachten auch die Kameraden zu Fall. Das Gefecht wälzte sich über den Platz hin und auf das Feuer zu, wo die Kessel hingen. Der große Kessel mit der Kohlsuppe stürzte um und ergoß sich in die Glut.

»Sachte, du, sachte du Satan! Seht nur, wie er in Schwung gekommen ist,« — riefen die Räuber. Aber der Bursch hörte nichts mehr. Er schwang seine Fäuste nach rechts und nach links, und mit jedem Schlag brachte er einen der Räuber zu Fall, und mit manchem gleich zweie.

»Seht den Bären!« — sagten diejenigen, denen es gelungen war, schnell zur Seite zu springen. Endlich kam der Bursch zur Vernunft, hielt im Schlagen inne, stand inmitten der umgestürzten und zerschlagenen Töpfe und kratzte sich den Hinterkopf, als wollte er sagen: »Ei was habe ich denn da angerichtet.«

»Nun, Bruder,« — sagten die Räuber, die aufstanden und sich die Seiten rieben, — »wärest du damals böse geworden, als man dir die Braut raubte, du hättest sie nicht verloren. Seht was für ein Ilja Murometz!« (Sagenhafter Held.) — »wie heißest du, wackrer Junge?« — fragte ihn der alte Räuber. »Mitjka!« — »Mitjka!« — riefen die Räuber belustigt, weil Mitjka im Volksmunde die Bezeichnung für einen jungen Bären ist. — »H0, Mitjka! — He, Mitjka!«

»Kinder,« — rief herbeieilend ein junger Räuber, — »der Ataman erzählt soeben von seinem Leben an der Wolga. Alles sammelt sich um ihn, um zuzuhören. Kommt schnell, sonst finden wir keinen Platz mehr.« — »O, da wollen wir zuhören!« — riefen die Räuber.

Auf einem Baumstumpf im Schatten einer gewaltigen Eiche saß ein breitschultriger Mann von mittlerem Wuchs, angetan mit einem goldgestickten Ledergürtel. Auf dem Kopf trug er einen runden Helm, von dessen Rändern ein Panzergewebe herab hing, das Nacken und Schultern vor Schwerthieben schützte. Der breitschultrige Mann hielt in der Hand eine Streitaxt, die nach der einen Seite breit, nach der andern spitz geformt war. In dieser Ausrüstung hätte man schwerlich unseren alten Bekannten wiedererkannt: Wanjucha Perstenj. Er blickte sich im Kreise um. Unter seinem kurzen, schwarzen Schnurrbart leuchteten seine Zähne so weiß, daß von ihnen sein ganzes Gesicht erhellt schien. Die Räuber schwiegen und hörten zu.

»Also, ihr Brüder!« — sprach Perstenj, — »eine beladene Fuhre anzuhalten, oder einen Bojaren zu berauben, das ist nicht schwer, wenn ihr zehn gegen einen seid. Aber wäre es nicht fast ein Wunder, wenn es einem gelänge, fünfzig Mann oder mehr anzuhalten und zu berauben?« — »Das wird eine feine Geschichte!« — riefen die Räuber. — »Ist dirs vielleicht selber gelungen?« — »Wicht von mir rede ich. Aber ich kenne einen Helden, der allein ganze Wagenzüge angehalten hat.« — »Ist das vielleicht auch wieder dein Recke von der Wolga?« — »Ja, von ihm rede ich. Seht, da kam einmal ein Lastschiff von Astrachan her die Wolga hinaufgefahren. Viel wackere Leute befanden sich auf dem Schiff. Kaufleute waren es, bewaffnet waren sie mit Säbeln und Pistolen, die Kaftans hatten sie auf geknöpft, die Mützen saßen ihnen schief auf dem Kopf, und nicht weniger verwegen sahen sie aus als unsereins. Das Schiff war geladen mit Gold, Perlen und Edelsteinen und allerlei kostbaren Sachen aus Astrachan. Es wurde an einem langen Tau stromaufgezogen. Das Ufer war hoch, der Pfad, auf dem die Tauzieher gingen, war schmal, und mitten im Strom ragte steil eine Felseninsel. Die Strömung war reißend, und der Fluß machte an dieser Stelle eine scharfe Biegung. Unser junger Recke hatte erfahren, mit was für kostbarem Gut das Schiff gefahren kam. Er sagte niemandem ein Wort, ging früh des Morgens aus, setzte sich hinter einen Busch und lauerte. Es verging eine Stunde, es verging eine zweite. Endlich kamen die Tauzieher, etwa zwanzig an der Zahl. Einer hinter dem andern, schwer ziehend, vorgebeugt. Man sah es an ihrem Gang, die Last war keine leichte, und nur langsam bewegte sich das Schiff gegen den Strom. Mein junger Held wartete geduldig, bis das Schiff am scharfen Felsen etwa hundert Schritt vorüber war. Dann sprang er aus dem Busch hervor und schlug mit dem Säbel das Tau durch, daß die Tauzieher, die Braven, alle auf ihre Nasen fielen. Den einen schlug er mit dem Knüppel über den Kopf, den andern mit der Faust. Und wer noch davonlaufen konnte, tat es. Die Strömung trieb das Schiff rückwärts, gerade auf den Felsen zu. Die Kaufleute waren bestürzt, ans Schießen dachte keiner. Jeder dachte nur, wie man um die Biegung herunkäme, daß das Schiff nicht zerschmettert würde. Unser Held aber faßte mit der einen Hand das Tau, und mit der andern hielt er sich an einem Baum fest. So hielt er das Schiff auf.

»He, — ihr Ellenmesser, ihr Kaufleute, — ihr wackeren Burschen! werft eure Säbel und Pistolen ins Wasser. Ich sags euch im Guten. Sonst lasse ich das Tau los, und dann ist es um euch geschehen, mitsamt eurer kostbaren Ladung.«

Die Kaufleute richteten ihre Pistolen auf ihn, aber sie senkten sie wieder. Denn sie überlegten sich: wenn wir ihn töten, so ist niemand da, der das Tau hält.

Da war nichts zu machen. Sie warfen ihre Waffen ins Wasser, aber sie dachten wohl, wenn er aufs Deck kommt, um das Schiff zu berauben, so werden wir mit ihm schon fertig werden. Aber unser Held hatte sie durchschaut. — »Gut,« — rief er, — »ihr Kaufleute, ihr Täubchen. Die Waffen sind auf den Grund gesunken. Nun geht auch ihr, wohin ein jeder mag. Mit anderen Worten, — hüpf mal geschwind vom Schiff herunter.«

Und, da sie zögerten, schlang er das Tau um den Baum, er griff seine Pistole und sandte ihnen eine Kugel hinüber. Da sprangen sie alle, wie viele ihrer waren, ins Wasser, wie die Frösche. Er aber rief ihnen zu: »Zum andern Ufer schwimmt. Wer hierher kommt, den schieße ich ab wie eine Ente.« — Nun Kinder, wie gefällt euch der Recke?»

»Wahrlich ein Held!« — riefen die Räuber, — »und was hat er mit dem Schiff gemacht?»

»Er hat sich das Seil um die Hand geschlungen, als wäre es nur ein Fädchen, und hat das Schiff ans Ufer gezogen.«

»Da muß er ja ein Riese von Wuchs sein.«

»Nein, ein Riese ist er nicht. Er ist nicht größer als ich, nur in den Schultern ist er breiter.«

»Noch breiter als du? — Erzähle uns, wie sieht er aus?»

»Nun, eben wie ein Held sieht er aus. Ein krauser Kopf, ein schwarzer Bart, ein wenig schief in den Schultern. Das Gesicht ist breit, und in seine Augen zu sehen ist furchtbar.«

»Wie du von ihm sprichst, Ataman, wie von etwas wunder barem, Unglaublichem. Wir können uns gar nichts Heldenhafteres vorstellen als dich.«

»O ihr Narren,« — rief Perstenj, — »was bin denn ich gegen ihn! Ein Dreck, — nur ein Dreck, nichts weiter.« »Und wie heißt er denn, dein Held?»

»Jermak Timofejitsch.«

»Welch ein Name! Und treibt er denn sein Handwerk ganz allein, hat er keine Schar um sich?»

»O, eine gute Schar hat er um sich. Auch treue Unterführer. Aber der rechtgläubige Zar hat einen Zorn gegen ihn und hat seine Leute hingeschickt, die Wackeren zu fangen. Und er hat befohlen, dem Unterführer Iwan Koljzo den Kopf abzuschlagen und nach Moskau zu bringen.«

»Und hat man ihn gefangen?» »Fast hätten ihn die zarischen Leute gehabt. Aber er ist ihnen zwischen den Fingern durchgeschlüpft und schweift wieder in der weiten Welt umher. Gott mag wissen, wo der Wackere sich aufhält. Aber ich glaube, er wird wohl wieder an der Wolga sein. Denn wer einmal an der Wolga war, dem gefällt es nirgends sonst mehr in der Welt.«

Der Ataman schwieg und versank in Gedanken. Auch die Räuber standen sinnend da. Die Köpfe gesenkt, strichen sie sich die Bärte und schwiegen. woran

dachten die sonst so Ungestümen, die Kühnen, die Verwegenen? woran dachten sie, gelagert auf dem lichten Platz inmitten des dämmernden Waldes. Dachten sie an ihre verlorene Jugend, — an die Zeit, da sie noch ehrliche Krieger und friedliche Siedler waren? Dachten sie an das Mütterchen Wolga, den silbernen Strom, oder an Jermak, den fernen Helden? Oder dachten sie an das Gerüst, das damals jedem kühneren Kopfe drohte: die beiden Pfähle mit dem Querbalken?

»Ataman!« — rief ein Räuber, der atemlos herbeigelaufen kam. — »Fünf Werst von hier, auf dem Rjasanschen Wege reiten zwanzig Mann, alle reich bewaffnet, in Gold verzierten Kaftans. Sie haben die schönsten Pferde, jedes sicherlich hundert Rubel wert oder mehr.«

»Wohin reiten sie?« — fragte Perstenj aufspringend. »Soeben sind sie zum Heidenpfuhl eingeschwenkt. Ich bin über das Moor und durch den Wald gelaufen, um dir schnell die Nachricht zu bringen.«

»He, — Kinder!« — schrie Perstenj. — »Lang genug haben wir gefaulenzt. Zwanzig Mann sofort zu mir!«

»Du, Korschun,« — wandte er sich an den Alten, — »nimm auch du zwanzig mit dir, Schneide ihnen den Weg ab. Legt euch an der krummen Eiche in den Hinterhalt. Nun hurtig! Die Säbel heraus!«

Perstenj schwang seine Streitaxt, und seine Augen funkelten. Er glich jetzt einem strengen Heerführer inmitten seiner gehorsamen Truppen.

Der freie Ton der Räuber untereinander hatte aufgehört und einem bedingungslosen Gehorsam Platz gemacht. Im Tu traten vierzig Mann aus der Menge heraus und teilten sich in zwei Gruppen.

»He, Mitjka!« — sagte Korschun zum jungen Burschen aus Kolomna. — »Da, nimm diesen Stab, Komm mit uns und strenge dich tüchtig an, böse zu werden.« — Mitjka machte ein töricht-freundliches Gesicht, nahm gleichmütig aus der Hand des Alten einen gewaltigen Knüppel, den er schulterte, und ging mit gewichtigen Schritten hinter der Abteilung her, die sich auf den Weg zur krummen Eiche begab.

Die andre Abteilung, geführt von Perstenj, eilte dem Heidenpfuhl zu.

Vierzehntes Kapitel

Die Ohrfeige.

Um dieselbe Zeit, da Maljuta und Chomjak, begleitet von einem Trupp Opritschniki den Unbekannten nach dem Heidenpfluß entführten, saß Serebrjannyj in freundschaftlichem Gespräche mit Godunow an einem reich mit Bechern besetzten Tische.

»Sage mir, Boris Fedorytsch, was veranlaßte den Zaren, die ganze Sloboda zur Mitternachtsmesse zusammenzurufen? Geschieht solches oft bei euch?«

Godunow zuckte die Achseln: »Unser großer Herrscher,« — sagte er, — »klagt und weint oft über seine Feinde und betet für ihre Seelen. Und, daß er uns um Mitternacht zum Gebet rief, darüber brauchen wir uns nicht zu wundern. Sagt doch in seinem zweiten Briefe an Gregor der große Wassilij selber: was anderen der Morgen ist, das ist dem Gottesfürchtigen die Mitternacht. Wenn um uns alles still ist, wenn weder die Augen noch die Ohren etwas Verderbliches ins Herz hinein lassen, dann kann der Menschegeist sich ungestört an Gott wenden.«

»Boris Fedorytsch! Ich habe auch früher schon gesehen, wie der Zar betete. Doch tat er es anders als jetzt. Alles ist anders geworden. Auch den Sinn der Opritschnina begreife ich nicht. Was sind das für Mönche, die sich wie Räuber benehmen? Vor wenig Tagen, als ich nach Moskau zurückkehrte, habe ich so schauerliche Dinge von ihnen gesehen und gehört, daß es kaum zu glauben war. Ich bin gewiß, der Zar wird hintergangen. Du, Boris, Fedorytsch, stehst ihm nahe. Er liebt Dich. Du solltest ihm ein Wort über die Opritschnina sagen.«

Godunow lächelte über die Einfalt des Fürsten. — »Der Zar ist gegen alle gnädig!« — sagte er mit erkünstelter Demut. — »Auch mich behandelt er gütig über Gebühr. Nicht mir kommt es zu, seine Handlungsweise zu beurteilen, oder ihm Ratschläge zu erteilen. Der Sinn der Opritschnina ist nicht schwer zu verstehen: Das ganze Land gehört dem Zaren. wir alle stehen unter seiner hohen Hand. Was er für sein besonderes Eigentum erklärt, das ist es. Und was er uns übrig läßt, das gehört uns. Wem er befiehlt, um ihn zu sein, der steht ihm nahe, und wem er dieses nicht befiehlt, der sieht ihm fern. Das ist die ganze Opritschnina.«

»So wie du es sagst, Boris Fedorytsch, erscheint es sehr einfach. In Wirklichkeit aber ist es nicht so. Die Opritschniki bedrücken und vergewaltigen das Land schlimmer als die Tataren. Nirgends gibt es ein Recht, das man gegen sie an rufen könnte. Das Land geht zu Grunde. Du solltest es dem Zaren sagen. Dir würde er glauben.«

»Fürst Nikita Romanytsch! Viel Böses gibt es in der Welt. Wicht darum schlägt der eine den andern tot, weil der eine ein Opritschnik ist, und der andere es nicht ist, sondern darum, weil beide — Menschen sind. Angenommen, ich wollte dem Zaren etwas sagen. was würde die Folge sein? Alle würden gegen mich sein, und der Zar selbst würde ungnädig gegen mich gewesen.«

»Mag er ungnädig werden! So hast du doch nach deinem Gewissen gehandelt, hast ihm die Wahrheit gesagt.«

»Nikita Romanytsch! Die Wahrheit ist schnell gesagt. Aber man muß sie auch zu sagen verstehen! wenn ich angefangen hätte, dem Zaren zu widersprechen, so wäre ich längst nicht mehr hier. Und wäre ich nicht mehr hier, wer hätte dann dich gestern vom Block errettet?«

»Das ist freilich wahr, Boris Fedorytsch. Gebe Gott dir ein langes Leben, ohne dich wäre ich verloren gewesen.«

Godunow glaubte, er habe den Fürsten überzeugt. — »Siehst du, Tikita Romanytsch,« — sprach er weiter, — »gut ists, für die Wahrheit einzustehen, aber einer allein im Feld ist noch kein Heerführer. Was würdest du zum Beispiel tun, wenn vierzig Bösewichter über einen Unschuldigen herfielen?«

»Was ich tun würde? Ich würde meinen Säbel gegen alle die vierzig schwingen und so lange dreinschlagen, bis ich meine Seele Gott überließe!«

Godunow sah ihn verwundert an. — »Und würdest,« — sagte er, — »deine Seele Gott überlassen, beim fünften Mann, oder, wenns hoch kommt, beim zehnten der Übeltäter! Und die Übrigen würden den Unschuldigen doch umbringen. Nein, besser man mischt sich nicht hinein, bis sie darangehen, den Toten zu berauben. Und dann schreit man, Stepka habe für sich mehr genommen als Mischka. So werden sie selbst einer den anderen umbringen.«

Dem Fürsten war diese Antwort nicht nach seinem Herzen. Godunow bemerkte dies und wechselte das Gespräch. — »Schau mal,« — sagte er, durchs Fenster hinausblickend. — »wer kommt denn da angeritten, als wollte er sich den Hals brechen? Sieh, Fürst! Ist es nicht dein Leibjäger?«

»Nein,« — erwiderte Serebrjannyj. — »Mein Leibjäger hat sich heute früh bei mir beurlaubt, zu einer Wallfahrt, zwanzig Werst von hier entfernt.«

Jedoch, da der Reiter näher kam, erkannte der Fürst in ihm seinen Michejtsch. Der Alte war blaß wie der Tod, er ritt auf einem ungesattelten Pferde, so als wäre er aufs erste beste Pferd gesprungen. Und jetzt, entgegen dem üblichen Anstande, sprengte er auf den Hof und hielt vor dem Fenster, hinter dem der Fürst und Godunow saßen.

»Väterchen Nikita Romanytsch,« — schrie er schon von weitem, — »du trinkst und isst und erquickst dich und weißt nichts von dem Frevel, der geschieht. Soeben habe ich, dort hinter der Kirche, Maljuta und Chomjak getroffen, beide zu Pferde, und zwischen ihnen ritt ein Dritter mit gebundenen Händen. Wer, meinst du, war es? — Der Zarewitsch, der Zarewitsch selber. Sie haben ihm eine schwarze Kapuze übers Gesicht gezogen, die Verfluchten. Aber der Wind hob einen Zipfel der Kapuze auf, da habe ich ihn erkannt. Und angeblickt hat er mich, als bäte er um Hilfe. Aber Maljuta, — der Teufel soll ihn holen, — zog ihm den Zipfel wieder übers Gesicht.«

Serebrjannyj war aufgesprungen. — »Hörst du, Boris Fedorytsch!« — und seine Augen funkelten, — »sollen wir auch hier warten, bis die Übeltäter miteinander in

Streit geraten?« — Und er schwang sich mit einem Satz von der Freitreppe herab.
— »Das Pferd her!« — rief er, den Hügel dem Michejtsch aus der Hand reißend. —

»Das ist kein Pferd für dich, Väterchen,« — sagte Michejtsch. — »Es ist ein schlechtes Pferd. Auch fehlt der Sattel. Wie willst du denn auf einem solchen Pferde zum Zaren reiten?«

Der Fürst aber saß schon oben und jagte davon. Aber nicht zum Zaren, sondern hinter Maljuta her.

Es gibt ein altes Lied, das vielleicht aus jener Zeit stammt und diesen Vorgang auf seine Art besingt.

*Als in Stein sich kleidete, Moskau, die Stadt,
Als in Gold sich kleidete, Iwan, der Zar,
Als er zog in den Krieg, vor Kasan, die Stadt,
Vor Kasan, die Stadt, vor Astrachan.
Kasan nahm er mit einer Hand,
Gefangen nahm er den Fürsten, den Feind.
Aus Pskow hinaus trieb er den Verrat,
Aus Pskow hinaus und aus Nowgorod.
Wie aber treibt er hinaus den Verrat
Aus Moskau selbst, aus der steinernen Stadt?
Was spricht zu ihm Maljuta, der Bösewicht:
»He du Zar Iwan, Iwan Wassiljewitsch,
Nicht treibst du aus Moskau hinaus den Verrat.
Dein Widersacher sitzt gegenüber dir,
Aus demselben Becher trinkt er mit dir,
Aus derselben Schüssel ißt er mit dir.
Dasselbe Kleid trägt er wie du.«
Da errät der Zar, wen der Bösewicht meint.
Dem Zarewitsch will er ein Leides tun.
»He ihr Fürsten, he ihr Bojaren all,
Nehmt an der Hand den Zarewitsch jung,
werft ihm über ein schwarzes Kleid.
Führt ihn weg in den dunklen Wald,
Zum Heidenpfuhl, zum finstern Sumpf.
Dort übergebt ihn dem schnellen Tod.«
Da stoben hinweg die Bojaren all,
Allein zurück nur blieb Maljuta, der Bösewicht.
Er nahm den Zarewitsch an der weißen Hand,
Er warf ihm über ein schwarzes Kleid.
Er führte ihn fort in den dunklen Wald,
Zum Heidenpfuhl, zum finstern Sumpf.
Gesehen hat es ein alter Knecht,
Er sprang auf ein Pferd, auf ein altes Pferd.
Seinem Herrn Nikita sagt er es an:
»Se du Väterchen, Nikita Romanowitsch!
Du issest, du trinkest, du erfrischest dich,
Und weißt von dem Frevel nichts, der geschieht.
Es fällt ein Stern vom Himmel herab.
Es lischt eine Kerze aus lauterem Wachs.
Der Zarewitsch jung ist in Gefahr!«
Nikita, der Held, springt auf vom Tisch,
Aufs Pferd, aufs alte, schwingt er sich schnell.
Er sprengt zum Wald, zum dunklen Wald,
Zum Heidenpfuhl, zum finstern Sumpf.
Er schlägt den Maljuta, schlägt ihn ins Gesicht:
»He du Maljuta, du Bösewicht.
Einen fremden Bissen hast du geraubt.
An diesem Bissen erstickst du noch.«*

Dieses Lied, mag es mit den wirklichen Ereignissen überein stimmen oder nicht, entspricht doch dem Geiste jener Zeit. Was am Zarenhof und in der nächsten Umgebung des Zaren geschah, davon drang ins Volk nur wenig und Ungenaues. Aber zu einer Zeit, da die Stände in ihren Sitten und in ihrer Lebensweise noch nicht so scharf voneinander getrennt waren, wie heute, drückten sich in solchen Darstellungen, wie dieses Lied sie gibt, wenn auch vielleicht entstellt, so doch die allgemeinen Anschauungen aus.

War der Fürst Nikita Romanowitsch wirklich ein solcher Mann, wie ich ihn mir vorstelle? Das wissen nur die Mauern des Kreml und die alten Eichen vor Moskaus Toren. Aber so habe ich dich gesehen, Nikita, in Augenblicken stiller Träumerei, zur Abendstunde, wenn über die Felder der Nebel zog, wenn fern der Lärm des geschäftigen Tages verhallte, wenn um mich Stille ward und nur der Wind im Laub der Bäume flüsterte und ein Nachtschmetterling an mir vorüberflog. Dann regte sich schmerzlich in mir die Liebe zur Heimat, und aus der Dämmerung, die mich umgab, stieg klar die ruhm- und schmerzensreiche Vergangenheit vor mir auf, als hätte meinem inneren Blicke ein Fenster sich geöffnet, durch das hindurch ich in die Jahr hunderte zurückblickte. Und so habe ich dich gesehen, Nikita Romanowitsch, deutlich habe ich dich gesehen, wie du aufs Pferd sprangest und hinter Maljuta einherjagtest.

Vergessen hatte es Serebrjannyj, daß er ohne Säbel und Pistolen war, und nicht kümmerte er sich darum, daß unter ihm das Roß ein altes war. Es war aber ein gutes Roß gewesen zu seiner Zeit, es hatte seine zwanzig Jahre im Kriege gedient, aber kein ruhiges Alter hatte es sich erworben. Die Wassertonne zu ziehen war sein Los geworden, und schlechtes Heu und Schläge waren sein Lohn. Jetzt aber spürte es auf sich den mächtigen Reiter, und es gedachte der früheren Tage, da es Helden in die Schlacht getragen hatte und da man ihm das beste Futter reichte. Es blähte die roten Nüstern, es streckte den Hals, und es flog dahin wie ein Pfeil.

Maljuta sprengt durch den dunklen Wald. Er hat es eilig. Er zieht dem Zarewitsch die Kapuze tief über das Gesicht, daß seine Opritschniki nicht erkennen sollen, wen sie zum Tode führen. Denn hätten sie ihn erkannt, sie wären zurückgeblieben. Sie wären ihrem Herrn nicht gefolgt. Aber sie wußten es nicht, wer zwischen Chomjak und Maljuta ritt, und wunderten sich nur, daß man den Unbekannten so weit wegführt, um ihn zu töten.

Maljuta treibt seine Reiter an. Er schilt auf die Pferde, er schlägt sie hart mit der Peitsche.

»Ach, ihr Wolfsfutter! Ihr Heusäcke! Wenn der Zar sichs überlegt, wenn er Boten hinter uns herschickt, seinen Befehl zu widerrufen!« -

Maljuta, der Bösewicht sprengt durch den Wald. Die Vögel blicken herab auf ihn aus den Zweigen. Schwarze Raben begleiten ihn. Schon nahe ist der Heidenpfuhl.

»He,« — spricht Maljuta zu Chomjak. — »Hörst du nicht hinter uns den Hufschlag galoppierender Pferde?«

»Nein,« — erwidert Chomjak, — »es ist nur der Widerhall unseres Rittes.«

Maljuta treibt seine Reiter an und schlägt auf die Pferde.

»He,« – sagt er zu Chomjak, – »rief da nicht eine Stimme hinter uns?« –

»Wein,« – erwidert Chomjak, – »nur der Wald hallt unsere eigenen Stimmen wieder.«

Und Maljuta schilt auf die Pferde: »Ach ihr Wolfsfutter, ihr Heusäcke! wenn nur keiner uns einholt!«

Plötzlich ertönt es hinter ihm: »Halt, Maljuta!«

Serebrjannyj hat ihn eingeholt, das alte Pferd, das wasserführende, hat seine Pflicht getan.

»Halt, Maljuta!« schreit Serebrjannyj noch einmal.

Jetzt reitet er neben ihm. Er hebt die Hand, die mächtige Hand, und schlägt ihm ins Gesicht. Stark war der Schlag. Es dröhnte der alte Eichwald. Von den Zweigen rieselten die Blätter herab. Die Tiere des Waldes hörten den Schlag und flüchteten ins Dickicht. Aus ihrem Astloch flog die Eule auf. Die Holzfäller, die fern vom Orte East schälten, hielten in ihrer Arbeit inne, sahen einander an und sagten: »Horch, wie hat das gekracht! Ist ein alter Eichbaum zusammengestürzt über dem Heidenpfuhl?«

Maljuta taumelte aus dem Sattel. Das arme alte Pferd Nikitas fiel hin und starb.

»Maljuta!« – schrie der Fürst aufspringend, – »einen fremden Bissen hast du geraubt, an diesem Bissen erstickst du noch.«

Und den Säbel Maljutas aus dessen Scheide reißend, schwang er ihn hoch, um ihm den Schädel zu spalten.

Ein anderer Säbel pfiff über dem Kopf des Fürsten. Matwej Chomjak war seinem Herrn zu Hilfe geeilt. Es entspann sich der Kampf zwischen Chomjak und dem Fürsten. Die Opritschniki wollten sich mit blanken Säbeln auf den Fürsten stürzen, aber der dichte Wald und das Gestrüpp hinderten die Pferde im Lauf.

»So werde ich sterben müssen, ohne den Zarewitsch gerettet zu haben,« – dachte der Fürst, sich der Hiebe erwehrend. – »Gebe Gott mir nur, eine halbe Stunde lang standzuhalten, vielleicht kommt doch von irgendwoher eine Hilfe.«

Kaum hatte er dies gedacht, als ein durchdringender Pfiff durch den Wald hallte. Laute Schreie antworteten. Ein Opritschnik, der eben seinen Säbel gegen den Fürsten schwang, sank mit zerschmettertem Schädel um. Und über seinem Leichnam, die blutige Streitaxt schwingend, erschien Wanjucha Perstenj. In demselben Augenblick fielen die Räuber wie eine Herde Wölfe über Maljutas Begleiter her, und es entstand ein wildes Handgemenge. Maljuta wollte die Seinen sammeln, um im gemeinsamen kräftigen Stoß den Feind niederzureiten. Aber Wurzelwerk und Unterholz des Waldes hinderten jede freie Bewegung. Schon lagen viele am Boden, aber die andern rafften sich wieder auf und drangen mit dem Ruf: »Goi-da« erneut auf die Räuber ein. Perstenj selber, an der Hand verwundet, schwang seine Streitaxt schon schwächer. Da ertönte im Walde ein neuer Pfiff. – »Haltet euch, Kinder,« – schrie Perstenj, – »Großväterchen Korschun kommt uns zu Hilfe.« Die Opritschniki sahen sich plötzlich auch von der

Seite her angegriffen, und es wurde ein Kampf, ein großer Kampf, ein heißer, ein schöner Kampf.

Die Reiter waren gegen das Fußvolk im Nachteil. Die Pferde bäumten sich, stürzten und drückten ihre eigenen Reiter unter sich. Die Opritschniki kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, wie Blitz und Wirbelwind leuchtete und piffte der Säbel Chomjaks.

Plötzlich entstand ein allgemeines Schwanken. Mitjka brach sich Bahn durch die Menge, ohne Unterschied Freund und Feind niederrennend. Gegen Chomjak ging er vor. Er hatte den Räuber seiner Braut erkannt. Mit beiden Händen seinen gewaltigen Knüppel schwingend, ließ er ihn auf seinen Feind niederkrachen. Aber Chomjak bog sich zur Seite, der Schlag traf den Kopf des Pferdes. Der Knüppel brach, das Pferd war tot. — »Warte,« — sagte Mitjka, — »jetzt krieg ich dich.« — Die Schlacht war aus. Niemand kämpfte mehr. Alle Opritschniki waren tot, nur Maljuta allein war auf einem flinken kabardischen Rosse entflohen.

Die Räuber zählten die Ihren, und an der Zahl fehlten viele. Da schau mal,« — sagte Perstenj, indem er sich den Schweiß vom Gesichte wischte und an den Fürsten herantrat, — »so also sehen wir uns wieder, Bojar!«

Serebrjannyj war beim Erscheinen der Räuber sofort zum Zarewitsch hingesprungen und hatte sein Pferd beiseite geführt. Der Zarewitsch war an den Sattel gebunden. Serebrjannyj durchschnitt mit seinem Säbel die Stricke, half ihm vom Pferde herab und löste das Tuch, mit dem ihm der Mund zu gebunden war. Während des ganzen Gefechtes war der Fürst nur darauf bedacht gewesen, den Zarewitsch zu schützen.

Die Räuber gingen daran, die Taschen der getöteten Feinde zu untersuchen und die versprengten Pferde einzufangen.

»Zarewitsch!« — sagte der Fürst, — »deine Feinde liegen alle erschlagen. Nur Maljuta hat sich gerettet, aber auch er wird seinem Schicksal nicht entgehen, wenn der Zar befehlen wird, ihn zu fangen.«

Bei der Anrede »Zarewitsch« war Perstenj einen Schritt zurückgewichen.

»Wie?« — rief er, — »ist dies der Zarewitsch selber? So hat Gott uns hergeführt, für ihn einzustehen. So war er es, den die Hunde gebunden wegschleppten?«

Und der Ataman sank vor dem jungen Iwan Iwanowitsch in die Knie.

Die Nachricht, daß man den Zarewitsch gerettet hatte, verbreitete sich schnell unter den Räufern. Sie ließen alles stehen und liegen, eilten herbei und warfen sich vor ihm zur Erde.

»Ich danke euch, ihr guten Leute«, — sagte er freundlich und ohne den Hochmut, den er sonst zur Schau trug.

»Da ist nichts zu danken, Herr,« — erwiderte Perstenj. — »Hätte ich gewußt, daß du es bist, ich hätte nicht nur vierzig meiner wackeren Leute mitgebracht, sondern gleich zweihundert. Dann wäre uns dieser Maljuta nicht entwischt. Wir hätten ihn lebendig gefangen und ihn vor deinen Augen gepfählt. Doch wir haben,

scheint's, seinen Leibjäger erwischt. Der ist auch ein alter Bekannter von mir, und hat man den Hecht nicht, so nimmt man mit dem Krebs vorlieb.

»He Bursch, hast du ihn nicht unter den Händen?«

»Ich habe ihn,« — erwiderte Mitjka, der bäuchlings auf seinem Opfer lag und nicht von ihm abließ.

»Gib ihn nur her! Er soll uns nicht entschlüpfen. Und ihr, Kinder, macht ein Feuerchen an, zum peinlichen Verhör, und haltet einen Strick bereit.«

Mitjka stand auf. Eine kräftige Gestalt erhob sich unter ihm. Kaum aber hatte dieser sein Gesicht den Räubern zugewandt, da schrieen alle vor Erstaunen auf: »Chlobko! Das ist ja Chlobko! Er hat statt des Opritschnik den Chlobko festgekriegt.«

Mitjka stand mit offenem Munde da. Chlobko schnappte nach Luft.

»Habe ich wirklich dich gezaust,« — sprach Mitjka langsam, — »warum hast du denn geschwiegen?«

»Wie sollte ich denn etwas sagen, wenn du mir auf der Kehle lagest. Du Seehund, ungeschickter!« — Und Chlobko spie zornig aus.

»Ja, und warum bist du mir denn unter die Hände geraten?« »Warum! Als du Bär den Kopf des Pferdes trafest, da fiel der Reiter auf mich herab und du, Tölpel, hast statt seiner mich ergriffen und hast mich gewürgt, daß es dir sichtlich eine Freude war.«

»Schau mal an,« — sagte Mitjka, und kratzte sich hinter den Ohren.

Die Räuber lachten, auch der Zarewitsch lächelte. Chomjak war nirgends zu finden.

»Da ist nichts zu machen,« — sagte Perstenj, — »so war es ihm noch nicht bestimmt. Schade. Aber gebe Gott, daß er uns ein anderes Mal nicht entwischt. Und jetzt gestatte, Herr, — ich werde dich mit meinen Leuten ein Stück Weges begleiten. Ob ich es auch nicht verdiene, mit dir zu reden, so kämest du ohne mich doch nicht von hier heraus. — Nun Kinder,« — wandte er sich an seine Bande, — »macht euch bereit, Seine Zarische Hoheit zu beschützen, und du, Bojar,« — sagte er zu Serebrjannyj, — »setz dich auf dieses Pferd, indes ich jenes nehme. Du, Onkel Korschun, gehst wohl bequemer zu Fuß. Und auch du, Mitjka, bist, meine ich, kein Reiter.«

»Warum denn nicht,« — sagte Mitjka und faßte eines der Pferde an der Mähne, daß es von seinem Griff zur Seite schwankte. — »Auch ich will reiten.« — Er versuchte es, den Fuß in den Steigbügel zu klemmen, was ihm aber nicht gelang. Darauf legte er sich mit dem Bauch übers Pferd, das zu traben begann, gelangte endlich mit Mühe in den Sattel, stieß hier über einen Freudenschrei aus und ritt, mit Armen und Beinen schlenkernd, vergnügt dahin. Umgeben von den ihn schützenden Reitern, ritt der Zarewitsch aus dem Walde hinaus. Als das freie Feld und in der Ferne die Kuppeln der Sloboda sichtbar wurden, hielt Perstenj sein Pferd an, stieg ab und sagte:

»Herr, dort geht dein Weg. Wicht ist es mir vergönnt, dich weiter zu geleiten. Auch sehe ich dort eine Staubwolke nahen, gewiß sind es Kriegsleute. Leb wohl, Herr, gedenke meiner nicht im Bösen, — Gott hat gewollt, daß wir einander beegnen sollten.«

»Warte ein wenig, Bursch,« — sagte der Zarewitsch, der, da die Gefahr vorüber war, den Ton, den er gewöhnt war, wiederfand. — »Sag mir, Bursch, von welchem Stamme der Bojaren bist du, da du einen goldverzierten Ledergürtel trägst?«

»Herr,« — erwiderte Perstenj bescheiden, — »viele Bojaren ohne Rang und Namen gibts unter uns, viele Fürsten ohne Geschlecht und Stamm. wir tragen was Gott uns schenkte.«

»Und weißt du,« — sprach der Zarewitsch streng, — »daß man für solche Bojaren, wie du einer bist, besondere Gerüste baut, und daß du selbst deinen Kittel nicht wert bist? Hättest du mir heute den Dienst nicht erwiesen, so wollte ich gleich den Kriegsleuten dort den Befehl geben, euch alle zu fangen und zur Sloboda hinzuschleppen. Um deiner heutigen Tat willen aber will ich Gnade walten lassen über deine früheren Taten, und bei meinem Vater, dem Zaren, will ich ein gutes Wort für dich einlegen, wenn du bereust und ihn um Verzeihung bittest.«

»Ich danke dir für deine Güte, Herr. Aber noch ist meine Zeit nicht gekommen, den Zaren um Vergebung zu bitten. Schwer sind meine Sünden vor Gott. Schwerer noch vor dem Zaren. Nicht wird er mir verzeihen und selbst, wenn er mir verzeiht, so kann ich doch die Kameraden nicht im Stiche lassen.«

»Wie, du willst dein Diebsgewerbe nicht lassen?« — fragte er staunt der Zarewitsch. — »Auch dann nicht, wenn ich dir meine Fürsprache zusage? Es ist wohl einkömmlicher, am Wege zu liegen, als ehrlich zu leben?«

Perstenj strich sich den schwarzen Bart und zeigte lachend seine weißen Zähne.

» Herr,« — sagte er, — »dazu ist der Hecht im Teich, damit der Karpfen nicht schläft. Nicht gewohnt bin ich weder des regelrechten Kriegsdienstes noch des Handels. Leb wohl, Herr, schon rückt die Staubwolke näher heran. Für mich ist es Zeit zu verschwinden. Der Fisch liebt das tiefe Wasser und unsereins das Dickicht.«

Perstenj verschwand in den Sträuchern, das Pferd hinter sich herziehend. Seine Begleiter folgten ihm, und der Zarewitsch blieb allein mit dem Fürsten zurück. Sie ritten auf die Sloboda zu, und bald begegnete ihnen ein berittener Trupp, den Boris Godunow anführte. —

Was tat während all dieser Zeit der Zar? Hören wir, was das Lied darüber zu berichten weiß und wie es die volkstümlichen Anschauungen jenes Jahrhunderts zum Ausdruck bringt.

*Was spricht der Zar, der grimmige Zar?
»He, ihr Fürsten, he, ihr Bojaren all,
Tut an das schwarze Meßgewand.
Zur Morgenmesse versammelt euch.
Dem Zarewitsch bringet den Totengesang.
Euch alle koch ich im Kessel zu Brei.«*

Die Bojaren waren gar sehr erschreckt,
 Sie taten an das Meßgewand.
 Zur Morgenmesse eilten sie hin,
 Dem Zarewitsch zu singen den Totengesang.
 Es kam geritten Nikita, der Held
 Ein buntes Kleid hat er angetan.
 Er führt herbei den Zarewitsch jung,
 Er stellt ihn hinter die nördliche Tür.
 Was spricht der Zar, der grimmige Zar?
 »He du, Nikita, Nikita Romanowitsch!
 Spottest du mir ins Angesicht?
 Es fiel ein Stern vom Himmel herab,
 Es losch eine Kerze von lauterem Wachs.
 Er ist nicht mehr, mein junger Sohn.«
 Was sagt Nikita, Nikita Romanowitsch?
 »Rechtgläubiger Zar, du unsere Zuversicht,
 Nicht laß uns singen den Totengesang.
 Ein Dankeslied freudig stimmen wir an.«
 Er nahm den Zarewitsch an der Hand,
 Er führt ihn herein durch die nördliche Tür.
 Was spricht der Zar, der grimmige Zar?
 »He du Nikita, Nikita Romanowitsch,
 Womit erweis ich dir meine Gunst?
 Soll ich dir geben mein halbes Reich,
 Von goldenen Schätzen, so viel du willst?«
 »O du Zar Iwan, Iwan Wassiljewitsch!
 Nicht Schätze will ich und nicht dein Reich.
 Nur gib mir Maljuta, den Bösewicht.
 Ich führe ihn fort in den finsternen Wald,
 Zum Heidenpfuhl, zum nassen Sumpf.«
 Was erwidert Zar Iwan Wassiljewitsch?
 »Da nimm ihn, Maljuta, den Bösewicht,
 Und tu an ihm, wie du begehrt.«

So lautet das Lied, aber nicht so geschah es in Wirklichkeit. Die Chroniken der Zeit zeigen uns Maljuta beim Zaren in Ehren stehend, noch lange nach dem Jahre 1565. Viele Günstlinge fielen, jeder zu seiner Zeit, als Opfer des zarischen Mißtrauens. Es verschwanden die Basmanows, Grjasnoi, Wjasemskij, aber Maljuta erfuhr an sich nicht ein einziges Mal die zarische Ungnade. Wie die alte Onufrewna es ihm vorher gesagt hatte, erlitt er seine Strafe nicht in dieser Welt und starb eines ehrlichen Todes. Im Kreuzgange des Klosters vom heiligen Josef zu Wologt, wo er begraben liegt, besagt eine Inschrift, daß er im Kampfe vor Peida gefallen ist.

Wie Maljuta: es verstanden hat, sich zu rechtfertigen, wissen wir nicht. Vielleicht faßte Iwan, als seine erregte Seele sich wieder beruhigt hatte, die Handlungsweise seines Günstlings als Übereifer auf. Vielleicht auch blieb ihm immer etwas von dem Verdacht gegen den Zarewitsch nach. Wie dem auch sei, Maljuta verlor das Vertrauen seines Herrn nicht, sondern stieg noch in dessen Wertschätzung. Bisher hatte ganz Rußland ihn gehaßt, jetzt haßte ihn, auch der Zarewitsch, und seine einzige Stütze war Ioann. Aber eben der allgemeine Haß galt dem Zaren als Bürgschaft für die Treue seines Hundes.

Der Hinweis auf die Basmanows aber war kein vergeblicher gewesen. Im Herzen Iwans blieb der Keim des Verdachtes zurück, und wenn er auch nicht gleich Wurzeln schlug, so zerstörte er doch die Neigung des Herrschers zu seinem

Mundschenk. Denn wen er einmal gefürchtet hatte, dem konnte er nie wieder gut sein, ob die Befürchtung sich nachher auch als eine unnötige erwies.

Fünftehntes Kapitel

Der Kuß.

Wir kehren zu Morosow zurück. Jelenas Verwirrung während der Anwesenheit des Fürsten war der Aufmerksamkeit des alten Bojaren nicht entgangen. Zuerst hatte er geglaubt, die Begegnung mit Wjasemskij habe Jelena so sehr erschreckt, nachher aber entstand in seiner Seele ein neuer Verdacht.

Nachdem er sich vom Fürsten verabschiedet und ihn bis zur Schwelle begleitet hatte, blieb er unruhig in seiner Stube zurück. Tiefe Falten furchten seine Stirn, seine buschigen Augenbrauen waren drohend zusammengezogen. Es war ihm beklommen zumute, der Kopf brannte ihm. »Jelena schläft,« — dachte er, — »sie wird mich jetzt nicht erwarten. Ich will ein wenig durch den Garten gehen, um mich zu erfrischen.«

Im Garten war es dunkel. Da er in die Nähe der Umzäunung kam, erblickte er ein weißes Kleid. Er blieb stehen und sah genauer hin. Liebesgeflüster drang an sein Ohr. Er erkannte die Stimme seiner Frau. Hinter der Umzäunung hob sich unbestimmt die Gestalt eines Reiters gegen den Sternenhimmel ab. Der Unbekannte neigte sich zu Jelena und sprach zu ihr. Morosow hielt den Atem an. Aber ein Windstoß schüttelte die Wipfel der Bäume und verwehte die Worte, die gesprochen wurden. Wer war dieser Unbekannte? war es Wjasemskij endlich doch gelungen, sich Jelena geneigt zu machen? Rätselhaft ist das Herz der Frau. Heute gefällt ihm, was es gestern haßte. Oder hatte gar Serebrjannyj dieses Stelldichein heimlich verabredet? Fügte der, den er wie einen Sohn aufgenommen hatte, ihm diese Beleidigung zu? Ihm, dem besten Freunde seines Vaters, ihm, der bereit gewesen war, sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen, nur um Serebrjannyj vor dem Zorn des Zaren zu verstecken?

»Aber nein,« — dachte Morosow, — »so handelt Serebrjannyj nicht. Irgendein Opritschnik ist's, ein neuer Günstling des Zaren. Ihm kommt es nicht darauf an, die Ehre eines Bojaren zu verletzen! Und das Weib, die Schlange! Hab ich sie denn nicht geliebt? Hab ich sie nicht wie meine Tochter behandelt? Und ist sie mir nicht aus freien Stücken gefolgt? Hat sie mir nicht gedankt, die Falsche? Hat sie mir nicht Treue zugeschworen? Nein, Druschina Andrejitsch! Verlaß dich nicht auf die Treue des Weibes! Zu schnell hast du gehandelt, Druschina Andrejitsch, da du deine Ehre einem Mägdelein anvertrautest! Dein heißes Herz hat dich verwirrt, Alter. Jetzt werden sie über dich lachen, die Leute von Moskau.« — So dachte Morosow, und quälte sich mit Rätseln. Er wollte vorstürzen, aber der Reiter konnte entfliehen, ehe er ihn erkannt hätte. Er beschloß abzuwarten.

Aber wie zum Hohn hörte der Wind nicht auf zu rauschen, und der Mond blieb hinter Wolken verborgen. Morosow erkannte weder das Antlitz noch die Stimme des Reiters. Aber er hörte, wie die Bojarin schluchzend sprach: »Ich liebe dich mehr als mein Leben, mehr als das Sonnenlicht. Keinen als dich habe ich geliebt, und keinen werde ich lieben.«

Jelena ging an Morosow vorbei in das Haus, sie bemerkte ihn nicht. Langsam folgte er ihr.

Am andern Tage ließ er sich von seinem Verdachte nichts merken. Er war freundlich und nett zu ihr wie immer, nur zu weilen, wenn sie es nicht sah, vergaß er sich und blickte sie grimmig an. Und nur an eines dachte er: den Feind zu finden, der ihm dieses angetan.

Es vergingen vier Tage. Morosow saß in der balkengedeckten Stube am eichenen Tisch. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen ein Buch, der Einband aus purpurnem Samt mit silbernen Beschlägen. Aber nicht ans Lesen dachte der Bojar. Seine Augen glitten über die bunten Buchstaben und Verzierungen der Seiten, seine Gedanken aber irrten vom Frauengemach zur Umzäunung des Gartens.

Am Abend vorher war Serebrjannyj aus der Sloboda zurück gekehrt und hatte, seinem Versprechen gemäß, Morosow auf gesucht.

Jelena hatte sagen lassen, sie sei krank, und hatte ihr Gemach nicht verlassen. Morosow änderte sein Benehmen gegen den Gast in nichts. Aber während er ihn zu seiner glücklichen Rückkehr beglückwünschte und ihn in seinem Hause willkommen hieß, beobachtete er scharf den Ausdruck seines Gesichtes und suchte darauf nach irgendeiner Spur von Falschheit. Serebrjannyj war nachdenklich, aber einfach und offen wie immer. Morosow konnte an ihm nichts Verdächtiges bemerken.

Und darüber dachte er jetzt nach, vor dem aufgeschlagenen Buch am Tische sitzend. Sein Grübeln wurde unterbrochen durch einen hereintretenden Diener, der, die gerunzelte Stirn Morosows erblickend, ehrfürchtig an der Tür stehen blieb. Morosow sah ihn mit einem fragenden Blick an. — »Herr,« — sagte der Diener, — »es kommen zarische Reiter. Allen voran der Fürst Afanasij Iwanowitsch Wjasemskij. Schon sind sie nahe. Befiehlst du, sie zu empfangen?« — Gleichzeitig ertönte vom Hof her das Gong, das der älteste der Diener schlug, damit das Volk von der Straße weichen und den Weg für die Gäste frei machen sollte.

»Wjasemskij kommt zu mir?« — fragte Morosow. — »Ist er von Sinnen? Aber vielleicht reitet er nur vorbei. Eile zur Pforte und warte dort. Und wenn er hierher einbiegt, dann sage ihm, daß mein Haus keine Schenke ist, daß ich von den Opritschniki nichts wissen will, und daß ich mit ihnen mein Salz und Brot nicht teile. Geh!« — Der Diener zögerte. — »worauf wartest du?« — fragte Morosow.

»Bojar! Verlange von mir, was du willst. Aber das sag ich dem Wjasemskij nicht.«

»Geh!« — rief Morosow und stampfte mit dem Fuß.

»Bojar!« — rief herbeieilend der Haushofmeister. — »Der Fürst Wjasemskij reitet auf unsere Pforte zu. Er sagt: »Ich komme als Bote des Zaren.«

»Als Bote des Zaren? Hat er gesagt: des Zaren? Weit auf die Pforte! Reicht mir eine goldene Schlüssel mit Salz und Brot. Das ganze Hofgesinde soll ihm entgegen gehen.«

Immer näher und lauter ertönte das Gong. Zwanzig Reiter kamen im Schritt auf den Hof geritten. Voraus ritt Wjasemskij auf einem prächtigen, braun gefleckten Hengst, dessen Zaumzeug von Silber glänzte. Der Fürst trug einen weißen Atlas-Kaftan. Der tiefe Halsausschnitt ließ den das Hemd säumenden Perlenschmuck sehen. Perlenbesetzte Spangen rafften an den Handgelenken die breiten Ärmel zusammen. Ein breiter Gürtel aus violetter Seide endete in zwei goldenen Troddeln, an denen reich verzierte Handschuhe hingen. Die violetten Samthosen steckten in gelben Saffianstiefeln. Die Absätze der Stiefel waren mit Silber beschlagen, die Schäfte mit Perlen benäht. Ein kurzer, goldfarbener Mantel war leicht über die Schultern geworfen und wurde über der Brust durch eine Brillantspange zusammengehalten. Auf dem Kopf saß ihm eine silberweiße Brokatmütze, auf der ein federförmiger Brillantschmuck bei jeder Bewegung wippte und in der Sonne funkelte. Unter der Mütze hervor quoll das Haar in schwarzen Locken bis herab zum kurzen gelockten Bart. Das Schnurrbärtchen zierte die Lippen nur wie ein leichter dunkler Schatten. Sein Wuchs war hoch und schlank, sein Aussehen jung und fröhlich. Entsprechend der pomphaften Sitte der Seit führten Pferdeknechte zu Fuß sechs vollständig gesattelte und geschrirte Reitpferde am Zaum hinter ihm her. Von diesen war das eine ein Rappe, ein anderes ein Falbe, eines ein eisengraues und drei waren schloh weiße Schimmel. Auf den Köpfen der Pferde wiegten sich bunte Federbüsche, die Schabracken waren aus Fell und Damast, reich mit Edelsteinen besetzt, und an allen sechsen klirrten und klangen abgestimmte silberne und goldene Schellen, die als blinkende Trauben von dem Kopfputz der Pferde herabhingen.

Beim Erscheinen des alten Morosow stiegen Wjasemskij und seine Begleiter von ihren Pferden. Morosow ging, die goldene Schüssel in den Händen tragend, langsam ihnen entgegen, gefolgt von seinem ganzen Hausgesinde.

»Fürst,« — sagte Morosow, — »du kommst als Abgesandter des Zaren, ich eile, dir den willkomm zu bieten.« — Sein graues Haar fiel ihm tief ins Gesicht, da er sich verneigte.

»Bojar,« — sagte Wjasemskij, — »der große Herrscher läßt dir seinen Willen kund tun. Bojar Druschina! Der Zar und Großfürst Iwan Wassiljewitsch, der Herr Rußlands, legt ab seinen Zorn gegen dich, nimmt von deinem Haupte seine zarische Ungnade und verzeiht dir alle deine Verfehlungen. Und du sollst, Bojar Druschina, wie früher in des großen Herrschers Gnade stehen, aller Ehren genießen und ihm künftig getreulich dienen.«

Wjasemskij stand in stolzer Haltung, die eine Hand in die Hüfte gestützt, mit der andern strich er sich den Bart. Sein Adlerauge fest auf Morosow gerichtet, erwartete er dessen Antwort.

Als er angefangen hatte zu sprechen, war Morosow in die Knie gesunken. Jetzt hoben ihn zwei seiner Bedienten auf. Er war bleich.

»Die heilige Dreifaltigkeit und alle Wundertäter von Moskau mögen unseren großen Herrn segnen!« — sprach er mit beben der Stimme. — »Der allgütige und allgnädige Gott verlängere seine Tage! Nicht dich habe ich erwartet, Fürst, doch

du kommst von ihm. Tritt in mein Haus! Tretet ein, ihr Herren Opritschniki! Seid mir willkommen! Ich aber will zuerst ein Dankesgebet verrichten, und nachher setze ich mich mit euch an den Tisch zum Schmaus bis in die späte Nacht.«

Die Opritschniki gingen ins Haus. Morosow rief einen seiner Diener. — »Setze dich aufs Pferd, reit schnell zum Fürsten Serebrjannyj, bring ihm einen Gruß und bitte ihn, den Freudentag mit uns zu feiern.«

Nachdem er diesen Befehl gegeben und die Gäste ins Vorzimmer geleitet hatte, begab er sich über den Hof in die Hauskapelle. Der größte Teil seines Hausgesindes ging mit ihm. Nur der Haushofmeister und ein Teil der Dienerschaft blieben zurück, um den Gästen aufzuwarten.

Es wurden verschiedene Speisen und Getränke gereicht, doch das eigentliche Mahl sollte erst später beginnen.

Bald kam auch Serebrjannyj mit großem Gefolge. Denn bei feierlichen Gelegenheiten galt es nicht als schicklich, wenn ein Fürst allein, oder nur von wenigen Leuten begleitet, ausritt.

Der Speisetisch im großen Zimmer war gedeckt. Die Diener standen schon an ihren Plätzen. Alles wartete auf den Hausherrn. Morosow hatte, nachdem der Gottesdienst beendet war, sein bestes Gewand angetan. Er erschien im Damastkaftan, die Zobelmütze trug er in der Hand. Seine grauen Locken waren geschnitten, der Bart sorgfältig gekämmt. Er verneigte sich gegen die Gäste, die Gäste verneigten sich gegen ihn, und man setzte sich an den Tisch.

Das Mahl begann. Es klangen die Becher und Humpen. Aber in das Becherklingen mischte sich noch ein anderer Ton, der nicht zum fröhlichen Schmause paßte: es klirrten unter den friedlichen Kaftans der Gäste verborgene Rüstungen und heimliche Waffen.

Doch Morosow hörte nicht den unheilverkündenden Ton. Ein besonderer Gedanke war es, dem er nachsann. Ein Gefühl sagte ihm, daß sein nächtlicher Widersacher, der Beleidiger seiner Ehre, mit ihm am selben Tische sitze, und er sann auf ein Mittel, ihn zu entdecken. Und endlich glaubte er, das Mittel gefunden zu haben. Schon waren viele Becher geleert. Man trank auf das Wohl des Zaren, der Zarin, des ganzen Herrscherhauses, — auf das Wohl der russischen Geistlichkeit und ihres Hauptes, des Metropoliten, — auf das Wohl Wjasemskijs und Serebrjannyjs und auf das Wohl des freundlichen Gastgebers. Zuletzt stand Wjasemskij auf und brachte die Gesundheit der jungen Bojarin aus.

Darauf hatte Morosow gewartet. — »Teuere Gäste,« — sagte er, — »laßt ihr die Hausherrin hochleben, so soll die Hausherrin auch dabei sein. — Geht,« — wandte er sich an die Diener, — »geht zur Bojarin, sagt ihr, sie möchte erscheinen, den Gästen die Ehre zu bezeugen!«

»Vortrefflich,« — riefen die Gäste, — »ohne die Hausherrin ist selbst der Honig nicht süß!«

Nach einer Weile erschien Jelena, angetan mit einem kostbaren Sarafan, geleitet von zweien ihrer Mägde. In den Händen trug sie einen goldenen Teller, auf dem

ein Becher stand. Die Gäste erhoben sich. Der Haushofmeister füllte den Becher mit dreierlei Wein. Jelena netzte ihre Lippen mit dem Wein und reichte dann den Becher der Reihe nach den Gästen, sich gegen jeden einzeln verneigend. Sobald der Becher leer getrunken war, füllte der Haushofmeister ihn von neuem. Während Jelena die Runde machte, hatte Morosow sie scharf beobachtet. Jetzt wandte er sich an die Gäste: »Wach alter russischer Sitte bitte ich euch, ihr meine teuren Gäste, erweist meinem Hause die Ehre, verschmäht es nicht, meine Frau zu küssen. Und du, Jelena, erwidere jedem der Reihe nach den Kuß.«

Die Gäste dankten dem Wirt. Jelena stand bebend und mit gesenkten Lidern.

»Tritt herzu, Fürst,« — sagte Morosow zu Wjasemskij. — »Nein, dies entspricht nicht der Sitte,« — riefen die Gäste. — »Der Hausherr muß den Anfang machen. So haben's die Ahnen uns überliefert.«

»Nun also, wie die Sitte es verlangt,« — sagte Morosow, verneigte sich tief vor seiner Frau und küßte sie. Jelenas Lippen brannten wie Feuer. Eiskalt waren die Lippen Morosows.

Als zweiter trat Wjasemskij vor Jelena hin. Morosow beobachtete. Wjasemskijs Augen glühten wie Kohlen, aber Jelenas Antlitz blieb unbeweglich. In der Gegenwart ihres Gatten und Serebrjannyjs hatte sie keine Furcht vor dem Frechen. — »Er ist es nicht,« — dachte Morosow.

Wjasemskij verneigte sich bis zur Erde, ehe er Jelena küßte. Aber als sein Kuß länger währte, als nötig war, wandte sie den Kopf mit merklichem Verdruß zur Seite.

»Nein, er ist es nicht,« — wiederholte in Gedanken Morosow. Wach Wjasemskij kamen der Reihe nach einige Opritschniki. Immer folgte der tiefen Verbeugung der Kuß. Doch Morosow las auf dem Gesicht seiner Frau nichts von Bedeutung. Nur unruhig erschien sie ihm. Ihre langen Wimpern hoben sich einigemal, und ihr Blick schien angstvoll einen unter den Gästen zu suchen.

»Er ist hier,« — dachte Morosow.

Plötzlich nahm Jelenas Gesicht einen entsetzten Ausdruck an. Ihre Augen waren denen des Gatten begegnet, und schnell, wie nur ein Weib begreift, hatte sie seine Gedanken erraten. Unter diesem schweren, unbeweglichen Blick erschien es ihr unmöglich, Serebrjannyj zu küssen, und nicht im selben Augenblicke entlarvt zu sein. Alle Umstände ihrer Begegnung am Gartenzaun traten lebhaft in ihr Gedächtnis, ihre jetzige Lage und der sie erwartende Kuß erschienen ihr als eine Strafe Gottes für jene frevelhafte Begegnung und jenen frevelhaften Kuß. Eine Eiseskälte lief durch ihre Glieder.

»Mir ist nicht wohl,« — flüsterte sie. — »Laß mich fort, — Druschina Andrejitsch.«

»Bleibe, Jelena,« — sagte Morosow ruhig. — »Warte, du kannst jetzt nicht fort. Die Zeremonie muß erst beendet werden.« — Dabei sah er sie durchdringend an.

»Die Füße tragen mich nicht,« — hauchte sie.

»Du hast Kopfweh,« — sagte er, ohne auf ihre Worte zu achten. »Ich bitte euch, ihr Herren, tretet heran. Hört nicht auf sie, sie ist ja noch ein Kind, viel zu schüchtern, und die Zeremonie ist ihr etwas Neues. Ich bitte euch, teure Gäste, zögert nicht.«

»Wo ist Serebrjannyj?« — dachte Morosow, ihn unter den Gästen mit den Augen suchend. Der Fürst stand abseits. Der Blick Morosows, mit dem er die Frau und jeden, der an sie herantrat, betrachtete, war ihm nicht entgangen. Er las auf dem Gesicht Jelenas Angst und Unruhe. Sonst immer schnell entschlossen, wenn er mit seinem Gewissen im reinen war, zögerte er jetzt und wußte nicht, was er tun sollte. Er fürchtete, ihre Verwirrung noch zu vermehren, wenn er vor sie hintrat, und er fürchtete, den Verdacht des Mannes zu erwecken, wenn er allein eine Ausnahme machte. Hätte er ihr nur ein Wort sagen können, ohne daß andere es hörten, es wäre ihm viel leicht gelungen, sie zu beruhigen. Aber Jelena stand umringt von den Gästen, und der Mann ließ sie nicht aus den Augen. Ein Entschluß mußte gefaßt werden.

Er ging auf sie zu, verneigte sich, wußte aber nicht, ob er ihr in die Augen sehen oder ihren Blick vermeiden sollte. Dieses zögern wurde ihm zum Verhängnis. Jelena ihrerseits hielt die Folter, der Morosow sie aussetzte, nicht länger au.

Sie hatte den Mann betrogen, nicht aus Leichtsinne, nicht aus der Eingebung eines verderbten Herzens. Sie hatte ihn betrogen, weil sie sich selbst betrog, da sie glaubte, sie könne Druschina Andrejewitsch lieben. Damals in der Nacht, an der Umzäunung des Gartens, als sie Serebrjannyj ihre Liebe gestand, waren ihr die Worte wie gegen ihren Willen entschlüpft. Sie hatte nicht acht gegeben auf ihre Worte, und hätte sie den Mann erblickt, der hinter ihr stand, so hätte sie ihm aus reinem Herzen alles gestanden. Aber bei aller Leidenschaft war sie schüchtern. Nach der nächtlichen Begegnung hatten die Gewissensbisse nicht aufgehört, sie zu quälen. Hinzu kam noch die Angst und die Unruhe um das Schicksal des Fürsten. Von widersprechenden Gefühlen wurde ihr Herz zerrissen. Gern wäre sie dem Mann zu Füßen gefallen, ihn um Vergebung und Rat zu bitten, aber sie fürchtete seinen Zorn, fürchtete auch für den Fürsten.

Dieser Kampf, diese Qual, die Angst, die sie vor dem guten und freundlichen Mann empfand, dem Mann, der unerbittlich war, sobald es seine Ehre betraf, — all dieses hatte ihre seelischen und körperlichen Kräfte erschöpft. Als Serebrjannyjs Lippen die ihren berührten, erzitterte sie wie im Fieber, ihre Knie wankten, und von ihrem Munde rissen sich die Worte los: »Heilige Mutter Gottes, erbarme dich meiner.« — Morosow fing die Sinkende auf.

»Ach,« — sagte er, — »wie zart ist die Gesundheit des Weibes. Ein wenig Kopfschmerzen, und schon wollen die Füße sie nicht tragen. Laßt euch dadurch nicht beirren, teure Gäste.«

Seine Stimme und seine Bewegungen hatten sich in nichts geändert. Er erschien eben so freundlich, ruhig und wohlwollend wie vorher.

Serebrjannyj war im Zweifel: hatte jener sein Geheimnis wirklich durchschaut?

Als Jelena, gestützt von zwei Mägden, hinausgegangen war, forderte Morosow die Gäste auf, sich wieder an den Tisch zu setzen. Er nötigte sie, erwies ihnen jede Ehre und vergaß nicht eine der kleinen Pflichten, die in jener Zeit einem Hausherrn den Ruhm eines guten Gastgebers eintrugen.

Es war bereits spät geworden. Der Wein hatte die Köpfe erhitzt, und seltsame Worte wurden zwischen den Gesprächen laut. »Fürst,« — sagte einer der Opritschniki, sich gegen Wjasemskij verneigend. — »Es wäre Zeit, ans Werk zu gehen.«

»Schweig,« — flüsterte Wjasemskij, — »der Alte wird uns hören.«

»Mag er uns hören! Er wird es doch nicht verstehen,« — sagte der Opritschnik laut mit dem Eigensinn des Betrunkenen. »Schweig!« — wiederholte Wjasemskij.

»Ich sage dir, Fürst, es ist Zeit, bei Gott, es ist Zeit! Laß mich das Zeichen geben.« — Und der Opritschnik wollte aufstehen.

Wjasemskij drückte ihn mit starker Hand auf die Bank nieder. — »Sei still,« — zischte er ihm ins Ohr, — »sonst stoß ich dir dieses Messer in den Hals.«

»Hoho, du willst noch drohen!« — schrie der Opritschnik, sich von der Bank erhebend, — »so einer bist du. Ich hab's den andern gesagt, dir ist nicht zu trauen. Du gehörst nicht zu uns. Wenn's nach mir ginge, so brächte man euch alle um, euch Fürsten und Bojaren, die ihr unsere Löhnung wegfrest. Laß sehen, wer stärker ist, herunter mit dem Kaftan vom Panzerhemd, heraus mit dem Säbel!«

Inmitten des allgemeinen Lärmens und Sprechens drangen einige dieser, von unsicherer Zunge gesprochenen Worte, bis zu Serebrjannyj und machten ihn aufhorchen. Morosow hatte nichts gehört. Er sah nur, daß unter den Gästen ein Streit ausgebrochen war.

»Teure Gäste,« — sagte er, sich vom Tische erhebend. — »Schon ist es dunkle Nacht. Wäre es nicht Zeit, zur Ruhe zu gehen? Euch allen sind weiche Betten und Daunenkissen bereitet.«

Die Opritschniki standen auf, dankten dem Wirt und begaben sich in die für sie hergerichteten Gemächer eines Nebengebäudes.

Auch Serebrjannyj wollte sich entfernen. Morosow hielt ihn am Arme fest. — »Fürst,« — flüsterte er, — »warte hier auf mich.« — Und, Serebrjannyj allein lassend, begab Morosow sich zu seiner Frau.

Sechzehntes Kapitel

Der Raub.

Während des Essens waren um das Haus her allerlei Gestalten aufgetaucht. Als es zu dämmern begann, kamen einzelne Opritschniki auf den Hof, andere stellten sich im Garten, am Zaun und an den Ausgängen auf. Die Leute Morosows hatten sie nicht beachtet, da sie sie für die Gäste hielten. Als es Nacht wurde, war das Haus von allen Seiten umstellt. Der Leibjäger Wjasemskijs kam aus dem Haus und ging über den Hof, als wollte er nach den Pferden sehen. Er blickte sich nach allen Seiten um, ging nicht zum Pferdestall, sondern zum Haupteingang des Gehöftes und tat einen leisen Pfiff. Ein zweiter Pfiff antwortete, und eine Gestalt schlich sich an ihn heran. »Seid ihr alle da?« — fragte der Leibjäger.

»Alle,« — antwortete jener.

»Wieviele seid ihr?«

»Fünzig.«

»Gut. Wartet auf das Zeichen.«

»Wird's bald? Wir warten schon lang.«

»Der Fürst hat zu bestimmen und, hörst du, Chomjak, der Fürst gestattet weder zu brennen noch zu rauben.«

»Was hat er zu gestatten? Ist er vielleicht mein Herr?«

»Wenn dir dein Herr befohlen hat, ihm zu gehorchen, so ist er dein Herr.«

»So will ich ihm dienen, aber nur ihm und nicht dem Morosow. Dem Fürsten will ich helfen, die Bojarin zu entführen. Was aber nachher geschieht, geht ihn nichts an.«

»Gib acht, Chomjak, der Fürst läßt nicht mit sich spaßen.«

»Was willst du,« — sagte Chomjak mit bösem Lächeln. — »Der Fürst betreibt seine Sache und ich die meine. Wenn ich mir einen Spaß mache, so hat sich niemand darum zu kümmern.« — Während die beiden an der Pforte miteinander sprachen, war Morosow zum Schlafgemach seiner Frau emporgestiegen. Die Bojarin hatte sich noch nicht hingelegt. Den Kokoschnik hatte sie abgenommen. Ihr volles Haar fiel gelöst auf ihre weißen Schultern herab. Das Mieder über der Brust war geöffnet. Jelena, im Begriff sich zu entkleiden, war in Sinnen versunken, sie saß, den Kopf seitwärts geneigt. Ihre Gedanken kehrten zu Vergangenen zurück. Sie dachte an ihre erste Bekanntschaft mit Serebrjannyj, an ihre Hoffnungen, ihre Verzweiflung, Morosows Antrag, und an ihren geleisteten Schwur. Lebhaft erinnerte sie sich, wie sie vor der Hochzeit, der Sitte gemäß, an das Grab der Mutter gegangen war. Wie sie unter das Kreuz ein Schälchen mit rotgefärbten Eiern gestellt, in Gedanken die Mutter geküßt und sie um ihren Segen für ihre Liebe und ihren Bund mit Morosow gebeten hatte.

Damals hatte sie geglaubt, daß sie ihre erste Liebe überwinden und mit Morosow glücklich werden könnte. Und jetzt . . . Jelena dachte an die Zeremonie

des Kusses, und es überlief sie kalt. Der Bojar war unbemerkt eingetreten und an der Schwelle stehen geblieben. Der Ausdruck seines Gesichtes war streng und gramvoll. Eine Weile blickte er schweigend auf Jelena. Sie war noch so jung, so unerfahren, so ungeschickt im Betrug, daß ihn ein unwillkürliches Mitleid ankam.

»Jelena,« — sagte er, — »warum gerietest du während der Zeremonie des Kusses in Verwirrung?«

Jelena fuhr zusammen und sah den Gatten an. In ihren Augen war Angst. Sie wollte aufspringen und ihm zu Füßen fallen, ihm alles sagen. Aber sie wußte nicht, ob er Serebrjannyj verdächtigte, und sie fürchtete, die Rache des Mannes auf ihn zu lenken.

»Warum bist du in Verwirrung geraten?« — wiederholte Morosow.

»Mir war nicht wohl,« — antwortete Jelena leise. »So, dir war nicht wohl, aber nicht körperlich, sondern seelisch. Dein Leiden ist kein leibliches. Du richtest deine Seele zugrunde, Jelena!«

Die Bojarin zitterte.

»Als heute früh,« — sprach Morosow weiter, — »Wjasemskij mit den Opritschniki in unser Haus kam, da las ich eben die heilige Schrift. Weißt du, was die Schrift von den ungetreuen Weibern sagt?«

»Mein Gott«, — hauchte Jelena.

»Sie spricht,« — sagte Morosow, — »von den Strafen für Ehebruch.«

»Herr Gott«, — flehte die Bojarin, — »sei gnädig, Druschina Andrejitsch. Erbarme dich meiner! Ich bin nicht so schuldig, wie du glaubst, — ich habe dich nicht betrogen.«

Morosow zog finster die Brauen zusammen. — »Lüg nicht, Jelena. Verstell dich nicht. Mach deine Sünde nicht noch größer durch schlaue Rede. Du hast mich nicht betrogen, weil zum Betrug wenigstens eine kurze Treue gehört. Du aber bist mir niemals treu gewesen.«

»Druschina Andrejitsch, habe Mitleid mit mir.«

»Du bist niemals treu gewesen. Als man uns traute, als du in deiner großen Unwahrheit das Kreuz küßtest, da liebtest du einen andern,« — fuhr er mit erhobener Stimme fort.

»Mein Gott, mein Gott,« — flüsterte Jelena, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend.

»Jelena, Jelena, warum hast du mir nicht gesagt, daß du ihn liebst?«

Jelena weinte und antwortete nicht.

»Als ich dich in der Kirche sah, dich, eine hilflose Waise, an jenem Tage, da man dich mit Gewalt dem Wjasemskij zur Frau geben wollte, und als ich beschloß, dich von dem ungeliebten Manne zu retten, und als ich deinen Schwur verlangte, meinem grauen Haare keine Unehre anzutun, — warum hast du den Schwur geleistet, warum hast du mir nicht alles gestanden? Mit Worten warst du für mich, aber mit dem Herzen warst du für den andern. wenn ich von deiner Liebe gewußt

hätte, glaubst du, ich hätte dich geheiratet? Ich hätte dich versteckt, irgendwo fern von Moskau, ins Kloster hätte ich dich gebracht, aber geheiratet hätte ich dich nicht, Gott weiß es. Wäre es nicht besser gewesen, der Welt zu entsagen, als einen ungeliebten Mann zu wählen? Warum hast du der Welt nicht entsagt, warum hast du meinen Mannen dazu mißbraucht, dich als eine schützende Mauer zu umgeben, und hast nachher gespottet über mich mit deinem Liebhaber! Ihr dachtet wohl, Morosow ist schwach, wir können ihn leicht zum Narren halten.«

»Wein, mein Herr und Gebieter,« — schluchzte Jelena, und sank auf die Knie. — »Niemals habe ich dies gedacht. Niemals ist mir solches in den Sinn gekommen. Und er war ja damals in Litauen.«

Bei dem Worte »er« blitzten Morosows Augen auf. Aber er beherrschte sich und lachte bitter.

»So, also nicht damals habt ihr euch kennen gelernt, sondern nachher, als er zurückkam? Ihr habt euch kennen gelernt, nachts im Garten, am Zaun? An jenem selben Abend, da ich ihn wie einen Sohn aufgenommen hatte? Sag mir, Jelena: Habt ihr denn wirklich geglaubt, daß ich nicht hinter euere Schliche kommen werde? Daß ich mich zum Narren halten lasse? Daß ich es nicht verstehen werde, mein ungetreues Weib und ihren Verführer zu bestrafen? Hat dieser Grünschnabel sich eingebildet, sein schmutziges Werk wird ihm gelingen? Weiß er denn nicht, was die Schrift sagt: »Treibt ein Mann Ehebruch mit eines anderen Weib, so wird er sterben und die Ehebrecherin auch!«

Jelena sah den Mann mit Entsetzen an. In seinen Augen lag kalte Entschlossenheit.

»Druschina Andrejtsch, was hast du vor?« — Der Bojar zog unter dem Gewande eine lange Pistole hervor.

»Was tust du,« — rief die Bojarin und wich zurück. Morosow lachte kurz auf: — »Fürchte nicht für dich, dich werde ich nicht töten. Nimm das Licht, geh mir voran!«

Er betrachtete prüfend die Pistole und ging zur Tür. Jelena rührte sich nicht von der Stelle. Morosow blieb stehen. — »Leuchte mir!« — befahl er.

In diesem Augenblicke hörte man vom Hofe her Lärm. Mehrere Stimmen sprachen gleichzeitig. Die Diener Morosows riefen einander an. Morosow horchte auf. Der Lärm nahm zu. Es klang, als ob mehrere Leute mit Gewalt in die unteren Räume eindringen wollten. Es fiel ein Schuß.

Jelena hatte plötzlich die Vorstellung, Serebrjannyj werde auf Befehl Morosows getötet. Empörung regte sich in ihr. — »Bojar!« — rief sie, und ihr Blick entbrannte, — »mich, mich töte! Ich allein bin schuld.«

Aber Morosow achtete ihrer Worte nicht. Er stand, den Kopf geneigt, und horchte. Der Ausdruck seines Gesichtes war Staunen.

»Töte mich,« — bat Jelena verzweifelt. — »Ich will, ich kann ihn nicht überleben. Ich habe dich betrogen, ich habe deiner gespottet, töte mich.«

Morosow sah Jelena an. wer ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, der hätte nicht gewußt, was in seinem Blicke überwog: Mitleid oder Zorn.

»Druschina Andrejitsch,« — klang eine Stimme von unten herauf. — »Verrat! Ruchloser Verrat! Die Opritschniki dringen zu deiner Frau ein. Sei auf der Hut, Druschina Andrejitsch!« — Es war die Stimme Serebrjannyjs. Jelena, da sie die Stimme erkannte, stürzte in namenloser Freude zur Tür. Morosow stieß sie zurück, schloß die Tür und schob den eisernen Riegel vor.

Eilige Schritte wurden auf der Treppe laut, Rasseln von Säbeln, Flüche, Kampf, ein lauter Schrei und Fall. Die Tür erzitterte von Schlägen.

»Bojar,« — schrie Wjasemskij, — »mach auf, sonst reiße ich dir dein Haus brettweise auseinander!«

»Das glaube ich nicht, Fürst,« — antwortete Knorosow mit Würde. — »Das hat man in Rußland noch nie gesehen, daß der Gast den Wirt entehren wollte. Daß er es versuchte, gewaltsam in das Gemach der Hausfrau einzudringen. Mein Met war gar zu berauschend, er hat dir den Kopf verwirrt, Fürst. Geh, schlaf dich aus. Morgen wollen wir alles vergessen. Nur eines will ich nicht vergessen, daß du mein Gast bist.«

»Mach auf,« — wiederholte Wjasemskij, gegen die Tür drückend.

»Afanasij Iwanowitsch! Vergiß nicht, wer du bist! Vergiß nicht, daß du kein Räuber bist, sondern ein Fürst und Bojar.«

»Ich bin Opritschnik! Hörst du, Bojar? Ich bin Opritschnik. Ich habe keine Ehre! In deine Frau bin ich verliebt, hörst du, Bojar? Ich scheu vor keiner Tat zurück, ganz Moskau zünd ich an, aber Jelena wird mein!«

Plötzlich war die ganze Stube grell erleuchtet. Morosow er blickte durchs Fenster, daß die Dächer der Gesindewohnungen brannten. Im selben Augenblick zerbrach krachend die Tür, und Wjasemskij stand auf der Schwelle, vom Feuerschein beleuchtet, einen zerbrochenen Säbel in der Hand. Sein weißes Atlasgewand war zerfetzt, Blut rann daran herab. Man sah es, daß er nicht ohne Kampf bis zum Frauengemach vor gedrungen war.

Morosow schoß auf Wjasemskij aus allernächster Nähe, aber seine Hand versagte. Die Kugel schlug in den Türrahmen. Wjasemskij stürzte sich auf Morosow. Der Kampf dauerte nicht lange. Vom Griff des Säbels an die Stirn getroffen, fiel Morosow vornüber. Wjasemskij eilte auf die Bojarin zu. Aber kaum hatten seine blutigen Hände ihr Gewand berührt, da fiel sie mit einem verzweifelten Schrei in Ohnmacht. Wjasemskij nahm sie auf die Arme und eilte mit ihr die Treppe hinab, die Stufen mit ihrem gelösten Haare fegend.

An der Pforte standen Pferde bereit. Die bewußtlose Jelena vor sich auf dem Sattel, ritt Wjasemskij davon, und hinter ihm, waffenklirrend, sprengten seine Gesellen.

Schrecken herrschte im Hause Morosows. Die Flamme hatte alle Gesindewohnungen ergriffen; die Leute schrien, einzelne wehrten sich und fielen unter den Schlägen der Räuber. Mägde liefen kreischend hin und her. Die Gesellen

Chomjaks plünderten das Haus und trugen den Raub auf den Hof hinaus: kostbares Gerät, Geld, Kleidungsstücke. Über einem Berge von Silber und Gold stand Chomjak, angetan mit einem roten Kaftan. Seine Stimme übertönte den Lärm der Menschen und das Knattern des Feuers. — »He, lustig, lustig,« — rief er und rieb sich die Hände. — »Das ist ein Fest nach meinem Sinn!«

»Chomjak,« — schrie ihm einer der Opritschniki zu, — »das Hofgesinde hat Morosow über den Fluß hin entführt. Sollen wir ihn verfolgen oder nicht?«

»Hol ihn der Teufel! wir haben anderes zu tun. He, ihr, heraus aus den Häusern, eh sie zusammenstürzen.«

»Chomjak,« — sagte ein anderer, — »was soll mit Serebrjannyj geschehen?«

»Nichts soll mit ihm geschehen. Stellt Wachen, die ihn nicht aus den Augen lassen. Wir wollen Seine Gnaden mit Ehren nach der Sloboda geleiten. Ihr habt's gesehen, wie er den Fürsten Wjasemskij gepackt hat, wie er die Unsern mit de Säbel niederschlug.«

»Wir haben's gesehen, wir haben's gesehen.«

»Und werdet ihr darauf vor dem Zaren das Kreuz küssen?«

»Das werden wir, alle werden wir darauf das Kreuz küssen.«

»Tun aber gebt acht, daß niemand ihm ein Leides tue. Aber wenn wir ihn nach Hause gebracht haben, dann wird Maljuta ihm seine Ohrfeige heimzahlen, — und ich meine Prügel.«

Lange noch lärmten und plünderten die Opritschniki, und als sie sich mit schwerbeladenen Pferden auf den Heimweg machten, da blieb hinter ihnen noch lange sichtbar der Feuerschein, dort, wo vorher das Haus Morosows gestanden hatte. Und feurig blinkte bis zum Morgen die Moskau und spielte mit den Lichtern, wie mit flüssigem Gold.

Siebzehntes Kapitel

Die Blutbeschwörung.

Die Bewohner der Wachbarschaft sahen den Feuerschein, verschlossen ihre Türen und löschten ihre Lichter. — »Herr Gott,« — beteten sie, — »führ das Unheil an uns vorüber.« — Und erst, als der Hufschlag der Pferde und das Klirren der Waffen in der Ferne verklungen waren, atmeten sie erleichtert auf, dankten Gott und bekreuzigten sich.

Wjasemskij, die Bojarin im Arm, sprengte wie rasend weiter und hatte bald seine Begleiter hinter sich gelassen. Er wollte bis zum Morgengrauen das Dorf erreichen, wo ein Gespann auf ihn wartete, das ihn und Jelena in seine Rjasansche Heimat bringen sollte. Er war aber noch keine fünf Werst geritten, als er merkte, daß er vom Wege abgekommen war. Zugleich fühlte er, daß seine Wunden, auf die er in der Hitze des Kampfes bisher nicht geachtet hatte, jetzt unerträglich zu schmerzen begannen.

»Bojarin,« — sagte er, sein Pferd anhaltend, — »meine Leute sind zurückgeblieben, wir müssen warten.«

Jelena war allmählich zu sich gekommen. Zuerst, als sie die Augen aufschlug, sah sie in der Ferne den Feuerschein. Dann unterschied sie Wald und weg, und endlich fühlte sie, daß sie auf einem Pferde saß und von starken Armen gehalten wurde. Langsam entsann sie sich des Geschehenen, plötzlich erkannte sie Wjasemskij und schrie auf.

»Bojarin,« — sagte Wjasemskij mit bitterem Spott, — »bin ich dir fürchterlich? Fluchst du mir? Nicht mir fluche, Jelena Dimitrijewna, fluche deinem Schicksal. Dir war es vorher bestimmt, mein zu werden.«

»Fürst,« — flüsterte Jelena, vor Entsetzen zitternd, — »hast du kein Gewissen, so denk an deine Bojarenehre, sei wenigstens nicht schamlos.«

»Ich habe keine Ehre, keine Scham. Alles habe ich hingegeben für dich, Jelena Dimitrijewna.«

»Fürst, denk an das Gericht Gottes! Bring deine Seele nicht ins Verderben!«

»Zu spät, Bojarin, meine Seele habe ich schon verdorben. Oder glaubst du, wer Gastfreundschaft so vergilt, wie ich, der könne noch seine Seele retten? Nein, Bojarin, in dieser Nacht ging mir meine Seele auf ewig verloren. Gestern wäre es noch Zeit gewesen, heute habe ich keine Hoffnung mehr, jemals Vergebung in meiner Verdammnis zu finden. Und ich will auch keine Seligkeit ohne dich, Jelena Dimitrijewna.«

Wjasemskij fühlte, daß seine Kräfte nachließen. Das Fieber begann seine Sinne zu trüben.

»Jelena,« — sagte er — »ich verblute. Meine Leute sind weit. Keine Hilfe ist in der Nähe. Vielleicht in einer Stunde schon sinke ich in die ewige Flamme. Liebe mich. Liebe mich diese eine Stunde, damit ich doch nicht umsonst meine Seele

dem Satan hingegeben habe. Jelena,« — flüsterte er mit letzter Kraft, — »liebe mich, du meines Herzens Wonne, du meiner Seele Verderbnis.«

Er wollte sie fester in seine Arme drücken, aber seine Kräfte schwanden, die Zügel fielen ihm aus der Hand, er schwankte und sank aus dem Sattel. Jelena hielt sich an der Mähne des Pferdes fest. Das Pferd, die Freiheit spürend, begann wieder zu galoppieren. Jelena versuchte, es zum Stehen zu bringen, aber es sprengte seitab vom Wege, in den Wald, die Reiterin mit sich entführend. Jelena riß am Zügel, aber ihre Hände erschlafften, und, sich angstvoll an der Mähne festhaltend, über ließ sie sich ganz der Führung Gottes. Es ging durch dunklen, dichten Wald, Zweige schlugen ihr ins Gesicht, zertritten an ihrem Gewande. Eine Waldwiese breitete sich vor ihr aus. Im Mondschein glaubte sie Nymphen zu sehen, die ihre Nebelschleier schwenkten und ihr mit den Armen winkten. Sie vernahm in der Ferne ein eintöniges Rauschen, das näher kam und lauter wurde. Jetzt klang es wie das Lachen des Waldschrattes. Sie klammerte sich fester an die Mähne, aber das Pferd galoppierte gerade auf das Rauschen zu. Ein Lichtschein tauchte auf. Zwischen den Bäumen hob es sich flügel-schwingend, wie ein silbernes Gespenst. Das Pferd blieb plötzlich stehen. Jelena schwanden die Sinne.

Als sie erwachte, lag sie auf weichem Rasen, um sie her wehte eine angenehme Frische. Die Luft war erfüllt von dem Geruch der Bäume. Das Rauschen, jetzt ganz nahe, erschien ihr nicht mehr fürchterlich. Es klang wie ein altes Wiegenlied, das sie einschläfern wollte. Mit Anstrengung öffnete sie die Augen. Ein großes Rad, vom Wasser bewegt, drehte sich, und umher spritzten funkelnde Tropfen. Jelena dachte an die Diamanten, mit denen die Mägde sie im Garten geschmückt hatten, an jenem Tage, da Serebrjannyj kam.

»Bin ich zu Haus in meinem Garten?« — dachte Jelena, - »ihr Mägde, Paschenka! Dunjascha! wo seid ihr?«

Aber statt eines frischen Mägedegesichtes beugte sich über Jelena ein alter, runzlicher Kopf. Ein schneeweißer Bart berührte fast ihr Gesicht.

»Ei, wie hat Gott dich so bewahrt, Bojarin,« — sagte der unbekannte Alte, sie neugierig und genau betrachtend. — »wäre das Pferd ein wenig mehr nach links gelaufen, so wäret ihr in den Fluß gefallen. Aber das Pferd freilich kennt den Weg, es ist, Gott sei Dank, nicht zum ersten Mal an der Mühle.«

Die Erscheinung des Alten hatte sie erschreckt. Sie dachte an die Erzählungen von den Waldschratten, und die Runzeln und der weiße Bart des Unbekannten hatten etwas Unheimliches. Aber seine Stimme klang gutmütig. Jelena, von neuem Hoffnung fassend, warf sich ihm zu Füßen. — »Großväterchen,« — rief sie, — »beschütze mich, verbirg mich!«

Der Müller hatte den Zusammenhang der Geschehnisse schnell erfaßt. Das Pferd, auf dem die Unbekannte angeritten kam, gehörte dem Fürsten Wjasemskij. Also, aller Wahrscheinlichkeit nach, war diese schöne Frau die Bojarin Jelena Morosowa, dieselbe, die er dem Fürsten anzuzaubern sich bemüht hatte. Er hatte sie nie gesehen, aber durch Wjasemskij viel von ihr gehört. Sie liebte den Fürsten

nicht, flehte um Schutz und Hilfe, also war sie wohl auf dem Pferde des Fürsten vor ihm selber geflohen. Alle diese Umstände hatte der Alte sich schnell überlegt.

»Der Herr sei mit dir, Bojarin,« — sagte er, — »aber wie soll ich dich beschützen? Stark ist der Fürst Wjasemskij, sein Arm reicht weit. Er wird mich alten Mann zugrunde richten.«

Jelena sah den Müller entsetzt an. — »Weißt du denn,« — sagte sie, — »weißt du, wer ich bin?«

»Viele Dinge weiß ich, Mütterchen Jelena Dimitrijewna, viel hat das Wasser mir zugemurmelt, viel haben die Bäume mir zugeräuscht in meinem langen Leben. Ich weiß genug. Aber nicht über alles läßt sich's reden . . . «

»Großväterchen, wenn du alles weißt, so weißt du auch, daß Wjasemskij dir nichts antun wird, denn er liegt schwer verwundet am Wege. Wicht vor ihm fürchte ich mich, Großväterchen, ich fürchte mich vor seinen Leuten und vor den Opritschniki. Um der heiligen Mutter Gottes willen, verbirg mich!«

»Ach, ach!« — sprach schweratmend der Alte, — »liegt Wjasemskij schwer verwundet am Wege? Aber nicht durch das Schwert ist ihm der Tod vorherbestimmt. Er wird sich erholen, er wird hierher kommen zur Mühle, er wird fragen: wo ist die Bojarin, mein Täubchen, wo ist sie, von der mir das Herz brennt? Und was werde ich ihm darauf erwidern? Er wird nicht lange mit mir verhandeln.«

»Großväterchen, hier nimm meinen Halsschmuck! Ach noch mehr will ich dir geben, wenn du mich rettetest.«

Das Auge des Müllers funkelte. Er nahm den Perlenschmuck, den Jelena ihm hinhielt, und betrachtete ihn gierig. Der Schmuck schimmerte im Mondlicht.

»Bojarin, du mein weißer Schwan,« — sagte er endlich, — »der allgütige Gott und alle Wundertäter von Moskau mögen dich segnen! Nicht leicht ist's, dich zu verbergen, wenn dich die Leute des Fürsten hier bei mir suchen sollten. Aber ich will meinen Kopf dran wagen, dir zu dienen, und Gott wird uns gnädig sein.« Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als durch den Wald Hufschlag hörbar wurde.

»Sie kommen,« — rief Jelena, — »rette mich, Väterchen!«

»Gut,« — sagte der Alte, — »folge mir.«

Er führte Jelena eilig in die Mühle.

»Versteck dich hier hinter den Säcken,« — sagte er, verschloß von außen die Tür und lief zum Pferde. — »Ach du mein Gott, wie verstecke ich nur das Pferd, daß sie es nicht finden?«

Er nahm es am Zügel und führte es auf die andere Seite der Mühle, wo seine Bienenstöcke standen. Hier band er es an einen Baum.

Unterdessen waren Pferdegetrappel und menschliche Stimmen immer näher gekommen. Der Müller lief in die Mühle, schloß sie von innen zu und löschte den Kienspan.

Jetzt zeigten sich auf der Waldwiese Reiter. Es waren die Leute Wjasemskijs. Voraus aber schritten zwei Mann zu Fuß, auf einer Tragbahre von geflochtenen Zweigen den besinnungslosen Fürsten tragend. Vor der Mühle blieben sie stehen.

»Sind wir richtig geritten?« — fragte der älteste der Reiter. »Hierher ist das Pferd gelaufen,« — erwiderte ein anderer. »Ich habe die Spur gesehen. Hier wohnt ja auch der alte Wahrsager und Heilkünstler. Wir wollen den Fürsten zu ihm bringen.«

»Setzt vorsichtig die Tragbahre nieder. wie, hat das Blut immer noch nicht aufgehört zu rinnen?«

»Noch hat Gott keine Besserung gebracht,« — antwortete einer der Träger. — »Dreimal ist unterwegs der Fürst aufgewacht, aber immer wieder ist er ohnmächtig geworden. wenn der Müller das Blut nicht stillt, so wird der Fürst nicht mehr auf stehen, er verblutet.«

»Wo ist denn der verfluchte Zauberer, schnell holt ihn her!«

Die Opritschniki schlugen polternd gegen Tür und Fenster. Lange blieb ihr Klopfen ohne Antwort. Endlich hörte man es in der Kammer husten. Durch eine kleine Öffnung in der Wand zeigte sich der Kopf des Müllers.

»Wen führt Gott zu so später Stunde her?« — fragte der Alte und hustete, als wollte er sich die Seele aus dem Leibe husten.

»Komm heraus, Zauberer, komm schnell. Du mußt das Blut stillen. Der Bojar, Fürst Wjasemskij, ist durch einen Säbelstich schwer verwundet.«

»Was für ein Bojar?« — fragte der Alte, sich schwerhörig stellend.

»Will der Lümmel erst lange fragen? Brecht ihm die Tür auf!«

»Wartet, ihr Guten, ich komme gleich heraus. Brecht nicht die Türe auf. Ich komme schon.«

»Aha, hört er also doch, der alte Auerhahn.«

»Sei nicht böse, Väterchen,« — sagte der Müller, die Tür vorsichtig öffnend. — »Ich bin ein bißchen schwerhörig, weißt du. Und außerdem, ihr habt mich erschreckt mit eurem lauten Pochen. Die Räuber sind es, dachte ich. Und ich lebe in Angst vor ihnen. Sie haben ja hier im Walde ihre Verstecke und Unterschlupfe. Gott schütze mich!«

»Nun, nun, red nicht so viel. Komm hierher, Alter. Sieh, wie das Blut läuft. Was meinst du, kannst du es stillen?«

»O weh, ihr meine Guten, wer hat ihn denn so arg zugerichtet? Seht, wäre der Hieb nur einen Fingerbreit tiefer gegangen, er hätte die Schläfe getroffen. Und die Schulter, o weh, fast bis auf den Knochen durchgeschlagen. Der ist geübt in Waffen, sehr geübt, der solche Wunden zu schlagen weiß.«

»Kannst du das Blut stillen?«

»Schwer, mein Liebling, sehr schwer. Das ist, sieht man, ein besprochener Säbel gewesen.«

»Seht ihr, Kameraden, habe ich es euch nicht gesagt, der Säbel ist besprochen gewesen. Wie hätte es denn sonst ein einzelner mit sieben Mann aufgenommen!«

»So ist's,« — meinten die andern, — »der Säbel besprochen, das ist klar. Man bedenke: Serebrjannyj allein gegen sieben.« Der Müller hörte alles und merkte es sich wohl.

»Seht nur,« — sagte er, — »das rinnt ja wie ein Brunnlein. wäre es nicht ein besprochener Säbel gewesen, so könnte man gewiß das Blut stillen. Aber so . . . Vielleicht gelingt es trotzdem, aber ich fürchte mich. wenn ich anfangs, die starken Worte zu sprechen, und plötzlich wird mir die Zunge gelähmt sein. Ich werde stumm werden.«

»Versuch's immerhin, sprich deine Worte!«

»Immerhin, — du hast gut reden: Deine Zunge ist es nicht, sondern meine.«

»Gib den Beutel mit den Morosowschen Tscherwonzen her!« — rief der Anführer der Opritschniki einem der Knechte zu. —

»Hier, Alter, nimm diese Handvoll Goldstücke, wenn du das Blut stillst, kriegst du noch eine Handvoll. Stillst du es aber nicht, — so schlage ich dir die Seele aus dem Leibel«

»Hab Dank, Väterchen, hab Dank! Mögen Gott und alle Heiligen es dir vergelten. Ich will's versuchen, und wenn ich auch auf mein eigenes Haupt ein Unheil herabbeschwöre. Geht ein wenig beiseite, meine Lieben. Die Sache verträgt es nicht gesehen zu werden.«

Die Opritschniki gingen beiseite. Der Müller beugte sich über Wjasemskij, verband seine Wunden, betete ein Vaterunser, legte ihm die Hände auf den Kopf und begann zu flüstern;

»Ritt ein Mann, ein alter Mann, auf einem Pferde braun, Das laufen kann, ritt auf versteckten Wegen. Du Mütterlein gut, du Leibesblut, halt ein, kehr um, laufe dir selbst entgegen. Das Pferd hat das Wasser nicht erreicht. Du Mütterlein Quelle, sei wieder seicht. Du Erde still, sei wie ich will. — Schließe dich heftig. Mein Wort ist kräftig.« —

Während der Alte diese Worte flüsterte, rann das Blut nach und nach immer langsamer und versiegte endlich ganz. Wjasemskij seufzte tief, lag aber immer noch mit geschlossenen Augen.

»Tretet herzu, ihr meine Väter,« — sagte der Müller, — »fürchtet euch nicht. Das Brunnlein ist versiegt, der Fürst wird leben. Aber mir ist schlecht . . . Ich fühl's, die Zunge erstarrt mir im Munde.«

Die Opritschniki umstanden den Fürsten. Der Mond schien auf sein totenbleiches Gesicht, aber das Blut hatte aufgehört zu rinnen.

»Ja, der Alte versteht seine Sache,« — meinten sie. — »Da nimm die Goldstücke,« — sagte der Anführer, — »aber höre, Alter, wir sind einer Spur gefolgt, die hierher führt. Das Pferd des Fürsten ist uns entlaufen, und vielleicht ist die Bojarin auf ihm davongeritten. wenn du sie gesehen hast, sag's.«

Der Müller riß die Augen auf, als begriffe er nichts.

»Hast du das Pferd mit der Bojarin gesehen?« — wiederholte der Opritschnik.

Der Alte wußte nicht: sollte er ja oder nein sagen? Er über legte.

»Wäre Wjasemskij heil und gesund, so wäre es sehr gefährlich, ihm den Aufenthalt der Bojarin zu verheimlichen,« — dachte er. — »Dagegen wäre es sehr vorteilhaft, ihm die Bojarin auszuliefern. Aber ob Wjasemskij wieder gesund wird, das weiß Gott allein. Morosow wird aber einen ihm erwiesenen Dienst nicht unbelohnt lassen. Und auch Serebrjannyj liebt, scheint's, die Fürstin, da er so tapfer für sie gekämpft hat. Also, — Wjasemskij kann mir jetzt nichts anhaben, dagegen werden Morosow und Serebrjannyj, alle beide, sich mir dankbar erweisen, wenn ich ihnen die Bojarin rette.«

Dieser Gedankengang bestimmte seinen Entschluß.- »Meine Ohren haben nichts gehört, meine Augen haben nichts gesehen,« — sagte er. — »Ich weiß nicht, von was für einem Pferde ihr sprecht und von was für einer Bojarin.«

»Und lügst du nicht, Alter?«

»Ich will verflucht sein, wenn ich etwas weiß. Ich will niemals das Himmelreich erblicken. Möge Gottes Blitz mich auf der Stelle erschlagen, wenn ich das Pferd oder die Bojarin gesehen habe.«

»Gib einen Kienspan her. wir werden nachschauen, ob viel leicht Spuren im Sande zu finden sind.«

»Es lohnt der Mühe nicht,« — meinte ein anderer. — »Wenn Spuren im Sande zu sehen waren, so haben unsere Pferde sie längst zertrampelt. Wir werden nichts finden.«

»Nun so mach, Alter, die Tür auf, wir werden den Fürsten hineintragen.«

»Sofort, ihr meine Lieben, sofort. Ach, daß ich so alt bin. Gern wäre ich zum Wirtshaus gelaufen, euch Wein oder Bier zu holen.«

»Hast du denn zu Hause nichts?«

»Nichts, ihr Guten. wie käme denn ich dazu, ich armer Mann! Nichts zu essen, nichts zu trinken und auch für eure Pferde kein Futter. Im Wirtshaus, da fändet ihr alles. Einen Wein gibt es dort, den würde selbst der Zar nicht verschmähen. Auch werdet ihr's bei mir ein bißchen eng und unbequem haben, — und nichts zu essen. Aber Kriegsleute wie ihr, die kommen wohl auch ohne Bett und ohne Nachtmahl aus. Und eure Pferde können hier auf der Wiese weiden. Nur eines ist schlimm: es wächst hier ein Gras, das bekommt den Pferden nicht. Es bläht sie auf. Das ist ganz sonderbar. So ein Pferd, wenn es von dem Gras gefressen hat, fängt's an zu schwanken, schwillt und platzt!«

»Hol dich der Teufel, du alter Pilz! willst du, daß unsere Pferde platzen sollen?«

»Da sei Gott vor, ihr meine Lieblinge! Die Pferde kann man anbinden, daß sie an's Gras nicht ankommen. Eine Nacht ohne Futter, nun, das wird ihnen nichts schaden. Kommt herein, ihr Herren, erweist meiner Hütte die Ehre. Nur habe ich leider weder Heu noch Stroh. Ihr müßt auf dem nackten Fußboden schlafen. Es ist bei mir halt nicht so bequem wie im Wirtshause. Und dann, vergeßt nicht, eh' ihr

einschläft, ein Gebet gegen den nächtlichen Spuk zu sprechen. Es ist hier nicht geheuer.«

»O du Gevatter des Teufels! Mögest du in die Erde versinken, mitsamt deiner Mühle! He, Kameraden, was meint ihr? Reiten wir zum Wirtshaus? Ist es weit bis dahin, Alter?«

»Nah, meine Lieben, ganz nah. Seht, wenn ihr diesen kleinen Pfad geradeaus reitet, dann kommt ihr auf den Weg, da wendet ihr nach links, und dann ist keine Werst mehr, da findet ihr das Wirtshaus.«

»Reiten wir hin!« — riefen die Opritschniki.

Wjasemskij war immer noch bewußtlos. Die Knechte hoben ihn auf und trugen ihn vorsichtig auf der Bahre. Die Opritschniki bestiegen ihre Pferde und folgten den Trägern.

Kaum waren sie fort und ihre Stimmen im Walde verhallt, öffnete der Müller die Tür zu dem Raum, in welchem Jelena sich verborgen hielt. — »Bojarin,« — sagte er, — »sie sind fort! Komm hervor, mein Täubchen, mein weißer Schwan. Die andere Kammer ist freundlicher als diese. Komm!«

Er bereitete in der Ecke des Zimmers ein Lager aus trockenem, weichem Moos, entzündete einen Kienspan und stellte eine Holzschüssel mit Honig und einige Scheiben Brot auf den Tisch.

»Iß und laß dir's wohl bekommen,« — sagte er, sich tief verneigend, — »auch Wein will ich dir bringen.«

Er ging und kam mit einer flachen Flasche und einem irdenen Kruge zurück.

»Auf dein Wohl, Bojarin!«

Als Wirt trank er zuerst, und der Wein machte ihn fröhlich.

»Trink, Bojarin,« sagte er, — »du brauchst nichts mehr zu fürchten. Sie reiten jetzt und suchen das Wirtshaus. Ob sie es finden werden oder nicht, jedenfalls werden sie sich nicht zur Mühle zurückfinden. Ich habe ihnen schon den richtigen Weg gezeigt. Hehe! Aber warum kostest du denn von dem Weine nicht? Übrigens, koste nicht davon, dieser Wein ist ein Dreck. Spuck darauf! Ich will dir einen anderen bringen.«

Wieder lief er fort, und diesmal kam er mit einem kleinen Fäßchen unter dem Arm und einem silbernen Becher wieder.

»Siehst du, das ist ein Wein!« — sagte er, den Becher füllend. — »Auf dein Wohl, Bojarin! Den Wein und auch den Becher hat mir ein guter Mensch geschenkt. Perstenj heißt er. Hehe! Hier im Walde leben viel gute Leute. Sie sind alle mit mir befreundet. — Iß, Bojarin! Schmeckt dir der Honig nicht? Solchen Honig findest du im ganzen Umkreise nicht. Das ist kein gewöhnlicher Honig. Und warum ist es kein gewöhnlicher? Darum, weil ich mich auf die Bienenzucht besser verstehe, als irgendwer. Jeden Sommer werfe ich einen Bienenstock, den allerbesten, dem Wassergreis in den Sumpf: Da hast du, Großväterchen, friß! Hehe! Und er, Bojarin, gebe Gott ihm Gesundheit, sorgt für meine Bienen. Von ihm, siehst du, kommen ja die Bienen her. Einmal, da er ein Pferd zu Tode geritten hatte, da warf er dieses

Pferd ins Wasser. Da sind im Pferd die Bienen entstanden. Und die Fischer, als sie ihr Netz auswarfen, haben statt der Fische Bienen herausgezogen . . . Ach, Bojarin, du ißt und trinkst ja nichts. Gib acht, ob ich dich nicht dazu bringe, von dem Wein zu trinken! Höre, Bojarin! Auf das Wohl . . . hehe! . . . auf das Wohl des Fürsten . . . des Fürsten . . . hehe! nicht dieses da, sondern des andern, des Serebrjannyj! Dem Wjasemskij hat er es tüchtig gegeben. Und der Bojar Morosow, hehe, auf das Wohl des Bojaren Morosow! Du wirst bei mir ein paar Tage bleiben, im Versteck, und nachher geh, wohin du willst. Geh zu Morosow, geh zu Serebrjannyj, — was kümmert's mich! Hehe! — Auf dein Wohl!«

Schmerzlich und seltsam berührt hörte Jelena den betrunkenen Müller reden. Ihre geheimsten Gedanken, so schien es, waren ihm bekannt, als habe er in ihrem Herzen gelesen. Der an der Wand befestigte Kienspan beleuchtete grell sein runzliges Gesicht. Seine grauen Augen, obzwar umnebelt vom Rausch, schienen sie durch und durch zu blicken. Von neuem überkam sie Furcht, und sie begann laut zu beten.

»Hehe,« — lachte der Alte, — »bet, bet, Bojarin. Ich fürchte mich davor nicht. Dein Gebet erschreckt mich nicht, und auch mit Weihrauch wirst du mich nicht hinausräuchern. Ich bin nicht so, ich verstehe auch zu beten, ich verstehe alles. Mich kennt der Wassergreis und auch der Waldgreis. Die Nixen kennen mich und die Hexen und die Waldschratte. Alle kennen mich. Willst du, daß ich sie rufe? — Schikalul! Sikalul!«

»Herr Gott!« — flüsterte Jelena.

»Schikalul! Sikalul! Heh, was kommt ihr denn nicht? Warte, ich werde sie schon holen, Puh, puh!«

Der Alte stand auf und ging schwankend und tanzend aus dem Zimmer. Jelena verschloß entsetzt hinter ihm die Tür. Lange noch hörte sie ihn mit sich selber reden.

»Mich kennen alle,« — wiederholte er mit prahlerischem, aber schon unsicherem Ton, — »der Waldgreis, und der Wassergreis, und die Nixen und die Hexen, und die Waldschratte. Ich bin nicht irgendwer. Mich kennen alle, Puh! Puh!«

Jelena hörte, wie der Alte tanzte, mit den Füßen aufstampfend, Dann wurde seine Stimme leiser, das Stampfen hörte auf. Und bald hörte sie ihn schnarchen. Er schnarchte die ganze Nacht, und draußen rauschte das Rad.

Achtzehntes Kapitel

Ein alter Bekannter.

Am andern Tage nach der Zerstörung des Morosowschen Hauses ritt ein alter Krieger auf einem schwarzen Pferde durch den dichten dunklen Wald. Von Zeit zu Zeit hielt er sein Pferd an, nahm die Mütze vom Kopf und lauschte.

»Still, Dohle, hör auf zu prusten,« — sprach er zu seinem Pferde, ihm den Hals klopfend. — »Sei still, noch immer höre ich es nicht genau. Verdammt! auch den Ort kenne ich nicht wieder. Hier wachsen nur Linden und Haselnuß, und damals, bei unserem nächtlichen Ritt, spürte ich Harzgeruch. Hier müßten Kiefern wachsen.«

Er ritt schweigend weiter. Plötzlich zog er die Zügel an. —

»Halt, Dohle! Jetzt höre ich's deutlich. Das ist nicht das Laub der Bäume, das rauscht, ein Mühlrad ist es. Schau mal einer an, wohin die Mühle sich versteckt hat, warte, du Teufelsmühle, du läufst mir nicht davon.«

Und Michejtsch, als fürchte er die Richtung noch einmal zu verlieren, spornte seine »Dohle« und ritt gerade auf das Rauschen zu.

»Gott sei Dank,« — sagte er, als zwischen den Bäumen die moosbewachsenen Balken und das sich drehende Rad sichtbar wurden. — »Habe ich dich endlich gefunden! Den ganzen Morgen schon drehe ich mich um dich herum. Bald war das Rauschen vorn, bald war es hinten. Verdammte Mühle! Ja, hier war es, von dieser Seite her sind wir in jener Wacht gekommen, als die Räuber den Bojaren und mich hierher führten. Aber was ist das nun, damals war das Rad rechts von der Mühle, jetzt ist es links. Damals stand das kleine Nebenhaus mit den Fenstern zur Mühle und mit der Tür zum Walde, jetzt sieht es mit den Fenstern zum Walde und mit der Tür zur Mühle. Hier geht es nicht mit rechten Dingen zu. Gälte es nicht des Bojaren Leben, nie wollte ich den Ort wieder auf suchen.«

Michejtsch stieg von seiner »Dohle«, band sie an einen Baum, näherte sich mit einiger Furcht dem Hause und klopfte.

»Hausherr! He, Hausherr!«

Niemand antwortete.

»Hausherr, Wirt!«

In der Mühle blieb es still, nur die Mühlsteine brummt, und die Räder klapperten. Michejtsch versuchte die Tür auf zustoßen. Sie war verschlossen. — »Schläft der graue Teufel, oder verstellt er sich bloß?« — dachte Michejtsch und begann aus Leibeskräften die Tür mit Füßen und Händen zu bearbeiten. Es erfolgte keine Antwort. Michejtsch geriet in Wut.

»He, du Meerrettich!« — schrie er, — »kriech heraus, oder ich lege Feuer an.«

Jetzt hörte man husten, und in der kleinen Öffnung über der Tür zeigte sich ein weißer Bart und ein gefurchtes Gesicht, aus dem graue Augen funkelten.

Michejtsch wurde es unheimlich zu Mut.

»Sei begrüßt, Wirt,« — sagte er mit freundlicher Stimme.

»Der Herr sei mit dir,« — erwiderte der Müller. — »was willst du von mir, guter Mensch?«

»Erkennst du mich nicht?« — fragte Michejtsch. — »Mit dem Bojaren zusammen habe ich einmal bei dir übernachtet.«

»Gewiß erkenne ich dich,« — sagte der Müller. — »Nun, was gibts, Väterchen? Aus welchem Anlaß führt Gott dich her?«

»Komm heraus, Wirt, oder laß mich ein. Du steckst da, wie die Eule im Astloch. So läßt sich nicht gut reden.«

»Warte, Väterchen, ich muß erst noch Korn auf die Mühle schütten, nachher komme ich zu dir heraus.«

»Ich möchte wohl sehen, was der für Korn auf die Mühle schüttet, der alte Gevatter des Teufels! Gewiß mahlt er den Hexen Mehl aus Judenknochen.« —

»Da bin ich, Väterchen,« — sagte der Müller, die Tür sorgfältig hinter sich verschließend.

»Hast mich lange genug warten lassen,« — meinte Michejtsch.

»Ja siehst du, ich lebe hier nicht auf dem Jahrmarkt, sondern im Walde. Wicht jedem öffnet man gerne. Trägt der eine ein Brot unter dem Arm, verbirgt der andere vielleicht einen Feldstein unter dem Rock. Da heißt es genau hinsehen, wen man einläßt.«

»O du alter Fliegenpilz!« — dachte Michejtsch. »Er tut, als fürchte er sich vor den Räubern, und dabei gibt es, meine ich, keinen Waldschratt, mit dem er nicht schon zusammen Kindstaufe gefeiert hätte.«

»Tun, Väterchen, was wünschst du? Erzähle, ich höre.«

»Ein Unglück ist geschehen,« — begann Michejtsch, — »ein Unglück, schlimmer als der Tod. Die Opritschniki, die verdammten, haben meinen Herrn gefangen und ihn zur Sloboda fortgeschleppt. Dort sitzt er im Gefängnis, allein mit seinem Gram. wofür er so gefangen sitzt, das weiß nur Gott allein. Nichts Böses hat er begangen, weder vor Gott, noch vor dem Zaren. Nur für eine gerechte Sache hat er gekämpft, da er den Bojaren Morosow und die Bojarin verteidigen wollte, als sie von ihren heimtückischen Gästen überfallen wurden.«

Die Augen des Müllers nahmen einen seltsamen Ausdruck an.

»Oh, oh, oh,« — rief er, — »schlimm, mein Liebling, sehr schlimm. Schlimm ergeht es dem Karpfen, wenn er unter den Wasserfall schwimmt. Schlimm ists für deinen Fürsten, im Gefängnis zu sitzen. Schlimm wird es Morosow ergehen ohne sein junges Weib. Und noch schlimmer Wjasemskij mit denn Weib eines andern!«

Michejtsch wunderte sich. — »Woher weißt denn du, daß Wjasemskij Morosows Weib entführt hat? Ich habe dir nichts davon gesagt!«

»Ach, Gevatter, weiß man denn bloß das, was einem gesagt wird? Fern im Walde wird geklopft, aber nah hallt es wieder. Wenn das Wasser unter dem Rad abnimmt, dann weiß ich, daß hundert Werst oberhalb Trockenheit herrscht, und

daß es eine Mißernte geben wird. Unsereins lebt, sieht, hört und schweigt. Hörst du das Gras wachsen, wickle es dir ums Ohr und halt den Mund!«

»Tun, Alter, so weißt du vielleicht auch, wie dem Fürsten zu helfen wäre. Ich habe nachgedacht, nachgedacht, aber nichts herausgebracht. Da bin ich zu dir gekommen, dich um Rat zu fragen. Und jener junge Bursch will mir nicht aus dem Sinn, der schwarzbärtige, der uns damals hierher zu dir geführt hat, wenn einmal dein Bojar mich braucht, — so sagte er, — dann komm zur Mühle, frage den Alten, wo Wanjucha Perstenj zu finden ist. Für deinen Fürsten bin ich bereit, mein Leben zu lassen, — sagte er. So bin ich zu dir gekommen. Hilf mir, sag mir, wie ich den Bojaren befreien kann. Er wird dirs nicht vergessen, und auch ich armseliger werde dir ewig dankbar sein.«

»Mögest du in die Erde versinken!« — fügte Michejitsch in Gedanken hinzu. — »Mit was für Leuten muß man sich abgeben und freundlich zu ihnen sein!«

»Schlimm ist's,« — wiederholte der alte Müller, — »sehr schlimm. Aber versuchen kann mans immerhin. Wer den Topf aus dem Feuer holen will, muß flink zugreifen. Und es kommt auch mal vor, daß ein Körnchen unter dem Mühlstein heil herausspringt. Alles kommt vor. Man muß nur Glück haben.«

»So ist's,« — bestätigte Michejitsch, — »wer Glück hat, dem legt auch der Hahn ein Ei, und wer Unglück hat, der stirbt an einem Mückenstich. Aber sage mir, Barmherziger, was soll ich tun, um den Fürsten zu retten?«

Der Müller senkte den Kopf und schien auf das Rauschen des Rades zu lauschen. Dann schüttelte er den Kopf und begann, ohne weiter auf Michejitsch zu achten, ein murmelndes Selbstgespräch:

»Es dreht sich, dreht sich das Rad. Was hoch war, wird unten sein. Was unten war, wird oben sein. Ich höre, — fern, fern tönt eine Glocke: Läutet sie zur Beerdigung, läutet sie zur Hochzeit? wer wird beerdigt? wer wird getraut? Das Wasser rauscht. Raben kommen geflogen, vom Westen her, rufen einander zum Schmause. Sie wissen selber nicht, wem sie die Augen aushacken werden, sie fliegen und schreien. Das Beil ist geschliffen, der Scharfrichter steht bereit. Über eichene Bretter rinnen Bäche warmen Blutes. Ein Kopf fliegt von der Schulter, — aber ich sehe nicht wessen Kopf . . . «

Michejitsch wurde es bang zu Mut. — »was murmelst du Alter? Es klingt wie ein Grabgebet.«

Der Müller antwortete nicht, sondern murmelte weiter. Die Worte waren nicht zu verstehen. Seine Lippen bewegten sich, und seine Augen blickten verschleiert, als sähe er nichts.

»Großväterchen!« — rief Michejitsch und zupfte ihn am Ärmel. Der Müller wandte sich um und sah Michejitsch an, als bemerke er ihn erst jetzt.

»Was knurrst und plapperst du, Großväterchen?«

»Ach, lieber Gevatter. Vieles hört man, wenig kann man sagen. Reit du jetzt diesen Weg da an der Kiefer vorüber. Reit immer gradaus. Es biegen Wege ab nach rechts und nach links. Du aber reit nur immer gradaus, wenn du fünf Werft

geritten bist, wirst du links eine Hütte sehen. In der Hütte ist keine lebende Seele drin. Dort warte, bis es Nacht wird, Dann werden gute Leute kommen, von denen wirst du mehr erfahren. Auf dem Rückwege komm wieder zu mir, ich habe eine Arbeit für dich. Ein bunter Vogel ist mir in den Käfig geflogen. Den Vogel wirst du seinem Herrn zurückbringen. Und die Belohnung teilen wir.«

Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, ging der Müller ins Haus und schloß die Tür von innen zu.

»Großväterchen,« — schrie Michejitsch ihm nach, — »sag mir doch erst, wer die guten Leute sind, zu denen du mich schickst, und was das für ein bunter Vogel ist.«

Aber der Müller gab keine Antwort. Michejitsch stand noch eine Weile und lauschte, aber er hörte nichts als das Rauschen des Wassers und das Klappern der Mühle.

»Hol ihn der Teufel!« — dachte Michejitsch, — »wohin schickt er mich? — Fünf Werft von hier steht eine Hütte, da ist niemand drin, dort warte bis zur Nacht, dann wird, weiß der Teufel wer, kommen! Dich selber sollte ich dahin schicken, du alter Meerrettich. Wenns nicht für meinen Herrn wäre, ich ginge gewiß nicht hin. Heh, »Dohle«, es ist nichts zu machen. Auf! Suchen wir die Teufelshütte!«

Und Michejitsch stieg in den Sattel, trieb sein Pferdchen an und ritt im Trab in der Richtung fort, die ihm der Müller gewiesen hatte.

Neunzehntes Kapitel

Der Russe vergißt eine ihm erwiesene Wohltat nicht.

Es war schon spät, als Michejtsch die Hütte fand. Schwarz verräuchert und schief, glich sie eher einem halbverfaulten Pilz, als einer menschlichen Behausung. Die Sonne war bereits untergegangen. Über dem hohen Gras der kleinen Waldwiese hoben sich Nebelstreifen. Die Luft war kühl und feucht. Die Vögel hatten aufgehört zu zwitschern. Nur hier und da ließ noch ein später Sänger, schlaftrunken, sein Stimmchen hören. Dann schwieg auch er. Durch die abendliche Waldstille murmelte unsichtbar ein Bach, und nächtliche Käfer schwirrten durch die Büsche.

»Wo bin ich?« — fragte sich Michejtsch. — »wahrhaftig, keine lebende Seele ist hier. So will ich warten, ob einer kommt, der mir Rat weiß. Wer wirds sein? Doch nicht etwa . . . Die heilige Kraft des Kreuzes sei mit mir! Verdammter Müller! Wenn's nicht für meinen Herrn wäre . . .«

Er stieg von seiner »Dohle« herab, koppelte ihr die Vorderbeine, nahm ihr das Eisen aus dem Maul und ließ sie grasen.

»Geh, rupf dir ein Gräschen,« — sagte er, — »ich will indessen in die Hütte gehen und nachschauen, ob es darin vielleicht etwas zu essen gibt. Die Wirtschaft scheint zwar keine saubere zu sein, aber der Hunger ist schließlich auch keine Tante.«

Er stieß mit dem Fuß die niedrige schiefe Tür der Hütte auf. Kreischend drehte sie sich in den verrosteten Angeln. Es klang fast wie ein menschlicher Schrei. Michejtsch trat gebückt in den niedrigen Raum. Aus dem Dunkel wehte ihm der Geruch kaltgewordenen Rauches entgegen. Er tastete umher und fand endlich auf dem Tisch ein Stück Brot, das er sofort eifrig zu kauen begann. Am Herde in der Asche fand er noch Glut, die er anblies und mit der er einen Kienspan entzündete, den er auf dem Fußboden gefunden hatte. Zwischen dem Ofen und der Wand waren Pritschen eingebaut. Auf ihnen lagen allerlei Kleidungsstücke, unter anderen ein brokatner Kaftan, der aussah, als sei er für einen Bojaren genäht. An der Wand hing ein Helm mit reicher Goldverzierung. Am aufmerksamsten aber betrachtete Michejtsch ein kleines Heiligenbild, das auf einem Wandbrett in der Ecke stand und ganz schwarz vom Rauch geworden war. Dieser Gegenstand söhnte ihn mit den unbekannten Bewohnern der Hütte aus.

Michejtsch bekreuzigte sich mehrmals vor dem Heiligenbilde, dann löschte er den Kienspan, kroch auf eine Pritsche, streckte sich aus, seufzte behaglich und schnarchte bald in tiefem Schlaf. — Ein kräftiger Faustschlag in die Rippen riß ihn aus süßem Schlummer und warf ihn von der Pritsche hinab.

»Was soll das?« — rief Michejtsch, der sich plötzlich auf dem nackten Fußboden fand. — »wer haut mich und warum?« Vor ihm stand ein kräftiger Bursch mit wirrem Bart, ein breites Messer im Gürtel. Er holte eben zu einem

zweiten Schläge aus. »Laß ihn!« — sagte ein anderer, noch kräftigerer Bursch, dessen Wangen ein zarter Bartflaum zierte.

»Laß ihn, was hat er dir getan?« — Und dabei schob er mit breiter Schulter den Kameraden beiseite, um sich selber vor Michejtsch aufzustellen und ihn anzuglotzen.

»Da sieh, ein greises Haupt!« — sagte er mit ehrfürchtigem Staunen.

»Was mischest du dich herein, du Seehund!« — schrie ihn der andere an. — »Ist es vielleicht dein Vater oder Gevatter?«

»Er ist ein alter Mann, das ist er, ein greises Haupt. Und darum sage ich dir, rühr ihn nicht an! Sonst werde ich böse!«

Ein lautes Lachen erscholl. Michejtsch sah, wie die Stube sich mit dunklen Gestalten füllte.

»Heh, Chlobko,« — sagte einer der Hinzugekommenen, — »sieh dich vor, wenn Mitjka böse wird, du weißt, dann ist mit ihm nicht zu spaßen.«

»Möge der Waldschratt mit ihm spaßen,« — erwiderte Chlobko, sich zurückziehend. — »Da haben wir nun solange im Walde gelebt, bis wir uns einen Bären zum Kameraden genommen haben.«

»Wo kommst du her, alte Fledermaus?« — fragte ihn einer, der ihm gerade in die Augen sah.

Michejtsch hatte unterdessen seine Haltung wiedergefunden. — »Hehe,« — dachte er, — »das also sind die Räuber.«

»Seid begrüßt, ihr guten Leute,« — sagte er. — »Wo unter euch finde ich den, der sich Wanjucha Perstenj nennt?«

»So willst du zum Ataman? Ja warum hast du das nicht gleich gesagt? So wäre dir der Knuff erspart geblieben.«

»Da kommt der Ataman,« — sagte ein anderer, auf Perstenj zeigend, der eben, vom alten Korschun begleitet, in die Tür trat.

»Ataman,« — riefen die Räuber, — »hier ist ein Mensch, der nach dir fragt.«

Perstenj warf einen schnellen Blick auf Michejtsch und er kannte ihn sofort.

»Ah, das bist du, Kamerad,« — sagte er, — »sei mir will kommen! Nun wie geht es Seiner Fürstlichen Gnaden? wie ist ihm der Tag bekommen, da wir zusammen die Opritschniki verhauten? Die haben tüchtig abgekriegt im Heidenpfuhl! Nur schade, daß Maljuta uns entwischt ist, und daß dieser junge Tölpel, Mitjka, beim Chomjak daneben gegriffen hat. Die hätten mir sollen in die Hände fallen! — Nun, und unser Väterchen, der Zar, hat er sich gefreut, da ihm der Zarewitsch wiedergebracht wurde? Er wird, meine ich, kaum gewußt haben, wie er den Fürsten belohnen soll?«

»Ja!« — erwiderte mit einem Seufzer Michejtsch, — »der Herr will belohnen, aber seine Knechte wollens nicht. Wohl war unser Väterchen, der Zar Iwan Wassiljewitsch, gebe Gott ihm Gesundheit, meinem Herrn dankbar. Aber die Opritschniki, die verfluchten, lieben uns nicht. Freilich, warum sollten sie uns

auch lieben? Das erste Mal, im Dorfe Medwedjewka, da haben wir sie mit Prügeln traktiert, nachher im Heidenpfuhl hats eine tüchtige Ohrfeige gesetzt, und jetzt, zum dritten Mal, in Moskau, hat der Fürst sie gründlich verwalckt. Sie aber sind in Mengen über ihn hergefallen, haben ihn überwältigt und gebunden und haben ihn nach der Sloboda geschleppt. Das würde noch alles nichts schaden, aber dieser Maljuta, der Hund, der sich für seine Ohrfeige rächen will, hat uns beim Zaren angeschwärzt.«

Perstenj setzte sich nachdenklich auf die Bank. — »Hm,« — sagte er, — »so hat also der Zar den Maljuta nicht hängen lassen? Wie ist das möglich? — Mag immerhin der Zar machen, was ihm beliebt. Aber was gedenkst du nun zu tun?«

»Das, Väterchen Wanjucha, weiß ich selber nicht. Vielleicht kannst du dir etwas ausdenken. Zwei Köpfe finden vielleicht mehr als einer. Hat doch auch der Müller mich zu dir geschickt. »Geh,« sagte er, »zum Ataman, er wird dir helfen. Ich sehe,« sagte er, »nach allen Anzeichen, daß er in dieser Sache Erfolg haben wird. Und reiche Beute,« sagte er, »wird der Ataman dabei gewinnen.« — So sagte er.«

»So hat er dich wirklich zu mir geschickt?«

»Ja, zu dir, Väterchen, zu niemand sonst. »Geh,« sagte er, »zu Ataman, grüße ihn schön von mir und sage ihm, er solle um jeden Preis dem Fürsten helfen. Reiche Beute,« sagte er, »sehe ich für den Ataman, wenn er dem Fürsten hilft. Und auch ich,« sagte er, »werde ihm den Dienst nicht vergessen. — Hilft er ihm aber nicht,« so sagte er, »dann wehe ihm! Krank wird er werden, der Ataman, ganz krank. Und so schwach wird er werden, wie ein Grashalm.«

Perstenj hörte ernsthaft zu, senkte den Kopf und saß wie in tiefen Gedanken.

»Also krank werde ich werden, wenn ich dem Fürsten nicht helfe. Hat er das wirklich gesagt?«

»Ja, Väterchen. »Die Hände und die Füße werden ihm ab trocknen,« sagte er, — »und auf dem Kopfe wird er solch einen Grind bekommen, daß Gott erbarm.«

Perstenj hob den Kopf und sah Michejtsch durchdringend an. »Und hat der Müller weiter nichts gesagt?«

Michejtsch warf einen Seitenblick auf die dampfende Schüssel Kohlsuppe, die eben auf den Tisch gestellt wurde. — »Oh, gewiß, er hat noch verschiedenes gesagt. »Sage dem Ataman, er soll dich freundlich aufnehmen und dir tüchtig zu essen und zu trinken geben, so als bewirte er mich selbst. Aber die Hauptsache,« sagte er, »daß er den Fürsten rette.« Das, Väterchen, ist's, was der Müller sagte.«

Und Michejtsch sah den Ataman an, prüfend, was für einen Eindruck seine Worte auf ihn gemacht hätten.

Perstenj blickte streng, plötzlich brach er in fröhliches Lachen aus. »Ach du guter Alter!« — rief er, — »so hat dir der Müller also wirklich gesagt, daß, wenn ich dem Fürsten nicht helfen werde es mir jämmerlich schlecht ergehen wird?«

»Ja, Väterchen,« — erwiderte Michejtsch, ein wenig zögernd, — »und die Hände und die Füße werden dir . . . «

»Schlau bist du, Bruder!« — unterbrach ihn Perstenj, ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfend und immer noch lachend. — »Aber mich betrügt man nicht so leicht. Doch setze dich zu uns, teil Salz und Brot mit uns. Da, nimm den Löffel, greif zu. Und wenn deinem Fürsten zu helfen ist, so werde ich es tun, auch ohne deine Schlauheiten. Doch wie und womit kann man ihm helfen? Er sitzt im Gefängnis, nicht wahr?«

»So ist's!«

»Im Gefängnis, am Platz vor Maljutas Haus?«

»In eben dem, Väterchen, es ist das festeste.«

»Und wer hat den Schlüssel? Maljuta?«

»Ich habe gesehen, daß er ins Gefängnis geht, um die Leute zu foltern. Tagsüber hat er die Schlüssel. Aber nachts bringt er sie dem Zaren. Und der Zar, das ist bekannt, verwahrt sie immer unter seinem Kopfkissen.«

»Nun, da siehst du's,« — sagte Persien, seinen Löffel in die Kohlsuppe steckend, — »welch ein Teufel kann da deinem Fürsten helfen?«

Michejtsch kratzte sich den Kopf.

»Also du siehst, ihm ist nicht zu helfen.«

»Ich sehe es,« — sagte Michejtsch und ließ seinen Löffel fallen. — »So will auch ich nicht länger in der schönen Welt leben. Ich will hingehen und meinen Kopf neben den Kopf meines Herrn legen und will ihm dienen in jener Welt, wenn's mir in dieser nicht beschieden ist.«

»Nun, nun,« — sagte Perstenj, begütigend, — »zu Grabgesängen ist es immer noch Zeit. Vielleicht ist dein Herr gar nicht in dem Gefängnis. Und ist er wirklich dort, so laß uns nachdenken. Die Sloboda kenne ich gut. Noch vor einem Monat war ich als Bärenführer dort, da habe ich mir den Palast und alles genau angesehen. Ich weiß Bescheid. Also wir wollen's uns überlegen.«

Perstenj schwieg und sann.

»Ich hab's!« — rief er plötzlich und sprang von seinem Sitze auf. — »Onkel Korschun, uns hat der Fürst vom Tode errettet. Jetzt ist an uns die Reihe, ihn zu retten. Willst du mit mir gehen, ein schwieriges Ding versuchen?«

Der alte Räuber runzelte die Brauen und schüttelte den grauen Lockenkopf.

»Wie, Korschun, du willst nicht?«

»Bist du von Sinnen, Ataman? Du hast gehört, wo der Fürst sich befindet, und daß tagsüber Maljuta die Schlüssel hat und nachts der Zar sie unter seinem Kopfkissen hält. Was willst du da machen? Man schlägt wohl mit dem Beil eine Gerte durch, aber nicht mit der Gerte das Beil. Ist der Fürst verloren, so nützt es ihm nichts, wenn wir uns seinetwegen das Fell über die Ohren ziehen lassen.«

»Gewiß, Korschun, du hast recht, aber sagt nicht das Sprichwort: Die Schuld wird schön dadurch, daß man sie zahlt? Sieh, hätte der Fürst uns damals nicht gerettet, wo wären wir jetzt? wir würden irgendwo an einer Birke baumeln. Und was soll denn er von uns denken? Sicherlich wird er sich sagen: die beiden, denen

ich damals geholfen habe, die werden jetzt mir helfen. Wenn wir ihn aber im Stich lassen, und er wird zum Richtplatz geführt, was wird er da sagen? »Zu rauben und zu stehlen, das verstehen die Leute, aber eine Wohltat zu vergelten, das verstehen sie nicht. Und wenn ich vor Gott den Herrn trete,« wird er sagen, »so will ich auch kein gutes Wort für sie einlegen. Mögen sie in dieser und in jener Welt zugrunde gehen, die Undankbaren!« Das wird der Fürst sagen.«

Auf dem finsternen Gesicht Korschuns spiegelte sich ein innerer Kampf. Man sah es ihm an, daß Perstenj eine empfindliche Seite seines verhärteten Herzens getroffen hatte. Doch nicht lange schien er zu schwanken.

»Nein, Bruder,« — sagte er und machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. — »Unmögliches sinnst du, und Vergebliches redest du. Das eigene Hemd ist dem Leibe am nächsten. Ich mache nicht mit.«

»Wie du willst,« — sagte Perstenj, — »warten wir den Morgen ab. Vielleicht fällt uns etwas anderes ein. Der Morgen ist klüger als der Abend. Und jetzt, Kinder, ist's Zeit schlafen zu gehen. Wer beten kann, der bete. Und wer es nicht kann, der lasse es!«

Der Ataman sah Korschun von der Seite an. Offenbar wußte er etwas von dem alten Räuber, das nicht alle wußten. Korschun zuckte zusammen, damit aber niemand es bemerken sollte, gähnte er laut und begann irgendein Lied vor sich hin zu brummen.

Die Räuber standen vom Tische auf. Die einen streckten sich gleich auf den Pritschen aus, die anderen beteten erst noch lange vor dem Heiligenbilde. Zu den letzteren gehörte Mitjka. Er verrichtete eifrig seine Kniefälle, und hätten Kleidung und Bewaffnung sein Gewerbe nicht gekennzeichnet, niemand hätte dies gutmütige Gesicht für das eines Räubers angesehen.

Anders verhielt sich der alte Korschun. Als alle sich zum Schlafen hingelegt hatten, sah Michejitsch beim schwachen Scheine des halbverloschenen Feuers, wie der Alte von seiner Pritsche herabstieg und in die Ecke zum Heiligenbilde ging. Er sah, wie er sich bekreuzigte, und hörte ihn leise murmeln. Plötzlich sagte Korschun mit einem lauten Seufzer: »Nein, ich kann nicht! Und ich hatte geglaubt, heute würde es leichter sein.« Und lange noch hörte Michejitsch, wie Korschun sich von der einen Seite auf die andere wälzte, vor sich hinmurmelte und wach blieb. Als der Morgen zu dämmern begann, weckte Korschun den Ataman

»Was willst du, Onkel?« — fragte Perstenj.

»Ich gehe doch mit. Führe mich wohin du willst.«

»Hast du dir's überlegt?«

»Ich kann nicht schlafen, keine Wacht kann ich schlafen.«

»Und wirst du dich nicht davon drücken?«

»Ich habe gesagt: ich gehe mit. Also werde ich mich nicht davon, drücken.«

»Gut, Onkel Korschun, ich danke dir. Jetzt brauchen wir noch einen Kameraden. Drei, das ist genug. Wie lange noch ist es Nacht?«

»Ich höre schon die Vögel singen.«

»Nun, dann ist es Zeit aufzustehen.«

Perstenj stieß Mitjka an. — »Heh, Mitjka!«.

Mitjka öffnete Mund Und Augen.

»Willst du mit uns gehen, Mitjka?«

»Wohin denn?«

»Das geht dich nichts an. Ich frage, ob du mitgehen willst, mit mir und Onkel Korschun?«

»Ei, warum nicht,« — erwiderte Mitjka und ließ seine Beine über den Rand der Pritsche herabhängen.

»Siehst du, so gefälltst du mir. Geh mit, wohin man dich führt, und frage nicht erst: wohin? wird dir der Schädel gespalten, laß dich's nicht kümmern. wir wissen, wozu es nötig war. Hast du ein Seil angefaßt, so zieh. Wenn du rückwärts gehst, werde ich dich einen Krebs nennen.«

»Du sollst mich nicht Krebs nennen,« — erwiderte Mitjka und begann sich die Fußlappen um die Füße zu wickeln.«

Worin Perstenjs Plan bestand, und ob es ihm glückte ihn aus zuführen, das werden wir aus den folgenden Kapiteln er fahren.

Zwanzigstes Kapitel

Lustige Leute.

Im tiefen und dunkeln Turm, dessen Wände feucht von Moos und Moder waren, saß, an Händen und Füßen gefesselt, der Fürst Nikita Romanowitsch und erwartete seinen Tod. Er wußte nicht genau, wie viele Tage vergangen waren seit jener Nacht, da man ihn hierher gebracht hatte, denn kein Licht drang in die Finsternis seines unterirdischen Kerkers. Nur von Zeit zu Zeit hörte er das Läuten der Kirchenglocken, und nach diesem Ton, der dumpf zu ihm hereindrang, berechnete er, daß er schon drei Tage hier saß. Das Brot, das man ihm vorgeworfen hatte, war längst verzehrt, und der Wasserkrug war leer getrunken. Hunger und Durst quälten ihn. — Da ließ ein ungewohnter Laut ihn aufhorchen. Über ihm wurde ein Schloß geöffnet. Die erste, äußere Tür seines Gefängnisses knarrte. Die Geräusche kamen näher. Ein anderes Schloß sprang auf und die zweite Tür knarrte. Endlich öffnete sich auch die dritte Tür, und er hörte Schritte, die zu ihm herab stiegen. Durch die Ritzen der letzten Tür sah er Feuerschein blinken, Riegel wurden zurückgeschoben, die verrosteten Angeln kreischten, und ein unerträglich helles Licht blendete ihn.

Als er seine Hände, mit denen er seine Augen unwillkürlich gegen das helle Licht geschützt hatte, sinken ließ, sah er Maljuta Skuratow und Boris Godunow vor sich stehen. Der sie begleitende Scharfrichter hielt hoch über ihren Köpfen eine Pechfackel.

Maljuta stand mit gekreuzten Armen da und blickte dem Fürsten lächelnd ins Gesicht. Die Pupillen seiner Augen schienen sich bald zu weiten, bald zu verengen.

»Sei begrüßt, Väterchen Fürst!« — sagte er mit einer Stimme, wie Nikita Romanowitsch sie noch nie an ihm gehört hatte. Die Stimme hatte etwas gedehnt Schmeichlerisches und unheilvoll Weiches, wie das Miauen einer Katze, die sich der Falle nähert, in der die gefangene Maus sitzt.

Serebrjannyj schauderte, aber der Anblick Godunows erfüllte ihn mit Zuversicht.

»Boris Fedorowitsch,« — sagte er, Maljuta den Rücken drehend, — »ich danke dir, daß du mich besucht hast. Jetzt wird auch das Sterben leichter sein.«

Und er streckte ihm die gefesselte Hand hin. Godunow aber trat einen Schritt zurück, und auf seinem kalten Gesicht war nichts von Teilnahme zu lesen.

Die Hand Serebrjannyjs fiel kettenklirrend hilflos herab. — »Das hab ich nicht geglaubt, Boris Fedorowitsch,« — sagte er, — »daß du dich von mir abwenden wirst. Bist du denn nur gekommen, um meine Hinrichtung mitanzusehn?«

»Ich bin gekommen,« — erwiderte Godunow bewegungslos, — »um bei deinem Verhör zugegen zu sein. Mich von dir abzuwenden brauche ich nicht, denn ich habe nie zu dir gehalten. Und nur, weil ich des Zaren Mildherzigkeit kenne, habe ich damals deine wohlverdiente Strafe aufgehalten.«

Das Herz Serebrjannyjs zog sich schmerzhaft zusammen. Die Veränderung im Benehmen Godunows erschien ihm noch schwerer zu ertragen als selbst der Tod.

»Die Zeit der Mildherzigkeit ist vorüber,« — sagte Godunow kühl. — »Du entsinnst dich des Schwures, den du dem Baren geleistet hast. Unterwirf dich jetzt seinem heiligen Willen, und wenn du uns alles ohne Rückhalt gestehen wirst, so bleibt dir die Folter erlassen und du darfst eines schnellen Todes sterben, — Beginnen wir mit dem Verhör, Grigorij Lukjanowitsch!«

»Warte noch ein wenig,« — erwiderte Maljuta lächelnd, — »ich habe mit seiner Herrlichkeit noch eine besondere Rechnung zu begleichen.« — Und zum Scharfrichter sagte er: »Verkürze seine Ketten, Fomka!«

Der Scharfrichter stieß die Fackel in einen eisernen Ring, der in die Wand eingelassen war, und zog die Ketten so kurz an, daß der Fürst sich nicht rühren konnte. Jetzt trat Maljuta dicht vor ihn hin und sah ihm, immer noch lächelnd, ganz nah ins Gesicht.

»Väterchen Fürst Nikita Romanowitsch, gewähre mir eine große Gnade!«

Er ließ sich auf die Knie nieder und verneigte sich bis zur Erde. — »Wir, Väterchen Fürst,« — sagte er mit höhnischer Unterwürfigkeit, — »Wir sind vor deiner Herrlichkeit nur ganz kleine Leute. So große Bojaren, wie du einer bist, haben wir mit unsern Händen noch nie hingerichtet, noch niemals gefoltert. Ich bin fast zu schüchtern, dich zu verhören. Man sagt ja, daß in deinen Adern und meinen ganz verschiedenes Blut fließt.«

Sein Lächeln wurde giftiger, seine Augen weiteten sich, und die Pupillen wurden noch unruhiger.

»Erlaube mir gnädig, du großer Fürst,« — sprach er mit flehen der Stimme, — »erlaube mir noch vor dem Verhör dein edles Bojarenblut zu sehen.«

Er zog ein Messer aus dem Gürtel. Serebrjannyj riß an seiner Kette und sah Godunow an. Godunows Gesicht war unbeweglich.

»Und dann gestatte mir, dem niedrig geborenen, daß ich mir aus deinem fürstlichen Rücken ein paar Riemen schneide, daß ich mir aus deinem Bojarenfell eine Satteldecke mache. Gestatte mir elendem Knecht, mit deinem hochherrlichen Fleisch meine Hunde zu füttern.«

Maljutas sonst so grobe Stimme erinnerte jetzt an das Winseln eines Schakals. Es war ein Schluchzen und Lachen zugleich.

Dem Fürsten sträubte sich das Haar. Als zum ersten Mal Ioann ihn zum Tode verurteilt hatte, da war er festen Schrittes zum Richtplatz geschritten. Hier aber, im Gefängnis, gefesselt und vom Hunger geschwächt, fühlte er nicht mehr die Kraft, diesen Blick und diese Stimme zu ertragen.

Maljuta weidete sich an der Wirkung seiner Worte, dann sprang er plötzlich auf, warf das Messer fort und schrie:

»Väterchen Fürst, vor allem aber laß mich dir erst meine Schulden bezahlen!«

Und er hob die Hand zum Schlage. Aber die Hand wurde in der Luft aufgehalten, Boris Godunow war ihm in den Arm gefallen.

»Grigorij Lukjanowitsch,« — sagte Godunow mit ruhiger Stimme, — »wenn du ihn schlägst, wirst du ihm den Kopf an der Wand zerschmettern. Und wen sollen wir dann verhören?«

»Fort!« — brüllte Maljuta, — »störe mich nicht in meinem Vergnügen, ich muß ihm den Seidenpfuhl heimzahlen!«

»Besinne dich, Grigorij Lukjanowitsch! wir sind dem Zaren für ihn verantwortlich.«

Und Godunow packte Maljuta an beiden Händen. Aber wie ein wildes Tier, das Blut gewittert hat, war Maljuta keiner Besinnung mehr fähig. Er schrie einen Fluch und krallte sich an Godunow fest, um ihn hinzuwerfen. Sie rangen. Die Fackel fiel aus ihrem Ring und erlosch unter den Füßen Godunows.

Maljuta kam zu sich. — »Ich werde es dem Zaren sagen,« — krächzte er atemlos, — »daß du den Verräter in Schutz nimmst!«

»Und ich,« — erwiderte Godunow, — »werde dem Zaren sagen, daß du den Verräter ohne Verhör töten wolltest, weil du seine Aussagen fürchtest.«

Ein dumpfes Brüllen drang aus Maljutas Brust. Er stürzte aus der Zelle hinaus, den Henker mit sich reißend.

Während die beiden draußen im Dunkeln die Treppe emportappten, fühlte Serebrjannyj, daß seine Ketten gelockert wurden und daß er sich wieder freier bewegen konnte.

»Verzweifle nicht, Fürst,« — flüsterte ihm Godunow ins Ohr, kräftig seine Hand drückend, — »die Hauptsache ist: Zeit gewinnen!«

Und er eilte Maljuta nach, die Tür von außen sorgfältig verriegelnd.

»Grigorij Lukjanowitsch,« — sagte er, als er am Ausgang des Gefängnisses Maljuta eingeholt hatte, zugleich hielt er ihm die Schlüssel hin, so daß die Wache es sehen mußte. — »Du hast die Tür nicht verschlossen. Das war nicht recht: man könnte glauben, du stecktest mit dem Serebrjannyj unter einer Decke.« —

Während diese Szene im Gefängnis sich abspielte, saß Ioann in einem seiner Gemächer, allein, verdrossen und im Innersten beunruhigt. Ein ihm unbekanntes Gefühl hatte sich in sein Gemüt geschlichen. Dieses Gefühl war eine ihm selber höchst unwillkommene Hochachtung, die er Serebrjannyj gegenüber empfand. Dessen kühne Taten waren seinem selbtherrlichen Sinn zuwider, doch konnte man sie nicht als Verrat bezeichnen. Etwas ähnliches war Ioann noch niemals begegnet. Denn dies war weder die offenkundige Willkür, mit der die Bojaren die Zeit seiner Minderjährigkeit verdüstert hatten, noch war es die stolze Auflehnung eines Kurbskij, und noch weniger glich es jener sklavischen Unterwürfigkeit, die Ioann von seiner Umgebung zu sehen gewohnt war. Serebrjannyj war sozusagen ein Fall für sich und ließ sich nirgends einreihen. Er teilte die Überzeugungen seiner Zeit: den Glauben an die göttliche Unerschütterlichkeit der zarischen Rechte. Er unterwarf sich diesen Überzeugungen und, mehr gewöhnt zu handeln als zu denken, verstieß er niemals absichtlich gegen den Willen des Zaren, den er für den Vertreter des göttlichen Willens auf Erden hielt. Ungeachtet dessen

empörte sich sein Gemüt jedes mal, wenn er auf eine offenbare Ungerechtigkeit stieß, und seine angeborene Geradheit siegte dann jedes mal über die Lebensregeln, die ihm das Zeitalter vorschrieb. Fast unbewußt und selber darüber erstaunt verstieß er gegen diese Regeln. Ein solches Verhalten widersprach allen Begriffen, die Ioann sich gebildet hatte, und brachte seine Menschenkenntnis in Verwirrung. Die Aufrichtigkeit Serebrjannyjs, seine unbestechliche Einfalt und die Unfähigkeit, seinen persönlichen Vorteil zu wahren, standen selbst für Ioann unzweifelhaft fest. Er begriff, daß Serebrjannyj ihn nie betrügen würde, daß man sich auf ihn sicherer verlassen konnte als auf irgendeinen der Opritschniki, und es regte sich in ihm der Wunsch, diesen Menschen an sich heranzuziehen, ein Werkzeug aus ihm zu machen. Zugleich aber fühlte er, daß dieses Werkzeug, so zuverlässig es an sich war, doch eines Tages den Händen, die es hielten, entgleiten könnte, und dieser Gedanke genügte, damit Ioanns Zuneigung zum Fürsten sich in Haß verwandelte. Obwohl die bewegliche und eindrucksfähige Seele Ioanns der Reue und guter Vorsätze fähig war, gab er sich einer solchen Stimmung doch nur selten hin, denn meist beherrschte ihn die Überzeugung, von der er tief durchdrungen war: der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit. Der göttliche Ursprung seiner Macht fand unerschütterlich in seinem Bewußtsein fest, und diese Überzeugung verteidigte er hartnäckig gegen jeden Versuch, sie zu erschüttern, und als solcher Versuch erschien ihm jeder, selbst der schweigende Tadel. So geschah's auch jetzt. Der Gedanke, dem Fürsten zu verzeihen, trat zwar in seine Erwägungen, wich aber gleich wieder der Überzeugung, Serebrjannyj gehöre alles in allem doch zu denjenigen Leuten, die man im Reiche nicht dulden dürfe:

»Geht die ganze Herde rechts, und nur ein Schaf geht links, so wird der Hirt dies Schaf aus der Herde herausnehmen und es zur Schlachtbank führen.«

So dachte Ioann und entschied in seinem Herzen das Schicksal des Fürsten. Die Hinrichtung war auf den nächsten Tag fest gesetzt, aber er befahl, ihm die Ketten abzunehmen, und schickte ihm Wein und Speise von seinem Tisch.

Unterdessen aber, um die Gedanken zu zerstreuen, die ihn mit innerem Widerspruch erfüllten und beunruhigten, beschloß er eine große Vogeljagd zu veranstalten.

Es war ein wunderschöner Morgen. Der Oberfalkenmeister, der Unterfalkenmeister und alle Leute, die zur Falkenjagd gehörten, ritten zu Pferde in glänzender Ausrüstung, jeder einen Falken auf dem Handschuh tragend, ins Feld hinaus und warteten hier auf den Zaren.

Die Falkenjagd, — so heits von Alters her, — erfreut des Menschen Herz. Dster war der Zar, als er mit seinen Opritschniki aus der Sloboda hinausritt, aber sein Antlitz erheiterte sich beim Anblick der ihn erwartenden Jger. Als Jagdgebiet waren die umliegenden wiesen, kleinen Wlder und Gewsser, die sich lngs der Wladimirschn Strae hinzogen, ausersehen.

Der Oberfalkenmeister, in rotem goldgeschmcktem Sammetkaftan, auf dem Kopf die Mtze aus Brokatstoff, gelbe Stiefel an den Fen und reich verzierte

Handschuhe an den Händen, stieg vom Pferde und ging auf Ioann zu, geleitet vom Unterfalkenmeister, der auf der Hand einen weißen Falken trug. Der Kopf des Falken war mit einer Kappe bedeckt, die mit Schellen geschmückt war.

Sich bis zur Erde verneigend fragte der Oberfalkenmeister: »Ist es Zeit, Herr, daß die Lustbarkeit beginne?«

»Sie beginne!« — erwiderte Ioann. Der Oberfalkenmeister reichte dem Zaren den goldverzierten Lederhandschuh und setzte den weißen Falken, den ihm der Unterfalkenmeister übergeben hatte, dem Zaren auf die Hand.

»Ehrsame und rühmliche Jäger,« — wandte der Oberfalkenmeister sich an die Oprotschniki, — »ergötzt euch an der herrlichen und kunstvollen Jagd. Mögen alle eure trüben Gedanken fort fliegen und eure Herzen freudig schlagen!«

Dann wandte er sich an seine Untergebenen: »Gute und fleißige Falkoniere,« — sagte er, — »laßt eure Falken los, damit sie Beute machen.«

Die ganze bunte Menge der Falkoniere zerstreute sich über das Feld. Die einen ritten in die kleinen Wälder hinein, die andern an die Ufer der Seen, die spiegelblank durch die Sträucher schimmerten. Schwärme von Enten erhoben sich aus dem Schilf und schwirrten durch die Luft. Die Jäger ließen ihre Falken fliegen. Die Enten wollten schutzsuchend zum Wasser zurück, wurden aber auch hier von den Falken ereilt und flatterten ängstlich umher. Die Falken schnitten ihnen den Weg ab, schossen von oben herab, stießen von unten herauf. Birkhähne erhoben sich schwerfällig, wurden eingeholt und fielen, sich überschlagend, schwer aus der Luft herab. Einige verzweifelte Enten flogen unter die Füße der Pferde und wurden von den Jägern lebend gefangen. Herrlich war der verschiedenartige Flug der jagdeifrigen Raubvögel, doch auch bei ihnen gab es Verluste. Der junge Falke Gamajun stieß aus der Höhe auf einen alten, niedrig am Boden hinfliegenden Birkhahn herab, schlug mit der Brust auf die Erde und war auf der Stelle tot.

Astretz und Sorodum, zwei alte Falken aus Kasan, flogen so weit fort, daß man sie nicht mehr sah, und kehrten nicht zurück, obwohl ihre Pfleger eifrig nach ihnen piffen und mit Taubenflügeln winkten, um sie zurückzulocken.

Aber am allerrühmlichsten bewährte sich der weiße Falke des Zaren, Adragan geheiß. Zweimal ließ ihn der Zar fliegen, und beide mal blieb er lange in der Luft, tötete ohne Fehlschlag allerlei Vögel und ließ sich, nachdem er seine Mordlust gestillt hatte, wieder auf den goldnen Handschuh des Zaren nieder. Als er zum dritten Mal aufgestiegen war, geriet er in eine solche Raserei, daß er nicht nur über die jagdbaren Vögel herfiel, sondern auch die andern Falken angriff, die so unvorsichtig waren, sich ihm zu nähern. Zwei von ihnen stürzten mit durchschnittenem Flügel zur Erde herab. Vergeblich versuchten der Zar und mehrere Falkoniere vermittels roter Tücher und Vogelflügeln den allzueifrigen Adragan zurückzulocken. Der weiße Falke zog immer weitere Kreise, stieg immer höher hinauf, stürzte dann wie ein Blitz auf seine Beute herab, erhob sich aber, statt zurückzukehren, nach jedem seiner Siege von neuem und entfernte sich immer weiter.

Der Oberfalkenmeister verlor die Hoffnung, den Ausreißer wiederzuerlangen, und beeilte sich, dem Zaren einen neuen Falken zu reichen. Der Zar aber liebte seinen Adragan und war besorgt, den schönen Vogel zu verlieren. Er fragte den Oberfalkenmeister, welchem der Falkoniere der edle Adragan anvertraut sei. Der Oberfalkenmeister nannte den Falkonier Trischka. Ioann ließ ihn rufen, und Trischka, ein Unheil ahnend, kam bleich herbeigeeilt.

»Menschlein,« — sagte der Zar, — »hütest du so das dir an vertraute edle Tier? wozu hast du denn deinen Lockvogel, wenn du es nicht verstehst, den Falken zurückzulocken? — Höre, Trischka: ich lege dein Los in deine eignen Hände. Wenn du mir den Adragan wiederbringst, so werde ich dich so belohnen, wie ich noch keinen von euch belohnt habe. Geht aber das schöne Tier verloren, so werde ich dir, nimm mir's nicht übel, den Kopf abnehmen lassen. Das wird eine Warnung für die andern sein. Ich habe längst bemerkt, daß der Eifer meiner Falkoniere nachgelassen hat und daß die edle Vogeljagd auszuarten droht.«

Bei den letzten Worten warf Ioann einen schiefen Blick auf den Oberfalkenmeister, und jetzt wurde dieser bleich, denn er wußte, daß der Zar niemals umsonst einen schiefen Blick tat. Trischka sprang, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf sein Pferd und jagte davon, seinen Fürsprecher im Himmel, den heiligen Triphon, anrufend, daß er ihm helfen möge, den flüchtigen Vogel einzufangen.

Die Jagd nahm unterdessen ihren Fortgang, und allerlei Beute war gemacht worden, als plötzlich ein neues Schauspiel die Aufmerksamkeit des Zaren auf sich zog.

Den Wladimirschen Weg her kamen zwei Blinde, geführt von einem Sehenden. Der eine war ein Graukopf mit langem Bart, der andre mittleren Alters, schwarzbärtig. Die Röcke hatten sie, da es heiß war, ausgezogen. Ihre Hemden waren abgetragen und zerrissen. Sie trugen an einem Handtuch große Bettelsäcke über der Schulter. Eine Tasche mit Brot sowie ihre Musikinstrumente, Balalaika und Gusli, hatten sie denn sie führenden jungen Burschen aufgeladen. Zuerst hielt der jüngere der beiden Blinden sich an der Schulter des Führers fest und zog mit der andern Hand den Alten hinter sich her. Aber der junge Bursch war so mit dem Anblick der Jagd beschäftigt, daß er seine Weggenossen vergessend vorseilte. Die Blinden blieben zurück. Sich aneinander festhaltend, tasteten sie mit ihren langen Stäben am Boden hin, stolperten aber bei jeder Unebenheit des Weges. Ioann, der sie kommen sah, lachte und ritt näher an sie heran. In diesem Augenblick stolperte der jüngere der beiden, fiel in eine Pfütze und zog den Alten mit sich. Beide erhoben sich schmutzbedeckt, wischten sich, spuckten und schalten auf den Führer, der mit offenem Munde die Opritschniki anstarrte.

»Wer seid ihr, brave Leute?« — fragte der Zar. — »woher kommt ihr und wohin geht ihr?«

»Wer viel fragt wird früh alt!« — erwiderte der jüngere der beiden Blinden, ohne die Mütze abzunehmen.

»Du Dummkopf,« — schrie einer der Opritschniki ihn an, — »siehst du denn nicht, wer vor dir steht?«

»Selbst bist du ein Dummkopf,« — erwiderte der Blinde, seine Augen nach dem Opritschnik verdrehend. — »wie soll ich denn sehen, wenn ich keine Augen habe. Sage mir, wer vor mir sieht, so werde ich es wissen.«

Der Zar machte dem Opritschnik ein Zeichen zu schweigen und wiederholte seine Frage freundlich.

»Wir sind lustige Leute,« — erwiderte der Blinde, — »wir sind durch Städte und Dörfer gezogen. Aus Murom kommen wir her und gehen nach der Sloboda, um zu faulenz und Späße zu machen.«

»So sagt mir,« — sprach der Zar, dem die Antworten des Blinden gefielen, — »da ihr aus Murom seid, gibt es dort noch allerlei Recken und Riesen, wie's in den Volksliedern heißt?«

»Ei gewiß gibt's die bei uns, die werden nie alle. Da haben wir zum Beispiel den Onkel Miche, der kann sich selbst an den Haaren von der Erde aufheben, und dann die Tante Oljana, die nimmt es allein mit einem Tarakan auf.«

Die Opritschniki lachten. Der Zar war lange nicht so vergnügt gewesen.

»Das sind wirklich luftige Leute,« — dachte er, — »man sieht's, daß sie nicht von hier sind. Meine Märchenerzähler fangen an mich zu langweilen. Sie wissen immer nur dieselben Geschichten, und auch die andern Spaßmacher verstehn es nicht, mich zu unterhalten. Seit ich mit einem ein wenig unvorsichtig scherzte, haben sie alle Angst vor mir. Man hört kein fröhliches Wort mehr, als ob es meine Schuld gewesen wäre, daß jenem Narren die Seele nicht fest genug im Leibe saß.«

»Höre, Bursch, verstehst du Märchen zu erzählen?« — fragte er.

»Es kommt drauf an, was für Märchen und wem,« — er widerte der Blinde. — »Da haben wir neulich dem Wojewoden von Staritzk ein Märchen von einer zottigen Ziege erzählt, aber es ist uns schlecht bekommen. Die zottige Ziege nämlich erwies sich als die Wojewodin. Er hat uns vom Hof gejagt und uns dazu noch den Hintern vollgehauen. Dem werden wir keine Märchen mehr erzählen.«

Ein ungeheures Gelächter erhob sich unter den Opritschniki. Der Wojewode von Staritzk war beim Zaren nicht beliebt, und gerade darum war dieser Scherz ein höchst gelungener.

»Hört, Menschlein,« — sagte der Zar, — »geht nur weiter nach der Sloboda und dort im Palast erwartet meine Rückkehr, der Zar hat euch geschickt. Man soll euch zu essen und zu trinken geben, und sobald ich nach Hause komme, will ich eure Märchen anhören.«

Bei dem Wort Zar machten die beiden Blinden erschreckte Gesichter.

»Väterchen unser Herr,« — riefen sie, auf die Knie fallend, — »strafe uns nicht für unsre grobe bäuerische Rede. Laß uns nicht köpfen, nur unsre Blindheit ist an allem schuld.«

Der Zar lächelte über den Schrecken der beiden Blinden und wandte sich wieder der Jagd zu. Die Blinden mit ihrem Führer trotteten der Sloboda zu.

Solange sie von den Opritschniki gesehen werden konnten, hielten sie sich einer an der Hand des andern und stolperten beständig. Kaum aber hatte eine Biegung des Weges sie den Blicken der Wachschauenden entzogen, da blieb der jüngere der beiden stehen, sah sich nach allen Seiten um und sagte zu seinem Gefährten:

»Nun, Onkel Korschun, bist du müde geworden zu stolpern? Bisher ist die Sache nicht schlecht gegangen. Aber warum machst du ein so betrübt Gesicht? Tut es dir leid, daß du mitgegangen bist?«

»Das ist es nicht,« — erwiderte der Alte, — »bin ich mit gegangen, so geh ich auch noch weiter mit. Aber ich weiß selber nicht, was mit mir ist. So schwer liegt mir's auf dem Herzen wie noch nie. Und woran ich auch zu denken versuche, immer wieder schleicht dasselbe mir in den Sinn.«

»Was schleicht dir in den Sinn?«

»Höre, Ataman. Schon zwanzig Jahre ist es her, daß dieser Gram über mich gekommen ist, und niemand weiß davon weder an der Wolga noch an der Moskau. Keinem hab ich ein Wort davon gesagt. So trage ich meinen Gram wie einen Mühlstein um den Hals. Einmal zu den großen Fasten wollte ich zur Beichte gehen, wollte dem Popen mein ganzes Herz ausschütten. Aber ich konnte nicht beten, und so gab ich's auf. Aber jetzt wieder drückt und würgt es mich. Vielleicht wenn ich's einmal aussprechen könnte, würde es leichter werden. Dir es zu sagen ist nicht so schwer, als es dem Popen zu sagen, denn du bist ja eben solch einer wie ich.«

Ein tiefer Kummer zeigte sich auf dem Gesicht Korschuns. Perstenj hörte zu und schwieg. Beide setzten sich an den Wegesrand.

»Mitjka,« — sagte Perstenj zum Führer, — »setze dich ein wenig weiter weg und paß gut auf. Wenn irgend jemand kommt, gib uns ein Zeichen, aber vergiß nicht, daß du taub und stumm bist. Du darfst kein Wort sagen.«

»Gut,« — sagte Mitjka, — »ich werde kein Wort sagen.«

»Also merk dir's, kein Wort, und sprich auch mit uns nicht, du mußt dich daran gewöhnen zu schweigen, sonst geht dir plötzlich deine Zunge durch, und dann sind wir alle verloren.«

Mitjka ging hundert Schritt weiter und legte sich auf den Bauch, die Ellenbogen auf die Erde, das Kinn in die Hände gestützt.

»Ein guter Bursch,« — sagte Perstenj ihm nachblickend, — »dumm, daß man mit ihm die Wände einrennen könnte, aber zuverlässig. Er wird uns nicht im Stiche lassen, wenn, was Gott verhüten möge, die Sache schief ausgehen sollte. — Nun, Onkel, es hört uns niemand. Sprich, was hast du auf dem Herzen?«

Der alte Räuber senkte den grauen Lockenkopf und strich sich mit der Hand über die Stirn. Er wollte reden, aber es fiel ihm schwer zu beginnen.

»Sieh Ataman,« — sagte er, — »allerlei Leute habe ich in meinem Leben ins Jenseits befördert. Von Jugend an hat mir das rote Hemd gefallen, und wenn so ein Kaufmann schreien wollte oder ein Weib begann zu quieken, da war das Messer

schnell zur Hand und — Schluß! Auch jetzt, wenns darauf an käme, würde mir die Hand nicht zittern, — doch warum erzähle ich das dir! Hast du doch, meine ich, auch genugsam allerlei Volks hinübergeschickt. Das ist für dich nichts besonderes, nicht wahr?«

»Nun, was ist's damit?« — erwiderte Perstenj mit sichtlichem Mißvergnügen.

»Das ist's, daß wir beide keine alten Weiber sind und keine jungen Mädchen. Viel Blut haben wir fließen lassen. Aber sage mir eines, Ataman: Gibt es in deinem Leben auch so einen Fall, an den du nicht denken kannst, ohne daß es dir das Herz wie mit Bangen packt, daß dich's heiß und kalt überläuft vom Kopf bis zu den Füßen und daß es dir die Kehle würgt?«

»Was sind das für Fragen, Onkel Korschun! Ist's dazu jetzt die Zeit?«v

»Siehst du,« — sprach Korschun weiter, — »vieles von meinem Leben habe ich vergessen, nur eines kann ich nicht vergessen, obwohl es schon zwanzig Jahre her ist. Wir lebten damals an der Wolga. Unser Ataman war Danilo Kott, von dir wußte noch niemand etwas. Ich hatte mich in unserer Bande schon hervorgetan und erhielt den Ehrennamen Korschun (Milan). Wir plünderten die Böte, überfielen die Häfen. Und alle Beute, die wir machten, wurde immer zwischen uns geteilt. Irgend einen Streit duldete Danilo Kott nicht. Was konnte es besseres geben. Wir führten ein freies Leben und waren immer satt und gut gekleidet. Wenn wir unsre farbigen Kaftans anzogen, unsre Mützen schief auf den Kopf setzten, auf den Fluß hinaus ruderten und dazu unsre kühnen Lieder sangen, dann stand das Volk am Ufer und freute sich an uns, die wir verwegen waren wie die Habichte. Wir ruderten und sangen, wir schossen aus unsern Pistolen in den Wind und winkten den schönen Mädchen zu, und wenn wir unsre Speere und Hellebarden aufrichteten, dann waren unsre Barken wie schwimmende Wälder, in denen es sang. Ein schönes Leben war's, doch der Teufel, der verfluchte, gab mir einen schlechten Rat. Da ich mehr als die andern arbeite, sagte ich mir, soll ich nicht auch einen größern Gewinn haben als sie? Und ich beschloß, einmal allein auszugehn, Beute zu machen und sie für mich zu behalten. Ich verkleidete mich als Bettler, fast so wie heute, hing mir den Bettelsack um und machte mich auf den Weg. Ich legte mich in einen Hinterhalt und wartete. Ich wartete lange, niemand kam. Ich wurde ärgerlich. Wohlan, sagte ich, gibt Gott mir keine reiche Beute, so will ich jetzt den ersten besten, der mir vorüberkommt, und wäre es selbst mein eigener Vater, aus plündern bis aufs Letzte. Kaum hatte ich dies gedacht, da kommt des Wegs ein armseliges Weib, trägt etwas in einem Körbchen. Das Körbchen war mit Leinwand zugedeckt. Ich springe hinterm Busch hervor und rufe: »Halt, gib dein Körbchen her, Weib!« Sie wirft sich mir zu Füßen: »Nimm, was du willst, nur rühr mein Körbchen nicht an.« — Aha, dachte ich, da hat sie wohl viel Geld drin, und ich griff danach. Das Weib schrie, schimpfte, biß mich in die Hand. Ich war ohne hin schon ärgerlich, daß der Tag nutzlos verstrichen war, und jetzt wurde ich wütend. Der Teufel stieß mich in die Seite. Ich zog mein Messer und jagte es ihr in den Hals. Kaum war sie hingesunken, da ergriff mich der Schrecken. Ich wollte fortlaufen, doch besann ich mich und kehrte um, das Körbchen zu holen. Ich sagte mir: Habe ich schon das Weib getötet, so soll es

wenigstens nicht umsonst geschehen sein. Ich nahm das Körbchen auf, und ohne nachzusehen, was drin sei, lief ich damit in den Wald. Doch schwankte ich auf meinen Beinen, und bald setzte ich mich, um auszuruhen und nachzusehen, was für einen Schatz ich erbeutet hätte. Wie ich die Leinwand zurückschlage, sehe ich, da liegt ein kleines Kind. Es atmete kaum, so schwach war es. Ach du kleiner Teufel, dachte ich, darum also wollte die Frau den Korb nicht hergeben. Nun habe ich deinetwegen die Sünde auf meine Seele geladen.« Korschun schwieg.

»Was hast du mit dem Kinde gemacht?« — fragte Perstenj. »Was ich mit ihm gemacht habe, du kannst dir's denken. Sollte ich es vielleicht pappeln?«

wieder schwieg der Alte.

»Ataman,« — sagte er plötzlich, — »wenn ich daran denke, so krampft sich mir das Herz zusammen. Besonders heute, da ich mich wieder als Bettler verkleidet habe, erinnere ich mich so deutlich an alles, als wäre es gestern erst geschehen. Und nicht nur dieses eine, auch viele andre Dinge fallen mir ein, an die ich schon lange nicht gedacht habe. Man sagt, es bedeutet nichts Gutes, wenn man plötzlich wieder an Dinge denkt, die man längst aus seinem Gedächtnis hinausgejagt hatte.«

Der Alte seufzte schwer. Auch Perstenj schwieg. Plötzlich rauschten über ihnen Vogelflügel, ein brauner Milan taumelte durch die Luft herab und fiel tot zu den Füßen des Alten nieder. Im selben Augenblick schwebte der weiße Falke Adragan vorüber, ohne sich erst auf seine Beute herabzulassen.

Mitjka winkte mit der Hand. In der Ferne zeigten sich die Falkoniere.

»Onkel,« — flüsterte Perstenj schnell, — »vergiß das Vergangene. Wir sind jetzt keine Räuber, sondern blinde Märchenerzähler. Dort kommen die Leute des Zaren geritten, gleich werden sie hier sein. Raff dich auf, Alter, empfang sie mit einem Scherz.«

Der alte Räuber schüttelte den Kopf.

»Das ist kein gutes Zeichen,« — sagte er, auf den toten Milan deutend. — »Da hat mich der weiße Falke geschlagen, und selber ist er fortgeflogen.«

Perstenj betrachtete den Alten aufmerksam und kratzte sich ärgerlich den Kopf.

»Höre, Onkel,« — sagte er, — »ich begreife nicht, was mit dir los ist. Aber zwingen will ich dich nicht. Man sagt ja: das Herz ist ein Wahrsager. Dein Herz, so scheint es, spürt ein Unheil nahen. Bleibe du zurück, ich will allein zur Sloboda gehen.«

»Nein,« — erwiderte Korschun, — »dies war nicht der Zweck meiner Rede. Ist es mir bestimmt, in der Sloboda zu enden, so läßt sich nichts dagegen machen, so ist dies eben mein Schicksal. Aus einem andern Grunde hab ich angefangen zu reden. Kennst du, Ataman, an der Wolga das »Muttergottesdorf«?«

»Gewiß kenne ich's.«

»Und kennst du, fünf Werst von dem Dorf entfernt, den Ort, den man den Popenkreis nennt?«

»Auch den Popenkreis kenne ich.«

»Und auf dem Popenkreis die alte Eiche, entsinnst du dich ihrer?«

»Auch der Eiche entsinne ich mich, doch sie steht nicht mehr, sie ist abgehauen.«

»Die Eiche ist abgehauen, aber der Stumpf sieht noch.«

»Was ist's damit?«

»Siehst du,« — sagte Korschun, — »ich werde das Mütterlein Wolga nie wiedersehen, dir aber wird es vielleicht beschieden sein, in die liebe Heimat zurückzukehren. Und bist du an der Wolga, dann suche den Popenkreis auf, dort wirst du den Stumpf der alten Eiche finden. Von dem Stumpf zähle fünfundvierzig Schritt ab, genau nach Westen, und dort grabe nach. Dort habe ich vor langer Zeit einmal einen großen Schatz versteckt. Viel goldne Tscherwonzen und silberne Rubel liegen da beisammen. wenn du ihn findest, gehört der Schatz dir. Ins Jenseits kann ich das Geld doch nicht mitnehmen. Und manches Mal nachts, wenn ich daran denke, daß ich einmal Rechenschaft werde ab legen müssen über alles, was ich hier getan habe, dann läuft mir's kalt über die Haut. Du aber, Ataman, wenn ich nicht mehr bin, dann laß mir eine Seelenmesse lesen, das ist das Sicherste, und spare nicht mit Geld für die Seelenmesse. Gib dem Popen ein ordentliches Stück Geld, damit er die Messe genau liest, wie sich's gehört, daß er auch kein Wort ausläßt. Du weißt, ich heiße Ameljan, Milan ist nur mein Kriegsname, getauft bin ich Ameljan. Also soll der Pope die Messe für Ameljan lesen, und bezahle ihn ordentlich, Ataman, hörst du? Für dich bleibt von dem Schatz immer noch genug übrig.«

Korschun wurde von den herbeieilenden Falkonieren unterbrochen.

»He, ihr Bettelvolk,« — rief einer der Falkoniere sie an, — »wohin ist der weiße Falke geflogen?«

»Gern würde ich dir's sagen, mein Guter, aber die Augen sind mir schon seit vierzig Jahren verdunkelt.«

»Wie ist denn das gekommen?«

»Ja, siehst du, da bin ich einmal in die Berge gegangen, um Bast von den Steinen zu schaben. Da sah ich eine Eiche, und aus einem Astloch der Eiche piepten gebackene Hühnchen. Ich kroch in das Astloch hinein, aß die Hühnchen alle auf und wurde so dick, daß ich nicht wieder hindurchkriechen konnte. wie sollte ich mir helfen? Ich lief schnell nach Hause, holte das Beil und schlug das Astloch soweit auf, daß ich hinaus konnte. Aber da sind mir Splitter vom Holz in die Augen gekommen. Seit der Zeit sehe ich nichts mehr. Zuweilen, wenn ich meine Kohlsuppe schlürfe, stecke ich den Löffel ins Ohr statt in den Mund, und wenn mir die Nase juckt, kratz ich mir den Rücken.«

Der Falkonier lachte. — »So seid ihr also die Blinden, die mit dem Zaren gesprochen haben. Die Bojaren lachen noch über eure Witze. Nun, wir haben tags für sein Vergnügen gesorgt, eure Aufgabe wird es sein, den Zaren nachts zu unterhalten. Man sagt, ihr seid bestellt, ihm Märchen zu erzählen.«

»Gebe Gott Gesundheit dem Väterchen Zar,« — rief Korschun. — »Wenn wir uns bis zum Abend die Zunge nicht verrenken, so können wir Märchen erzählen bis

zum Morgen früh.«

»Ein andres Mal wollen wir mit euch schwätzen,« — sagten die Falkoniere, — »jetzt haben wir keine Zeit, wir müssen dem Kameraden helfen, den weißen Falken zu suchen. Denn findet Triphon den Adragan nicht, so verliert er seinen Kopf. Väterchen Zar scherzt nicht.«

Die Falkoniere sprengten weiter.

Perstenj, Korschun und Mitjka faßten sich wieder an den Händen und setzten ihren Weg fort, der Sloboda zu.

Gleich vor dem ersten Hof des Palastes trafen sie auf zwei Sänger, die ihre Balalaiken schlugen und dazu sangen:

*»wie bei unsern Nachbarsleuten
fröhlich war die Unterhaltung . . . «*

Der eine der Sänger, ein rothaariger Bursch mit einer Pfauenfeder auf dem Hut, unterbrach seinen Gesang, doch nicht sein Spiel und flüsterte Perstenj, der langsam vorüberging, leise zu: »Ich habe alles erfahren. Die Hinrichtung soll morgen sein. Er sitzt im großen Gefängnis gegenüber von Maljutas Haus. Von welchem Ende sollen wir den roten Hahn loslassen?«

»Von jenem!« — erwiderte Perstenj, in die dem Gefängnis entgegengesetzte Richtungweisend. Der blonde Sänger schnippte mit den Fingern über die Saiten seines Instruments, wandte sich von Perstenj ab, als habe er gar nicht mit ihm gesprochen, und nahm mit dünner Stimme seinen Gesang wieder auf:

*»Wie bei unsern Nachbarsleuten
fröhlich war die Unterhaltung . . . «*

Einundzwanzigstes Kapitel

Das Märchen.

Der Zar, von der Jagd ermüdet, zog sich früher als gewöhnlich in sein Schlafgemach zurück.

Bald erschien auch Maljuta mit den Schlüsseln des Gefängnisses. Auf die Frage des Zaren erwiderte er, daß nichts besonderes vorgefallen sei und daß Serebrjannyj geständig sei, Morosow verteidigt, sieben Opritschniki getötet und Wjasemskij verwundet zu haben.

»Aber,« — fügte Maljuta hinzu, — »er will nicht eingestehn, daß er etwas Böses gegen dich geplant habe, und auch Morosow will er dessen nicht beschuldigen. Nach der Morgenmesse werden wir ein peinliches Verhör mit ihm vornehmen, und wenn ihn auch die Folter und das Feuer nicht dazu bringen, etwas gegen Morosow auszusagen, so brauchen wir nicht länger zu zögern, ein Ende mit ihm zu machen.«

Ioann antwortete nichts. Maljuta wollte noch weiter sprechen, aber ins Schlafgemach kam jetzt die alte Amme Onufrewna.

»Väterchen,« — sagte sie, — »du hast heute früh zwei Blinde hierher bestellt, Märchenerzähler, sie warten im Vorraum.«

Der Zar erinnerte sich der Begegnung und befahl, die Blinden hereinzurufen.

»Kennst du sie, Väterchen?« — fragte Onufrewna.

»Was soll die Frage?«

»Sind es auch wirklich Blinde?«

»Wie?« — fragte Ioann, und im Nu war sein Mißtrauen rege.

»Höre auf mich, Herr,« — sagte die Alte, — »hüte dich vor diesen Märchenerzählern. Mir ahnt, sie haben nichts Gutes im Sinne.«

»Was weißt du von ihnen, sprich!«

»Frage mich nicht, Väterchen, mein Wissen ist nicht mit Worten zu sagen, mir ahnt, es sind keine guten Leute. Aber warum mir's ahnt, danach frage nicht. Umsonst habe ich noch niemanden gewarnt. Wenn deine verstorbene Mutter auf mich gehört hätte, so wäre sie vielleicht jetzt noch am Leben.«

Maljuta sah die Alte mit einem furchtbaren Blick an.

»Was glotzes denn du mich an?« — sagte Onufrewna. — »Du kannst nur Unschuldige zugrunde richten, aber einen falschen Menschen als solchen erkennen, das kannst du nicht. Dafür hast du keine Nase, du roter Köter!«

»Herr!« — rief Maljuta, — »gestatte mir, diese Leute zu verhören. Ich werde es gleich herauskriegen, wer sie sind und wer sie geschickt hat.«

»Das ist nicht nötig,« — sagte Ioann, — »ich werde sie selbst verhören. Wo sind sie?«

»Im Vorraum stehen sie, hier hinter der Tür,« — erwiderte Onufrewna.

»Reich mir, Maljuta, das Panzerhemd. Und tu, als gingest du nach Hause. Wenn aber die beiden hier drin sind, dann komm mit einigen Bewaffneten wieder. Versteckt euch hinter dieser Tür. Sobald ich rufe, eilt herbei und ergreift sie. Du, Onufrewna, gib mir meinen Stab!«

Der Zar legte das Panzerhemd an, zog darüber ein schwarzes Chorhemd, streckte sich auf dem Bette aus und stellte neben sich den Stab. Es war derselbe lange und spitze Stab, mit dem er vor einiger Zeit dem Boten des Fürsten Kurbskij den Fuß durchbohrt hatte.

»Jetzt mögen sie kommen,« — sagte er.

Maljuta legte die Schlüssel unter das Kopfkissen des Zaren und ging mit der Amme zusammen hinaus. Die ewigen Lämpchen vor den Heiligenbildern verbreiteten ein schwaches, leise flackerndes Licht im Zimmer. Der Zar lag wie ermüdet auf seinem Bett.

»Tretet herein, ihr Armseligen!« — sagte die Amme, — »der Zar befiehlt es.«

Perstenj und Korschun kamen, vorsichtig die Füße setzend und mit den Händen umhertastend, ins Zimmer. Mit einem schnellen Blick überschaute Perstenj den Raum und die darin befindlichen Gegenstände. Links von der Tür war eine Bank, in der Ecke daneben stand das Bett des Zaren. Zwischen Bank und Bett befand sich ein Fenster. Die Läden dieses Fensters wurden niemals geschlossen, denn der Zar liebte es, daß die ersten Strahlen der Morgensonne in sein Schlafgemach drangen. Jetzt schien der Mond herein, und sein silbernes Licht spielte auf den Ornamenten der Bank.

»Seid begrüßt, ihr Blinden, ihr Spaßvögel aus Murom,« — sagte der Zar, die Züge der beiden Ankömmlinge genau, aber unauffällig betrachtend.

»Viele Jahre der Gesundheit seien deiner zarischen Hoheit beschieden!« — erwiderten Perstenj und Korschun, sich bis zur Erde verneigend. — »Die Mutter Gottes segne dich dafür, daß du uns armselige Leute so gnädig behandelst, uns, die wir über die Erde wandeln, ohne das Licht Gottes zu sehen. Mögen Peter und Paul und alle heiligen Wundertäter dich behüten. Gebe Gott dir, worum du ihn bittest. Mögest du immer in Gold gekleidet gehen, mögen Speise und Trank dir schmackhaft und der Schlaf dir süß sein. Deine Widersacher aber sollen hungern und dürften, mit krummem Rücken einhergehen und sich an allen Ecken stoßen.«

»Habt Dank, ihr guten Leute,« — sagte Ioann, sie fortgesetzt scharf betrachtend. — »Seid ihr schon lange blind?«

»Von Jugend an, Väterchen Zar,« — erwiderte Perstenj sich verneigend und die Knie beugend, — »beide sind wir von Jugend an blind. Wir erinnern uns kaum mehr, Gottes goldne Sonne gesehen zu haben.«

»Wer hat euch denn gelehrt, Lieder zu singen und Märchen zu erzählen?«

»Der Herr selbst, Väterchen, vor langer, langer Zeit.«

»Wie denn das?« — fragte Ioann. »Unsre Alten erzählen es, und unsre Gusljaren singen es: Als Jesus Christus gen Himmel fuhr, da fingen alle Armen an zu weinen, die Blinden, die Lahmen, die Krüppel, die ganze Bruderschaft der Bettler.

»Wohin,« fragten sie, »fliegst du, Christe? Wer wird sich unsrer annehmen, wenn du nicht mehr auf Erden weilst?« Und es sprach zu ihnen Christus, der Zar des Himmels: »Ich will euch geben einen Berg von Gold, Weingärten und einen Fluß von Honig. Ihr werdet zu essen und zu trinken haben und werdet wohl gekleidet sein.« Da entgegnete ihm Iwan der Gottesgelehrte: »O du barmherziges Heil, gib ihnen keinen Berg von Gold, gib ihnen keine Weingärten und keinen Fluß von Honig. Sie werden es nicht verstehen damit umzugehen, und die Starken und Reichen werden kommen und ihnen deine Gaben wieder abnehmen. Gib ihnen, Christe, Zar des Himmels, deinen heiligen Namen, gib ihnen die süßen Lieder und die großen Sagen, daß sie singen und sagen können von alter Zeit und von den Menschen Gottes. Dann werden die Bettler über die Erde gehen, und jeder, der sie hört, wird ihnen Speise und Trank reichen und wird sie wohl kleiden.« Und es sprach Christus, der Zar des Himmels: »Es sei wie du sagst, Iwan. Ihnen seien gegeben die süßen Lieder, die großen Sagen und die tönenden Gusli. Und wer sie speist und kleidet und sie aufnimmt in dunkler Nacht, dem will ich einen Platz im Himmel anweisen. Ihm werden die Pforten des Paradieses nicht verschlossen sein!«

»Amen!« — sagte Ioann. — »was wißt ihr für Sagen und Märchen?«

»Wir wissen allerlei, Väterchen Zar, alles, was du nur hören willst: Von den sieben Lemjonen, von den selbsttönenden Gusli, von der Schlange Gorynischtscha, von Dobrynja Mikititsch, von Akunjin . . . «

Ioann unterbrach ihn: »Verstehst nur du Märchen zu erzählen? warum ist denn der Alte mit dir gekommen?«

Perstenj besann sich, daß Korschun fast die ganze Zeit geschwiegen hatte, und um ihn aus dieser, für einen Märchenerzähler unnatürlichen Schweigsamkeit zu reißen, wechselte er schnell Ton und Haltung und begann in Scherzen zu reden. »Der Alte,« — sagte er, seinem Gefährten heimlich auf den Fuß tretend, — »der Alte ist mein Kamerad Amelka, genannt Gudok. Sein Bart ist lang, sein Verstand ist kurz. wenn ich lose Reden führe und liederliches Zeug daherschwatze, dann stimmt er mir immer bei, dadurch bringt er mich in eine gute Stimmung, gleichviel ob er schweigt oder mich lobt. Ist es nicht so, Onkelchen, du Weißbart, du Entenfuß, du Hühnerbein?«

»So ist es,« — fiel Korschun ein, sich auf seine Rolle besinnend. — »Unser Kelch ist voll würzigen Weines, und hast du ihn vollgeschenkt bis zum Rand, so trinke ihn aus bis zum Boden. Und sind wir ausgegangen, so kommen wir noch weit.«

»Ei la, Flachs und Werg, die Ziegen tanzen auf dem Berg,« — sang Perstenj tänzelnd. — »Die Ziegen tanzen, es singen die Wanzen, und Euphrosinchen, dem Bienenchen, klingt das linke Ohr.«

»Ei la,« — unterbrach ihn Korschun, gleichfalls tänzelnd. — »Es sitzt der Krebs im Trocknen, das Wasser wurde geringer, der Krebs pfeift auf dem Finger, wird das Wasser höher stehn, wird sein Unglück bald vergehn.«

»Ach Väterchen Zar,« — beendete Perstenj den Gesang mit einer tiefen Verbeugung, — »nimm's nicht übel. Dies war noch kein Märchen, dies war nur ein

Vorgesang.«

»Gut,« — sagte Ioann gähnend, — »ich kenne eure Sitten und liebe sie, erzählt mir das Märchen von Dobrynja Mikititsch. Euch zuhörend, will ich einschlafen.«

Perstenj verneigte sich noch einmal:

*»Bei Wladimir, dem Fürsten, war großes Gelag.
In Kiew war's, in des Fürsten Stadt,
da saßen die Helden beim festlichen Mahl.
Und es ging der Tag zur Neige,
doch nicht zur Neige noch ging das Mahl.
Da hörten sie alle und staunten sehr.
Das Kriegshorn hörten sie schallen.
Da sprach Wladimir, von Kiew der Fürst:
»Ihr starken Helden, ihr Recken wert,
schickt zwei tapfere Ritter hinaus.
Wer wagt es, das Kriegshorn zu blasen vor des Fürsten Wladimir Stadt?«
Ein Brausen erhob sich in Halle und Hof,
die Schwerter klirrten, die Streitkolben klangen.
Es legten die Helden die Rüstungen an.
Sie schwangen sich auf die Rosse schnell,
sie ritten hinaus ins freie Feld.«*

»Warte,« — unterbrach ihn Ioann, — »dieses Märchen kenne ich, erzähle mir lieber das andre vom Akunjn.«

»Von Akunjn?« — sagte Perstenj verwirrt, denn er besann sich, daß in diesem Liede die Stadt Nowgorod verherrlicht wurde, die beim Zaren in Ungnade stand. — »Von Akunjin, Väterchen Zar, das ist kein schönes Märchen, das haben sich die dummen Nowgoroder Bauern ausgedacht, auch habe ich es mir nicht recht gemerkt.«

»Erzähle, Blinder!« — sagte Ioann streng, — »erzähle es ganz so wie es ist und wage nicht ein einziges Wort auszulassen!«

Der Zar hatte seine geheime Freude an der schwierigen Lage, in die er den Erzähler gebracht hatte.

Perstenj bereute es, dieses Märchen vorgeschlagen zu haben. Aber da er nicht wußte, wie weit es dem Zaren bekannt war, entschloß er sich aufs Geratewohl seine Erzählung zu beginnen, ohne irgend etwas auszulassen:

*»In Nowgorod, in der alten Stadt
lebte Akunjn, ein Knabe jung.
Er braute kein Bier, er brannte keinen Wein,
er war kein Kaufmann, kein Handelsmann.
Er ging umher als ein freier Held.
Den Wolchow fuhr er im Boot herab.
Aus Kiefernholz war das Boot gebaut,
die Ruder waren aus Ahornholz,
die Gabeln waren aus Eichen.
Er fuhr in dem Boot den Wolchow hinab.
Am steilen Ufer legte er an.
Am Ufer ging ein Wandersmann,
ein lahmer Krüppel, ein alter Mann.
Er nahm Akunjn an der weißen Hand,
er führt ihn, Akunjn, auf einen hohen Berg.
Auf dem hohen Berge blieben sie stehn.
Es sprach der Krüppel, der alte Mann:
»Blick hin, Akunjn, du Knabe jung,*

blick hinab auf Rostislaw, die Stadt,
 und sag mir, was siehst du in Rostislaw?«
 Akunjn blickte hinab zur Stadt,
 da sah er geschehen ein großes Leid.
 In Rostislaw an dem Flusse Oka
 des Herrn von Rjasan Dienerschaft,
 des Fürsten Gļeb Glegowitsch,
 stand kämpfend an den Mauern der Stadt.
 Sie wollten die Stadt verteidigen,
 doch waren ihre Kräfte zu schwach.
 Die Oka heraufschwimmt ein Ungetüm,
 das ist der Drache Tugarin.
 Dreihundert Saschen ist er lang.
 Mit seinem Schwanz schlägt er das tapfere Heer,
 mit dem Rücken reibt er die Ufer ab,
 er fordert seinen alten Tribut.
 Der Alte nimmt Akunjn an der Hand:
 »Sage mir,« fragt er, »du junger Held,
 wie ist dein Name, dies sage mir,
 und den Vatersnamen sage mir auch!«
 Ihm erwidert Akunjn, der junge Held:
 »Gebürtig bin ich aus Nowgorod, man nennt mich Akunjn Akunjnytsch.«
 »Auf dich, Akunjn Akunjnytsch,
 hab ich gewartet dreißig Jahre lang.
 Deines Vaters Bruder siehst du in mir.
 Da nimm das Schwert, deines Vaters Schwert,
 deines Vaters Akunjn Putjatitsch.«
 Da er die Rede beendet hat,
 nimmt er Abschied vom weißen Himmelslicht,
 und sterbend spricht er noch dieses Wort:
 »O du meines Bruders geliebtes Kind,
 wenn du kehrst zum ruhmreichen Nowgorod,
 dann schlag vor ihm mit der Stirne in den Staub
 und sag ihm, dem ruhmreichen Nowgorod:
 Lasse Gott dich durch Ewigkeiten bestehen,
 all deinen Kindern zum herrlichen Ruhm.
 Mächtig sei du, o Nowgorod,
 deinen Kindern zu Reichtum und Ehr.«

»Genug,« — unterbrach ihn zornig der Zar, der in diesem Augenblick ganz vergaß, daß er ja nur den Erzähler hatte beobachten wollen. — »Erzähl mir etwas anderes!«

Perstenj bog wie im Schrecken die Knie und verneigte sich bis zur Erde.

»Was für ein Märchen befiehlt du, Väterchen Zar?« — fragte er mit erkünstelter, vielleicht aber auch mit natürlicher Angst. — »Soll ich dir von dem Weibe Jaga erzählen? Oder von Iwan dem See? Oder beliebt es deiner Gnaden, etwas Göttliches zu hören?«

Ioann besann sich, daß er die Blinden nicht ängstlich machen sollte. Darum gähnte er noch einmal und fragte mit schon verschlafener Stimme: »was weißt du denn Göttliches, Armseliger?«

»Von dem Gottesmann Alexej oder von Jegorij dem Tapfern oder von Joseph dem Schönen oder vielleicht von dem himmelblauen Buch?«

»Erzähle vom himmelblauen Buch!« — sagte Ioann, dessen Augen bereits zuzufallen begannen. — »Uns sündhaften Menschen tut es gut, vor der Macht etwas Göttliches zu hören.«

Perstenj richtete sich auf, räusperte sich und begann mit singen der Stimme:

»Die Wolke, die drohende Wolke stieg,
ein Gewitter Gottes stieg sie herauf.
Aus dem Gewitter Gottes fiel es herab,
das himmelblaue, das göttliche Buch.
Es kamen herbei, das Buch zu sehn,
vierzig Zaren mit ihren Zarensöhnen,
vierzig Könige mit ihren Königssöhnen,
vierzig Fürsten mit ihren Fürstensöhnen,
vierzig Popen mit ihren Popensöhnen.
und viele Krieger von vielerlei Art
und der kleine Mann, das rechtgläubige Volk.
Der großen Zaren waren es fünf:
Isai der Zar,
Wassili der Zar,
Konstantin der Zar, Wolodimer der Zar, Wolodimeritsch,
und der weiseste Zar David Jessijewitsch.
Es sprach zu den andern Wolodimer der Zar:
»Wer von euch, ihr Brüder, ist stark in der Schrift?
wer liest uns das blaue, das göttliche Buch?
Wer deutet uns Gottes sichtbare Welt?
wo ist der Ursprung der Sonne rot?
Woher kam uns der lichtjunge Mond?
Woher kamen die Sterne in großer Zahl?
Woher steigt die Morgenröte herauf?
Woher wehen die wilden Winde uns an?
Woher zogen die drohenden Wolken herauf?
Woher steigt die dunkle Macht herauf?
Wo ist der Ursprung der Menschenwelt?
Woher haben die Zaren ihre Macht?
Wo kommen die Fürsten-Bojaren her?
Woher stammt das christliche gläubige Volk?
Darauf schwiegen die Zaren und dachten lang.
Zur Antwort erhob sich der weise Zar,
der hochweise Zar David Jessijewitsch
»Ich sage euch, Brüder, was ich weiß
von dem himmelblauen, dem göttlichen Buch:
Vierzig Klafter ist es hoch,
zwanzig Klafter ist es breit,
es aufzuheben — ihr hebt es nicht,
in den Händen zu halten — ihr haltet es nicht,
die Blätter zu blättern — ihr kommt nicht ans End,
und wer es liest, der versteht es nicht.
Geschrieben hat es der weise Iwan,
gelesen hat es Isai der Prophet.
Drei Jahre las er, drei Seiten las er,
ich selber lese es niemals durch.
Es entsiegelt sich selbst,
selbst schlägt es sich auf.
Das geschriebene Wort verkündet sich selbst.
Ich sage euch, Brüder, was ich weiß,
von alter Zeit, von vergangener Zeit,
so wie es im Buche geschrieben steht.
Die Sonne rot kam von Gottes Angesicht,
von seiner Brust kam der lichtjunge Mond,
von seinen Augen der Sterne Zahl,
die Morgenröte von seinem Gewand,
die wilden Winde sind Gottes Atem,
die Donnerwolken sind seine Gedanken,
die dunkle Nacht ist sein Mantel.
Die Menschenwelt kommt von Adam her,
die Zaren kommen von seinem Kopf,

die Bojaren von seinem starken Leib,
 von den Knieen kommen die Bauern her, und daher kommt auch das Weibergeschlecht.
 Da verneigten sich ihm die Zaren tief:
 »Wir danken dir, du weiser Zar,
 du hochweiser Zar David Jessijewitsch.
 Doch sage uns noch, belehre uns noch:
 Welcher Zar ist aller Zaren Zar?
 Welches Land ist aller Länder Mutter?
 Welches Meer ist aller Meere Mutter?
 Welcher Fluß ist aller Flüsse Mutter?
 Welcher Berg ist aller Berge Mutter?
 Welche Stadt ist aller Städte Mutter?«

Persien beobachtete den Zaren, der wie es schien, dem Einschlafen nahe war.
 Nur von Zeit zu Zeit öffnete er wie mit Anstrengung die Augen, um sie gleich
 wieder zu schließen. Dabei aber sah er jedesmal den Erzähler, ohne daß dieser es
 merkte, prüfend und durchdringend an. Persien wechselte einen schnellen Blick
 mit Korschun und setzte sein Lied fort:

»Die Antwort gab da der weise Zar,
 der hochweise Zar David Jessijewitsch:
 »Ich sage euch Brüder, was ich weiß,
 was im blauen Buche geschrieben steht.
 Unser weiser Zar ist aller Zaren Zar,
 denn er glaubt die Lehre von Jesus Christ,
 an des Gottes Mutter glaubt er fest,
 an die untrennbare heilige Dreifaltigkeit.
 Alle Völker haben vor ihm sich geneigt,
 alle Jungen sind ihm untertan.
 Seine Herrschaft reicht um die ganze Welt,
 seine Hand erhebt er, die mächtige Hand,
 da beugt sich ihm, wer noch aufrecht stand,
 darum ist er aller Zaren Zar,—
 das heilige Rußland ist aller Länder Mutter,
 viele Kirchen stehen im russischen Land.
 Das Ozeanmeer ist aller Meere Mutter,
 aus dem Meere stieg der heilige Dom,
 in dem Dome verehrt man das heilige Gebein
 des Klemens, des großen Popen von Rom.
 Es flutet das Meer um alles Land,
 alle Flüsse eilen dem Meere zu,
 sie neigen sich alle dem Ozeanmeer;
 der Jordan ist aller Flüsse Mutter,
 im Jordan ward Christus selbst getauft,
 Jesus Christus, des Himmels heiliger Zar. —
 Der Taborberg ist aller Berge Mutter,
 auf dem Tabor ward Jesus Christus verklärt,
 da ward er den Jüngern offenbar.
 Jerusalem ist aller Städte Mutter,
 es sieht die Stadt in der Mitte der Welt,
 eine heilige Kirche steht in der Stadt.
 In der Kirche selbst ist das heilige Grab,
 im Grabe liegt des Herren Gewand,
 Thymian und Weihrauch weht um das Grab,
 ewige Lichter brennen davor.«

Hier blickte Perstenj wieder nach dem Zaren hin. Ioanns Augen waren
 geschlossen, sein Atem ging ruhig.

Perstenj stieß seinen Gefährten mit dem Ellbogen an. Der Alte trat zwei Schritte
 vor. Persien fuhr mit singender Stimme fort:

»Alle Zaren verneigten sich tief vor ihm:

»Wir danken dir Zar, hochweiser Zar.

Sag uns noch mehr, belehre uns

. Welcher Fisch ist aller Fische Mutter?

welcher Vogel ist aller Vögel Mutter?

Welches Tier ist aller Tiere Herr?

Welcher Stein ist aller Steine Mutter?

Welcher Baum ist aller Bäume Mutter?

Welches Gras ist aller Gräser Mutter?»

Antwort gab ihnen der weise Zar:

»Ich sage euch Brüder, was ich weiß,

der Walfisch ist aller Fische Mutter,

auf dreien Walfischen sieht die Erde;

der Jestrafil ist aller Vögel Mutter,

der Vogel lebt auf dem blauen Meer.

wenn er die Federn sträubt, dann wogt das Meer

und die Schiffe scheitern und sinken zu Grund.

Wenn der Jestrafil seinen Schrei ausstößt

in der zweiten Stunde nach Mitternacht,

dann krähen die Zähne zum ersten Mal,

es erwachen die Menschen vom Hahnenschrei,

die Morgenröte kündigt sich an.«

Persien schielte nach dem Zaren hin. Ioann lag mit geschlossenen Augen und geöffnetem Munde wie ein Schlafender. Gleichzeitig sah Perstenj, wie draußen, als wären die letzten Worte seines Liedes zur Wirklichkeit geworden, ein rötlicher Glanz die Kuppeln der Kirche und die Dächer der Gebäude zu erhellen begann. Er stieß Korschun leise an, der sich dem Lager Ioanns noch um einen Schritt näherte. Perstenj sang weiter:

»Das Indra-Tier ist aller Tiere Herr,

wie die Sonne unter dem Himmel hin,

so geht es unter der Erde hin.

Mit seinem Zorne gräbt es sich tief hinein,

bohrt Brunnen und Quellen im harten Gestein,

den Quellen und Bächen öffnet's den Lauf;

es rinnt die klaren hervor aus dem Grund

den Menschen zur Labung, zum Trank und zum Bad.

Der Allatyrstein ist aller Steine Vater,

auf dem weißen Allatyr hat Christus geruht,

vom Stein aus hat er die Jünger belehrt,

den Menschen verheißt die Seligkeit.

Er schrieb ein Wort auf den weißen Stein, daher kommen auf Erden die Bücher all.

Die Zypresse ist aller Bäume Mutter,

aus Zypressenholz war das heilige Kreuz,

das lebensschaffende Wunderholz.

Ans Kreuz genagelt war Jesus Christ,

zur Rechten ein Räuber, zur Linken ein Dieb —

so hing am Kreuze des Himmels Zar.

Das Jammergras ist aller Gräser Mutter.

Als Jesus Christus am Kreuze hing,

als die Mutter Gottes zum Sohne ging,

aus ihren Augen sind Tränen getropft,

aus den reinen Tränen erwuchs das Gras,

das Weinegras, das Jammergras,

aus seiner Wurzel schnitzt man ein Kreuz,

ein Kreuzlein fein für den frommen Mann,

die alten Mönche tragen es gern.«

Ioann seufzte tief, aber seine Augen blieben geschlossen. Der rote Schein draußen wurde heller. Es war nicht die Morgen röte, es war Feuer. Perstenj begann zu fürchten, Alarm könnte sich erheben, bevor es ihm gelungen wäre, die Schlüssel zu erlangen. Selber wagte er sich nicht zu rühren in der Furcht, der Zar könnte an der Veränderung seiner Stimme die Bewegung merken. Er machte Korschun mit den Augen ein Zeichen, erst zum Feuerschein hinaus, dann auf den schlafenden Zaren hin. Dann sang er weiter:

»Alle Zaren verneigten sich tief vor ihm;
»Wir danken dir, du der Weisheit Licht,
du hochweiser Zar David Jessijewitsch.«
Und es sprach zu ihm Wolodimer, der Zar:
»Du sage mir noch, du belehre mich;
ich konnte nicht schlafen in dunkler Nacht,
da ich wenig schlief, hab ich viel gesehn:
Zwei Tiere sah ich in dunkler Nacht,
ein weißes Tier und ein graues Tier.
Die haben miteinander gekämpft,
wird das weiße Tier das stärkere sein?«
Zur Antwort gab ihm der weise Zar:
»Ich sage dir, Wolodimer, was ich weiß.
Das weiße Tier und das graue Tier,
die sind das Recht und das Unrecht im Streit.
Das Recht bat das Unrecht übermocht,
das Recht stieg zu Gott in den Himmel hinauf,
das Unrecht blieb auf der Erde zurück.
Wer lebt nach dem Recht, der kommt zu Gott.
Wer dem Unrecht lebt, kommt zur ew'gen Qual.«

Jetzt hörte man den Zaren leise schnarchen. Korschun streckte die Hand nach dem Kopfende des Bettes aus. Perstenj trat näher zum Fenster heran, damit aber sein Schweigen den Schlaf Ioanns nicht unterbrechen sollte, sang er mit derselben eintönigen Stimme weiter:

»Alle Zaren verneigten sich tief vor ihm;
»Wir danken dir, du der Weisheit Licht,
du hochweiser Zar David Jessijewitsch.
Du sage uns noch, belehre uns noch,
welche Sünden werden verziehen?
Welche Sünden werden nicht verziehen?«
Die Antwort gab ihnen der weise Zar:
»Alle Sünden werden verziehen,
nur drei Sünden werden nicht verziehen.
Bestraft wird, wer die drei Sünden begeht.
Wer eines andern Weib begehrt,
wer Vater oder Mutter schilt, wer . . .

In diesem Augenblick öffnete der Zar die Augen. Korschun zog die Hand zurück, aber schon war es zu spät. Sein Blick begegnete dem Blick Ioanns. Eine weile sahen sich beide regungslos an, jeder wie durch einen Zauber des andern gebannt.

»Blinde!« — sagte der Zar, schnell aufspringend, — »die dritte Sünde ist, wenn wer sich als Bettler verkleidet, um sich in das Schlafgemach des Zaren einzuschleichen.«

Und er stieß seinen spitzen Stab dem Alten in die Brust. Korschun faßte nach dem Stabe, schwankte und fiel.

»He,« — schrie der Zar, die Spitze aus der Brust Korschuns ziehend.

Die Opritschniki stürzten waffenklirrend herein.

»Ergreift sie beide!« — rief Ioann.

Wie ein wütender Hund sprang Maljuta auf Perstenj zu, dieser aber versetzte ihm mit außerordentlicher Gewandtheit einen Faustschlag in die Magengrube, trat mit dem Fuß den Fensterrahmen aus und sprang in den Garten hinaus.

»Umzingelt den Garten, fangt den Räuber!« — brüllte Maljuta, der sich vor Schmerzen krümmte und sich mit beiden Händen den Bauch hielt.

Unterdessen hatten die Opritschniki Korschun aufgehoben. Ioann in der schwarzen Kutte, unter der hervor das Panzerhemd schimmerte, stand, den zitternden Stab in der Hand, den grimmigen Blick auf den verwundeten Räuber gerichtet. Diener eilten erschreckt mit Kerzen herbei. Durch das zerbrochene Fenster sah man den Feuerschein, die Sloboda kam in Bewegung. Irgendwo in der Ferne läutete die Alarmglocke.

Korschun, auf die Opritschniki gestützt, die ihn hielten, stand mit gerunzelten Brauen und gesenktem Blick. Das Blut färbte in breiten Flecken sein Hemd.

»Blinder,« — sagte der Zar, — »sprich, wer bist du, und was hast du im Sinne gehabt?«

»Ich verberge nichts,« — erwiderte Korschun, — »ich wollte die Schlüssel zu deiner Schatzkammer stehlen, aber gegen dich habe ich nichts beabsichtigt.«

»Wer hat dich hergeschickt, wer sind deine Kameraden?«

Korschun sah den Zaren furchtlos ins Gesicht.

»Rechtgläubiger Zar,« — sagte er, — »als ich jung war, lernte ich das Lied: »Rausche nicht, du mütterlicher Wald«. In dem Liede fragt der Zar einen braven Burschen, mit wem zusammen er auf Raub ausgezogen sei. Da antwortet ihm der Bursch: »Kameraden habe ich vier an der Zahl: mein erster Kamerad ist die dunkle Nacht, mein zweiter Kamerad . . . «

»Laß es gut sein,« — unterbrach ihn Maljuta, — »wir werden schon hören, wie dein Lied weitergeht, wenn wir dich auf die Wippe ziehen, dich auf den Bock spannen werden.« Und, indem er dem Alten näher ins Gesicht sah, rief er aus: »Wo habe ich diesen grauen Lockenkopf schon mal gesehen?«

Korschun lächelte und machte Maljuta eine Verbeugung.

»Wir haben uns gesehen, Väterchen Maljuta Skurlatitsch. Entsinnst du dich vielleicht des Heidenpfehls?«

»Chomjak!« — unterbrach ihn Maljuta, sich an seinen Leibjäger wendend, — »nimm diesen Alten, sprich mit ihm ein Wörtchen, bitte ihn zu erzählen, was ihn hierher geführt hat. Ich selber komme gleich in die Folterkammer.«

»Komm Alter,« — sagte Chomjak, Korschun am Kragen er greifend, — »komm mit mir, wir wollen uns freundlich aussprechen.«

»Warte,« — sagte Ioann, — »du, Maljuta, hüte mir diesen Greis, er soll nicht auf der Folter enden, ich will ihm ein Strafgericht ersinnen, ein vorbildliches,

unerhörtes. Ein solches Strafgericht, daß sogar du, Pater Chormeister, dich wundern wirft.«

»Bedank dich beim Zaren, Hund!« — sagte Maljuta zu Korschun, ihm einen Rippenstoß versetzend. — »Du wirst noch ein Weilchen leben dürfen. Heute Nacht werden wir dir bloß die Gelenke ausdrehen.«

Und mit Chomjak und dem Alten zusammen ging er hinaus. Unterdessen war Perstenj, die allgemeine Verwirrung aus nützend, über den Gartenzaun geklettert und zum Platz gelaufen, an dem das Gefängnis stand. Der Platz war leer, alles war zum Feuer geeilt. Vorsichtig an der Gefängnismauer entlang schleichend, stolperte Perstenj über etwas Weiches und erkannte tastend, daß es ein Toter war.

»Ataman!« — flüsterte leise herzukommend der rothaarige Sänger, den er am Morgen vor dem Palast getroffen hatte, — »den Wachtposten habe ich erstochen, gib flink die Schlüssel, wir werden aufschließen, und dann leb wohl, ich geh zum Brande, dort gibt es sicherlich etwas zu rauben. Aber wo ist Korschun?«

»In den Händen des Zaren,« — antwortete Perstenj, — »alles ist verloren, sammle unsre Leute und dann fort! Still, wer ist da?«

»Ich,« — antwortete Mitjka, sich von der Wand ablösend. »Mach, daß du fortkommst, du Dummkopf, alle macht, daß ihr aus der Sloboda rauskommt, wir sammeln uns an der krummen Eiche.«

»Und der Fürst?« — fragte Mitjka gedehnt.

»Narr, hörst du nicht, daß alles verloren ist. Großväterchen gefangen, die Schlüssel nicht erlangt.«

»Aber das Gefängnis ist ja auf!«

»Wie, es ist auf? wer hat es aufgemacht?«

»Ich doch!«.

»Wie, du Tölpel, sprich vernünftig!«

»Was ist da zu sprechen? Ich komme — da ist niemand, der Wachtposten liegt, hat die Beine von sich gestreckt. Ich sage mir: will doch mal versuchen, ob die Tür fest ist, hab mit der Schulter dagegengedrückt, da krachte sie auseinander mit allen Angeln und Hängen.«

»O du herrlicher Schafskopf,« — schrie Perstenj freudig, — »das Sprichwort hat recht: »Mit den Dummen treibt man die Welt um.« G du geliebter Maulaffe!«

Und Perstenj ergriff Mitjka am Kopf und küßte ihn auf beide Wangen, wobei Mitjka seine dicken Lippen schmatzend vor streckte, die er dann kaltblütig mit dem Ärmel abwischte.

»Folge mir, mein Sohn,« — sagte Persien, — »und du Sänger, paß hier draußen auf, wenn irgend jemand kommt, dann pfeife.«

Perstenj verschwand im Gefängnis, Mitjka taumelte hinter ihm drein. Die andern Türen boten der Schulter Mitjkas noch weniger Widerstand als die erste. Sie traten in den Kerker.

»Fürst,« — sagte Perstenj, — »steh auf.«

Serebrjannyj glaubte, man sei gekommen, ihn zur Hinrichtung zu führen.

»Ist es denn schon Morgen?« — fragte er, — »oder kannst du, Maljuta, nicht so lange warten?«

»Ich bin nicht Maljuta,« — erwiderte Perstenj, — »ich bin der, den du vom Tode gerettet hast, steh auf, Fürst! Die Zeit ist kostbar, steh auf, ich werde dich führen.«

»Wer bist du?« — fragte Serebrjannyj, — »ich kenne deine Stimme nicht.«

»Wie solltest du dich meiner auch erinnern, Bojar. Nur steh auf, wir dürfen nicht zögern.«

Serebrjannyj antwortete nicht, er glaubte, er habe einen von Maljutas Henkern vor sich, und nahm dessen Worte für Spott.

»Glaubst du mir denn nicht, Fürst?« — sagte Perstenj ärgerlich, »entsinne dich des Dorfes Medwedjewka, des Heidenpfuhls. Ich bin Wanjucha Perstenj.«

Freude erwachte in der Brust des Fürsten, sein Herz schlug in Hoffnung auf Freiheit und Leben. Er sah Wälder vor sich und freie Felder, er hörte den Lärm neuer Schlachten, und hell wie die Sonne stand vor ihm das Bild Jelenas. Schon war er aufgesprungen, schon war er bereit, seinem Befreier zu folgen, da entsann er sich des Schwures, den er dem Zaren geleistet hatte, und alles Blut strömte ihm zum Herzen zurück.

»Ich kann nicht,« — sagte er, — »ich kann nicht mit dir gehen, ich habe dem Zaren versprochen, mich seinem Willen nicht zu entziehen und sein Gericht zu erwarten, wo ich auch sein möge.«

»Fürst,« — erwiderte Perstenj erstaunt, — »ich habe keine Zeit, mit dir zu plaudern. Meine Leute warten, jeder Augenblick kann uns die Köpfe kosten. Morgen sollst du hingerichtet werden, komm, eile.«

»Ich kann nicht,« — wiederholte Serebrjannyj, — »ich habe das Kreuz darauf geküßt, daß ich mein Wort halten werde.«

»Bojar,« — schrie Persien, und seine Stimme klang verändert vor Zorn, — »machst du dich über mich lustig? Für dich hab ich die Sloboda angesteckt, für dich hab ich meinen besten Menschen geopfert, für dich werden wir vielleicht alle unsre Köpfe verlieren, und du willst bleiben? Sind wir denn umsonst hierher gekommen, wofür siehst denn du uns an, für Hanswürste, für Narren, für Pickelheringe, für Possenreißer? Den möchte ich sehen, der meiner spotten darf. Ich frage dich zum letzten Mal, kommst du oder nicht?«

»Nein!« — erwiderte Serebrjannyj entschlossen und legte sich auf den feuchten Boden hin. »Nein?« — wiederholte Perstenj mit zusammengebißnen Zähnen. — »Nein? — So kommst du gegen deinen Willen mit. Mitjka, ergreife ihn!«

Im Nu hatte der Ataman, sich auf den Fürsten geworfen und ihm den Mund mit seinem Gürtel zugeschnürt.

»Jetzt wirst du nicht mehr widersprechen,« — sagte er böse.

Mitjka packte den Fürsten und trug ihn wie ein kleines Kind aus dem Gefängnis hinaus.

»Schnell! Kommt!« — rief Perstenj. In einer der Straßen begegneten sie einem Zuge der Opritschniki.

»Wen tragt ihr?« — fragten die Reiter. »Einen Toten,« — antwortete Perstenj, — »ein brennender Balken hat ihn erschlagen.«

Beim Ausgang aus der Sloboda hielt der Wachtposten sie an. Sie wollten an ihm vorüber. Der Posten riß das Maul auf, um zu schreien. Perstenj schlug ihn mit einem Schlagriemen über den Kopf, und er fiel lautlos hin.

So trugen die Räuber den Fürsten ungehindert aus der Sloboda hinaus.

Zweundzwanzigstes Kapitel

Das Kloster.

Wir verließen Maxim in jenem Augenblick, da er in der Gewitternacht die Sloboda verließ. Der zottige Bujan sprang bellend um das Pferd, froh, daß es ihm gelungen war, sich von der Kette loszureißen.

Maxim hatte, als er sein Elternhaus verließ, sich gar kein Ziel gesetzt. Er wollte nur sich losreißen von dem verhaßten Leben der zarischen Günstlinge, ihren lasterhaften Vergnügungen und den täglichen Hinrichtungen. Die schreckliche Sloboda hinter sich lassend, vertraute Maxim sich seinem Schicksal an. Zuerst trieb er sein Pferd zu schnellem Lauf an, daß ihn die Knechte des Vaters nicht einholen sollten, falls Maljuta die Absicht haben sollte, ihn verfolgen zu lassen. Bald aber bog er auf einen kleinen Seitenweg ab und ritt im Schritt weiter.

Gegen Morgen verzog sich das Gewitter. Im Osten dämmerte es, und Maxim begann die Gegenstände deutlicher zu unterscheiden. Zu beiden Seiten des Weges standen hohe knorrige Eichen, zwischen ihnen wuchsen Haselnußsträucher. Die Luft war frisch, die Regentropfen rannen von den nassen Bäumen und tropften von den breiten Blättern herab. Die Vögel begannen umherzuflattern und zu zwitschern. Ein Specht klopfte. Die Gipfel der Bäume wurden von der aufgehenden Sonne vergoldet. Die Natur belebte sich mehr und mehr. Das Pferd schritt munterer. Die russische Landschaft breitete sich vor Maxim aus, diese ihm so vertraute, so verwandte Landschaft. Fröhlich hätte er atmen können in ihrer freien Weite, aber der Gram legte sich ihm aufs Herz, der breite russische Gram. Er gedachte der verlassenen Mutter, der eigenen Einsamkeit und gab sich Gefühlen hin, über die er sich selber keine Rechenschaft ablegen konnte, und versunken in diese Gefühle und Gedanken begann er zu singen.

Wunderbar sind die innigen russischen Lieder, die Worte sind meist nichtssagend, nicht die Worte, sondern die Töne drücken die tiefen, unfaßbaren Gefühle aus.

Um sich das frische Grün, über sich den blauen Himmel, sang Maxim ein Lied von seinem elenden Los, von der goldenen Freiheit, vom schattigen, mütterlichen Laubwald, vom Pferde, das ihn in die Fremde trug, vom Winde, der seine Grüße der Mutter bringen sollte. Er sang das, was er mit den Augen sah, sprach das aus, was ihm eben in den Sinn kam, aber die Stimme sagte mehr als Worte sagen konnten.

Schließlich, als der Gram ihn stärker und tiefer erfaßte, zog er die Zügel an, zog sich die Mütze fester über den Kopf, stieß einen hellen Schrei aus und spornte sein Pferd, daß es in schnellen Sätzen hinflieg. Bald leuchteten weiß die Mauern eines Klosters vor ihm auf; das Kloster lag an einem Bergabhang, der mit Eichen bewachsen war. Die goldnen Kuppeln und verschnörkelten Kreuze schimmerten durch das Laub der Bäume und hoben sich leuchtend vom Himmel ab.

Maxim entgegen ritt eine Abteilung von Klosterknechten in Helmen und Panzerhemden. Sie ritten im Schritt und sangen den Psalm: »Ich liebe dich Herr, du meine starke Burg.« Den frommen Gesang vernehmend, hielt Maxim sein Pferd an, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich.

Ein kleines Fließchen lief unterhalb des Berges hin und trieb die Räder mehrerer Mühlen. Am Ufer weideten Kühe.

Alles umher atmete eine solche Stille, daß der bewaffnete Aufzug nicht recht dazu zu passen schien. Sogar die Vögel in den Zweigen zwitscherten leiser, kein Windhauch bewegte das Laub, und nur die Grillen im Gras zirpten laut und ohne Aufhören. Man konnte sich's gar nicht vorstellen, daß irgendwelche bösen Leute den Frieden hier stören könnten.

»Hier will ich ausruhn,« dachte Maxim, »hinter diesen Mauern will ich einige Tage bleiben, bis mein Vater aufhört nach mir zu suchen. Dem Prior will ich beichten, ihm meine Seele öffnen. Gewiß gewährt er mir dann für eine weile Obdach und Zuflucht.«

Maxim irrte sich nicht. Der alte Abt mit dem langen weißen Bart und dem demütigen Blick, der nichts von den Geschäften dieser Welt zu wissen schien, nahm ihn freundlich auf. Zwei der Mönche führten sein müdes Pferd in den Stall, ein dritter fütterte den treuen Bujan, und alle waren liebevoll um Maxim bemüht. Der Abt forderte ihn auf, hereinzukommen und am gedeckten Tische Platz zu nehmen, aber Maxim erklärte, er wolle zuerst beichten.

Der Greis sah ihn mit einem prüfenden Blick an, soweit seine gutmütigen Augen eines solchen Blickes fähig waren, und führte ihn ohne ein Wort zu sagen über den breiten Hof zu einer kleinen, mit einer Kuppel gekrönten Kapelle. Sie kamen an einer langen Reihe von Grabkreuzen vorüber, und Grabsteine erklangen unter ihren Schritten. Hohes Gras wuchs zwischen den Steinen, und Moos verdeckte die Inschriften. Alles hier sprach von der Eitelkeit des Lebens und rief den Sinn zu Gebet und frommer Betrachtung. Die Brüder, die ihnen begegneten, grüßten stumm. Die Kirche, zu der der Abt Maxim führte, stand zwischen alten Eichen, deren hundert jährige Äste die schmalen länglichen Fenster beschatteten und fast verschlossen. Im Innern war es kühl und dämmerig, gedämpft und grünlich durch das staubige, in Blei gefaßte Marienglas, und nur durch eines der Fenster fielen schräg dünne Sonnenstrahlen herein und beleuchteten die gegenüber liegende Wand, die eine Darstellung des jüngsten Gerichtes zeigte. Vom Dunkel der Decke her schimmerten die silbernen Kugeln eines Kronleuchters, von den Wänden und vom Altar hoben sich golden die Rahmen der Heiligenbilder ab, silberne Kreuze und Stickereien. Die Kapelle barg die Gebeine der Fürsten Worotyński, der Stifter des Klosters. Es roch feucht und nach Weihrauch. Maxim, dessen Augen noch von dem hellen Licht draußen geblendet waren, gewöhnte sich nach und nach an die Dämmerung.

Über dem Haupteingang war der Erlöser dargestellt, umgeben von Cherubimen und Heiligen, ein großes Heiligenbild zeigte Johann den Täufer, geflügelt und sein abgeschlagenes Haupt auf einer Schüssel tragend. Auf den Seitentüren waren in

derben Malereien das Gleichnis vom verlorenen Sohn, Totentänze und die Auferstehung der Gerechten und Ungerechten dargestellt. Diese düstern Bilder wirkten stark auf Maxims Gemüt. Alle jene Anschauungen, in denen er erzogen war, insbesondere der Gehorsam gegen die väterliche Macht, waren ihm hier eindringlich vor Augen geführt. Er begann zu zweifeln. Hatte er recht daran getan, daß er den Vater gegen dessen Willen verlassen hatte? Aber das Gewissen sagte ihm, er habe recht getan, und doch wollte dies Gewissen nicht völlig ruhig sein. Das Bild des jüngsten Gerichtes erschütterte ihn tief. Als die Schatten der draußen durch einen Windhauch bewegten Zweige wie ein leicht wehender Schleier zu zittern begannen, da schien es ihm, als ob die Sünder und Teufel, die hier in Lebensgröße gezeigt waren, lebendig wurden, atmeten und sich regten.

Ein frommer Schauer ergriff ihn. Er fiel vor dem Abt nieder.

»Mein ein Vater!« — sagte er, — »ich bin gewiß ein großer Sünder.«

»Bete!« — antwortete der Greis demütig, — »groß ist die Barmherzigkeit Gottes. Deine Reue wird dir helfen, mein Sohn.«

Maxim nahm alle Kräfte zusammen.

»Schwer ist mein Vergehen,« — begann er mit zitternder Stimme. — »Mein Vater, höre mich an. Entsetzlich ist es auszusprechen, meine Liebe zum Zaren ist gering geworden, mein Herz hat sich von ihm abgewandt.«

Der Abt sah Maxim verwundert an.

»Verstoße mich nicht, mein Vater, höre mich weiter an. Lange habe ich mit mir gekämpft, lange gebetet vor den Heiligenbildern, gesucht habe ich in meinem Herzen nach der Liebe zum Zaren, aber ich habe keine gefunden.«

»Mein Sohn,« — sagte der Abt, Maxim teilnahmsvoll anblickend, — »gewiß hat der Satan deinen Verstand getrübt, du verleumdest dich selbst. Es kann nicht sein, daß du den Zaren hassest. Vielen schweren Verbrechen habe ich hier in dieser Kirche die Beichte abgenommen, es waren Mörder unter ihnen und Kirchenschänder, aber keiner war, der sich der Unliebe zum Zaren angeklagt hätte.«

Maxim wurde bleich.

»So bin ich verbrecherischer als die Kirchenschänder und Mörder!« — rief er, — »was soll ich tun, mein Vater? Belehre du mich! Meine Seele ist zwiegespalten.«

Der Greis betrachtete den Beichtenden mit immer größerem Erstaunen.

Das Antlitz des Jünglings zeigte keinen verbrecherischen oder lasterhaften Zug. Es war ein Antlitz voller Seelengüte und Kühnheit, — eines jener russischen Gesichter, die wir noch heute antreffen zwischen der Moskau und Wolga, fern von den großen Straßen, in Gegenden, wohin der städtische Einfluß noch nicht gedrungen ist.

»Mein Sohn,« — sprach der Abt, — »ich glaube dir nicht, du verleumdest dich selbst, ich kann's nicht glauben, daß dein Herz sich abgewandt haben sollte vom Zaren. Bedenke: der Zar ist uns mehr als ein Vater, du kennst das fünfte Gebot, es heißt uns den Vater ehren. Sage mir, mein Sohn, du befolgst doch das Gebot?«

Maxim schwieg.

»Mein Sohn, ehrst du deinen Vater?«

»Nein,« — hauchte Maxim kaum hörbar.

»Nein? Nein!« — wiederholte der Abt und trat, sich bekreuzigend, einen Schritt zurück.

»Du liebst den Zaren nicht, du ehrst den Vater nicht? Wer bist du?«

»Ich bin Maxim, der Sohn Skuratows.«

»Des Maljuta?«

»Ja,« — sagte Maxim und schluchzte auf.

Der Abt schwieg. Unbeweglich blickten von den Wänden die düstern Gesichter der Heiligen herab. Die Sünder auf dem Bilde des jüngsten Gerichts erhoben flehend die Hände zum Himmel. Es war still in der Kirche, nur das Schluchzen Maxims war zu hören, und draußen unter dem Dach zwitscherten die Schwalben. Der Abt betete leise vor sich hin.

»Mein Sohn,« — sagte endlich der Greis, — »vertraue dich mir an, beichte alles, verbirg mir nichts: wie ist die Unliebe zum Zaren in dein Herz eingezogen?«

Maxim erzählte von seinem Leben in der Sloboda, von dem letzten Gespräch mit seinem Vater und von seiner nächtlichen Flucht.

Er sprach langsam, die Worte suchend, achtgebend, daß er nichts vergäße, nichts vor seinem geistlichen Vater verberge. Als er geendet hatte, wagte er lange nicht zu seinem Beichtvater aufzusehen. »Hast du mir alles gesagt?« — fragte der Abt, — »drückt nicht noch etwas deine Seele? Hast du gegen den Zaren etwas Böses geplant, hast du dem heiligen Rußland schaden wollen?«

Maxims Augen leuchteten auf.

»Mein Vater, eher laß ich mir den Kopf abschlagen, als ich diesem Kopf erlauben werde, etwas gegen die Heimat zu planen. Schuldig bin ich der Unliebe gegen den Zaren, nicht schuldig des Verrats.«

Der Abt legte ihm die Hände aufs Haupt. »Der Knecht Gottes, Maxim,« — sprach er, — »hat sich gereinigt, seine Sünden sind ihm vergeben, die willentlichen und die unwillentlichen.«

Eine stille Freude drang in die Seele Maxims.

»Mein Sohn,« — sagte der Abt, — »die heilige Kirche rechnet es dir nicht als Schuld an, daß du die Sloboda verlassen hast. Der Versuchung entfliehen darf und soll ein jeder, aber fürchte dich vor den Verlockungen des Bösen. Hüte dich vor dem Beispiel eines Kurbskij, der sich von einem hohen russischen Bojar in ein Gefäß des Satans verwandelt hat.«

»Gnädiger Gott,« — sprach der Alte weiter, die Augen zum Himmel erhebend, — »um unserer großen Sünden willen lässest du die Zeit eine schwere sein. Nicht wir mit unserm klägelnden Verstande begreifen deine Ratschlüsse.

Wenn er der Herr uns Tot und Kummer schickt, was bleibt uns übrig, als zu beten und uns seinem heiligen Willen zu unterwerfen. So hat er uns jetzt einen

ungnädigen, einen grimmigen Zaren gegeben. wir wissen es nicht, wofür der Zar uns straft und vernichtet. Wir wissen nur, daß er von Gott gesandt ist, und wir beugen unsre Häupter nicht vor Iwan Wassiljewitsch, sondern vor dem Willen dessen, der ihn gesandt hat, wie der Prophet sagt: »Welch ein Land sich vor Gott als gerecht erweisen wird, über das Land wird Gott einen gerechten Herrn setzen und wird ihm jede Wohltat erweisen, welch ein Land sich aber gegen Gott vergehen wird, über das Land wird Gott einen ungerechten Herrn setzen und wird über das Land allerlei Übles bringen.«

Bleib bei uns, mein Sohn, wenn die Zeit für dich gekommen sein wird, daß du weitergehen mußt, so werden ich und meine Brüderschaft für dich beten, daß Gott dir deine Wege ebnen möge. Jetzt aber,« — fügte er gütig hinzu, — »jetzt komm und stärke dich, nach der geistigen Nahrung wollen wir auch die leibliche nicht verschmähen, wir haben ganz vorzügliche Hechte, auch schöne Karauschen, du wirst von unserm Quark kosten, und wir wollen einen Becher Vogelbeerquas leeren auf die Gesundheit des Herrschers und unsres allerhochwürdigsten Metropoliten.«

Und unter freundschaftlichem Gespräch führte der Greis den Jüngling in das Refektorium des Klosters.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Weg.

Still und einförmig floß das Klosterleben hin. In ihrer freien Zeit sammelten die Mönche Kräuter und bereiteten daraus allerlei Arzeneien. Andre beschäftigten sich mit der Malerei, schnitzten aus Zypressenholz Kreuze und Heiligenbilder und bemalten und vergoldeten hölzerne Schüsseln.

Maxim gewann die guten Mönche lieb, die Zeit verging ihm schnell. Nachdem aber eine Woche vergangen war, beschloß er weiterzureiten. Noch in der Sloboda hatte er von neuen Überfällen der Tataren auf das Gebiet von Rjasan gehört, und längst schon hatte es ihn gelockt, zusammen mit den Rjasanern sein Kriegsglück gegen den Feind zu versuchen. Als er hier von dem Abt Mitteilung machte, wurde der Alte traurig.

»Willst du uns verlassen, mein Sohn,« — sagte er, — »wir alle haben dich lieb gewonnen, wer weiß, vielleicht wird auch über dich der Friede Gottes kommen, daß du für immer bei uns bleibst. Höre auf mich, Maxim, bleibe bei uns!«

»Ich kann es nicht, mein Vater, längst schon ruft das Schicksal mich in die Ferne. Ich höre das Schmettern des Kriegshorns der Tataren, und zuweilen, wenn ich in Gedanken versunken dasitze, fahre ich plötzlich auf, als wäre ein Pfeil mir am Ohre vorübergeschwirrt. Zu diesem Schmettern, diesem Schwirren zieht es mich mächtig hin.«

Und der Abt hielt ihn nicht länger zurück. Er sprach ihm zum Abschied ein Weggebet, segnete ihn, und die ganze Bruderschaft nahm traurig von ihm Abschied.

Wieder saß Maxim auf seinem Pferde und ritt durch den grünen Wald, wieder sprang vor ihm her und zur Seite sein treuer Bujan und blickte fröhlich zu seinem Herrn auf. Plötzlich begann Bujan zu bellen und lief ein Stück voraus. In Erwartung einer unliebsamen Begegnung griff Maxim nach seinem Säbel, da zeigte sich, um eine Biegung des Weges kommend, ein Reiter in gelbem Kaftan, den schwarzen, zweiköpfigen Adler auf der Brust. Der Reiter kam im Trabe näher, piffte fröhlich vor sich hin und hielt auf seinem bunten Handschuh einen weißen Falken mit Kappe und Schellen.

Maxim erkannte in ihm einen der zarischen Falkeniere. »Trifon!« rief er ihn an.

»Maxim Grigorjitsch!« — antwortete der Falkenier erfreut, — »wie geht's, was machst du? In der Sloboda glaubt man schon, du seist verloren gegangen, und wie sich dein Väterchen geärgert hat! Gott schütz! Man hatte Angst, ihn anzusehen, und allerlei erzählt man sich von deinem Vater, vom Zarewitsch und vom Fürsten Serebrjannyj, man weiß nicht, was man glauben soll. Nun Gott sei Dank, es ist gut, daß ich dich gefunden habe, dein Mütterlein wird sich freuen.«

Maxim war über diese Begegnung recht verdrossen. Aber Trifon war ein guter Kerl, der, wenn es darauf ankam, wohl auch zu schweigen verstand. Maxim fragte ihn, wie lange er schon aus der Sloboda fort sei.

»Es wird schon eine Woche her sein, daß Adragan von der Jagd wegflog,« — erwiderte der Falkenier, auf seinen weißen Falkenweisend. — »Doch du hast davon wohl nichts gehört, Maxim Grigorjtsch. O wie hab ich mich erschreckt, als der Zar so böse auf mich wurde, aber der gütige Gott hat sich über mich erbarmt, und der Märtyrer Trifon hat ein Wunder an mir getan.«

Der Falkenier nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich.

»Siehst du, Maxim, das kam so: Der Zar war zur Vogeljagd ausgeritten, zweimal ließ er den Adragan steigen, beim dritten Mal aber kam ein Wahnsinn über den Vogel: er begann die anderen Falken zu jagen, ist immer wieder aufgestiegen, und plötzlich war er weg. Ich wollte ihm nachreiten, doch wohin? Er war nirgends zu sehen. Der Oberfalkenmeister meldete es dem Zaren, daß Adragan verloren sei. Der Zar ließ mich rufen und sagte zu mir: »Du, Trischka, bürgst mir mit deinem Kopf für ihn, bringst du ihn wieder, dann will ich dir gnädig sein, bringst du ihn nicht, dann — weg mit dem Kopf.« was sollte ich tun, Väterchen Zar scherzt nicht. So bin ich ausgeritten, den Adragan zu suchen. Sechs Tage bin ich umhergeirrt, ich hatte schon ein sonderbares Gefühl um den Hals, ich glaubte schon, der Kopf sei bin. Ich begann zu weinen, lag im Walde und weinte, bis ich einschlief. Kaum aber war ich eingeschlafen, da sah ich einen Traum, ein helles Licht schimmerte zwischen den Büschen, und ich hörte ein feines Läuten durch den Wald. So läuten, sagte ich mir, die Schellen auf der Kapuze des Adragan. Ich blicke auf, da sehe ich vor mir einen Reiter auf einem weißen Pferde, ganz von Licht übergossen, und der Reiter, ein junger Krieger, hält auf der Hand den Adragan. »Trifon,« sagt er zu mir, »nicht hier suche den Adragan, steh auf, eile an die Moskauer Grenze, da steht eine Kiefer als Grenzzeichen von des Lasarew Grundstück, und auf dieser Kiefer sitzt Adragan.« — Ich wachte auf, und, ich weiß selber nicht wie, es wurde mir klar, daß dieser junge Krieger der Märtyrer Trifon selber gewesen sei. Sofort sprang ich aufs Pferd und ritt im schnellsten Trab zur Moskauer Grenze. was soll ich dir sagen, Maxim, als ich an die Grenze von des Lasarew Grundstück komme, da steht dort wirklich eine Kiefer, und auf der Kiefer sitzt mein Adragan, genau so, wie es der Heilige mir gesagt hatte.«

Die Stimme des Erzählers zitterte, und dicke Tränen rollten ihm über die Wangen. »Maxim,« — sprach er, sich die Tränen abwischend, — »dem Heiligen bau ich eine Kapelle, und sollte ich all mein Hab und Gut verkaufen müssen und für mein Leben lang in Schulden fallen. Ich bau ihm eine Kapelle genau auf der Stelle, wo ich den Adragan fand, und ein Bild will ich auf die Wand malen lassen, da soll der Heilige drauf abgemalt sein, so wie er mir erschienen ist: Auf dem weißen Pferde, die Hand hoch erhoben und auf der Hand den weißen Falken haltend. Meinen Kindern und Enkeln will ich es an sagen, den Heiligen immer zu verehren, ihm Gebete dazu bringen und Lichter zu weihen, denn er hat seines Knechtes sich erbarmt, hat ihn vom Block gerettet. — Da schau ihn an, meinen Adragan, da ist er, heil und ganz. Laß mal, mein schöner Vogel, ich will dir die Kappe abnehmen, was schreist du, du willst wohl wieder losfliegen? Nein, warte Bruder, genug bist du geflogen, jetzt lasse ich dich nicht.«

Und Trifon drohte dem Falken mit dem Finger. Maxim war von der Erzählung des Falkeniers gerührt.

»So nimm auch meinen Beitrag« — sagte er, eine Hand voll Goldstücke in Trifons Mütze schüttend, — »ich brauche das Geld nicht, und du wirst für deine Kapelle noch viel sammeln müssen.«

»Möge Gott dich belohnen, Maxim Grigorjitsch, das reicht ja für eine ganze Kirche, sobald ich heimgekehrt bin in die Sloboda, will ich auf deine Gesundheit das Abendmahl nehmen. Wenn ich dir irgendeinen Dienst erweisen kann, du brauchst nur zu befehlen.«

»Höre Trifon, du kannst mir einen Dienst erweisen, der nicht schwer ist. Wenn du zur Sloboda zurückkehrst, sag keinem ein Wort, daß du mich getroffen hast. Wach drei Tagen aber geh zu meiner Mutter und sag ihr, — doch so, daß kein Dritter es hört, — sag ihr: »Dein Sohn ist mit Gottes Hilfe gesund, er läßt dich innigst grüßen,«

»Ist das alles, Maxim Grigorjitsch?«

»Höre weiter, Trifon: Ich reite einen weiten Weg. Vielleicht werde ich lange fort sein. Du aber geh von Zeit zu Zeit zur Mutter und sag ihr jedes Mal: »Du habest gehört, daß ich gesund sei. Sie soll sich um mich nicht sorgen.« Und wenn die Mutter fragt, von wem du es gehört hast, so sage ihr, »du habest es von irgendwelchen Leuten aus Moskau gehört, und denen hätten andre es gesagt, doch wüßtest du nicht wer.«

Die Mutter soll nicht nachforschen, aber sie soll wissen, daß ich am Leben und gesund bin.«

»So willst du, Maxim, wirklich nicht zurückkehren?«

»Ob ich zurückkehre oder nicht, das weiß Gott allein. Du sag nur keinem, daß du mich getroffen hast.«

»Da verlaß dich auf mich, Maxim, ich werde es keinem sagen. Aber wenn du einen weiten weg vorhast, so will ich dein Geld nicht annehmen.«

»Ich brauche es nicht.«

»Das geht nicht an, Maxim Grigorjitsch, du mußt das Geld zurücknehmen, du wirst es brauchen. Tu, was du willst, ich kann es nicht annehmen.«

Maxim zuckte die Achseln und nahm sich aus der Mütze Trifons einige Goldstücke zurück.

»Wenn du es nicht nimmst,« — sagte er, — »so wird irgend ein anderer es nehmen.«

Er verabschiedete sich vom Falkenier und ritt weiter.

Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont. Die Schatten der Bäume wurden immer länger. Neben Maxim ritt sein eigener Schatten her wie ein dunkler langer Riese und bog sich auf an den Bäumen und Sträuchern, die am Wege standen. Auch Bujans Schatten glich irgendeinem Fabeltier. Bald aber verschwanden die Schatten ganz, die Dämmerung begann. Der Nebel begann zu steigen, und aus Gras und Büschen erhoben sich nächtliche Insekten und schwirrten durch die Luft.

Über dem Walde kam der Mond herauf, hier und dort leuchteten am dunkler werdenden Himmel einzelne Sterne auf, und in der Ferne schimmerte silbern ein weites Feld.

»Heimat, o du meine Heimat! Auch ich bin einsam so geritten durch deine abendliche Stille. Gleichmäßig schritt das Pferd, ausruhend von Staub und Hitze des Tages. Ein warmer Wind verbreitete den Duft von Blüten und frischem Heu, und süß war mir's und schmerzlich zugleich, und ich dachte an Vergangenes und träumte von Künftigem. O welch stille Lust ist es, so allein dahinzureiten durch Wald und Feld und die Zügel hängen zu lassen und nachzusinnen, aufblickend zu den ewigen Sternen!«

Schon manche Stunde war Maxim geritten, als plötzlich Bujan die Schnauze gegen den Wind hob und die Ohren spitzte. Es roch nach Rauch, Maxim dachte daran, daß er sich ein Nachtlager suchen müsse und trieb sein Pferd an. Bald erblickte er eine kleine schiefe Hütte. Sie hatte keinen Schornstein, ihr Rauch zog durchs Dach ab. Durch ein kleines Fenster blinkte Licht, ein eintöniger Gesang erscholl aus dem Innern. Maxim ritt nah ans Fenster heran, er konnte von hier aus die ganze ärmliche Einrichtung überschauen. Ein flackernder Kienspan beleuchtete allerlei altes und verbrauchtes Hausgerät, an der Decke war schräg eine Stange befestigt, an deren andrem Ende eine Wiege hing. Ein Weib von etwa dreißig Jahren, bleich und elend aussehend, schaukelte die Wiege und sang dazu. Neben ihr saß gekrümmt ein Bauer und flocht Bastschuhe. Zwei Kinder krochen zu ihren Füßen auf der Erde herum.

Maxim glaubte in dem Liede den Namen seines Vaters zu vernehmen, und wirklich war es Maljuta Skuratow, von dem in dem Liede die Rede war.

Maxim horchte, die Frau sang:

*»Schlaf, schlaf ein, mein Kindelein,
die Wolke wird vorüberziehen,
das böse Unglück wird entfliehen.
Schlaf, mein Kindlein, schlaf,
Wicht lang mehr wird er am Knochen nagen,
der Zar läßt ihm den Kopf abschlagen,
dem bösen Hunde Maljuta.«*

Alles Blut drang Maxim ins Gesicht. Er stieg vom Pferde und band es an den Zaun. Die Stimme sang weiter:

*»Der böse Hund hat kein Gewissen,
hat den alten heiligen Mann zerrissen,
den heiligen Mann Philipp.
Schlaf, mein Kindlein, schlaf.«*

Maxim hielt es nicht länger aus und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

Beim Anblick der reichen Kleidung und des goldnen Säbels erstarrten die Bewohner der Hütte vor Schrecken.

»Wer seid ihr?« — fragte Maxim.

»Väterchen,« — erwiderte der Bauer mit tiefen Bücklingen und vor Angst stotternd, — »ich heiße, strafe mich nicht, Fedor, und meine Frau, strafe sie auch

nicht, Väterchen, heißt Maria.«

»Wovon lebt ihr, gute Leute?«

»Wir schälen Bast und flechten Schuhe und Siebe. Kommt ein Kaufmann vorüber, so verkaufen wir ihm die Sachen.«

»Es kommt wohl selten einer vorüber?«

»Selten, Väterchen, so kommt es, daß wir zuweilen nichts zu essen haben. Um die Ware in die Stadt zu bringen fehlt uns das Pferdchen. Das haben uns im vorigen Jahr die Wölfe aufgefressen.«

Maxim schüttete den Rest seiner Goldstücke auf den Tisch.

»Gott helfe euch, ihr armen Leute,« — sagte er und griff nach der Tür, um zu gehen.

Der Bauer und die Bäuerin warfen sich ihm zu Füßen.

»Väterchen, du unser Wohltäter, sage uns, wer du bist, damit wir wissen, für wen wir zu Gott beten sollen.«

»Betet nicht für mich, betet für Maljuta Skuratow. — Aber sagt mir, ist es weit bis zum Rjasanschen Wege?«

»Es ist der Rjasansche Weg. wir leben ja hier am Kreuzwege. Geradaus geht es nach Murom, links nach Wladina und rechts nach Rjasan. Aber reite jetzt nicht, du unser Wohltäter. Es ist nicht gut durch die Nacht zu reiten. Die Wege sind unsicher. Gestern ist ein Fuder mit Wein geplündert worden. Auch sagt man, die Tataren hätten sich wieder gezeigt. Übernachte bei uns, Väterchen.« Aber Maxim wollte nicht in der Hütte bleiben, in der man Fluchlieder auf seinen Vater sang. Er beschloß ein andres Nachtlager zu suchen.

»Väterchen,« — riefen die beiden hinter ihm her, — »kehr um, Liebling, hör auf uns, daß dir kein Leid's geschieht!«

Aber Maxim hörte nicht auf sie und ritt weiter. Er hatte einige Werst zurückgelegt, als plötzlich Bujan auf einen dunkeln Busch zusprang und so böse zu bellen begann, als wittre er einen versteckten Feind. Maxim rief ihn zurück. Bujan aber sprang mit gesträubten Haar von neuem auf den Strauch zu. Maxim zog den Säbel und ritt im Galopp auf den Strauch zu. Mehrere Männer sprangen hinter dem Strauch hervor, und eine grobe Stimme rief:

»Herunter vom Pferde!«

Maxim versetzte dem, der ihm zunächst stand, einen Hieb mit dem Säbel. Der Mann schwankte. »Das hat noch nicht genügt,« — rief Maxim und holte zu einem zweiten Hiebe aus, aber der Säbel traf flach auf den Knüppel eines andern und zerbrach.

»Hehe, schaut doch mal dies Geschirr und diesen Rock an,« — schrie einer der Angreifer, — »das ist ein Opritschnik, fangt ihn lebendig.«

»Wahrhaftig ein Opritschnik,« — rief ein anderer, — »mit dem werden wir uns einen Spaß machen.« Und im Nu ward Maxim ergriffen und vom Pferde gezerrt.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Räuberbund.

Etwa anderthalb Werst entfernt von dem Ort, an dem der Überfall auf den Maxim stattfand, saßen zahlreiche Gruppen Bewaffneter um geöffnete Weinfässer. Hölzerne Becher und Schöpfkellen aus Birkenrinde gingen von Hand zu Hand, lodernde Reisigfeuer beleuchteten struppige Bärte, wilde Gesichter und verschiedenartige Gewänder. Unter diesen Leuten, die wir bereits kennen, fehlte einer: der alte Korschun. Häufig gedachten seiner die Räuber, während sie den Wein aus den Schöpfkellen schlürften und die hölzernen Becher leerten.

»Ach,« — sprach einer, — »was mag wohl jetzt mit unserm Großväterchen geschehen.« »Man weiß, was mit ihm geschieht,« — erwiderte ein anderer, — »er wird über den Bock gezogen oder vielleicht auf die Wippe gebunden.«

»Was meinst du, er wird uns doch nicht herausgeben, der alte Teufel. Ich bin überzeugt, sie kriegen kein Wort aus ihm heraus.«

»Da kannst du dich auf ihn verlassen, der verrät uns nicht, und wenn sie ihn in Stücke reißen.«

»Schade um den Graubart. Und was sagst du zu unserm Ataman? Selbst hat er sich gerettet und den Alten im Stich gelassen.«

»Ja, was ist das für ein Ataman, der die Seinigen zugrunde richtet für irgendeinen Fürsten.«

»Ja, siehst du, die sind miteinander befreundet. Auch jetzt sitzen sie in derselben Erdhütte. Sage nichts gegen den Fürsten: wenn der Ataman das hört, wird es dir übel ergehen.«

»Mag er es hören, ich will ihm ins Gesicht sagen, daß er kein Ataman ist. Korschun, siehst du, das wäre der richtige Ataman gewesen. Er war dem Perstenj längst ein Dorn im Auge, da hat er ihn gewiß absichtlich im Stich gelassen.«

»Er hat es absichtlich getan,« — stimmten andere bei, ein Murren ging durch die Gruppen der Räuber.

»Was ist das für ein Fürst, wozu hält man ihn? Erwartet der Ataman für ihn ein Lösegeld?«

»Es handelt sich nicht um's Lösegeld,« — antwortete der rothaarige Sänger. — »Der Fürst, seht ihr, sollte hingerichtet werden, so wollte es der Zar. Da hat der Fürst den Zaren verlassen und ist zu uns gekommen. Er will uns selber gegen die Sloboda führen. »Ich weiß,« — sagt er, — »wo die Staatskasse liegt. Die Opritschniki werden wir alle umbringen, und die Kasse werden wir untereinander teilen,« — so sagt er.«

»Also so steht's, warum führt er uns denn nicht schon hin, da sitzen wir hier schon den dritten Tag und haben nichts zu tun.«

»Das kommt daher, daß unser Ataman ein altes Weib ist.«

»Nein, das sage nicht, ein altes Weib ist Perstenj nicht.«

»So ist er etwas noch Schlimmeres. Gewiß, er will uns irreführen.«

»Er will die Staatskasse für sich allein haben, und wir sollen nichts davon zu riechen bekommen.«

»Ja, Perstenj will uns verraten, wie er Korschun verraten hat.«

»Dann ist er aber nicht an die Richtigen gekommen.«

»Und den Alten will er auch nicht befreien.«

»Wozu brauchen wir ihn, wir werden auch ohne ihn dem Großväterchen heraushelfen.«

»Und werden die Kasse auch ohne ihn kriegen, mag der Fürst allein uns führen.«

»Jetzt wäre es gerade der rechte Augenblick, der Zar, hörte ich, habe sich auf eine Pilgerfahrt begeben. In der Sloboda ist kaum die Hälfte der Opritschniki zurückgeblieben.«

»Wir wollen die Sloboda wieder anstecken.«

»Und ihre Bewohner niedermetzeln.«

»Nieder mit Perstenj, der Fürst soll uns führen.«

»Der Fürst soll uns führen,« — erscholl es von allen Seiten. wie ein nachhallender Donner liefen die Worte von Gruppe zu Gruppe und drangen bis zu den entferntesten Reisigfeuern.

Alles erhob sich und brauste auf. Schließlich umstellte man die Erdhütte, in der Serebrjannyj und Perstenj in hitzigem Gespräch miteinander saßen.

»Tu, was du willst, Fürst,« — sagte der Ataman, — »ärgere dich oder ärgere dich nicht, aber loslassen tu ich dich jedenfalls nicht. Nicht dazu hab ich dich aus dem Turme befreit, damit du deinen Kopf wieder auf den Richtplatz trägst.«

»Mit meinem Kopf kann ich machen, was ich will,« — erwiderte der Fürst, — »was soll mir die Befreiung, wenn ich doch wieder gefangen bin.«

»Ach Fürst, Zeitgewinn ist immer ein Gewinn, der Zar kann sich's überlegen, der Zar kann das Zeitliche segnen, was kann nicht alles geschehen. Und ist erst die Gefahr vorüber, dann geh mit Gott, wohin du magst, ergib dich drein, daß dir's bestimmt ist, noch ein Weilchen zu leben. Du bist eigensinnig, Nikita Romanytsch, aber auch ich halte fest an meinen Beschlüssen. Die Sense stieß auf einen Stein, Fürst.«

In diesem Augenblick wurden draußen mehrere Stimmen laut.

»Nach der Sloboda, nach der Sloboda!« — schrien die Betrunkenen.

»Wir wollen der Sloboda den roten Hahn aufs Dach setzen!«

»Einen Schwarm von roten Hähnen!«

»Großväterchen Korschun werden wir befreien!«

»Die Fässer aus den Kellern rollen!«

»Das Gold mit Schaufeln sammeln!«

»Die Opritschniki niedermetzeln!«

»Die ganze Sloboda abmurksen!«

»Wo ist der Fürst? Er soll uns führen!«

»Der Fürst soll uns führen!«

»Und will er nicht, dann an die Pappel mit ihm!«

»An die Pappel! An die Pappel!«

»Den Perstenj gleich dazu!«

»An die Pappel auch den Perstenj!«

Perstenj sprang von seinem Sitz auf — »Also das ist's, was sie im Sinn haben,« — sagte er, — »schon lange höre ich sie allerlei reden, also dahin sind sie gekommen, die Tollköpfe. Jetzt bringt der Teufel selbst sie nicht mehr zur Vernunft. Nun Fürst, ich halte dich nicht länger. Der Freie geht, wohin es ihm gefällt. Geh hinaus zu ihnen, Fürst, sage ihnen, daß du sie gegen die Sloboda führen willst.«

Der Fürst brauste auf: »Ich soll euch gegen die Sloboda führen? Eher lasse ich mich von euch in Stücke reißen.«

»Ach, Fürst, du siehst, sie sind betrunken, verstell dich, sprich zu ihnen, geh zum Schein auf ihre Wünsche ein. Morgen, wenn sie den Rausch verschlafen haben, werden sie wieder vernünftig sein.«

»Fürst!« — schrien draußen die trunkenen Stimmen, — »man ruft dich, komm heraus!«

»Geh hinaus, Fürst,« — wiederholte Perstenj, — »sonst brechen sie zu uns herein, und dann wird's schlimmer.«

»Gut,« — sagte der Fürst, — »ich will doch sehen, wie sie mich zwingen werden, sie gegen die Sloboda zu führen.«

»Aha,« — riefen die Räuber, — »er ist herausgekrochen.«

»Führe uns gegen die Sloboda!«

»Sei unser Hauptmann, unser Ataman, oder wir hängen dich auf.«

»Ataman oder hängen!« — brüllten die Stimmen.

Perstenj, der den Jähzorn des Fürsten kannte, beeilte sich, ihm beizuspringen.

»Seid ihr verrückt?« — rief er, — »habt ihr Bilsenkraut gefressen? Was schreit ihr denn so fürchterlich! Der Fürst wird euch führen, wohin ihr wollt, sobald der Morgen graut. Jetzt aber laßt uns schlafen, und legt euch selber zur Ruh. Ihr habt genug gezecht.«

»Was gibst du uns für Befehle,« — rief eine heisere Stimme, — »bist du denn noch unser Ataman?«

»Hört Brüder,« — riefen andere, — »er will die Hauptmannschaft nicht ablegen.«

»An die Pappel mit ihm!«

Perstenj schaute sich in der Menge um und begegnete überall feindseligen Blicken.

»Ach ihr Narren,« — sagte er, — »was liegt denn mir daran, euer Hauptmann zu sein. Wählt euch zum Führer, wen ihr wollt, ich pfeif darauf, ich spuck auf euch.«

»Recht so,« — rief irgend jemand.

»Gut gesagt,« — meinte ein anderer.

»Ich spuck auf euch,« — wiederholte Perstenj, — »meint ihr, es sei mir eine Ehre, euch zu führen? Ich geh an die Wolga zurück, da finde ich bessere Leute als ihr seid.«

»Nichts da, Bruder, bild dir keine Schwachheiten ein, wir lassen dich nicht fort. Du willst uns wohl verraten, wie du Korschun verraten hast.«

»Wir lassen dich nicht, du bleibst und hast dem neuen Ataman zu gehorchen!«

Perstenj versuchte zu sprechen, aber seine Stimme ging unter im allgemeinen Lärm.

Ein Räuber von gewaltigem wuchs trat, einen Becher in der Hand, an den Fürsten heran. »Väterchen!« — sagte er, ihm mit seiner breiten Pfote auf die Schulter klopfend, — »deinen Kopf hast du verspielt, bis unsereins geworden. Komm, gib mir einen Kuß, wir wollen Brüderschaft trinken.«

Wahrscheinlich hätte Serebrjannyj im nächsten Augenblick dem Räuber den Becher aus der Hand geschlagen, und dann hätte ihn die trunkene Menge in Stücke gerissen. Zum Glück aber wurde die Aufmerksamkeit aller durch neue Rufe abgelenkt. »Seht, seht,« — riefen mehrere, — »ein Opritschnik ist gefangen. Sie führen einen Opritschnik herbei, da seht!«

Aus der Tiefe des Waldes kamen mehrere Leute in zerrissenen Kleidern, mit Knüppeln in den Händen. Sie führten zwischen sich den gefesselten Maxim. Der Räuber, den er verwundet hatte, ritt auf Maxims Pferd. Voraus sprang tanzend und pfeifend Chlobko, Bujan schleppte sich verwundet hinterher.

»He, Brüder,« — sang Chlobko, mit den Fingern schnalzend:

*»Zu den jungen Witwen kamen sie in Eile,
schwangen über ihren Köpfen blanke Beile.«*

Und Chlobko schlug vor lauter Ausgelassenheit Purzelbäume, klatschte in die Hände und drehte sich wie ein Kreisel.

Bei seinem Anblick wurde der rothaarige Sänger von der gleichen Heiterkeit erfaßt, ergriff seine Balalaika und tanzte in hockender Stellung, die Beine rechts und links werfend, dem Kameraden entgegen.

Beide führten einen satanischen Tanz um Maxim her auf.

»Sieh dir diese Teufel an,« — sagte Perstenj zum Fürsten, — »sie werden den Opritschnik nicht einfach töten, sie werden ihn langsam zu Tode quälen. Ich kenne die beiden: wenn die einmal losgelassen sind, dann wehe dem, der ihnen in die Hände fällt.«

In der Tat bedeutete der Fang des Opritschnik für die ganze Bande einen wahren Feiertag, und sie gingen daran, sich an Maxim für alles das zu rächen, was sie von seinen Kameraden erlitten hatten.

Mehrere trafen sofort mit tierisch verzerrten Gesichtern Vorbereitungen zu seinem Strafgericht.

Vier Pfähle wurden in den Boden gerammt, darüber Latten quergelegt und in diese Nägel geschlagen.

Maxim betrachtete diese Vorbereitungen mit ruhigem Blick. Nicht das empfand er als schrecklich, daß er in Qualen sterben sollte. Es betrückte ihn nur, daß er ohne Schwert in der Hand mit gebundenen Händen enden sollte und daß statt Waffengeklirr und Pferdegewieher nur die wilden Schreie und das trunkene Gelächter seiner Peiniger ihm in die Ohren klangen.

»So hat die innere Stimme mir doch getrogen,« dachte er, »nicht solch ein Ende hat mir gehant, doch Gottes Wille sei über mir.«

Da bemerkte er den Fürsten, erkannte ihn und wollte auf ihn zugehen. Aber der rothaarige Sänger packte ihn am Kragen.

»Das Bett ist bereitet,« — sagte er, — »zieh deinen Rock aus, lege dich hin.«

»Bindet mir die Hände los,« — erwiderte Maxim, — »ich kann mich so nicht bekreuzigen.«

Chlobko zerschnitt mit einem Schlage seines Messers die Stricke, mit denen die Hände Maxims umschnürt waren.

»Bekreuzige dich aber nicht zu lange,« — sagte er, und als Maxim gebetet hatte, rissen Chlobko und der Rothaarige ihm die Kleider herunter und wollten ihn mit Händen und Füßen an die Latten binden.

Da trat Serebrjannyj vor.

»Kerls,« — sagte er mit einer Stimme, die gewohnt war, Kriegsleuten zu befehlen, — »hört auf mich.«

Seine Worte klangen vernehmlich durch Lärm und Schreie, so daß ihn die noch am weitesten Stehenden deutlich verstanden.

»Wollt ihr alle, daß ich euer Anführer sein soll? Vielleicht sind welche unter euch, die mich nicht wollen.«

»Hehe,« — schrie jemand, — »du willst dich wohl drücken.«

»Höre du, mit uns scherze nicht.«

»Gibt man dir die Führerschaft, so nimm sie.«

»Nimm die Ehre an, solange du heile Knochen hast.«

»Reicht mir des Hauptmanns Streitaxt,« — sagte Serebrjannyjs.

»Recht so,« — riefen die Räuber, — »er läßt mit sich reden.«

Man brachte ihm die Streitaxt Perstenjs.

Der Fürst ging auf den rothaarigen Sänger zu.

»Binde den Opritschnik los!« — befahl er.

Der Rothaarige sah ihn erstaunt an.

»Binde ihn sofort los!« — wiederholte Serebrjannyj drohend.

»Da schau mal,« — sagte der Rothaarige, — »du nimmst ihn wohl gar in Schutz, paß auf, ob auch dein eigener Kopf fest genug sitzt.«

»Verdammt,« — schrie der Fürst, — »schweig, wenn ich befehle.«

Und da der Rothaarige den Mund aufat, um noch etwas zu erwidern, schwang der Fürst die Art und spaltete ihm den Schädel.

Der Rothaarige fiel lautlos um.

Die Räuber blickten bestürzt. Der Fürst gab ihnen keine Zeit, sich zu besinnen.

»Binde du ihn los,« — sagte er zu Chlobko, die Streitaxt gegen ihn erhebend. Chlobko sah ihn einen Augenblick lang an, duckte sich und löste die Stricke, die Maxim fesselten.

»Kerls,« — wandte der Fürst sich an die andern, — »dieser Jüngling gehört nicht zu denen, die eure Feinde sind. Ich kenne ihn, er haßt die Opritschnina ebenso wie ihr. Wehe dem, der ihn anrührt. Jetzt aber laßt uns keine Zeit verlieren: Greift zu euren Waffen, formiert eure Hundertschaften, ich führe euch!«

Des Fürsten feste Stimme, die befehlende Haltung und seine unerwartete Entschlossenheit machten auf die Räuber einen starken Eindruck.

»Hehe,« — sagten einige halblaut, — »der läßt nicht mit sich spaßen.«

»Er ist fürwahr ein Ataman,« — sagten andere, — »der wird mit jedem fertig.«

»Habt ihr's gesehen, wie er den Sänger abgefertigt hat, hoho, bei dem muß man sich vorsehen.«

So sprachen die Räuber untereinander, und niemandem wäre es eingefallen, ihm auf die Schulter zu klopfen oder ihm Küsse anzubieten.

»Alle Achtung, Fürst!« — flüsterte Perstenj ihm bewundernd zu, — »du hast ihnen den Respekt schnell beigebracht, jetzt laß ihnen nur keine Zeit, sich zu besinnen, führe sie den Weg nach der Sloboda, und was weiter draus wird, ist Gottes Sache.«

Des Fürsten Lage war schwierig. Dadurch, daß er sich an die Spitze der Bande stellte, hatte er Maxim gerettet und Zeit gewonnen, aber alles wäre vergeblich gewesen, wenn er sich jetzt hätte weigern wollen, die tolle Rotte zu führen. Der Fürst wandte sich in Gedanken an Gott und überließ sich seinem Willen.

Schon waren die Vorbereitungen getroffen, und man wartete nur noch auf einen gewissen Fedja Poddubnyj, der am Morgen mit seiner Abteilung ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt war.

»Ah, seht, da ist er,« — rief jemand, — »dort kommt er mit seinen Leuten.«

Poddubnyj war ein hagerer, sehniger Mann, der auf einem Auge schielte und viele Warben im Gesicht hatte. Sein Kittel war zerrissen, er ging mit krummen Knien, schwerfällig wie ein Mensch, dessen Kräfte fast erschöpft sind

»Was gibt's?« — fragte ihn einer der Räuber.

»Ihr habt wohl wieder was abgekriegt?« — meinte ein anderer.

»Abgekriegt hat jemand, aber nicht wir,« — erwiderte Poddubnyj, sich ans Feuer setzend. — »Seht, Kinderchen, viel Sünden haben auf meiner Seele gelegen,

aber heute bin ich wohl die Hälfte davon los geworden.«

»Erzähle!« — riefen die Räuber.

Poddubnyj wandte sich an seine Abteilung. »Bringt mir den Heiden her, Brüder.«

Ein gefesselter kleiner Mann in gestreiftem Kaftan wurde ans Feuer geführt. Auf seinem dicken Kopf ragte eine spitze Mütze mit gebognen Rändern. Seine flache Nase, die hervortretenden Backenknochen und die geschlitzten Augen zeugten von seiner asiatischen Herkunft.

Einer von den Leuten des Poddubnyj brachte Speer, Köcher und Bogen, die man dem Gefangenen abgenommen hatte.

»Ja, das ist ja ein Tatar!« — rief die Menge.

»Ein Tatar, und noch was für einer,« — sagte Poddubnyj, — »wir sind kaum mit ihm fertig geworden, so stark ist der Kerl. wäre Mitjka nicht dabei gewesen, er wäre uns entwischt. Heute morgen paßten wir an der Rjasanschen Straße auf, da kam deswegs ein Kaufmann, den hielten wir natürlich an. Er aber sagt zu uns: »Bei mir werdet ihr nichts mehr finden, ich komme von Rjasan, da haben die Tataren den Weg verlegt. Die haben mich ausgeplündert bis aufs Letzte. Ich kehre nach Moskau mit leeren Händen zurück.«

»O die Gauner,« — sagte einer aus der Menge.

»Was habt ihr mit dem Kaufmann getan?« — fragte ein anderer.

»Wir gaben ihm ein wenig Geld auf den Weg und ließen ihn laufen. Bald danach fiel uns ein Bauer in die Hände, der erzählte, gestern sei sein Dorf von den Tataren überfallen und niedergebrannt worden. Bald trafen wir selber auf frische Spuren, nach unserer Schätzung sind es wenigstens tausend Pferde gewesen. Und dann kamen uns viele Bauern mit ihren Weibern und Kindern entgegen. Alles schrie und heulte, auch ihr Dorf sei abgebrannt, die Tataren hätten die Kirche geplündert, die Heiligenbilder zerschlagen, aus den Altardecken Schabracken für ihre Pferde gemacht.«

»Die Verfluchten,« — schrien die Räuber, — »daß die Erde diese Teufel auf sich rumlaufen läßt!«

»Und den Popen haben sie an den Schwanz eines Pferdes gebunden.«

»Den Popen? Wie, hat denn diese Teufelssöhne der Blitz nicht gleich erschlagen?«

»Ja, das weiß Gott!«

»Hat denn der russische Mensch keine Hände, um sich gegen den Tataren zu wehren?«

»Seht, das ist es eben. Es sind zu wenig Hände da. Die jungen Leute sind zum Kriegsdienst eingezogen, und die Regimenter hat man fortgeschickt. Da sind zu Hause nur die Weiber und alten Leute geblieben, und das eben gefällt dem Heidenvolk, daß niemand da ist, der sie gehörig empfangen könnte.«

»O, ich wollte sie schon richtig empfangen,« — rief einer aus der Menge.

»Auch ich, auch ich,« — stimmten andere ihm bei.

»Aber, wie habt ihr denn den Heiden da gefangen?«

»Seht, das kam so. wir lagen am Wege und hörten Pferdegetrappel. — Ich sagte zu den andern, — »wir wollen uns hinter die Sträucher verstecken und schauen, wer da geritten kommt.« Wir also liegen auf der Lauer, da sehen wir, es kommen etwa dreißig Mann geritten in ebensolchen Mützen, mit solchen Spießeln, Bogen und Köchern wie dieser da. »Das sind sie,« — sagte ich zu den andern, — »schade, daß unserer so wenige sind, sonst würden wir sie gleich abfangen.« Da hat sich dem einen von ihnen ein Sack vom Sattel gelöst und ist zur Erde gefallen. Er hielt an und stieg vom Pferde, um seinen Sack aufzuheben. — Da sagte ich zu den andern, — »den Burschen wollen wir fassen.« Wir sprangen vor und stürzten uns auf ihn. Aber sieh mal an, der hat bloß so mit den Schultern gemacht, da hat er uns alle abgeschüttelt. Wir wieder auf ihn drauf, und wieder schüttelt er uns ab und greift zu seinem Speer. — Da sagt Mitjka: — »Macht Platz, Brüder, und stört mich nicht.« Wir traten zur Seite, er sprang vor, riß dem Tataren den Speer aus der Hand, packte ihn am Kragen und drückte ihn zu Boden. Da haben wir ihm einen Handschuh ins Maul gestopft und haben ihn gebunden wie einen Hammel.«

Die Räuber sahen Mitjka bewundernd an. »Ja, der wirft auch einen Stier an den Hörnern zu Boden,« — sagte Poddubnyj.

»Was meinst du, Mitjka,« — fragte ihn einer seiner Kameraden, — »kannst du einen Stier zu Boden werfen?«

»Warum denn nicht,« — erwiderte Mitjka, ging aber beiseite, da er zu Gesprächen offenbar nicht aufgelegt war.

»Was hatte denn der Tatar im Sack?« — fragte Chlobko.

»Da seht mal her, Kinder!«

Poddubnyj band den Sack auf und entnahm ihm ein Meßgewand, zwei silberne Muttergottesmünzen und ein goldnes Kreuz.

»O der Hund!« — rief die ganze Menge, — »da hat er also die Kirche beraubt.«

Serebrjannyj sah die Entrüstung der Räuber, und eine Hoffnung stieg in ihm auf.

»Kerls,« — sagte er, — »ihr seht, wie das verfluchte Tatarenpack den christlichen Glauben verhöhnt, ihr seht, was das Heidenvolk dem heiligen Rußland antun will. Was meint ihr, Kinder, sind auch wir solche Heiden geworden, wollen wir die heiligen Geräte der Kirche dem Sohn der Fremden preisgeben? Lassen wir es zu, daß die Unchristen unsere russischen Dörfer verbrennen und unsre Brüder erschlagen?«

Ein dumpfes Murren lief durch die Menge.

»Kerls,« — sprach der Fürst weiter, — »wer von uns hat keine Sünden auf dem Gewissen? Laßt uns wieder gutmachen, was wir gesündigt haben. Wir wollen uns Gottes Vergebung verdienen, indem wir alle, wie wir hier sind, uns aufmachen, die Feinde der Kirche und der russischen Erde niederzuschmettern.«

Seine Worte machten einen starken Eindruck. Manches verhärtete Herz fühlte sich im Innersten getroffen, und in mancher rauhen Brust regte sich die Liebe zur Heimat. Die Alten nickten mit den Köpfen, die Jungen sahen einander an, einzelne Ausrufe wurden laut.

»Wahrlich,« — rief einer, — »es darf nicht geschehen, daß die heiligen Kirchen Gottes dem Spotte preisgegeben werden.«

»Es darf nicht geschehen,« — wiederholten andere.

»Zweimal stirbt man nicht, und einmal läßt sich's nicht vermeiden. Besser im Kampfe fallen, als auf dem Galgen enden.«

»Wahr!« — rief ein alter Räuber. — »Im ehrlichen Kampf ist auch der Tod schön.«

»Macht, was ihr wollt,« — rief vortretend ein junger Hitzkopf, — »ich gehe gegen die Tataren!«

»Auch ich, auch ich!« — riefen mehrere.

»Man sagt von euch,« — fuhr Serebrjannyj fort, — »daß ihr Gott vergessen habt und daß ihr ohne Seele und Gewissen seid. So zeigt denn jetzt, daß, wer so spricht, lügt. Zeigt, daß, wenn es darauf ankommt, für Vaterland und Glauben zu kämpfen, ihr nicht zurücksteht hinter andern Kriegern, daß ihr nicht schlechter seid als die Opritschniki.«

»Wir wollen kämpfen!« — riefen die Räuber.

»Der Heide soll des heiligen Rußlands nicht spotten dürfen.«

»Auf gegen die Unchristen!«

»Führe uns gegen das Tatarenpack!«

»Führe uns, wir kämpfen für den Glauben!«

»Kerls,« — sprach der Fürst, — »wenn dann der Zar sehen wird, was wir für Kerls sind, dann wird er uns unsre Schuld vergeben, er wird sagen: Ich brauche keine Opritschnina mehr, ich habe genug treue Diener auch ohne sie!«

»Das soll er sagen!« — riefen die Räuber, — »wir dienen ihm mit Leib und Leben!«

»Bin ich denn aus freien Stücken zu den Räubern gegangen?« — meinte einer.

»Und ich?« — fiel ein anderer ein.

»So wollen wir denn, wenn's sein muß, für Rußland unser Leben lassen!« — rief der Fürst.

»Wir sind bereit!« — erscholl es zur Antwort.

»Nun denn,« — fuhr Serebrjannyj fort, — »wenn wir gegen die Feinde Rußlands kämpfen, so gehört es sich, daß wir zuerst auf das Wohl des Zaren von Rußland trinken. Bringt mir einen Becher!«

Der Becher wurde ihm gebracht, und alle füllten ihre Trinkgefäße.

Serebrjannyj rief: »Es lebe unser großer Herrscher, Zar Iwan Wassiljewitsch!«

»Es lebe der Zar!« — klang es in der Runde.

»Es lebe das russische Land!«

»Es lebe das russische Land!« — wiederholten die Räuber begeistert.

Nieder mit den Feinden Rußlands, den Feinden des rechten christlichen Glaubens!«

»Nieder mit den Tataren, verderben sollen die Unchristen!«

»Führe uns gegen das Tatarenpack! Wo sind sie, die Barbaren, die unsre Kirchen niederbrennen?«

»Führe uns, führe uns!« — schallte es von allen Seiten.

»Ins Feuer mit dem Tataren!« — rief einer.

»Ins Feuer mit ihm,« — wiederholten andere.

»Haltet ein, Kinder,« — sagte Serebrjannyj, — »wir wollen ihn erst verheören. Antworte,« — wandte er sich an den Tataren, — »sind eurer viele, wo ist euer Lager?«

Der Tatar machte ein Zeichen, daß er nicht verstehe.

»Warte, Fürst,« — sagte Poddubnyj, — »wir werden ihm die Zunge lösen. Gib, Chlobko, Feuer her. So, wirst du nun reden?«

»Ich werde,« — schrie der Tatar.

»Seid ihr viele?«

»Viel, viele, Onkel!«

»Wie viele?«

»Zehntausend, Onkel, und morgen kommen hunderttausend.«

»So seid ihr nur der Vortrupp. Wer führt euch?«

»Der Chan.«

»Der Chan selber?«

»Nicht selber. Der Chan kommt morgen. Uns führt Schichmat.«

»Wo ist sein Feldlager?«

Der Tatar machte wieder ein Zeichen, daß er nicht verstehe.

Poddubnyj hielt ihm ein brennendes Scheit vor die Nase.

»Das Lager ist nah, Onkel, ganz nah. Es sind keine zehn Werst bis hin.«

»Zeig uns den Weg!« — sagte Serebrjannyj.

»Ich kann nicht, Onkel. Nachts kann ich nichts sehen, morgen, Onkel.«

Poddubnyj hielt das brennende Scheit unter seine zusammen gebundenen Hände.

»Wirst du den weg auch im Dunkel finden?«

»Ich finde ihn, Onkel.«

»Gut,« — sagte Serebrjannyj, — »jetzt stärkt euch, Brüder, gebt auch dem Tataren etwas zu essen, und dann macht euch fertig, wir wollen dem Feinde zeigen, was russische Kraft ist.«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Vorbereitungen zur Schlacht.

Es gab ein Hin und Her, ein Laufen und ein Schreien. In der allgemeinen Geschäftigkeit war Maxim nicht dazu gekommen, dem Fürsten zu danken. Als endlich die Gruppen sich geordnet hatten, und man aus dem Walde aufs freie Feld hin austrat, ritt Maxim, dem man sein Pferd und seine Waffen wiedergegeben hatte, an den Fürsten heran.

»Nikita Romanytsch,« — sagte er, — »den Bären hast du mir heute zurückgezahlt.«

»Dazu leben wir auf der Welt, Maxim Grigorjitsch, um einander zu helfen,« — erwiderte Serebrjannyj.

»Fürst,« — fiel Perstenj ein, der an der andern Seite des Fürsten ritt, — »vorhin, als ich dich so sah, da mußte ich denken: Ach schade, daß ihn der nicht sieht, den ich an der Wolga zurückgelassen habe. Ob er auch ein Räuber ist wie ich, du würdest ihn doch liebgewinnen, Fürst, und er würde dich liebgewinnen. Nimm mir's nicht übel, ihr seid einander ähnlich. Vorhin, als du vom heiligen Rußland sprachest und deine Augen leuchteten, da dachte ich an ihn, an Jermak Timofejtsch. Zwar nur ein Räuber ist er, aber die Heimat liebt er wie nur einer. Mehr als einmal hat er's mir gesagt, es bedrücke ihn, so nutzlos hinzuleben, er möchte gern der Heimat einen Dienst erweisen. O, wenn er jetzt mit uns wäre, er allein ist eine ganze Hundertschaft wert. Wenn er schreit: Mir nach, Kinder! dann ist dir's, als ob du selber größer und stärker wirft und nichts dich aufhalten könnte. Du gleichst ihm, Nikita Romanytsch, bei Gott, ich sag es nicht, um dich zu kränken.«

Perstenj schwieg und sann vor sich hin. Serebrjannyj ritt vorsichtig, in die Dunkelheit hinausspähend. Auch Maxim schwieg. Dumpf dröhnte hinter ihnen der Schritt der marschierenden Räuber. Die große Stille der Sternennacht lag über der schlafenden Erde. Lange marschierten sie in der Richtung, die der Tatar ihnen gewiesen hatte, der, von Chlobko und Poddubnyj bewacht, mitging.

Plötzlich wurden aus der Ferne gleichmäßige seltsame Laute hörbar. Es klang weder wie eine menschliche Stimme, noch wie ein Horn, noch wie ein Saiteninstrument. Es war wie das Rauschen des Windes im Schilf, aber zugleich gläsern und metallisch.

»Was ist das?« — fragte der Fürst, sein Pferd anhaltend.

Perstenj nahm seine Mütze ab und neigte lauschend den Kopf bis auf den Hals des Pferdes. Die Töne dauerten fort, bald wie ein Rauschen des Waldes, bald wie Harfenklang. Plötzlich schwiegen sie, wie wenn der Steppenwind sich legt.

»Der Musikant hat geendet,« — sagte Perstenj lachend, — »o, er hat einen langen Atem.«

»Was ist es denn?« — fragte der Fürst.

»Die Tschebusga,« — erwiderte Perstenj, — »das ist bei ihnen dasselbe, was bei uns die Hirtenflöte oder Schalmei ist, es müssen Baschkiren sein. Der Chan hat ja allerlei zusammen gelaufenes Volk gesammelt, da sind Kasaner Tataren und Astrachaner und allerlei Nogaier. Horch, jetzt fangen sie wie der an zu blasen.«

Die Musik begann wie ein neuer Windstoß, ging in lange klagende Laute über und endete wie in einem Pferdegewieher.

»Aha,« — sagte Perstenj, — »diesmal ist ihm der Atem aus gegangen, dem Hundesohn.«

Doch jetzt erhoben sich neue Töne, lauter als die bisherigen. Es klang wie das Läuten vieler kleiner Glocken.

»Was die für Kehlen haben,« — sagte Perstenj, — »denn sie bringen diese Töne mit der Kehle hervor. Horch, wie sie jetzt loslegen, die Teufelskinder.«

Fröhliche Laute mischten sich mit klagenden melancholischen, aber es war nicht die russische Melancholie und nicht die russische Freude. Es war der Ausdruck eines Nomadenvolks, das kriegerisch von Land zu Land zog, im Innersten eine Sehnsucht mit sich führend nach irgendeiner ersten, unbekannten Heimat.

»Fürst,« — sagte Perstenj, — »wir sind nicht weit vom Lager, ich vermute, daß man von jenem Bergkamm aus ihre Feuer sehen wird. Gestatte, so will ich vorausgehn, ich kenn mich mit den Tataren aus. Oft genug bin ich ihnen an der Wolga begegnet. Und du laß unterdessen die Leute ein wenig ausruhn.«

»Geh mit Gott,« — sagte der Fürst, und Perstenj sprang vom Pferde und verschwand in der Dunkelheit. Die Räuber sahen ihre Waffen nach und streckten sich auf der Erde aus. Niemand sprach, alle begriffen die Wichtigkeit der begonnenen Sache und die Notwendigkeit bedingungslosen Gehorsams und strenger Ordnung. Von fernher tönte die Tschebusga, der Mond und die Sterne schienen herab, die Nacht war still und feierlich, und nur von Zeit zu Zeit bewegte ein leichter Wind das hohe weiche Steppengras in silbernen Wellen.

Etwa eine Stunde war vergangen. Perstenj war noch nicht zurück. Der Fürst begann schon die Geduld zu verlieren, als plötzlich, drei Schritt von ihm entfernt, eine Gestalt sich aus dem Grase aufrichtete. Der Fürst griff nach seinem Säbel.

»Still, Fürst, ich bin's,« — sagte Perstenj leise lachend, — »siehst du, genau so bin ich an die Tataren herangeschlichen, ich habe mir alles genau angesehen und kenne jetzt ihr Lager wie meine Erdhütte. Wenn du gestattest, Fürst, will ich mit zehn wackern Leuten vorausgehn, ich werde den Tabun der Pferde scheu machen und eine große Verwirrung anrichten, und du unterdessen, wenn du's für richtig hältst, könntest sie von zwei Seiten angreifen, und gleich mit ordentlichem Geschrei. So will ich selber ein Tatar sein, wenn wir nicht wenigstens die Hälfte gleich niedermetzeln. Ich sag das nur für den Anfang, solange es dunkel ist; sobald es hell wird, wirst du selber sehen, wie die Dinge liegen.«

Serebrjannyj kannte die Geschicklichkeit und Schlaueit Perstenjs und ging auf seinen Plan ein.

»Kinder,« — sagte Perstenj zu den Räubern, — »wir haben Streit miteinander gehabt, wer aber an Vergangenes erinnert, dem schlage man auf den Mund. Wer Lust zu einem kühnen Stückchen hat, der komme mit mir. Ich brauche zehn Mann.«

»Such dir aus, wen du magst,« — erwiderten die Räuber, — »wir alle sind bereit, mit dir zu gehen.«

»Ich danke euch, Kinder, und wenn ihr das Vertrauen zu mir habt, so suche ich mir jetzt die zehn Mann aus.«

Perstenj nannte die Namen von zehn Leuten, darunter Chlobko und Poddubnyj, auch Mitjka war vorgetreten.

»Dich hab ich nicht genannt, Mitjka, du taugst zu unsrer Sache nicht, bleibe beim Fürsten. Nehmt die Säbel ab, Kinder, sie sind beim Kriechen hinderlich. Die Messer werden uns genügen. Doch wohlgemerkt, wer mitkommt, tut es freiwillig, und wer nicht pariert, den mach ich kalt.«

»Gut, gut,« — sagten die von Perstenj ausgesuchten, — »befiehl, so wird es ausgeführt, du kannst dich auf uns verlassen.«

»Siehst du, Fürst, diesen Bergrücken,« — wandte der Ataman sich an Serebrjannyj, — »du siehst von dort aus ihre Feuer, und mein Rat ist, auf jenem Bergrücken Halt zu machen und zu warten, bis ihr mein Geheul hört. Sobald ich den Tabun scheu gemacht habe, fällt ihr über die Heiden her. Sie können nirgendhin entfliehen. Von der einen Seite werden wir sein, von der andern sperrt ihnen ein Fließchen und ein Sumpf den Weg, und ihre Pferde werden sie nicht wieder einfangen.«

Dem Fürsten gefiel dieser Vorschlag, und Perstenj verschwand mit den zehn ausgesuchten Leuten im hohen Grase, und nur ein scharfes Auge hätte an der Bewegung des Grases ihre Fortbewegung bemerken können. Schon nach einer halben Stunde waren sie dicht vor den ersten tatarischen Zelten.

Perstenj hob vorsichtig den Kopf. Fünfzig Schritt vor ihm brannte ein Reisigfeuer und beleuchtete mehrere Baschkiren, die mit untergeschlagenen Beinen im Kreise um das Feuer saßen. Ihre Bekleidung war eine verschiedenartige, der eine hatte einen bunten Schlafrock an, der andre einen Schafpelz, der dritte einen zerrissenen Kaftan aus Kamelshaar. Neben ihnen ragten, in die Erde gesteckt, ihre Speere, die ihre langen Schatten bis zu Perstenj und seinen Leuten warfen. Der ihrer Bewachung anvertraute Tabun, bestehend aus einigen tausend Pferden, weidete nicht weit davon in dichtem Haufen. Andre Feuer, etwa hundert Schritt von dem ersten entfernt, beleuchteten unzählige kleine Zelte aus Filzstoff.

Die Baschkiren bewachten ihren Tabun nicht besonders aufmerksam. Von der Wolga bis Rjasan waren sie nirgends einem ernstlichen Widerstande begegnet. Sie wußten, daß unsere Truppen aus der Gegend entfernt waren, und um die Wölfe zu vertreiben, meinten sie, genügten die Tschebusga und ihre sonderbaren Kehllaute. Vier von ihnen bliesen auf kleinen Flöten, die aus dem Stengel der Wiesendistel geschnitzt waren. Sie holten tief Atem und bliesen, die Finger schnell

bewegend, solange, bis ihnen die Luft ausging. Andere fielen mit ihren Kehllauten ein, und das Feuer beleuchtete ihre breitknöchigen Gesichter.

Eine Weile ergötzte sich Perstenj an diesem Anblick, überlegend, ob er sich gleich auf die Baschkiren stürzen und sie nieder machen oder zuerst die Pferde auseinanderjagen sollte. Beides erschien ihm höchst vergnüglich.

»Welch ein Tabun,« — dachte er, den Atem anhaltend, — »wenn man die Pferde in der richtigen Weise scheu macht, so werden sie die Zelte umrennen und eine Verwirrung anrichten, daß keiner wissen wird, was los ist. Aber auch diese Burschen hier sitzen gar zu verlockend und sind so vertieft in ihre Musik, daß man sich bis auf zwei Schritte an sie heranschleichen kann.«

Und Perstenj wollte sich den blutigen Spaß nicht versagen.

»Rescheto,« — flüsterte er dem neben ihm liegenden Kameraden zu, — »kannst du gut schreien?«

»Warum nicht du?« — fragte flüsternd Rescheto.

»Ich bin, scheint mir, ein wenig heiser.«

»Gut, ich will schreien, soll ich gleich anfangen?«

»Warte, krieche von dort her an den Tabun heran, krieche möglichst nah heran, und sobald die Pferde dich merken und die Ohren spitzen, dann schrei so laut du kannst und jage sie alle auf die Seite zu.«

Rescheto nickte mit dem Kopf und tauchte im Grase unter.

»Jetzt, Brüder« — flüsterte Perstenj den übrigen acht Mann zu, — »kriecht hinter mir her, aber vorsichtig, daß uns die Unchristen nicht zu früh bemerken. Es sind ihrer zwanzig, und wir sind neun. Ich nehme auf mein Teil vier, bleiben für jeden von euch zwei. Sobald ihr Rescheto schreien hört, stürzt ihr vor und brüllt und grade drauf auf sie. Seid ihr bereit?«

»Bereit!« — flüsterten die acht.

Der Ataman hielt den Atem an und zog vorsichtig sein langes Messer aus dem Gurt, dann krochen sie vor.

Sechszwanzigstes Kapitel

Die Kreuzbrüderschaft.

Während dieser Vorbereitungen wartete Serebrjannyj einige hundert Schritt von dem feindlichen Lager entfernt mit Ungeduld auf das verabredete Zeichen.

Maxim war nicht von seiner Seite gewichen und hatte schweigend neben ihm gesessen.

»Fürst,« — sagte er jetzt, — »bald wird der Kampf beginnen, und wenn die liebe Sonne aufgeht, dann werden viele von uns schon nicht mehr unter den Lebenden sein, und ich wollte dich etwas bitten.«

»Was wolltest du mich bitten, Maxim?«

»Es ist nicht schwer, nur weiß ich nicht, wie ich dir's sagen soll.«

»Sprich, Maxim, wenn ich dir deinen Wunsch erfüllen kann, tu ich's gewiß gerne.«

»Siehst du, Fürst, ich will dir die ganze Wahrheit sagen. Die Sloboda habe ich heimlich verlassen gegen den Willen meines Vaters, ohne wissen der Mutter. Ich hielt's nicht länger aus unter den Opritschniki, mich ekelte ihr Leben, ich wäre ins Wasser gegangen. Siehst du, Bojar, ich bin der einzige Sohn meiner Eltern. Ich bin schon achtzehn Jahre alt, und, glaub mir's, ich habe noch nie einen Menschen gehabt, mit dem ich ein gutes Wort wechseln konnte. Immer bin ich allein gewesen, niemand war mir Kamerad, von denen hat jeder immer nur daran gedacht, wie er den andern übervorteilen und selber zu Ehren gelangen könnte. Kein Tag verging ohne Folterungen und Hinrichtungen. In die Kirche ist man fortwährend gelaufen, aber draußen hat man es schlimmer getrieben als die Räuber, mochte ganz Rußland zugrunde gehn, wenn man nur selber etwas dabei gewann. So grimmig der Zar ist, so hört er zuweilen doch auf die Wahrheit. Hätte nur eine Zunge sich geregt, ihm die Wahrheit zu sagen, aber alle sind vor ihm gekrochen, und nie hat einer gewagt zu widersprechen. Da kamst du, Fürst, und mein Herz ist froh geworden, wie ich dich sah, als hätte ich endlich einen Freund, einen Verwandten gefunden. Noch wußte ich nicht, wer du bist, und schon hatte ich dich lieb gewonnen. Deine Augen blickten anders, wenn du sprachst, klang es anders. Siehst du, Godunow, der ist vielleicht auch besser als die andern, aber er ist doch nicht so wie du. Ich sah dich, wie du ohne Waffen dem Bären gegenüberstandes, ich sah, wie Basmanow nach der Vergiftung des Bojaren dir den Becher brachte, ich sah, wie man dich auf den Richtplatz führte, ich sah dich heute, wie du mit den Räubern sprachest, es riß mich so zu dir hin, ich hätte dir um den Hals fallen mögen. wundre dich nicht, Fürst, über meine törichte Rede, ich will dir meine Freundschaft nicht aufdrängen, denn ich weiß wohl, wer du bist und wer ich bin. Aber was soll ich machen, wenn ich die Worte nicht zurückhalten kann, da mein Herz dir zu fliegt.«

»Maxim,« — sagte Serebrjannyj und drückte dem Jüngling fest die Hand, — »auch ich habe dich lieb gewonnen wie einen Bruder.«

»Ich danke dir, Fürst, und wenn es schon dahin gekommen ist, so laß mich dir alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich sehe, du stößt mich nicht zurück, du verschmähst mich nicht. So laß mich dich bitten, jetzt vor der Schlacht, nach alter christlicher Sitte: wir wollen uns verbrüdern. Das ist meine ganze Bitte, nimm sie nicht für ungut, Fürst. Wenn ich sicher wüßte, daß es uns beschieden wäre, noch lange miteinander zu leben, dann hätte ich nicht darum gebeten, denn ich weiß wohl, daß es mir nicht geziemt, mich deinen Bruder zu nennen. Jetzt aber . . . «

»Sprich nicht so,« — unterbrach ihn Serebrjannyj sanft, — »warum solltest du nicht mein Bruder sein. Mein Geschlecht ist vornehmer als deins, vor den Menschen gilt es mehr, hier aber im freien Felde angesichts des Feindes sind wir gleich, Maxim. Ja überall sind wir gleich, wo wir vor Gott stehen und nicht vor den Menschen. Laß uns Brüder sein, Maxim!«

Und der Fürst nahm das Kreuz, das er an einer goldnen Halskette auf der Brust trug, ab und gab es Maxim. Auch Maxim nahm sein Kreuz ab. Es war ein einfaches kupfernes Kreuzlein an einer seidnen Schnur. Er küßte es und bekreuzigte sich.

»Nimm es, Nikita Romanytsch. Mit ihm hat die Mutter mich gesegnet, als wir noch arme Leute, noch nicht beim Zaren zu Ehren gekommen waren. Hüte es, es ist mein kostbarstes Eigentum.«

Sie tauschten die Kreuze, bekreuzigten sich noch einmal und umarmten sich. Maxims Augen leuchteten.

»Jetzt bist du mein Bruder, Nikita Romanytsch. Was auch geschehen mag, ich bin untrennbar mit dir verbunden. wer dein Freund ist, der ist auch mein Freund, wer dein Feind ist, der ist auch mein Feind. Mit deiner Liebe werde ich lieben, mit deinem Haß hassen, mit deinen Gedanken denken. Jetzt kann ich fröhlich sterben und ohne Bitternis leben. Ich weiß, für wen ich lebe oder sterbe.«

»Maxim,« — sagte Serebrjannyj tief bewegt, — »Gott sieht, daß auch ich mit ganzer Seele dein Bruder geworden bin. Ich werde mich von dir nicht trennen, es trenne uns denn der Tod.«

»Nein, wir trennen uns nicht, Nikita Romanytsch, wir wollen uns nicht trennen. Gibt Gott, daß wir am Leben bleiben, so werden wir zusammen darnach suchen, was wir für unsre Heimat tun, welchen Dienst wir dem heiligen Rußland erweisen können. Es kann nicht sein, daß in Rußland schon alles verdorben und verloren wäre, und daß man dem Zaren nicht auch in andrer Weise dienen kann als in der Opritschnina.«

Maxim hatte begeistert gesprochen, plötzlich hielt er inne und faßte Serebrjannyjs Hand. Ein durchdringendes Geheul hatte die Stille der Nacht zerrissen, die Luft zitterte, die Erde bebte. Ein wirres Getöse drang von dem feindlichen Lager her. Einige Pferde sprengten wild mit gesträubter Mähne an Serebrjannyj und Maxim vorüber.

»Es ist Zeit!« — rief Serebrjannyj, sprang in den Sattel und zog den Säbel. — »Hört auf mich, Kinder, lauft nicht alle auf einen Haufen und zerstreut euch nicht zu weit, jeder kenne seinen Platz. Mit Gott mir nach!«

»Auf, auf,« — erscholl es von allen Seiten, — »hört auf den Fürsten!«

Und in geordneten Reihen setzte die Schar sich in Bewegung und überschritt den Zügel, der den Ausblick ins Tal öffnete. Unten sah man die Lagerfeuer der Tataren, aber ein neuer, unerwarteter Anblick bot sich den erstaunten Augen,

Rechts vom Lager zog es wie eine feurige Schlange über die Steppe hin, wurde immer länger und breiter und wälzte sich auf das Lager zu.

»Perstenj,« — riefen die Räuber, — »da seht, er hat die Steppe angesteckt, der Wind treibt die Flamme gerade auf die Heiden zu.«

Der Brand wuchs mit gewaltiger Schnelligkeit. Die ganze Steppe rechts vom Lager verwandelte sich in ein Feuermeer. Schon ergriffen ihre Wellen die äußern Zelte und erleuchteten hell das Lager, das einem aufgewühlten Ameisenhaufen glich. Die Tataren liefen, vor dem Feuer fliehend, den Leuten Serebrjannyjs gerade entgegen.

Schmetternd erklang die Stimme des Fürsten. »Vorwärts, Kinder, stoßt sie ins Wasser, treibt sie ins Feuer!«

Mit einmütigem Schrei gingen die Räuber vor, warfen sich den Tataren entgegen, und das Gemetzel begann . . .

Als die Sonne aufging, dauerte der Kampf immer noch fort, aber das Feld war besät mit vielen toten Tataren.

Bedrängt von der einen Seite durch den heranschwellenden Brand, von der andern Seite durch die Leute des Fürsten, wußte der Feind nicht, wohin er sich retten sollte. Etliche wandten sich dem Flusse zu und blieben im Sumpf stecken, andre versuchten durchs Feuer zu springen und erstickten im Rauch. Der scheu gewordne Tabun hatte das Lager überrannt, die Zelte zerstampft und überall die Verwirrung noch vermehrt. Freund und Feind nicht mehr von einander unterscheidend, fielen die Tataren sich gegenseitig an. Ein Teil, dem es gelungen war, durchs Feuer durchzubrechen, zerstreute sich in Unordnung über die Steppe, ein anderer Teil, von ihrem Führer Schichmat mit Mühe gesammelt, schwamm über den Fluß und nahm auf dem andern Ufer Aufstellung. Tausende von Pfeilen flogen von dorthier zu den triumphierenden Russen herüber. Die Räuber, nur mit Nahkampfwaffen versehen, begannen vor dem schießenden Feinde, der jenseits des sumpfigen Flusses stand, zu weichen. Vergeblich versuchte Serebrjannyj mit Bitten und Drohungen die in ihrem Kampfesmut erschütterten aufzuhalten. Schon begannen einzelne Abteilungen der Tataren unter dem Schutz der Pfeile den Fluß zurück zu überschwimmen, Serebrjannyj in der Flanke bedrohend, als plötzlich Perstenj herbeigeeilt kam. Sein dunkles Gesicht flammte, sein Hemd war zerrissen, von seinem Messer troff Blut.

»Steht, Freunde,« — rief er, — »haltet euch, ihr kühnen Habichte, hat euch der Rauch die Augen getrübt. Seht ihr denn nicht, daß uns Hilfe kommt!«

In der Tat, am jenseitigen Ufer wurde eine Truppe sichtbar, die in Schlachtordnung heranrückte. Ihre Piken und Hellebarden funkelten in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

»Aber das sind ja auch Tataren,« — sagte jemand.

»Bist selbst ein Tatar,« — schrie Perstenj ihn wütend an, — »marschiert denn so eine Tatarenhorde, und kommen die Tataren jemals zu Fuß? Und sieh dir doch mal den an, der auf dem Schimmel vorausreitet, trägt der einen Tatarenpanzer?«

»Rechtgläubige sind's,« — riefen mehrere Stimmen, — »sieht, Brüder, die Rechtgläubigen kommen uns zu Hilfe!«

»Siehst du, Fürst,« — sagte Perstenj, — »die Teufelskinder schießen schon nicht mehr so dicht, sie haben gemerkt, daß von der andern Seite auch was kommt, und sobald jene Abteilung sie angreift, will ich dir eine Furt zeigen, wo wir den Fluß überschreiten können, um ihnen in die Flanke zu fallen.«

Die heranrückende Truppe war bald so nahe, daß man deutlich ihre Waffen und ihre Bekleidung unterschied. Diese waren fast so verschiedenartig wie die der Räuber. Über ihren Köpfen ragten Dreschflegel, Sensen und Mistgabeln, nur die vordersten Reihen hatten einheitliche Röcke, Lanzen und Hellebarden. Auch ein Reitertrupp tauchte auf, geführt von einem schlanken jungen Mann. Unter seinem funkelnden Helm hervor fiel das Haar ihm in blonden Locken bis auf die Schultern. Sein silbergraues Pferd bäumte sich, tänzelte und wieherte mutig dem Feinde entgegen.

Ein Hagel von Pfeilen flog dem Führer und seinem Gefolge entgegen.

Inzwischen hatte der Fürst mit seiner Truppe die Furt über schritten und stieß in heftigem Angriff gegen die Menge der Feinde vor, die gleichzeitig von der andern Seite angegriffen wurden. Von neuem entbrannte die Schlacht.

Eine Stunde mochte sie gewährt haben, da lenkte Serebrjannyj sein Pferd aus dem Getümmel, um es am Fluß zu tränken und um die Sattelriemen fester zu ziehen. Maxim erblickte ihn und sprengte herbei.

»Nikita Romanytsch,« — rief er fröhlich, — »Gott ist sichtbarlich auf Rußlands Seite, der Sieg wird unser.«

»Ja,« — erwiderte Serebrjannyj, — »dank dem Bojaren, der uns zu Hilfe kam. Schau nur, wie er nach rechts und links die Feinde niedermäht. Wer ist's? Ich meine, ich müßte ihn kennen.«

»Wie, hast du ihn denn nicht erkannt?«

»Kennst du ihn denn?« - »Wie sollte ich ihn denn nicht kennen, viel Sünden werden ihm erlassen sein für den heutigen Tag. Auch du kennst ihn, Nikita Romanytsch, es ist ja Fedjka Basmanow.«

»Basmanow? Der? Ist er es wirklich?«

»Er ist's, aber er gleicht sich selbst nicht mehr. Man schämt sich, wenn man daran denkt, wie er im Weiberrock getanzt hat, und jetzt sieh nur, wie er sich verändert hat. Die Bauern hat er gesammelt, um die Heimat zu verteidigen, auch in ihm ist wohl der russische Geist erwacht. Doch woher kam ihm plötzlich solche Kraft?« — Maxim sprach begeistert, seine Augen blitzten. — »Ja, wen hätte dieser Tag nicht verändert, auch ich erkenne mich selbst nicht wieder. Als ich aus der Sloboda hinausritt, da glaubte ich, mein Leben werde bald zu Ende sein. wohl

fühlte ich in mir die Lust, gegen die Unchristen zu kämpfen, aber nicht um zu siegen, — dafür, dachte ich, gibts Bessere als ich bin, — sondern nur, um meinen Kopf einem Tatarensäbel hinzuhalten. Jetzt ist alles anders, jetzt möchte ich leben, Nikita Romanytsch. Horch, wenn der Wind das Schlachtgetöse wegträgt, wie die Lerchen singen hoch oben unter dem Himmel. So fröhlich singt auch das Herz in mir, solche Kraft fühle ich und Lust zu leben, daß mir ein Jahrhundert zu kurz erschiene, und wie viele Gedanken habe ich gedacht, seit diese Morgenröte anbrach. So klar ist mir's geworden, so verständlich, wie viel Gutes zu tun möglich ist. Dich wird der Zar begnadigen, er kann nicht anders, er wird dich lieb gewinnen, Du aber nimm mich mit dir, laß uns zusammen denken und handeln für die Heimat, so wie Adaschew und Sylvester. Alles, alles will ich dir erzählen, was ich im Sinne und im Herzen habe. Aber jetzt leb wohl, Nikita Romanytsch, es ist Zeit, Schau, Basmanow scheint umringt, wenn er auch als Mensch nicht viel taugt, so muß man ihn doch heraushauen.«

Serebrjannyj sah Maxim liebevoll an.

»Schone dich, Maxim,« — sagte er, — »setz dich nicht unnütz der Gefahr aus. Sieh, du blutest.«

»Das ist Feindesblut,« — erwiderte Maxim, fröhlich sein beflecktes Hemd betrachtend, — »ich bin nicht verwundet, nicht einmal geschrammt, dein Kreuz hat mich geschützt.«

In diesem Augenblick kroch ein Tatar, der sich im Schilf versteckt hatte, ans Ufer, spannte seinen Bogen und richtete den Pfeil auf Maxim. — Der Bogen klirrte, die Sehne klang, der Pfeil schwirrte und traf Maxim in die weiße Brust, gerade unters Herz traf ihn die Spitze. Er schwankte im Sattel, er griff in des Pferdes Mähne. Nicht wollte er sterben, der junge Held, doch gekommen war seine Stunde, die ihm von Anbeginn vorher bestimmte. Er schwankte, er sank, er fiel, mit dem Fuß blieb er im Steigbügel hängen. Das Pferd bäumte sich, lief, schleifte den Reiter neben sich her. Maxim lag auf Gesicht und Brust, die Hände ausgestreckt, seine Locken fegten die feuchte Erde, und hinter ihm her zog eine Blutspur übers Feld.

Zur Sloboda wird eine schlimme Kunde gelangen. weinen wird Maxims alte Mutter. Wer wird ihr die Augen schließen, wer wird ihrer gedenken, wenn sie tot sein wird. Heiße Tränen wird sie weinen, aber nicht ruft sie ihr Kind zurück.

Zur Sloboda wird eine schlimme Kunde gelangen. Mit den Zähnen knirschen wird Maljuta, auf die gefangenen Tataren wird er sich stürzen, Berge von abgeschlagenen Köpfen wird er häufen, die gierige Seele mit Blut zu stillen, aber nicht ruft er sein Kind zurück.

Serebrjannyj sah, was geschah. Vergessen waren Schlacht und Feind. Nicht sah er, wie Basmanow die Unchristen vor sich hertrieb, wie Perstenj den Fliehenden den Weg abschnitt, er sah nur, wie das Pferd seinen Kreuzbruder über das Feld schleifte. Er sprang in den Sattel, er jagte hinterdrein, er packte den Zügel des fliehenden Pferdes, er warf sich zur Erde, er befreite den Freund aus dem Bügel.

»Maxim, Maxim,« — rief er niederknierend und den Kopf des Verwundeten aufrichtend, — »lebst du, mein Kreuzbruder, blick mich an, gib mir Antwort.«

Maxim öffnete die Augen und streckte die Hände nach dem Freunde aus.

»Leb wohl, mein Kreuzbruder, nicht war es uns bestimmt, zusammen weiterzuleben. Tu du allein, was wir zu zweien tun wollten.«

»Maxim,« — sagte Serebrjannyj, seine Lippen an die brennende Stirn des Sterbenden pressend, — »hast du mir noch etwas zu sagen?«

»Bringe der Mutter meinen letzten Gruß und sage ihr, daß ich gestorben bin, ihrer gedenkend.«

»Ich will's ihr sagen,« — erwiderte Serebrjannyj, die Tränen nur mit Mühe zurückhaltend.

»Und das Kreuz« — sagte Maxim, — »das, welches ich trage, gib es ihr. Meins aber trage du zum Gedächtnis deines Bruders.«

»Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen, mein Bruder, eine Liebe, derer du gedenkst? Scheue dich nicht, es mir zu sagen, Maxim. Wen soll ich noch von dir grüßen, außer der Mutter? Hast du keine Geliebte?«

»Die Heimat ist meine Geliebte, das heilige Rußland, das habe ich geliebt, nicht weniger als meine Mutter, eine andre Liebe habe ich nicht gehabt.«

Maxim schloß die Augen, sein Gesicht glühte, der Atem wurde schneller. Nach einer Weile blickte er den Freund wieder an.

»Bruder,« — sagte er, — »wenn du mir etwas Wasser geben könntest, recht kühles.«

Der Fluß war nahe. Der Fürst stand auf, schöpfte Wasser in seinen Helm und reichte es Maxim.

»Jetzt ist mir's etwas leichter,« — sagte der Sterbende, — »richte mich auf, hilf mir, daß ich mich bekreuzigen kann.«

Der Fürst stützte ihn. Er sah mit verlöschendem Blick umher, sah die fliehenden Tataren und lächelte.

»Ich hab dir's gesagt, Nikita Romanytsch, Gott ist auf unsrer Seite. Sieh, wie sie fliehen. Doch vor den Augen wird mir's dunkel, ach, ich hätte jetzt nicht sterben mögen.«

Blut quoll über seine Lippen.

»Herr, nimm meine Seele an,« — hauchte Maxim und sank tot zurück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Basmanow.

Die Leute Basmanows und die Räuber umringten Serebrjannyjs. Die Tartaren waren vollständig geschlagen, viele hatten sich gefangen nehmen lassen, andre waren geflohen. Für Maxim hub man ein Grab aus und bestattete ihn mit allen Ehren. Unterdessen ließ Basmanow am Ufer des Flusses sein persisches Zelt aufschlagen, und sein Haushofmeister überbrachte dem Fürsten, der Herr lasse ihn untertänigst bitten, mit ihm zu speisen.

Auf seidenen Kissen liegend, bereits frisiert und parfümiert, betrachtete Basmanow sich in einem Spiegel, den ihm ein junger Page kniend hinhielt. Basmanows Gesicht zeigte ein merkwürdiges Gemisch von List, Hochmut, Verweichlichung und Kühnheit, und durch dieses Gemisch blickte jene Abneigung, die den Opritschnik beim Anblick eines Bojaren nie verließ. In der Voraussetzung, Serebrjannyj müsse ihn verachten, sann er sogar hier, wo er die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllte, darauf, wie er sich am Gast rächen könnte, wenn dieser etwas von seiner Verachtung merken ließe. Als Serebrjannyj eintrat, begrüßte ihn Basmanow mit leichtem Neigen seines Hauptes, ohne jedoch sich zu erheben.

»Bist du verwundet, Fedor Alexejitsch?« — fragte Serebrjannyj einfach.

»Nein, ich bin nicht verwundet,« — erwiderte Basmanow, der diese Frage schon für Hohn hielt, dem man mit Unverschämtheit begegnen müsse, — »ich bin nur ein wenig erschöpft, und das Gesicht ist mir von der Sonne verbrannt, was meinst du, Fürst, wird diese Röte bald vergehn?« — fragte er, sich fortgesetzt im Spiegel betrachtend und an seinen Ohrgehänge zupfend, die aus großen Perlen bestanden.

Serebrjannyj wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

»Schade,« — fuhr Basmanow fort, — »heute werden wir nicht in die Badstube kommen. Bis zu meinem Stammgut sind es dreißig Werst, aber morgen, Fürst, tu mir den Gefallen, besuch mich. Da will ich dich besser aufnehmen als hier, und du sollst meine Reigentänzer sehen: eine Auslese von hübschen jungen Mädchen und die Burschen, — der älteste ist noch keine zwanzig Jahr.«

Basmanow sprach nachlässig und schnarrend.

»Ich danke dir,« — erwiderte Serebrjannyj kühl, — »aber ich eile zur Sloboda zurück.«

»Zur Sloboda? Ja, bist du denn nicht erst kürzlich aus dem Gefängnis entflohn?«

»Ich bin nicht entflohen, Fedor Alexejitsch, man hat mich mit Gewalt fortgeführt. Da ich dem Zaren mein Wort gegeben habe, wäre ich von selber nicht gegangen, und jetzt will ich mich wieder seinem Willen überantworten.«

»Du willst, wie es scheint, durchaus an den Galgen. Tun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Was mich betrifft, so weiß ich noch nicht, ob ich zurückkehren werde.«

Serebrjannyj sah ihn fragend an.

»Ja, siehst du,« — sagte Basmanow verdrossen, vielleicht auch nur in der Absicht, dem Fürsten Vertrauen einzuflößen, — »da dient man nun dem Zaren mit Eifer und Treue, man gibt ihm Leib und Seele hin, er aber setzt da irgendeinen Godunow über dich.«

»Dir ist der Zar ja wohlgesinnt,« — meinte Serebrjannyj.

»Wohlgesinnt!« — erwiderte Basmanow ärgerlich, — »nicht einmal die Würde eines Okolnitschi will er mir geben, und dabei lasse ich mich wie ein Sklave behandeln. Godunow, ja der versteht's, der weiß sich zu schonen und sich doch bei allen beliebt zu machen. Gibt der Zar ihm den Befehl, einen Bojaren peinlich zu verhören, so sagt er gewiß: »Ich gehe, Herr, doch fürchte ich, ich werde aus dem Mann nichts herauskriegen, ich verstehe mich nicht darauf, schick lieber den Maljuta.« — Und heißt es: »Siehst du, Boris, an jenem Tisch dort den Bojaren, der so wenig trinkt, bring ihm den Becher wein, du verstehst,« dann sagt Boris: »Ich verstehe dich, Herr, doch hegt jener Bojar einen Verdacht gegen mich, du solltest besser Fedjka Basmanow schicken.« — Und Fedjka gebraucht keine Ausflüchte, er geht, wohin man ihn schickt, der Zar braucht bloß mit den Augen zu zwinkern, so bin ich bereit, den eignen Bruder zu vergiften, ohne erst zu fragen wofür. Entsinnst du dich, wie ich dir damals den Becher brachte, ich glaubte, er sei vergiftet, bei Gott, ich glaubte es.«

Serebrjannyj lächelte. Basmanow war wie von einem Teufel der Schamlosigkeit besessen. — »Wo kann der Zar einen hübschern Diener finden als mich,« — sagte er, — »hast du jemals solche Augenbrauen gesehen wie meine, sind es nicht die entzückendsten Zobelschwänzchen? Und mein Haar, fühl es an, Fürst, ist es nicht die reine Seide?«

Abscheu drückte sich auf dem Gesicht des Fürsten aus. Basmanow bemerkte es und fuhr, wie um ihn zu reizen, fort: »Und meine Hände, Fürst, sind es nicht Mädchenhände? Heute freilich haben sie Schwielen bekommen, das ist so meine Art, ich kann mich niemals schonen.«

»Du schonst dich wirklich nicht,« — sagte Serebrjannyjs, nicht länger imstande, seinen Unmut zurückzuhalten, — »wenn all das wahr ist, was man von dir sagt.«

»Was sagt man denn von mir?« — fragte Basmanow blinzeln. »Es würde schon das genügen, was du selber erzählst. Aber man sagt, du habest vor dem Zaren in Weiberröcken getanz.«

Basmanow errötete. — »Nun, was ist dabei,« — sagte er anscheinend harmlos.

»Dann entschuldige,« — sagte Serebrjannyj, — »nicht nur mit dir zu essen, sondern auch dich anzusehn, ekelt es mich.«

»Aha,« — schrie Basmanow, seine Augen funkelten, und seine erkünstelte Wachlässigkeit schwand, — »aha, hast du es endlich ausgesprochen, ich weiß, was ihr alle über mich denkt, aber ihr seid mir alle ganz gleichgültig, ich spuck auf euch.«

Serebrjannyjs Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, und seine Hand legte sich auf den Griff des Säbels. Doch er besann sich, wen er vor sich hatte, und zuckte nur die Achseln.

»Was greifst du nach dem Säbel?« — sagte Basmanow. — »wenn ich nach dem Säbel greif, dann werden wir sehn, wer besser damit umzugehen versteht.«

»Entschuldige,« — sagte Serebrjannyj und hob den Vorhang des Zelttes, um hinauszugehn.

»Höre,« — schrie Basmanow, ihn an den Schößen seines Kaftans festhaltend, — »wenn ein anderer mich so angeblickt hätte wie du, bei Gott, ich hätte es ihm nicht verziehen. Aber mit dir mag ich nicht streiten: gar zu schön säbelst du die Tataren nieder.«

»Ja auch du,« — sagte Serebrjannyj gutmütig, am Eingang stehen bleibend. Er entsann sich des Anblicks, wie Basmanow gekämpft hatte, — »auch du hast sie nicht schlechter niedergesäbelt als ich, aber warum stellst du dich so weibisch an?«

Das Gesicht Basmanows nahm wieder den sorglosen Ausdruck an.

»Ärgere dich nicht, Fürst,« — sagte er, — »ich bin nicht immer so gewesen, aber in der Sloboda lernt man allerlei, ob man will oder nicht.«

»Das ist sündhaft, Fedor Alexejitsch, wenn du auf dem Pferde sitzt, den Säbel in der Hand, da lacht einem das Herz im Leib, wenn man dich sieht. Du hast heute einen Heldenmut bewiesen, daß es eine Freude war, laß doch dies weibische Getue. Schneid dir das Haar, wie Gott es befohlen hat, geh zur Buße nach Kiew und dann kehr nach Moskau zurück als ein Christ.«

»Sei nicht so böse, Nikita Romanytsch, setz dich hierher, iß mit mir. Es gibt schlimmere als ich einer bin, und nicht all das ist wahr, was man über mich sagt, du mußt nicht jedem Gerücht glauben. Zuweilen, aus lauter Arger, verleumde ich mich selbst.«

Serebrjannyj freute sich, von Basmanow besser denken zu können als bisher.

»So ist es also nicht wahr,« — beeilte er sich zu fragen, — »daß du in Weiberröcken getanzt hast?«

»Ach, was bist du denn so auf diese Weiberröcke versessen, zieh ich sie denn zum eigenen Vergnügen an, oder kennst du den Zaren nicht, und schließlich, soll ich vielleicht den Heiligen spielen? Dem Zaren zu Gefallen schließ ich mich von keiner kirchlichen Handlung aus, noch keinmal hab ich die Morgenmesse verschlafen, jeden Mittwoch und jeden Freitag verrichte ich meine hundert Kniefälle, mich wundert, daß ich mir die Stirn nicht wund geschlagen habe. Wenn du die ganze Woche im Chorhemd rumlaufen müßtest, würdest du auch froh sein, zur Abwechslung auch mal einen Weiberrock anzuziehen.«

»Eher würde ich den Kopf auf den Block legen,« — sagte Serebrjannyj.

»Ei wirklich,« — sagte Basmanow spöttisch und warf dem Fürsten einen boshaften Blick zu, dann fuhr er mit scheinbarer Vertraulichkeit fort: — »Glaubst du, Nikita Romanytsch, es ist mir angenehm, wenn man mich Fedora statt Fedor

nennt, und was hab ich schon von der zarischen Gnade, — das Vergnügen hat er, die Schande hab ich. Es ist noch nicht lange her, da ritt ich übers Feld, vorüber an der Dorogomilowschen Sloboda, da stehn die Bauern und zeigen mit den Fingern auf mich, und einer ruft: »Da reitet, seht, die Fedora des Zaren.« Ich wollte sie verprügeln, aber sie liefen davon. Ich klagte es dem Zaren und bat ihn, er sollte es nicht dulden, daß die Leute von Dorogomilow sich über seinen getreuen Knecht lustig machen.

»Wer hat dich denn Fedora genannt?« — fragte er. — »wenn ich das wüßte,« — erwiderte ich, — »ich wäre nicht erst zu dir gekommen, dich mit meinen Klagen zu langweilen, ich hätte ihn selbst erledigt.« »Nun,« — sagt der Zar, — »nimm dir aus meiner Schatzkammer vierzig Zobelfelle für ein warmes Leibchen.«, Was soll ich denn damit,« — frage ich, — »wirst du Godunow auch ein warmes Leibchen anziehen, und worin bin ich schlechter als er?« »Nun, womit soll ich dich denn trösten, Fedjka?« — fragte er. — »Mach mich zum Okolnitschi,« — bat ich, — »dann wird keiner es wagen, mich zu verspotten.« »Nein,« — sagt er, — »du bist mein Spaßmacher, und Godunow ist mein Ratgeber, zum Okolnitschi mache ich dich nicht, du kriegst das Geld und er die Ehre.« Also sein Spaßmacher bin ich, und seit der Zeit, da wir Moskau verlassen haben, gib'ts überhaupt kein Vergnügen mehr, nur Fasten und Beten. Vor Langeweile hab ich um Urlaub gebeten und bin auf mein Erbgut gefahren, aber auch dort ist es langweilig, man kann doch nicht immer Hasen und Rebhühner jagen. Da hab ich mich gefreut, als die Nachricht kam, die Tataren seien ins Land gefallen, und schau mal, haben wir sie nicht schön verhauen, bei Gott, wirklich schön. Eine reiche Beute bringen wir nach Rußland und viel Gefangene. Übrigens, ich habe ja ganz vergessen, daß wir Gefangene haben, verstehst du mit dem Bogen zu schießen, Fürst?«

»Was soll's?«

»Nach dem Essen wollen wir einen Tataren an einen Pfahl binden, und dann schießen wir um die Wette, wer ihn zuerst ins Herz trifft. Was nicht ins Herz trifft, zählt nicht. Wenn er kalt wird, binden wir einen andern an.«

Das offene Gesicht Serebrjannyjs verdüsterte sich.

»Nein,« — sagte er, — »ich schieße nicht auf gebundene Leute.«

»Nun, so wollen wir einen laufen lassen, wer ihn im Laufe trifft.«

»Auch das werde ich nicht tun und werde es auch dir nicht erlauben. Hier ist, Gott sei Dank, nicht die Alexandrowa Sloboda.«

»Du wirst mir's nicht erlauben?« — schrie Basmanow, und seine Augen funkelten wieder auf, aber wahrscheinlich paßte es nicht in seine Berechnung, sich mit dem Fürsten zu entzweien, und den Ton plötzlich wieder ändernd, sagte er fröhlich: — »Ach, Fürst, siehst du denn nicht, daß ich mit dir nur scherze, auch an den Weiberrock hast du geglaubt. Sieh, schon eine halbe Stunde freue ich mich darüber, wie du alles, was ich sage, für Wahrheit nimmst. Die Sloboda ist mir schon lange verhaßt, glaubst du, ich könnte Freundschaft halten mit Grjasnyj oder mit Wjasemskij oder mit Maljuta, bei Gott, sie sind mir so zuwider wie der Star im Auge. Höre, Fürst,« — fuhr er schmeichelnd fort, — »weißt du was, laß mich als

ersten zur Sloboda zurückkehren, ich will dir die Verzeihung des Zaren verschaffen, und sobald du bei ihm wieder in Gunst bist, kannst auch du mir einen Dienst erweisen. Es genügt, dem Zaren etwas ein zuflüstern, erst gegen Wjasemskij und gegen Maljuta und dann gegen all die andern, und dann paß auf, ob wir nicht bald die zwei einzigen sind, die er um sich dulden wird. Und ich weiß schon, was ich ihm über jeden einzelnen sagen könnte, aber besser, er hört es von anderer Seite. Ich will dich lehren, wie du mit ihm sprechen mußt, und du wirst es mir noch danken.«

Dem Fürsten wurde es in der Gegenwart Basmanows sonderbar zumut. Die Tapferkeit dieses Menschen und seine halb ausgesprochene Reue über sein bisheriges Leben nahmen Serebrjannyj für ihn ein. Er war sogar bereit zu glauben, Basmanow habe vorher wirklich nur gescherzt oder aus Verdruß sich selbst verleumdet. Aber der letzte Vorschlag, der offenbar nicht als Scherz gemeint war, erfüllte ihn wieder mit Abneigung.

»Nun,« — sagte Basmanow, ihm frech in die Augen sehend, — »teilen wir die zarische Gnade halb auf halb, was meinst du, warum antwortest du nicht?«

»Fedor Alexejitsch,« — antwortete Serebrjannyj, und er bemühte sich, seinen Unwillen dem Gastgeber gegenüber möglichst zu mildern, — »Fedor Alexejitsch, das, was du da vorbringst, ist, wie soll ich sagen . . . «

»Nun?« — fragte Basmanow.

»Eine Gemeinheit ist's,« — brachte Serebrjannyj endlich heraus.

»Eine Gemeinheit.?« — wiederholte Basmanow, seinen Zorn unterdrückend und unter einem Erstaunen verbergend, — »ja, vergißt du denn, von wem ich rede, hast du denn etwas übrig für Wjasemskij und für Maljuta?«

»Der Blitz Gottes möge sie treffen, sie und die ganze Opritschnina!« — rief der Fürst. — »Wenn mir der Zar nur erlauben wollte zu sprechen, ich würde offen vor allen sagen, was ich denke und was ich weiß, aber einflüstern werde ich ihm nichts und gegen niemanden, geschweige denn mit deinen Worten, Fedor Alexejitsch.«

Ein giftiger Blick schoß unter den Wimpern Basmanows hervor.

»So willst du dich also nicht mit mir in die zarische Gnade teilen?«

»Nein,« — erwiderte Serebrjannyj.

Basmanow ließ den Kopf hängen, griff sich mit beiden Händen an die Schläfen und wiegte den Oberkörper von der einen Seite auf die andre.

»O, ich arme Waise,« — jammerte er mit weinerlicher Stimme, — »ich armselige, verlassne Waise. Seitdem der Zar mich nicht mehr lieb hat, sucht jeder eine Gelegenheit, mich zu kränken, keiner mehr ist freundlich zu mir, keiner streichelt mich, alle spucken nur nach mir. O du mein armes, trauriges Leben, ich habe dich satt, Hundeleben. Meinen Gürtel werd ich an einen Querbalken knüpfen, mein unglückliches Köpfchen in die Schlinge stecken.«

Serebrjannyj betrachtete mit Erstaunen Basmanow, der in singenden Tönen sprach wie die Klageweiber auf einer Beerdigung und nur von Zeit zu Zeit mit

verstohlenem Blick zum Fürsten aufsaß, wie um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte machten.

Serebrjannyj spie aus und wollte zur Tür hinaus, aber Basmanow packte ihn wieder an den Rockschoßen und hielt ihn fest.

»He, die Sänger her!« — schrie er.

Es traten mehrere Leute ein, die draußen auf seinen Ruf gewartet zu haben schienen. Sie versperrten dem Fürsten den Ausgang.

»Brüder,« — sprach Basmanow in demselben weinerlichen Ton, — »stimmt ein Lied an, aber das traurigste, das ihr kennt. Es muß so traurig sein, daß meine Seele vor lauter Gram den Körper verläßt.«

Die Sänger stimmten ein langes, schwermütiges Lied an, das wie ein Grabgesang klang. Basmanow wiegte den Oberkörper hin und her und rief immer wieder: »Noch trauriger, noch gedehnter, singt eurem Herrn den Totengesang, so ist's gut. Will denn die arme Seele noch immer nicht aus dem Körper raus, ist denn ihre Stunde noch immer nicht gekommen, muß ich mich immer noch auf dieser Erde plagen. Ach, wenn es mir bestimmt ist, so muß ich mich noch plagen. Ich darf noch nicht sterben, ich muß noch leben . . . Ein Tanzlied!« — schrie er plötzlich ohne jeden Übergang, und die Sänger, gewöhnt an solche plötzliche Stimmungsänderungen, schmetterten ein Tanzlied.

»Lebhafter,« — schrie Basmanow, ergriff zwei silberne Humpen und schlug sie im Takt aneinander. — »Lebhafter, ihr Teufelskinder, schneller, schneller.«

Sein Aussehn hatte sich verändert, nichts Weibisches war mehr in seinem Gesicht zu sehn. Serebrjannyj erkannte den Helden wieder, der sich am Morgen in das Getümmel der Schlacht gestürzt und die Feinde vor sich hergetrieben hatte.

»So gefällt du mir besser,« — sagte er, ihm freundlich zu nickend.

Basmanow sah ihn fröhlich an.

»Hast du mir wieder geglaubt, Fürst, du glaubtest, ich flennte im Ernst. Ach Nikita Romanytsch, wie leicht ist's, dir etwas vorzuschwindeln. Komm wir wollen eins trinken auf unsre Bekanntschaft. Wenn du mich näher kennen lernen wirst, wirst du sehen, daß ich ganz anders bin, als du dachtest.«

Die plötzliche sorglose Heiterkeit Basmanows und die tolle Lustigkeit der Sänger rissen auch den Fürsten mit. Er nahm den Becher, den Basmanow ihm reichte.

»Wer kann aus dir klug werden, Fedor Alexejtsch, vielleicht bist du wirklich besser als du scheinst. Ich weiß nicht, was ich von dir denken soll, aber Gott hat uns auf dem Schlachtfelde zusammengeführt und darum: Auf dein Wohl.«

Und er leerte den Becher.

»So ist's recht, Fürst, du meine liebe Seele, Gott sieht es, ich bin dir gut. Trink noch einen Becher auf den Untergang aller Tataren.«

Serebrjannyj konnte viel vertragen, aber nach dem zweiten Humpen begannen seine Gedanken sich zu verwirren. war der Wein besonders kräftig oder hatte Basmanow etwas hinein gemischt, jedenfalls begann sich ihm der Kopf zu drehn.

Er sah nichts mehr, er hörte nur noch den rasenden, von Pfeifen und Stampfen begleiteten Gesang, dazu die Worte Basmanows:

»Schneller, Kinder, das ist ja zum Einschlafen, wen wollt ihr denn beerdigen, ihr Halunken?«

Als Serebrjannyj wieder zu sich kam, hörte er immer noch singen, aber er selber stand nicht mehr, sondern lag auf den persischen Kissen. Basmanow und sein Page waren damit beschäftigt, ihm einen Weiberrock überzuziehen.

»Sieh deinen Rock an, Bojar,« — sagte Basmanow, — »draußen wird es schon kühl.«

Die Sänger, die eine Strophe beendet hatten, machten eine Pause. Vor den Augen Serebrjannyjs tanzten die Dinge immer noch, er war noch nicht imstande, klar zu denken, und wollte eben den Weiberrock, den er für seinen Mantel hielt, anziehen, als durch die Stille, die entstanden war, von draußen her ein langgezogenes Geheul hörbar wurde.

»Was ist das?« — fragte Basmanow zornig.

»Der Köter heult auf des jungen Skuratow Grab,« — antwortete der Page, der durch den Zeltvorhang hinausgeschaut hatte.

»Gib mir Pfeil und Bogen,« — rief Basmanow, — »ich will ihn lehren heulen, wenn wir mit unsrem Gaste fröhlich sind.«

Bei dem Namen Skuratow war Serebrjannyj mit einem Mal vollkommen nüchtern geworden.

»Halt, Fedor Alexejitsch,« — rief er aufspringend, — »das ist Maxims Bujan, rühr ihn nicht an! Er ruft mich zum Grabe meines Kreuzbruders, zu lange schon hab ich mit dir gezecht. Es ist Zeit, daß ich gehe, leb wohl.«

»Doch zieh erst deinen Mantel an, Fürst!«

»Der ist nicht für mich genäht,« — sagte Serebrjannyj, das Kleidungsstück erkennend, — »trag das selber, wie du's bisher trugest.«

Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, spie er aus und schritt aus dem Zelt hinaus. Hinter ihm her schallten die Flüche, Schimpfworte und Gotteslästerungen Basmanows. Er aber achtete nicht darauf, trat an das Grab Maxims, fiel auf die Kniee und gedachte seines Kreuzbruders. Dann kehrte er, begleitet von Bujan, zu den Räubern zurück, die unter der Führung von Perstenj sich um die brennenden Feuer gelagert hatten.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Die Wege trennen sich.

Als der Morgen graute, weckte Perstenj seine Leute und versammelte sie um sich.

»Kinder,« — sagte er, — »die Stunde ist gekommen, daß ich von euch scheiden muß. Ich gehe an die Wolga zurück, gedenkt meiner in gutem und tragt es mir nicht nach, wenn ich zuweilen zu grob gegen euch gewesen bin. Vergebt mir und lebt wohl,« — und Perstenj verneigte sich langsam und tief.

»Ataman,« — riefen alle wie aus einem Munde — »verlasse uns nicht, wohin sollen wir denn gehen ohne dich.«

»Geht mit dem Fürsten, Kinder, mit der Tat gestern habt ihr all eure Sünden wieder gut gemacht. Ihr könnt wieder wer den, was ihr vorher wart, und der Fürst wird euch nicht im Stich lassen.«

»Ihr braven Leute,« — sagte Serebrjannyj, — »ich habe dem Zaren mein Wort gegeben, daß ich mich seinem Gericht nicht entziehen werde. Ihr wißt, daß ich nicht aus freiem Willen aus dem Gefängnis entwichen bin. Mein Wort muß ich halten, wollt ihr mit mir gehen?«

»Wird der Zar uns vergeben?« — fragten die Räuber.

»Das liegt in Gottes Hand, ich will euch nicht betrügen, viel leicht vergibt er euch, vielleicht auch nicht. Überlegt's euch gut, besprecht es untereinander und dann sagt es mir, wer mit mir geht und wer nicht.«

Die Räuber sahen einander an, gingen beiseite und führten eine lange halblaute Beratung. Wach einer Weile kehrten sie zum Fürsten zurück.

»Wir gehen mit, wenn der Ataman mitgeht,« — sagten sie.

»Nein, Kinder,« — sagte Perstenj, — »mich bittet nicht, wenn ihr nicht mit dem Fürsten geht, so trennen unsre Wege sich doch. Genug habe ich mich hier umhergetrieben, für mich ist's Zeit, in die Heimat zurückzukehren. Auch haben wir uns ein wenig gezankt, und einen zerrissenen Strick mag man binden wie man will, es wird doch immer einen Knoten geben. Wenn ihr wollt, wählt euch einen andern Ataman, aber besser hört auf meinen Rat: geht mit dem Fürsten. Ich kann's nicht glauben, daß nach dem, was wir getan haben, der Zar ihm und euch nicht verzeihen sollte.«

Wieder berieten die Räuber untereinander, und bald schien ein Entschluß gefaßt zu sein. Der Haufe teilte sich in zwei Teile, die größere Hälfte kehrte zum Fürsten zurück.

»Führe uns,« — sagten sie, — »mag mit uns geschehen, was mit dir geschieht.«

»Und die andern?« — fragte Serebrjannyj.

»Die andern haben Chlopko zum Ataman gewählt, aber wir wollen mit ihm nicht gehn.«

»Die Zurückbleibenden sind alle die schlechteren Leute,« — flüsterte Perstenj dem Fürsten zu, — »sie haben auch gestern nicht so gekämpft wie diese.«

»Und du?« — fragte Serebrjannyj — »willst du denn nicht mit mir gehen?«

»Nein, Fürst, mir wird der Zar nicht verzeihen, dazu hab ich zu viel auf dem Kerbholz, und dann, ich sehne mich darnach, den Jermak wiederzusehen, vergib, Fürst, und leb wohl, gedenke meiner im guten.«

Serebrjannyj drückte die Band Perstenj und umarmte ihn kräftig.

»Leb wohl, Ataman,« — sagte er, — »es tut mir leid um dich, du könntest etwas andres werden als du bist.«

»Wer weiß, Fürst,« — erwiderte Perstenj, und sein kühner Blick nahm einen seltsamen Ausdruck an, — »Gott ist nicht ohne Barmherzigkeit, vielleicht werde ich nicht immer das sein, was ich jetzt bin.«

Die Räuber trafen Vorbereitungen zum Abmarsch.

Als die Sonne aufging, waren am Ufer des Flusses weder das Zelt noch die Leute Basmanows mehr zu sehn. Basmanow war schon in der Nacht aufgebrochen, um als erster dem Zaren die Nachricht von dem errungenen Siege zu bringen.

Als Perstenj von den Kameraden Abschied nahm, erblickte er neben sich Mitjka. »Lebe auch du wohl, geliebter Maulaffe,« — sagte er fröhlich, — »dem Zaren hast du gestern für viere gedient, seine Gnade wird nicht ausbleiben.«

Mitjka aber, wie einem Zweifel nachsinnend, kratzte sich den Hinterkopf.

»Nun, was gibt's?« — fragte Perstenj.

»Nichts gibt's,« — antwortete Mitjka faul, sich mit der einen Hand den Hinterkopf, mit der andern den Bauch kratzend.

»Also leb wohl,« — sagte Perstenj noch einmal und wandte sich ab. Da rief Mitjka ihn gedehnt an: »Ataman, he Ataman!«

»Was willst du?«

»Nach der Sloboda will ich nicht.«

»Wohin willst du denn?«

»Mit dir gehen.«

»Das kannst du nicht, ich gehe an die Wolga.«

»Nun, ich gehe auch an die Wolga.«

»Warum willst du denn nicht mit dem Fürsten gehen?«

Mitjka setzte den einen Fuß vor und betrachtete angelegentlich seinen Bastschuh.

»Hast du Angst vor den Opritschniki?« — fragte Perstenj spöttisch.

Mitjka kratzte sich, antworte aber nicht.

»Sie werden dich ja nicht gleich auffressen,« — meinte Perstenj, — »was haben sie dir denn getan?«

»Die Braut gestohlen,« — brachte Mitjka unwillig hervor.

Perstenj lachte. — »Bist du so nachtragend, willst dich mit ihnen nicht vertragen. Nun, dann geh mit Chlopko.«

»Ich will nicht,« — sagte Mitjka entschieden.

»Aber ich gehe nicht geradeswegs an die Wolga.«

»Nun, ich gehe auch nicht geradeswegs.«

»Wohin denn?«

»Wohin du gehst, dahin gehe ich auch.«

»Ach, wird man dich denn gar nicht los, so wisse, daß ich zuerst noch nach der Sloboda muß.«

»Weshalb?« — fragte Mitjka und glotzte den Ataman mit auf gerissenen Augen an.

»Weshalb, weshalb,« — wiederholte Perstenj, der die Geduld verlor, — »weil ich dort im vorigen Jahr Nüsse geknackt und die Schalen vergessen habe.«

Mitjka sah ihn mit Erstaunen an, dann aber verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. Um seine Augen bildeten sich viele kleine Fältchen, es war der Ausdruck äußerster Schlaueit, und er schien zu denken: »Mich, Bruder, betrügt man nicht so leicht, ich weiß sehr gut, daß du zur Sloboda nicht wegen Nußschalen zurückgehst, sondern wegen irgend etwas ganz anderem.« Er sagte aber hiervon nichts, sondern wiederholte nur, — »nun, da geh ich mit dir.«

»Was soll man mit ihm machen,« — sagte Perstenj, die Achsel zuckend, — »meinetwegen komm mit, aber mach mir nachher keinen Vorwurf, wenn du aufgehängt wirst.«

»Mag man mich aufhängen,« — erwiderte Mitjka seelenruhig.

»Also gut, Bursch, siehst du, dafür lieb ich dich. Nimm Ab schied von den Kameraden und komm.«

Mitjkas verschlafenes Gesicht belebte sich auch jetzt nicht, aber er ging zu den Kameraden hin und küßte jeden, ob er wollte oder nicht, dreimal auf die Wangen, wobei er sie gewaltsam am Kopf oder an den Schultern ergriff.

»Ataman,« — sagte Serebrjannyj, — »wir haben also denselben Weg.«

»Nein, Bojar, wo ich zu Fuß durchkomme, da kannst du nicht durchreiten, in der Sloboda werde ich früher sein als du, und wenn wir uns begegnen sollten, so erkenne mich nicht. Übrigens werden wir uns nicht begegnen. Ich werde schon vor deiner Ankunft verschwinden. Ich habe dort bloß noch eine Sache zu erledigen.«

Serebrjannyj erriet, daß Perstenj wohl irgend etwas in der Sloboda versteckt oder vergraben habe, und forschte nicht weiter darnach.

Bald bewegten sich zwei Abteilungen auf zwei verschiedenen Wegen. Die größere marschierte hinter Serebrjannyj her, am grünen Ufer des Flusses entlang, wo allerlei Spuren vom gestrigen Kampfe zeugten, und hinter ihnen schleppte sich mit gesenktem Kopf Bujan, zuweilen lief er vor bis zu Serebrjannyj, winselte kläglich und blickte nach dem frischen Grabhügel zurück, bis schließlich das hohe Schilf ihn seinem Blick entzog. Die andre, kleinere Abteilung ging hinter Chlopko her.

Perstenj entfernte sich in einer dritten Richtung, gefolgt von Mitjka.

Leer blieb die weite Steppe, und es wurde still in ihr. Verklungen war der Schlachtlärm, in der Ferne weideten vereinzelte herrenlose Tatarenpferde, und an der Brandstelle lagen verstreute Waffen. Längs des blühenden Ufers stiegen singend die Lerchen ins Himmelsblau hinauf, Wildenten schnatterten im dichten Schilf, und kleine Vögel flatterten und zwitscherten im Grase oder setzten sich singend auf die gefiederten Pfeile, die in der Erde staken und zwischen dem Grün und den Sumpflumen selber wie Blumen aussahen, die hier erblüht waren.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Klage und Gegenklage.

Eine Woche nach der Niederlage der Tataren empfing der Zar in seinem Schlafgemach Basmanow, der eben aus Rjasan eingetroffen war. Der Zar kannte bereits alle Einzelheiten der Schlacht, Basmanow aber glaubte, er bringe ihm die erste Nachricht. Er beabsichtigte, sich selbst das ganze Verdienst zuzuschreiben, und hoffte hierdurch die frühere Gunst des Zaren wiederzuerlangen.

Ioann hörte ihm aufmerksam zu, spielte mit seinem Rosenkranz und betrachtete unverwandt den großen Diamanten, der den Ring an seinem Zeigefinger schmückte. Basmanow beendete seine Erzählung in selbstzufriednem Ton:

»Nun, Herr, haben wir uns nicht rechte Mühe gegeben für deine Herrlichkeit?«

Ioann hob die Augen und lächelte.

»Wir haben nicht gekargt mit unsrer Mühe,« — fuhr Basmanow schmeichelnd fort, — »so karge auch du, Herr, nicht mit deinem Lohn.«

»Womit soll ich dich denn belohnen, Fedja?« — fragte Ioann, scheinbar gutmütig.

»Mach mich zum Okolnitschi, damit die Leute mich nicht wieder auslachen.«

Ioann sah ihn scharf an.

»Und womit soll ich Serebrjannyj belohnen?« — fragte er unerwartet.

»Deinen Geächteten?« — sagte Basmanow, seine Verwirrung unter der ihm eigenen Unverschämtheit verbergend, — »womit solltest du ihn belohnen, wenn nicht mit dem Galgen. Ist er doch aus dem Gefängnis entflohen, und fast hätte er mit seiner Bande uns die ganze Sache verdorben. Hätte er sich nicht hineingemischt, wir hätten die Tataren alle gefangen wie die Mäuse in der Falle.«

»Ist's wirklich so gewesen? Ich glaube nämlich, daß, wenn er sich nicht hineingemischt hätte, die Tataren dich an den Sattelriemen gebunden hätten, so wie damals, erinnerst du dich? Es wäre nicht das erste Mal. Der Fall ist dir vertraut.«

»Der Fall ist mir vertraut, daß ich für dich leide,« — erwiderte Basmanow frech, — »aber der Fall ist mir nicht vertraut, daß ich einmal ein Danke dafür höre. Godunow, Maljuta, Wjasemskij, keiner dient dir so wie ich, aber für die hast du immer eine Belohnung übrig.«

»Gewiß dient keiner mir so wie du,« — sagte Ioann, — »wer kann denn so schön tanzen wie du?«

»Zar,« — rief Basmanow, der die Geduld verlor, — »wenn du mich nicht mehr liebst, so entlaß mich ganz!«

Basmanow glaubte, Ioann werde ihn zurückhalten, aber seine Abwesenheit aus der Sloboda hatte die Liebe des Zaren, statt sie anzuregen, noch mehr abgekühlt. Er hatte sich seiner entwöhnt, und die andern Günstlinge, besonders Maljuta, den

der Hochmut Basmanows ärgerte, hatten die Gelegenheit wahrgenommen, den Zaren gegen ihn zu beeinflussen.

Basmanow hatte sich verrechnet. Es war deutlich zu sehen, daß der Zar sich an seinem Arger belustigte.

»Ja, du hast recht,« — sagte er scheinbar bekümmert, — »ob ich auch ganz verlassen sein werde ohne dich, ich armer Waisenknabe, und ob auch die Staatsgeschäfte in Unordnung geraten werden, ich will dich doch nicht halten, will sehen, wie ich mit meinem schwachen Verstand ohne dich auskomm. Geh, Fedja, wohin du willst.«

Basmanow konnte seinen Zorn nicht länger verbergen. Verwöhnt durch das frühere Verhalten Ioanns goß er jetzt all seinen Arger vor ihm aus.

»Ich danke dir, Herr,« — sagte er, — »ich danke dir für deine Gastfreundschaft, ich danke dir, daß du deinen getreuen Knecht wie einen unnützen Köter wegstößt. Ich werde,« — fügte er unvorsichtig hinzu, — »durch ganz Rußland mich deiner Zärtlichkeiten rühmen. Mögen andre dir dienen, wie deine Fedora dir gedient hat. Viel Sünden hab ich begangen um deinetwillen, nur eine Sünde hab ich nicht begangen: Die Zauberei.«

Der Zar lächelte noch immer. Bei den letzten Worten aber veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts.

»Zauberei?« — fragte er mit einem Erstaunen, das bald in Form überzugehen drohte, — »wer treibt denn Zauberei?«

»Zum Beispiel dein Wjasemskij,« — erwiderte Basmanow, die Augen nicht senkend vor dem zarischen Blick, — »dir allein ist es wohl unbekannt, daß er nachts in den Wald zum Müller reitet, um zu zaubern. Und wozu sollte er zaubern, wenn nicht dazu, um dich aus der Welt zu schaffen, Zar?«

»Woher weißt du das?« — fragte der Zar mit einem unheimlichen Blick.

Jetzt wurde Basmanow ängstlich. »Ich habe es gestern von einem seiner Leibeigenen gehört,« — sagte er schnell, — »hätte ich's früher erfahren, ich hätte dir's gleich gesagt.«

Der Zar wurde nachdenklich. »Geh,« — sagte er nach kurzem Schweigen, — »und verlaß die Sloboda nicht, ehe ich es dir gestatte.«

Basmanow ging zufrieden, daß es ihm gelungen war, in das mißtrauische Herz des Zaren den Verdacht gegen einen seiner Nebenbuhler zu senken, im übrigen aber heftig besorgt wegen der Kühle des Empfangs.

Bald danach verließ Ioann sein Schlafgemach und begab sich in den Empfangssaal. Hier, auf erhöhtem Stuhle sitzend, um geben von seinen Opritschniki, ließ er sich Vortrag halten von verschiedenen Landbojaren, die aus Moskau und anderen Städten gekommen waren. Er gab seine Weisungen, sprach eingehend über allerlei Angelegenheiten des Reiches, über die Beziehungen zum Auslande und über Maßnahmen zur Verhütung eines weitem Vordringens der Tataren. Zuletzt fragte er, ob noch jemand vorgelassen zu werden wünsche.

»Der Bojar Druschina Andrejewitsch Morosow,« — antwortete einer der Höflinge, — »er bittet kniefällig, vor deine lichten Augen treten zu dürfen.«

»Morosow?« — fragte Ioann, — »ist er denn bei dem Brande nicht umgekommen? Zäh ist der alte Köter. Tun, ich habe die Ungnade von ihm genommen, mag er eintreten.«

Die Schar der Höflinge machte Platz, und Morosow, geführt von zwei Dienern, näherte sich dem Zaren und ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Sein Gesicht war bleich, seine Leibesfülle hatte abgenommen. Über die Stirn lief rot eine Schramme, die Spur von Wjasemskijs Säbelgriff, aber die eingefallenen Augen zeigten die alte Willenskraft, und die zusammengezogenen Brauen sprachen immer noch von unbeugsamem Eigensinn. Entgegen den Sitten des Hofes trug er ein Trauerkleid.

Ioann blickte auf Morosow, ohne ein Wort zu sagen. wer in dem zarischen Blick zu lesen verstand, der hätte darin versteckten Haß und Freude an der Erniedrigung seines Feindes entdeckt. Der oberflächliche Beobachter aber mochte diese Blick als einen gnädigen, herablassenden deuten.

»Druschina Andrejewitsch,« — sagte er ernst, aber freundlich, — »ich habe die Ungnade von dir genommen, warum kommst du im Trauerkleide?«

»Herr,« — erwiderte Morosow, immer noch auf den Knien liegend, — »dem geziemt es nicht, sich in Samt und Seide zu kleiden, dem deine Opritschniki das Haus verbrannt und die Frau geraubt haben. Herr,« — fuhr er mit fester Stimme fort, — »ich klage an, ich klage deinen Zeugwart Wjasemskij an.«

»Steh auf,« — sagte der Zar, — »und erzähle alles der Reihe nach. wenn einer meiner Leute dich beleidigt hat, so will ich es ihm nicht vergeben, und stünde er mir noch so nah.«

Morosow stand nicht auf. »Herr,« — sagte er, — »laß Wjasemskij rufen, mag er sich in meiner Gegenwart vor dir verantworten.«

»Du hast recht,« — sagte Ioann, — »der Angeklagte soll hören, was der Kläger gegen ihn vorbringt. Man rufe Wjasemskij. Und ihr,« — wandte er sich an die Diener, die den Bojaren geführt hatten, jetzt aber ehrfurchtsvoll zurückgetreten waren, — »hebt euren Herrn auf und setzt ihn auf die Bank, mag er ausruhn, bis der Angeklagte kommt.«

Seit dem Überfall auf das Haus Morosows waren mehr als zwei Monate vergangen. Wjasemskij war von seinen Wunden genesen. Er lebte wie früher in der Sloboda, aber da alle seine Nachforschungen nach Jelena vergeblich gewesen waren, war er noch düsterer geworden als vorher, zeigte sich selten mehr bei Hofe und nahm an keinen Gelagen teil. Viele glaubten an ihm die Anzeichen von Verrücktheit zu bemerken. Ioann mißfiel sein Fernbleiben von den gemeinsamen Gebeten und gemeinsamen Belustigungen. Aber da er von seinem Mißerfolge gehört hatte, hielt er das Benehmen Wjasemskijs für eine Folge der unglücklichen Liebe und behandelte ihn mit Nachsicht und Herablassung. Jedoch nach dem Gespräch mit Basmanow glaubte Ioann, das düstere Wesen Wjasemskijs könne

auch noch einen andern Grund haben. Morosows Klage kam ihm gelegen, denn er hoffte, durch die Gegenüberstellung dieser beiden Feinde vieles aufzuklären, und darum hatte er Morosow gnädiger empfangen, als die Höflinge es erwartet hatten.

Bald erschien auch Wjasemskij. Sein Aussehen hatte sich verändert. Er schien um viele Jahre gealtert, die Züge seines Gesichts waren schärfer geworden, und nur aus seinen unruhigen Augen sprach immer noch ein unheimlich starkes und heißes Leben.

»Komm hierher, Afonja,« — sagte der Zar, — »und komm auch du her, Druschina. Sprich, worin besteht deine Anklage? Erzähle gerade und genau, wie alles war.«

Morosow trat vor den Zaren hin. Ohne Wjasemskij, der neben ihm stand, eines Blickes zu würdigen, berichtete er ausführlich alle Umstände des Überfalls.

»Verhält sich die Sache so?« — fragte der Zar, sich an Wjasemskij wendend.

»So verhält sie sich,« — sagte Wjasemskij, erstaunt über die Frage Ioanns, der längst alles wußte.

Das Antlitz des Zaren verdüsterte sich. — »wie konntest du es wagen?« — fragte er streng, — »hab ich meinen Opritschniki erlaubt, sich wie die Räuber zu benehmen?«

»Du weißt, Herr,« — erwiderte Wjasemskij, noch mehr er staunt, — »das Haus ist nicht auf meinen Befehl geplündert worden, und was die Entführung der Bojarin betrifft, so hatte ich dazu deine Genehmigung.«

»Meine Genehmigung?« — sprach der Zar, jede Silbe betonend, — »wann hätte ich dir dies genehmigt?«

Wjasemskij merkte, daß er sich auf jenen Wink, den der Zar ihm während des Gastmahls gegeben hatte, nicht berufen dürfe, und er beschloß, zu einer andern Art der Verteidigung überzugehn. Nicht weil er für sein Leben fürchtete, das bei der schnellen Sinnesänderung des Zaren gefährdet sein konnte, war Wjasemskij fest entschlossen, sich zu rechtfertigen, sondern weil er die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben hatte, Jelena aufzufinden und zu erobern, und für diesen Zweck schienen ihm alle Mittel recht.

»Herr,« — sagte er, — »ich habe mich vor dir vergangen, du hast mir nie gestattet, die Bojarin zu entführen, aber ich will offen bekennen, wie ich dazu gelangte. Du schicktest mich nach Moskau, dem Bojaren Morosow deine Gnade zu verkünden, und er, du weißt es, hegt einen alten Haß gegen mich, weil ich seine Frau gekannt habe, ehe sie die Seine wurde. Als ich in sein Haus kam, da haben er und Nikita Serebrjannyj zusammen beschlossen, meinem Leben ein Ende zu machen. Mach dem Essen fielen sie mit ihren Knechten in verräterischer Weise über uns her, wir setzten uns zur Wehr und obsiegt. Die Bojarin aber, die Bosheit ihres Mannes kennend, fürchtete sich bei ihm zu bleiben und bat mich, sie mit mir zu nehmen. Sie hat ihn aus freiem Willen verlassen, und als im Walde meine Wunden mich des Bewußtseins beraubten, da ist sie mir entschwunden, und ich weiß bis jetzt nicht, wo sie sich befindet. Gewiß hat der Bojar sie gefunden

und hält sie irgendwo versteckt, vielleicht auch hat er sie schon umgebracht. Nicht er,« — fuhr Wjasemskij, einen eifersüchtigen Blick auf Morosow werfend, fort, — »nicht er kann mich einer unehrenhaften Handlung bezichtigen. Ich selbst, Herr, ich klage Morosow an, daß er mich in seinem Hause überfallen hat.«

Der Zar hatte eine solche Wendung nicht erwartet. Wjasemskijs Anklage war offensichtlich eine verleumderische, aber es paßte nicht in die Berechnungen Ioanns, die Verleumdungen gleich als solche zu enthüllen. Morosow sah zum ersten Mal seinem Feinde ins Gesicht.

»Du lügst, verfluchter Hund,« — sagte er, — »jedes deiner Worte ist eine niederträchtige Lüge. Ich bin bereit, auf die Wahrheit meiner Worte das Kreuz zu küssen. Herr! Befiehl ihm, dem Verfluchten, mir mein Weib wiederzugeben, das mir nach christlichem Gesetz angetraut ist.«

Ioann sah Wjasemskij an. — »Was sagst du hierauf?« — fragte er, die Kaltblütigkeit des unvoreingenommenen Richters wahrend.

»Ich habe es dir bereits gesagt, Herr, daß ich die Bojarin auf ihre Bitte hin entführt habe. Nachher fanden meine Leute mich im Walde, ohnmächtig und fast verblutend. Weder mein Pferd noch die Bojarin befanden sich mehr bei mir. Man brachte mich zur Mühle, zum alten Wunderarzt, der hat das Blut besprochen. Mehr weiß ich nichts.«

Wjasemskij ahnte nicht, daß er mit dieser Erwähnung der Mühle jenen Verdacht bestärkte, den Ioann seit dem Gespräch mit Basmanow im Herzen trug. Der Zar aber ließ sich nichts davon merken, daß er diesem Umstande Bedeutung beimaß. Er verzeichnete ihn nur in seinem Gedächtnis, um bei besserer Gelegenheit darauf zurückzukommen. Es kam häufig vor, daß er einen Gedanken lange mit sich herumtrug, ihn unter scheinbarer Gleichgültigkeit verbergend.

»Du hörst,« — sagte er zu Wjasemskij, — »der Bojar Druschina ist bereit, auf die Wahrheit seiner Worte das Kreuz zu küssen, was hast du darauf zu erwidern?«

»Der Bojar mag sagen, was er will,« — antwortete Wjasemskij, entschlossen, seine Verteidigung um jeden Preis zu Ende zu führen. — »Es steht ihm frei, mich zu verleumden, ich aber fordere Vergeltung von ihm für meine Wunden und werde auch auf die Wahrheit meiner Worte das Kreuz küssen.«

Durch die Versammlung lief ein Murren, alle Opritschniki wußten, in welcher Weise der Überfall stattgefunden hatte, und so verstockt ihre Gemüter waren, so hätte doch mancher von ihnen sich geschaut, einen offenbaren Meineid zu leisten.

Ioann selber staunte über die Frechheit Wjasemskijs, aber im selben Augenblick war es ihm klar, daß eben hierdurch eine Gelegenheit gegeben war, den ihm verhaßten Morosow zu vernichten, gleichzeitig aber den Schein des strengen und gerechten Richters zu wahren.

»Ihr meine Brüderschaft,« — wandte er sich an die Versammlung — »ihr seid Zeugen dessen, daß ich Wahrheit zu erfahren bestrebt war. Es ist nicht meine Art, zu richten, ohne daß zuerst die Verteidigung zu Wort gekommen wäre. Aber in derselben Sache können nicht zwei verschiedene Seiten die Wahrhaftigkeit ihrer

einander entgegengesetzten Aussagen beschwören. Der eine der Gegner müßte ja mit Notwendigkeit falsch schwören. Ich als guter Hirte, der seine Schafe weidet, darf es nicht zulassen, daß einer meiner Untertanen seine Seele ins Verderben stürzt. Mögen Morosow und Wjasemskij sich dem Gottesurteil unterwerfen. Von heute ab in zehn Tagen berufe ich sie zum Zweikampf hier in der Sloboda auf dem roten Platz. Sie sollen dort zusammen mit ihren Beauftragten erscheinen, wem Gott die Kraft gibt obzusiegen, der wird auch vor mir gereinigt dastehn, wer aber unterliegt, der wird, wenn er lebend aus dem Kampf hervorgeht, von der Hand des Scharfrichters sterben.«

Das Urteil Ioanns machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck, vielen erschien es gleichbedeutend mit einer Verurteilung Morosows zum Tode. Es war nicht anzunehmen, daß der greise Bojar seinem jungen starken Gegner standhalten sollte. Alle erwarteten, daß er den Zweikampf ablehnen oder wenigstens um die Erlaubnis bitten werde, einen Stellvertreter stellen zu dürfen. Morosow aber verneigte sich gegen den Zaren und sagte mit ruhiger Stimme:

»Herr, es geschehe wie du befiehlest. Zwar ich bin alt und schwach, und eine Rüstung habe ich schon lange nicht mehr getragen, aber beim Gottesurteil gilt nicht die Kraft, sondern das Recht. Ich verlasse mich auf Gott, daß er sich meiner gerechten Sache annehmen wird und daß er vor dir und allem Volk das Unrecht meines Feindes offenbaren wird.«

Wjasemskij hatte das Urteil des Zaren mit Freuden vernommen, jedoch die Sicherheit Morosows trübte seine Hoffnung. Es galt als unumstößlich, daß Gott, wenn man sein Urteil im Zweikampf anrief, den Sieg der Seite des Rechtes gab. Seine eigne Sicherheit war erschüttert, doch seine Verwirrung dauerte nicht lange. Er verneigte sich gleichfalls gegen den Zaren und sprach:

»Es geschehe, wie du befiehlest, Herr.«

»Geht,« — sagte Ioann, — »sucht euch eure Vertreter und Beauftragten, und nach zehn Tagen bei Sonnenaufgang seid beide auf dem roten Platz, und wehe dem, der unterliegt.«

Nachdem er beide noch mit einem langen, tiefen unergründlichen Blick angesehen hatte, stand er auf und begab sich in seine inneren Gemächer. Morosow schritt aus dem Saal, würdevoll, geleitet von seinen Dienern, ohne sich nach irgend einem der Anwesenden umzusehen.

Dreißigstes Kapitel

Die Beschwörung des Eisen.

Am andern Morgen früh ritt Wjasemskij aus der Sloboda hinaus.

Wäre es irgendein andrer Zweikampf gewesen, der ihm bevor stand, er hätte sich auf seine eigene Kraft und Gewandtheit verlassen. Aber es ging um Jelena, und der Ausgang des Zweikampfs hing vom Urteil Gottes ab. Der Fürst wußte, daß er Unrecht hatte, und so verächtlich ihm in irgendeinem andern Falle Morosow als Gegner erschienen wäre, so fürchtete er doch den Zorn des Himmels. Diese Besorgnis war um so stärker, als seine kaum verheilten Wunden ihm immer noch Schmerzen verursachten, so daß er sich nicht im Vollbesitz seiner Kraft fühlte. Er wollte jedenfalls nichts versäumen, was ihm den Sieg sichern könnte, und darum hatte er beschlossen, den geheimnisvollen Müller aufzusuchen, um dessen Zauberkünste in Anspruch zu nehmen.

Beunruhigt von vielerlei Gedanken ritt er im Schritt durch den Wald, sich von Zeit zu Zeit im Sattel vorbeugend, um die verwachsenen Pfade zu erkennen. Mach mancher Wendung des Weges gelangte er endlich auf einen breitem Pfad, schaute sich um, erkannte gewisse Zeichen an den Bäumen und brachte sein Pferd in Trab. Bald hörte er das Rauschen des Mühlrades, jedoch als er sich der Mühle näherte, vernahm er zugleich mit dem Rauschen menschliche Stimmen. Er hielt das Pferd an, sprang leise aus dem Sattel, befestigte den Zügel an einem Nußstrauch und ging zu Fuß auf die Mühle zu. Er erblickte ein fremdes Pferd mit prächtigem Sattel und Zaumzeug. Der Müller sprach mit einem schlanken jungen Mann, den Wjasemskij nicht erkannte, da jener, im Begriff aufs Pferd zu steigen, ihm den Rücken wandte.

»Du wirst zufrieden sein, Herr,« — sprach der Müller, zur Bekräftigung seiner Worte mit dem Kopfe nickend, — »du wirst sehr zufrieden sein, Väterchen. Du wirst die zarische Gnade wiedererlangen, und der Blitz soll mich auf der Stelle töten, wenn Wjasemskij und alle deine Feinde nicht zugrunde gehen. Dem Kraut, das ich dir gegeben habe, dem Himmelsstengel, kann niemand widerstehn.«

»Gut,« — erwiderte der andre, das Pferd besteigend, — »aber, du alter Teufel, denk an unsre Abmachung: wenn ich keinen Erfolg habe, hänge ich dich auf wie einen Hund.«

Die Stimme kam Wjasemskij bekannt vor. »wie solltest du denn keinen Erfolg haben,« — sprach der Müller, sich tief verneigend, — »nur mußt du den Himmelsstengel immer bei dir tragen, und wenn du mit dem Zaren sprichst, dann blick ihm gerade und fröhlich in die Augen, laß dir's nicht merken, daß du ihn fürchtest, und erzähl ihm allerlei Schwänke und Späße, so wie du es früher tatest. Ich will verdammt sein, wenn du nicht wieder zu Ehren kommst.«

Der Reiter wandte sein Pferd und ritt an Wjasemskij, den er nicht bemerkte, im Trab vorbei. Wjasemskij erkannte Basmanow, und sofort war die Eifersucht in ihm erwacht. Besessen von dem einzigen Gedanken: Jelena, hatte er von dem Gespräch

nichts, als nur seinen eignen Namen verstanden und glaubte nun in Basmanow einen neuen unerwarteten Nebenbuhler zu erblicken.

Der Müller sah dem Reiter nach, setzte sich auf einen kleinen Erdhügel und begann Goldstücke zu zählen, die er mit vergnügtem Lächeln von der einen Hand in die andre gleiten ließ,— als plötzlich eine schwere Hand sich ihm auf die Schulter legte.

Der Alte schrak zusammen, sprang auf die Füße und erstarrte vor Schrecken, als sein Blick den schwarzen Augen Wjasemskijs begegnete.

»Was für Ratschläge hast du Basmanow gegeben, Zauberer?« — fragte Wjasemskij.

»Vä-Vä-Väterchen,« — brachte der Müller stotternd und schlotternd hervor, — »Väterchen Afanasij Iwanowitsch, wie geht es deiner werten Gesundheit?«

»Rede,« — schrie Wjasemskij, den Müller an der Kehle packend und ihn zum Rade zerrend, — »rede, was habt ihr über mich gesprochen?«

Der Alte hörte das Rad unter sich rauschen. »Lieber, Guter,« — stöhnte er, — »alles will ich dir sagen, aber bring mich nicht um, laß meiner Seele Zeit zur Reue.«

»Was hat Basmanow von dir gewollt?«

»Er hat ein Kräutlein geholt, Väterchen, nur ein Kräutlein, und ich sah dich ja stehen, ich wußte, daß du alles hörst, dar um habe ich so laut gesprochen, damit du hören solltest, daß Basmanow dich verderben will, mein Liebling.«

Wjasemskij schleuderte den Müller fort, aber nicht ins Rad, und der Alte begriff, daß der erste Zornesausbruch glücklich über standen war.

»Wie kannst du nur so böse sein, du Guter,« — sagte er, das Gleichgewicht wiederfindend. — »Ich sage dir, ich wußte, daß du uns hörst, habe ich dich doch schon vom Morgen an er wartet, Väterchen.«

»Was also will Basmanow?« — fragte Wjasemskij, seine Stimme mäßigend.

Der Müller war unterdessen wieder ganz zu sich gekommen.

»Siehst du,« — sagte er in vertraulichem Ton, — »Basmanow sagt, der Zar, habe sich von ihm abgewandt und du und Godunow und Maljuta seid seine Lieblinge geworden, und nun läßt er mir keine Ruh, ich soll ihm den Himmelsstengel, den Tirlitsch, geben, daß er wieder in Gunst komme beim Zaren und daß ihr andern alle in Ungnade fällt. Das Messer hat er mir an die Kehle gehalten, — was soll ich machen, kann ich mich ihm widersetzen? Da hab ich ihm denn ein Kräutlein gegeben, aber ein schlechtes Kräutlein, Väterchen, nur damit er mich in Ruh läßt. Glaubst du, ich werde ihm den echten Tirlitsch geben, damit der Zar ihn mehr liebt als dich?«

»Hole ihn der Teufel,« — sagte Wjasemskij beruhigt, — »was geht es mich an, ob der Zar ihn liebt oder nicht. Nicht dies zu untersuchen kam ich her. Sag mir, ob du etwas von der Bojarin erfahren hast, Alter?«

»Nein, mein Guter, nichts habe ich erfahren, auch deinen Suchern habe ich's gesagt, daß sie nichts finden werden. Und welche Mühe habe ich mir für dich

gegeben, Väterchen! Sieben Nächte lang habe ich unters Rad geschaut. Da sah ich: Die Bojarin reitet durch den Wald, neben ihr geht ein alter Mann. Sie ist traurig, der alte Mann tröstet sie. Aber mehr war nicht zu sehen, das Wasser wurde trübe.«

»Ein alter Mann? Also ist es wohl ihr Mann, Morosow?«

»Nein, Morosow war es nicht, Morosow ist dicker, auch geht er anders gekleidet. Dieser hatte einen gewöhnlichen Kaftan an, es muß wohl ein einfacher Mann gewesen sein.«

Wjasemskij wurde nachdenklich. »Alter,« — sagte er plötzlich, — »verstehst du, Säbel zu besprechen?«

»Wie sollte ich das nicht verstehn? Alles verstehe ich. wie meinst du es, Väterchen, soll der Säbel gut schlagen oder soll er vom Schläge stumpf werden?«

»Natürlich soll er gut schlagen, alter Waldteufel.«

»Nun, man bespricht ja auch zuweilen einen feindlichen Säbel, damit er stumpf wird oder bricht.«

»Du sollst keinen feindlichen Säbel besprechen, sondern meinen. Mir steht ein Zweikampf bevor, und ich muß auf jeden Fall meinen Gegner töten. Hast du verstanden?«

»Gewiß hab ich verstanden, Väterchen,« — und der Alte über legte sich schnell den Fall: »Mit wem will er sich schlagen, wer ist sein Feind, vielleicht Basmanow? Nein! Er hat soeben verächtlich von ihm gesprochen, und Wjasemskij ist keiner von denen, die ihre Gedanken zu verbergen verstehn. Vielleicht ist es Serebrjannyj?« — Aber der Müller wußte durch Michejitsch, daß Serebrjannyj ins Gefängnis gekommen war, durch Wjasemskijs Boten aber und durch einige Leute des Perstenj hatte er erfahren, daß die Räuber den Fürsten befreit und entführt hatten. Also war es auch nicht Serebrjannyj. wer konnte es sonst sein? Morosow! Für die Entführung seiner Frau konnte er Wjasemskij gefordert haben. Allerdings war er alt, aber für einen Zweikampf wie diesen war es gestattet, einen Stellvertreter kämpfen zu lassen. »Also,« — sagte sich der Müller, — »wird der Fürst sich mit Morosow oder dessen Vertreter schlagen.«

»Gestatte, Väterchen, ich will Wasser schöpfen, um mir deinen Gegner anzusehn.«

»Tu, was du verstehst,« — entgegnete Wjasemskij und setzte sich nachdenklich auf einen Baumstumpf.

Der Müller holte aus der Mühle einen Kübel, hielt ihn unter das Rad, bis er sich mit Wasser gefüllt hatte, und setzte ihn dann neben dem Fürsten ins Gras.

»Ach, ach,« — sagte er, sich über den Kübel beugend und starr in ihn hineinblickend, — »ich sehe deinen Gegner, Väterchen, aber sonderbar! Er ist so sehr alt. Auch dich sehe ich, wie du ihm gegenüberstehst.«

Wjasemskij bemühte sich vergeblich, irgendetwas in dem Wasser des Kübels zu erblicken.

»Engel beschützen den Alten,« — sprach der Müller geheimnisvoll, so als wäre er selbst erstaunt über das, was er erblickte.

»Die himmlischen Kräfte beschützen ihn, es wird schwer sein, deinen Säbel zu besprechen.

»Beschützt mich denn niemand?« — fragte Wjasemskij und schauderte unwillkürlich.

Der Müller blickte noch starrer hin. Seine Augen wurden vollkommen unbeweglich, er hatte die ganzen Anstalten nur zum Schein getroffen, jetzt aber schien er wirklich etwas zu sehen, etwas Unerwartetes, Entsetzliches.

»Auch du hast deine Beschützer,« — sprach er flüsternd, — »aber jetzt sehe ich nichts mehr, das Wasser ist dunkel geworden.«

Er hob den Kopf, und Wjasemskij bemerkte, daß dicke Schweiß tropfen auf seiner Stirn standen.

»Auch du hast deine Beschützer, Väterchen,« — wiederholte er leise und ängstlich, — »es wird möglich sein, deine Waffe zu besprechen.«

»Da,« — sagte der Fürst, den schweren Säbel aus der Scheide ziehend, — »da, besprich ihn.«

Der Müller holte tief Atem, kratzte mit den Händen ein Loch in die Erde, steckte den Griff des Säbels hinein, so daß die Schneide nach oben ragte, stampfte die Erde wieder fest und begann im Kreise herumzugehen, wobei er mit eintöniger Stimme sprach:

»Die Sonne stieg auf aus dem Meere Chwalynsk, der Mond stieg empor über der steinernen Stadt. In der Stadt hat meine Mutter mich zur Welt gebracht und hat, die Hörnerne, zu mir gesagt: Sei unverwundbar, du mein Kind, gegen Pfeil und Speer und Schwert geschützt. Gegürtet hat sie mich mit einem breiten Schwert. Dreh dich, tummle dich, du mein Schwert, dreh dich, wie sich die Mühlräder drehn, dreh dich, zerschmettere Panzer und Schild, Eisen und Stahl, Kupfer und Erz, dreh dich, schlag durch Knochen und Haut. Wie der Stein abspringt vom Wasser, so springen die feindlichen Schläge von dir ab. Bleibe scharf ohne Scharte und Schramme. Ich gürtete mit dir Afanasij den Knecht. Gürt ihm die Lende. Mein Wort ist zu Ende.«

Er zog den Säbel aus der Erde, säuberte den Griff sorgfältig mit seinem Rockzipfel und reichte ihn dem Fürsten.

»Nimm ihn, Väterchen, deinen Säbel. Du kannst dich auf ihn verlassen, wenn nur dein Gegner den seinen nicht in geweihtes Wasser steckt.«

»Und wenn er es tut?«

»Dann ist nichts zu machen, Väterchen, gegen geweihtes Wasser vermag auch besprochenes Eisen nichts auszurichten. Übrigens gibt's auch dagegen ein Mittel, ich will dir einen Sumpftäuberich geben, den mußt du in einem Säckchen am Halse tragen, das wird die Augen deines Feindes von dir ab lenken.«

»Gib mir den Sumpftäuberich,« — sagte Wjasemskij.

»Sofort, Väterchen, für deine fürstliche Herrlichkeit ist mir selbst der Sumpftäuberich nicht zu teuer.«

Der Alte lief in die Mühle und kam mit einem Gegenstand in der Hand zurück. Es war ein zusammengebundenes Läppchen mit irgendeinem Inhalt.

»Schwer genug habe ich es erlangt,« — sagte er, das Läppchen, wie es schien, nur ungern hergebend, — »es ist schwer zu finden. Geht man zur Unzeit in den Sumpf, so kann man Schrecknisse erleben, daß Gott erbarm!«

Der Fürst nahm den kostbaren Gegenstand und warf dem Müller seinen Geldbeutel hin.

»Vergelts Gott,« — sagte der Alte, sich tief verbeugend. »Nur eines muß ich dir noch sagen, Väterchen. Geh bis zum Zweikampf in keine Kirche, höre keine Messe, sonst könnte es geschehn, daß die Beschwörung vom Eisen wieder abspringt.«

Wjasemskij erwiderte nichts und wandte sich dem Ort zu, wo er sein Pferd angebunden hatte. Plötzlich blieb er wieder stehn.

»Kannst du,« — fragte er, — »bestimmt erfahren, wer von uns am Leben bleiben wird?«

Der Müller geriet in Verlegenheit. — »Gewiß du, Väterchen,« — sagte er, — »ich hab dir's schon ein andres Mal gesagt, daß es dir nicht vorherbestimmt ist, durchs Schwert zu fallen.«

»Schau noch einmal in deinen Kübel, Alter.«

»Was ist da zu sehen, Väterchen? Das Wasser ist trüb geworden, es ist nichts mehr zu sehn.«

»So schöpfe frisches,« — sprach Wjasemskij in befehlendem Ton.

Der Müller gehorchte widerwillig.

»Nun, was siehst du?« — fragte Wjasemskij ungeduldig.

Der Alte beugte sich mit sichtlichem widerstreben über den Kübel.

»Weder du bist zu sehen, noch dein Gegner,« — sagte er erblassend, — »ein Platz ist zu sehn und eine große Menschenmenge. Auf Pfählen stecken Köpfe, und seitab davon brennt ein Scheiterhaufen nieder, und menschliche Knochen sind mit eisernen Reifen an einen Pfahl gebunden.«

»Was sind das für Köpfe, die auf den Pfählen stecken?« — fragte Wjasemskijs, die Furcht, die ihn anwandelte, überwindend.

»Ich sehe nichts mehr, Väterchen. Alles ist trüb und dunkel geworden, nur der Scheiterhaufen glüht noch, und die Knochen zerfallen in Staub.«

Der Müller hob schwer den Kopf und schien den Blick nur mit Mühe von dem Kübel abwenden zu können. Sein Körper zuckte wie in Krämpfen, Schweiß rann ihm übers Gesicht. Stöhnend und ächzend schleppte er sich bis zum Erdhügel, fiel hin und blieb kraftlos liegen.

Wjasemskij suchte sein Pferd auf, stieg in den Sattel und ritt tief in Gedanken zur Moskau zurück.

Einunddreißigstes Kapitel

Das Gottesurteil.

Während Wjasemskijs Abwesenheit war Maljuta mit einer wichtigen Angelegenheit betraut worden. Der Zar hatte ihm befohlen, einige Diener des Wjasemskij zu ergreifen und sie unter der Folter auszufragen, ob ihr Herr Zauberei getrieben habe, wie oft er beim Müller gewesen sei und was für Absichten er gegen den Zaren hege.

Der größere Teil der Dienerschaft ließ sich trotz der Folterungen zu keinen Aussagen bewegen, einige aber hielten die Qual nicht aus und sagten schließlich alles, was Maljuta ihnen in den Mund legte: Wjasemskij sei öfters zur Mühle geritten, um durch Zauberei den Zaren zu verderben. Einige gaben sogar an, Wjasemskij wolle den Fürsten Wladimir Andrejewitsch auf den Thron erheben. So unsinnig diese Aussagen an sich waren, wurden sie doch von den dem Verhör beiwohnenden Geistlichen Wort für Wort aufgeschrieben und nachher dem Zaren vorgelesen. Ob Ioann diese Aussagen für wahr hielt oder nicht, das weiß Gott allein. Jedenfalls befahl er Maljuta streng, den wahren Grund des Verhörs vor Wjasemskij geheim zu halten und ihm nur zu sagen, die Diener seien deshalb ergriffen worden, weil sie eines Diebstahls aus den zarischen Vorratskammern verdächtig seien.

Die Aussagen der Gefolterten widersprachen einander in vielen Punkten, und Ioann befahl, Basmanow zu rufen, damit dieser wiederholen sollte, was er von den Knechten des Wjasemskij gehört hätte. Basmanow war in der Sloboda nicht aufzufinden. Er war am Abend vorher zur Moskau fortgeritten, worüber der Zar in Zorn geriet, da er ihm verboten hatte, sich ohne sein Wissen zu entfernen. Diesen Umstand nützte Maljuta aus, um auch Basmanow zu verdächtigen.

»Wer weiß, Herr,« — sagte Maljuta, — »vielleicht steckt er mit Wjasemskij unter einer Decke und hat gegen ihn aus gesagt, nur um dich desto sicherer zu verderben.«

Der Zar befahl Maljuta zu schweigen und Basmanow, wenn dieser zurückkehrte, nicht einmal merken zu lassen, daß seine Abwesenheit aufgefallen war.

Unterdessen war der für den Zweikampf bestimmte Tag herbeigekommen. Schon vor Sonnenaufgang drängte sich das Volk zum roten Platz hin. Aus allen Fenstern schauten Neugierige, und selbst die Dächer waren besetzt von Schaulustigen. Die Kunde von dem bevorstehenden Kampf hatte sich weit verbreitet. Die berühmten Namen der beiden Gegner hatten eine Menge Neugieriger aus den umliegenden Dörfern und Städten herbeigelockt, und selbst aus Moskau waren Leute aller Stände gekommen, um zu sehen, wem Gott den Sieg in diesem Kampf erteilen würde.

»He, Bruder,« — sagte ein buntgekleideter Harfenspieler zu seinem Kameraden, einem kräftigen jungen Burschen mit gutmütigem und törichtem Gesichtsausdruck, — »geh voraus, vielleicht gelingt es dir, dich bis zur Kette

durchzudrängeln. He, ihr guten Leute, rechtgläubiges Volk, laßt uns durch, das Gottesurteil mit anzusehen.«

Diese Aufforderung blieb aber erfolglos. Die Menge stand so dicht gedrängt, daß sie selbst beim besten Willen nicht Platz machen konnte.

»Drück dich vor, du Seehund,« — wiederholte der Harfenspieler, seinen Kameraden in den Rücken stoßend. — »Sollte es denn dir nicht gelingen, dich durchzudrängen?«

»Warum nicht,« — erwiderte der Bursch mit träger Stimme, und die eine seiner mächtigen Schultern vorgeneigt, drang er wie ein Keil in die Menge. Ohne auf die Schreie und Flüche zu achten, die sich gegen sie erhoben, schoben die beiden sich vorwärts.

»Mehr nach rechts hinüber!« — rief der Ältere, — »dorthin, wo die Pfähle ragen!«

Der Platz, auf den der Harfenspieler zeigte, war für den Zaren hergerichtet. Er bestand aus einem erhöhten Bretterbau, der mit einem bunten Tuch überdeckt war. Um dieses Gerüst mit dem noch leeren Thronessel ragten die Pickel und Helebarden der Opritschniki, die diesen Platz bewachten. Andere Opritschniki standen längs der Kette, die um den abgesteckten Kampfplatz gezogen war. Sie trieben mit ihren Helebarden das Volk zurück, daß es die Kette nicht eindrücke.

Schritt um Schritt sich vorwärts schiebend, gelangten der Harfenspieler und sein jugendlicher Begleiter bis an den Rand des Kampfplatzes.

»Was drängt ihr euch vor?« — schrie einer der Opritschniki mit vorgehaltener Helebarde.

Der junge Bursch riß den Mund auf und sah fragend seinen Begleiter an. Dieser nahm mit beiden Händen seine Lammfellmütze, die mit einem goldenen Bande und mit einer Pfauenfeder geschmückt war, vom Kopf und sagte mit tiefen Verbeugungen:

»Vergönnt uns, edle Herren, das Gottesurteil mit anzusehen. Wir sind aus Wolodimir gekommen, arme Gusljaren, treibt uns nicht fort, edle Herren.« — Und mit schmeichlerisch schlauem Lächeln zeigte er alle seine weißen Zähne.

»Bleibt wo ihr seid,« — sagte der Opritschnik, — »zurück könnt ihr doch nicht mehr, aber weiter drängt euch nicht vor, sonst spalte ich euch den Schädel.«

Innerhalb des abgegrenzten Platzes gingen die Vertreter der beiden Parteien hin und her. Hier hatte auch eine Gruppe von Leuten Aufstellung genommen, denen es oblag, den Kampf zu beaufsichtigen. Es waren ein Bojar, ein höherer Opritschnik und zwei niedere Geistliche. Einer der Geistlichen hatte ein Pergament entrollt und sprach darüber mit seinem Kameraden. Es war ein Stück der Gesetzessammlung des Wladimir Gussew, die noch unter dem Großfürsten Ioann Wassiljewitsch dem Dritten erschienen war. Dieses Stück behandelte die verschiedenen Fälle des Zweikampfes. Er las, die Seilen mit dem Finger verfolgend: »wenn die Gegner sich versöhnen . . . « Hier aber unterbrach ihn das Geschrei der Menge.

»Der Zar kommt, der Zar!« — und die Mützen flogen von den Köpfen.

Umgeben von einem zahlreichen Gefolge kam Ioann zum Kampfplatz geritten, stieg vom Pferde, schritt die Stufen zu dem erhöhten Aufbau hinauf, grüßte mit Verneigungen das Volk und ließ sich in den Sessel nieder mit der Miene eines Menschen, der gekommen ist, ein ergötzliches Schauspiel mit anzusehen.

Hinter ihm und zu beiden Seiten gruppierten sich die Höflinge. In diesem Augenblick begannen alle Kirchenglocken der Sloboda zu läuten, und von zwei entgegengesetzten Seiten ritten die beiden Gegner ins Feld: Wjasemskij und Morosow, beide in voller Turnierausrüstung. Morosow trug einen Schuppenpanzer. Arm- und Beinschienen waren mit Silber verziert. Ebenso der hohe Helm, von dem herab ein reiches Ringgeflecht bis auf die Schultern fiel und vorn auf der Brust durch runde silberne Platten zusammengehalten wurde. An der Seite hing ihm in reichgeschmücktem Gehänge das breite kurze Schwert, dessen Griff und Scheide gleichfalls aus Silber waren. An der rechten Seite des Sattels war der sechsgefügelte vergoldete Marschallstab befestigt, — das Zeichen seiner Würde, das früher jeder Bojar im Kampfe trug. Er ritt auf einem dunkeln gelblich gefleckten Schecken, die weit herabhängende Satteldecke war aus himbeerfarbenem Samt, gleichfalls mit silbernen Platten geschmückt. Von dem metallenen Kopfputz des Pferdes hingen zu beiden Seiten rote seidene Troddeln herab, die mit silbernen Fäden durchwoben waren. Eine breitere Quaste reichte vom Hals bis auf die Brust des Pferdes. Die Zügel bestanden aus silbernen Ketten, die von breiteren Gliedern unterbrochen waren. Das Pferd schritt gemessen, die zottigen Füße stolz hehend, den mächtigen Hals gebogen, und als Morosow es ungefähr fünf Klafter von seinem Gegner entfernt anhielt, schüttelte es die mächtige Mähne, biß in den Zügel und scharrte ungeduldig mit seinen breiten glänzenden Hufen den Sand. Das schwere Roß paßte recht zu seinem schweren Reiter, auch die weiße Mähne stimmte mit dem weißen Bart des Reiters überein.

Die Rüstung Wjasemskijs war eine leichtere. Noch an den Folgen seiner Wunden leidend, hatte er keinen schweren Panzer angelegt, obwohl dieser für den sichersten Schutz im Zweikampf galt. Er trug nur ein leichtes Panzerhemd, dessen Brust und Armstücke von Edelsteinen funkelten. Auf dem Kopf hatte er einen niedrigen schön geschwungenen Helm, der an den Schläfen und über den Ohren mit Gold verziert war. Von dem Helm aufwärts ragte eine Garbe zitternder goldener Drähte, die mit Smaragden und Rubinen funkelten. Am Schirm des Helmes war ein eiserner vergoldeter Pfeil befestigt, der das Gesicht vor Querschlägen schützen sollte. Wjasemskij aber hatte aus Übermut diesen Pfeil nicht herabgezogen, sondern ihn hinaufgeschoben, daß er wie eine goldene Feder emporragte. Auf diese Weise sah sein bleiches Gesicht mit dem dunklen Bart ungeschützt unter dem Helm hervor. Am Schwertgehäng, das von allerlei Zierat blinkte und klang, hing sein krummer, edelsteingeschmückter Säbel, derselbe, den der Müller besprochen hatte und auf den Wjasemskij jetzt seine Hoffnung setzte. Am violetten mit silbernen Knöpfen besetzten Sattel war ein Kriegsbeil befestigt, dessen samtene Scheide in goldenen Ringen steckte. An den Säumen des Panzerhemdes schimmerte das weiße seidene Hemd hervor, das mit seinen

goldbenähten Rändern auf die leuchtend roten Hosen herabfiel, die in grünen Saffianstiefeln steckten. Die Stiefel, von keinen Beinschienen bedeckt, waren bis zu den Knien hinaufgezogen und an den Fußknöcheln mit Perlenschnüren umwunden.

Das Roß Wjasemskijs, ein goldfarbener kabardischer Hengst, war vom Kopf bis zum Schwanz behängt mit einem klirrenden Netz, das aus getriebenen silbernen Gliedern bestand. Statt der Satteldecke schmückte ein Pardelfell den Rücken des Pferdes. Vom schwarzen Kopfgeschirr leuchteten große Smaragde in goldener Fassung. Die Hufe waren nicht beschlagen, aber an den Fesseln der dunkeln sehnigen Beine klang und blinkte je eine große silberne Schelle.

Hell erscholl das Wiehern des feurigen Kabarden über den Platz. Jetzt hob das Roß den Kopf, blähte die Nüstern, schwenkte steil den schwarzen Schweif und tänzelte dem Gegner entgegen. Als aber Wjasemskij die klirrenden Zügel anzog, machte das Pferd plötzlich einen Satz zur Seite und wäre über die Kette gesprungen, wenn der Reiter es nicht daran verhindert hätte. Da stellte es und drohte, sich nach hinten zu über schlagen. Wjasemskij beugte sich bis auf den Hals des Pferdes vor, ließ die Zügel hängen und gab ihm die Sporen. Das Pferd sprang vor, blieb dann aber wie angenagelt stehen. Kein Haar seiner schwarzen Mähne bewegte sich. Die blutunterlaufenen Augen blickten wild, und unter dem feinen goldglänzenden Fell schwellen die Adern an.

Bei dem Erscheinen Wjasemskijs, als dieser wie mit Gold und Edelsteinen übersprüht auf den Platz geritten kam, konnte der wladimirsche Harfenspieler seine Begeisterung nicht länger zurückhalten, doch galt diese, wie es schien, mehr dem Roß als dem Reiter.

»Ob! was für ein Pferd!« — rief er mit den Füßen stampfend und sich vor Entzücken an den Kopf fassend, — »solch ein Pferd habe ich noch nie gesehen, mit solch einem Pferde könnte der Reiter selbst über den Heidenpfuhl reiten!«

Er stieß seinen Kameraden in die Seite. — »Sag mir, du Dummkopf: welches Pferd gefällt dir besser?«

»Jenes dort,« — erwiderte der Bursch, mit dem Finger auf das morosowsche Pferd zeigend.

»Warum denn jenes?«

»Weil es dicker ist,« — erwiderte der Bursch träge.

Der Harfenspieler lachte laut auf, doch in diesem Augenblick ertönten die Stimmen der Herolde:

»Rechtgläubige Leute!« — riefen sie von verschiedenen Enden des Platzes her, — »es beginnt der rechtliche Kampf zwischen dem Zeugwart des Zaren, dem Fürsten Afanasij Iwanowitsch Wjasemskij und dem Bojaren Druschina Andrejewitsch Morosow. Sie streiten miteinander wegen der Beleidigungen und Wunden, die sie einander zugefügt haben, und wegen der Entführung der Bojarin Morosowa. Rechtgläubige Leute, bittet die heilige Dreifaltigkeit, daß sie der gerechten Seite den Sieg verleihen möge.«

Auf dem Platze wurde es still. Alle Zuschauer bekreuzigten sich, und der Bojar, dem die Aufsicht über den Zweikampf anvertraut war, ging auf den Zaren zu, verneigte sich tief und sprach:

»Befiehlst du, Herr, daß der Kampf beginne?«

»Er beginne,« — sprach Ioann.

Der aufsichtführende Bojar trat mit seinen Beigeordneten zur Seite und gab das Zeichen.

Die Gegner zogen ihre Waffen.

Auf ein neues Zeichen hin sollten sie jetzt gegeneinander anreiten. Jedoch zum großen Erstaunen aller schwankte Wjasemskij im Sattel, ließ die Zügel fallen und wäre zur Erde gestürzt, wenn seine Beistände nicht herbeigeeilt wären, um ihn aufzufangen. Das Pferd wurde noch rechtzeitig von mehreren Stallknechten am Hügel ergriffen und aufgehalten.

»Führt es fort!« — sagte Wjasemskij, mit trüben dunkeln Augen um sich schauend, — »ich werde zu Fuß kämpfen.«

Da Morosow sah, daß sein Gegner abgesehen war, stieg auch er von seinem Sacken, den Hügel einem Pferdeknecht über gebend.

Einer seiner Beistände reichte ihm einen großen ledernen mit Kupfer beschlagenen Schild, der für den Fall, daß man zu Fuß kämpfte, vorgesehen war.

Auch Wjasemskijs Beistand reichte diesem einen Schild, schwarz mit goldenen Beschlägen und goldenen Fransen. Wjasemskij aber hatte nicht die Kraft, den Schild über den Arm zu ziehen. Die Knie versagten ihm, und er wäre zum zweiten Male gefallen, wenn man ihn nicht gestützt hätte.

»was ist mit dir, Fürst?« — sagte einer seiner Beistände, ihm besorgt ins Gesicht blickend, — »nimm dich zusammen, Fürst. wer nicht stand hält, gilt für geschlagen.«

»Nehmt mir das Panzerhemd ab,« — brachte Wjasemskij mühsam hervor, — »nehmt alles herunter, ich ersticke.«

Er zerriß selber sein Halsgeschmeide und die Ringe an seinen Armen. Auch die seidene Schnur, an der der Talisman mit dem Sumpftäuberich hing, riß er sich vom Halse und warf sie weit fort.

»Fluch dir, Zauberer!« — rief er, — »Fluch, du hast mich betrogen!«

Morosow schritt mit bloßem Schwert auf Wjasemskij zu. »Ergib dich, Hund!« — rief er, zum Schlage ausholend. — »Gestehe, daß du schuldig bist!«

Die Vertreter beider Seiten warfen sich zwischen den Fürsten und Morosow.

»Nein!« — rief Wjasemskij, und sein alter Haß funkelte aus dem umdunkelten Blick. — »Noch ergebe ich mich nicht. Du alter Rabe hast mich behext. Du hast dein Schwert in geweihtes Wasser getaucht. Ich werde einen Kämpfer für mich stellen, dann werden wir sehen, wer Recht behält.«

Zwischen den Beiständen der beiden Seiten begann ein Streit. Die Beistände Morosows behaupteten, das Urteil sei zu seinen Gunsten entschieden. Die

Gegenpartei bestand darauf, ein Urteil sei noch gar nicht gefallen, da kein Kampf stattgefunden habe.

Der Zar hatte den Hergang beobachtet und auch den von Wjasemskij weggeworfenen Talisman bemerkt. Er befahl, ihm diesen Gegenstand zu bringen, den er darauf mit Neugierde und Vorsicht betrachtete.

»Hebe dieses Ding gut auf,« — sagte er leise zu Maljuta, der neben ihm stand. — »Heb es auf, bis ich darnach frage.« — Laut fügte er hinzu: »Man führe Wjasemskij zu mir her.«

»Was ist mit dir, Afonja?« — fragte er, zweideutig lächelnd, als Wjasemskij, bleich wie der Tod, vor ihm stand. — »Es scheint, Morosow ist dir zu stark?«

»Herr,« — erwiderte Wjasemskij, — »mein Gegner hat mich behext. Auch habe ich seit meiner Verwundung keinmal die Waffen angelegt. Die Wunden haben sich geöffnet. Sieh, wie das Blut unter den Ringen hervorläuft. Gestatte mir, Herr, durch die Herolde ausrufen zu lassen, ob sich ein Freiwilliger meldet, der an meiner Statt kämpfen will.«

Das Ansinnen Wjasemskijs verstieß gegen die Regeln. Wer nicht selber kämpfen wollte, mußte dieses vorher ansagen.

Wer aber selber in die Schranken getreten war, konnte nicht nachträglich einen Stellvertreter für sich kämpfen lassen. Der Zar aber hatte es auf die Vernichtung Morosows abgesehen, und darum willigte er ein.

»Laß die Herolde ausrufen,« — sagte er, — »vielleicht findet sich einer, der tapferer ist als du. Meldet sich aber keiner, dann ist Morosow gerechtfertigt, und dich wird man dem Henker übergeben.«

Wjasemskij wurde gestützt und fortgeführt, und auf seinen Befehl traten Herolde an die Schranken und riefen laut:

»Wer aus der Sloboda oder aus Moskau oder aus anderem Ort will für den Fürsten Wjasemskij kämpfen? Tretet hervor gegen Morosow für Wjasemskij!«

Aber rund um den Platz blieb es still.

»Tretet hervor ihr tapfern Kämpfer!« — riefen die Herolde. »Wer Morosow besiegt, dem wird der Fürst sein Erbgut über lassen, ist's aber ein einfacher Mann, dem wird der Fürst sein ganzes Geld geben.«

Niemand antwortete. Alle wußten, daß Morosows Sache die gerechte war, und selbst Ioann war trotz seines Hasses gegen ihn bereit, Morosow für gerechtfertigt zu erklären, als plötzlich Rufe laut wurden:

»Ein Freiwilliger meldet sich, er kommt!« — Und innerhalb der Schranken erschien Matwej Chomjak.

»Hoi da!« — rief er, einen pfeifenden Lufthieb mit dem Säbel führend, — »komm heran, Bojar! ich stehe für Wjasemskij!«

Beim Anblick Chomjaks wandte sich Morosow, der bis jetzt mit entblößtem Schwert gewartet hatte, voller Unwillen an den Bojaren, der die Aufsicht über den Zweikampf hatte.

»Ich schlage mich nicht mit einem gedungenen Fechter,« — sagte er stolz. — »Es geziemt dem Bojaren Morosow nicht, sich mit dem Steigbügelhalter eines Maljuta zu messen.«

Und das Schwert in die Scheide stoßend, schritt er auf den Platz zu, an dem der Zar saß.

»Herr,« — sagte er, — »du hast meinem Gegner gestattet einen stellvertretenden Kämpfer zu stellen. Gestatte auch mir dasselbe, oder befehl, den Zweikampf hinauszuschieben.«

So sehr Ioann auch wünschte, Morosow zu vernichten, so war dessen Bitte doch eine gar zu berechnete, und er als Zar wollte hier beim Gottesurteil nicht als parteiisch gelten.

»Laß die Herolde ausrufen!« — sagte er zornig.

»Wenn aber kein Freiwilliger sich findet, dann kämpfe selbst oder gestehe deine Schuld ein und geh auf den Richtplatz.«

Unterdessen ging Chomjak an der Schranke hin und her, schwang seinen Säbel und rief den Zuschauern spottend zu:

»Viel Raben haben sich versammelt, aber kein einziger kühner Falke ist unter ihnen. Daß einer käme, meinen Säbel aufzufrischen, dem Zaren zum Ergötzen. Man sieht's, ihr habt so lange Stroh gedroschen, bis euch die Arme lahm geworden sind, ihr habt so lange auf dem Ofen gelegen, bis ihr nicht mehr aufstehen könnt.«

»Ach, du Teufel,« — sagte halblaut der Harfenspieler, — »ich wollte es dir schon zeigen, wenn ich meinen Säbel bei mir hätte! Sieh hin,« — fuhr er fort, seinem jugendlichen Begleiter einen Rippenstoß versetzend, — »erkennst du ihn?«

Der junge Bursch aber hörte die Frage nicht. Er stand mit offenem Munde und glotzte Chomjak an, als wollte er ihn durch und durch glotzen.

»He, ihr Ellenmesser,« — rief Chomjak, — »ihr Kringelfresser, ihr Waschweiber! Wer will sich mit mir messen?«

»Ich,« — ertönte unerwartet eine Stimme, und der junge Bursch packte mit beiden Händen die Kette und warf sie sich über den Kopf, wobei er fast die eichenen Pfähle ausriß, an welchen sie befestigt war.

Er befand sich innerhalb der Schranken, selber, wie es schien, über seine Kühnheit erstaunt. Mund und Augen aufgerissen, schaute er bald auf Chomjak, bald auf die Opritschniki, bald auf den Zaren, sagte aber kein Wort.

»Wer bist du?« — fragte der Bojar, der die Aufsicht führte.

»Ich?« — erwiderte der Bursch, schien eine Weile nachzudenken und grinste.

»Wer bist du?« — wiederholte der Bojar.

»Doch Mitjka,« — erwiderte der Bursch gutmütig und wie erstaunt über die Frage.

»Ich danke dir, braver Junge,« — sagte Morosow — »ich danke dir, daß du für die Gerechtigkeit eintreten willst. Wenn du meinen Gegner überwindest, sollst du

reich belohnt werden, Nicht alles, was ich besaß, hat man mir geraubt. Gott sei Dank, ich habe noch so viel, um meinem Kämpfer zu danken.«

Chomjak hatte Mitjka am Heidenpfuhl gesehen, als dieser Chomjaks Pferd mit dem Knüppel erschlug und sich nachher, statt auf den feindlichen Reiter, auf seinen eigenen Kameraden stürzte. Im allgemeinen Handgemenge aber hatte Chomjak das Gesicht des jungen Burschen nicht deutlich gesehen, auch hatte Mitjka in seinem Äußeren nichts, was besonders auf gefallen wäre. Chomjak erkannte ihn nicht.

»Womit willst du denn kämpfen?« — fragte der Bojar, den Burschen erstaunt betrachtend, der weder Schild noch Waffe hatte.

»Womit ich kämpfen will?« — wiederholte Mitjka und wandte sich fragend um, mit den Augen den Harfenspieler suchend, daß dieser ihn berate.

Der Harfenspieler aber war von seinem Platz verschwunden, und Mitjka konnte ihn nirgends erblicken.

»Nun,« — sagte der Bojar, — »nimm dir einen Säbel und einen Panzer und stelle dich zum Kampf.«

Mitjka blickte in höchster Verwirrung umher.

Den Zaren begann das Gebaren dieses jungen Burschen zu belustigen.

»Man gebe ihm Waffen,« — sagte er, — »wir wollen sehen, wie er damit umzugehen versteht.«

Man brachte Mitjka eine volle Ausrüstung. Aber so sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, die Ärmel des Panzerhemdes über die Hände zu ziehen, und der Helm erwies sich für seinen Kopf als so klein, daß er nur ganz lose oben auf dem Schopf saß.

In dieser Ausrüstung wandte sich Mitjka bald nach rechts, bald nach links, immer noch in der Hoffnung, den Harfenspieler zu finden, um ihn zu fragen, was er denn nun tun solle.

Bei seinem Anblick begann der Zar laut zu lachen. Seinem Beispiel folgten zuerst die Opritschniki und dann die gesamte Zuschauerschaft.

»Was lacht ihr denn so blöde,« — sagte Mitjka mißvergnügt. — »Ich werde auch ohne euren Topf und ohne das eiserne Hemd auf diesen da losgehen.«

Dabei zeigte er mit dem Finger auf Chomjak und riß sich unter Verrenkungen das Panzerhemd vom Leibe. Neues Gelächter erscholl.

»Womit willst du denn losgehen?« — fragte der Bojar. Mitjka kratzte sich den Hinterkopf.

»Habt ihr keinen Knüppel?« — fragte er gedehnt.

»Wo kommt denn dieser Narr her?« — riefen die Opritschniki.

»Glaubst du, Töpel, wir schlagen uns hier wie die Bauern mit Knüppeln?«

Aber dem Zaren machte das Benehmen Mitjkas Spaß, und er gestattete nicht, ihn wegzujagen.

»Man gebe ihm einen Prügel,« — sagte er. — »Mag er sich schlagen, wie er es versteht.«

Chomjak war beleidigt.

»Herr!« — rief er — »laß es nicht zu, daß man deinen getreuen Knecht beschimpfe. Ich diene dir in Ehren und habe noch niemals mit Knüppeln gekämpft.«

Aber Ioann war in vergnügter Stimmung. »Du kannst mit dem Säbel fechten,« — sagte er, — »der Bursch aber mag fechten, womit er will. Man gebe ihm einen Knüppel. Wir wollen sehen, wie der Bauer für den Bojaren entsteht.«

Mehrere Knüppel wurden gebracht. Mitjka nahm langsam einen nach dem andern in die Hand, wog ihn, betrachtete ihn genau und wandte sich schließlich an den Zaren:

»Ist kein kräftigerer da?« — brachte er mit träger Stimme hervor, dem Zaren fragend gerade in die Augen sehend. — »Man bringe ihm eine Wagendeichsel,« — sagte der Zar, im voraus schon ergötzt über das bevorstehende Schauspiel. Und bald hielt Mitjka eine schwere Wagendeichsel in der Hand, die die Opritschniki unter Lachen einem in der Nähe stehenden Wagen entnommen hatten.

»Tun, ist dir dieser Prügel recht?« — fragte der Zar.

»Warum nicht,« — erwiderte Mitjka, — »der wird schon recht sein.« — Und die Deichsel an einem Ende packend, schwang er sie durch die Luft mit solcher Kraft, daß der Staub vom Boden aufwirbelte, als hätte ein Wirbelwind sich erhoben.

»Seht doch den Teufel,« — murmelten die Opritschniki, einander ansehend.

Der Zar wandte sich an Chomjak.

»Stell dich hin!« — sagte er befehlend und fügte spöttelnd hinzu: »Ich will mal sehen, wie du dem bäuerischen Knüppel ausweichst.«

Mitjka hatte sich unterdessen die Ärmel zurückgestreift und in beide Hände gespuckt. Jetzt drohte er mit der Deichsel wie mit einem Stöckchen, Chomjak unverwandt ansehend. Seine Schüchternheit war geschwunden.

»Tun du! Stell dich hin vielleicht! Ich will dich lehren, Bräute stehlen!«

Chomjaks Lage war, angesichts der ungewöhnlichen Waffe in der Hand des kräftigen Gegners, eine recht schwierige, und die Zuschauer nahmen offenbar Partei für den jungen Burschen und begannen, Chomjak auszulachen.

Die Verlegenheit des Kriegers belustigte den Zaren. Der bevorstehende Kampf erweckte in ihm die gleichen Gefühle, wie etwa das Auftreten irgendwelcher Spaßvögel.

»Beginnet!« — sagte er, da Chomjak unschlüssig dand. Mitjka erhob die Deichsel, schwang sie über seinem Kopf und ging in kleinen Sprüngen gegen Chomjak vor. Dieser versuchte vergeblich, einen Augenblick wahrzunehmen, daß er mit seinem Säbel den Gegner hätte erreichen können. Er mußte alle Aufmerksamkeit darauf richten, nicht getroffen zu werden von der Deichsel, die gewaltige Kreise um Mitjkas Kopf beschrieb, so daß an ihn nicht heran zu kommen war.

Zur großen Freude der Zuschauer und zum nicht geringen Ergötzen des Zaren begann Chomjak zurückzuweichen. Mitjka, mit der Gewandtheit eines jungen Bären, sprang immer weiter auf ihn zu. Die Deichsel über seinem Kopf heulte wie der Sturm.

»Ich will dich lehren, Bräute stehlen!« — wiederholte Mitjka in immer wachsender Wut.

Die Teilnahme der Zuschauer für Mitjka äußerte sich in aufmunternden Ausrufen und schwoll schließlich zu lauter Begeisterung an.

»So, so ist's recht!« — rief das Volk, die Anwesenheit des Herrschers vergessend. — »Gib es ihm tüchtig! Ei, ist das ein Bursch! Steh für Morosow ein! Steh ein für die gerechte Sache!«

Aber Mitjka dachte nicht an Morosow.

»Ich will dich lehren, Bräute stehlen!« — rief er ein übers andere Mal, die Deichsel schwingend und Chomjak verfolgend, der sich nach allen Seiten drehte und wand.

Einige mal mußten die Opritschniki, die längs der Kette standen, sich bis auf die Erde ducken, um der fürchterlichen Deichsel zu entgehen, die über ihre Köpfe hinauste.

Plötzlich hörte man einen dumpfen Schlag und Fall. Chomjak, in die Seite getroffen, flog mehrere Klafter weit und blieb mit ausgestreckten Armen und Beinen liegen.

Ein Freudenschrei scholl um den ganzen Platz.

Mitjka warf die Deichsel fort, sprang auf Chomjak zu, setzte sich ihm auf die Brust und begann ihn zu würgen.

»Genug, genug!« — riefen die Opritschniki, und Maljuta neigte sich zum Ohr des Zaren und flüsterte ihm mit besorgter Miene zu:

»Herr, befehl, diesen Teufel zu bändigen, Chomjak ist unser bester Mann in der ganzen Opritschnina.«

»Reißt den Kerl zurück!« — rief der Zar, — »zieht ihn an den Beinen, gießt ihm Wasser über den Kopf, aber — bringt ihn mir nicht um!«

Mit Mühe gelang es den Opritschniki, Mitjka von seinem Opfer loszureißen. Aber als man Chomjak aufhob, war dieser bereits tot. Während nun die Aufmerksamkeit aller sich auf den Toten richtete, tauchte neben Mitjka der Harfenspieler auf, zupfte ihn am Ärmel und flüsterte ihm ins Ohr:

»Komm fort, du Narr! Bring deinen Kopf in Sicherheit!«

Und die beiden verschwanden in der Menge.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Der Talisman des Wjasemskij.

Ioann ließ Morosow rufen. Der Platz wurde von neuem still. Mit angehaltenem Atem blickte alles auf den Zaren.

»Bojar Druschina!« — sprach Ioann feierlich, sich vom Sitz erhebend, — »durch Gottes Gericht hast du dich vor mir gereinigt. Durch die Überwindung deines Feindes hat Gott dein Recht kund getan, und ich werde dir meine Gnade nicht vorenthalten. Warte, ehe du die Sloboda verlässest, meine Befehle ab. Aber dieses,« — fuhr Ioann düster fort, — »ist nur die eine Hälfte der Angelegenheit. Das Urteil selbst sieht noch bevor. Man rufe Wjasemskij.«

Als Wjasemskij erschien, blickte der Zar ihn lange mit seinem unergründlichen Blick an.

»Afonja,« — sagte er schließlich, — »du weißt, daß ich mein Wort zu halten pflege. Ich habe gesagt, daß derjenige, der selber oder durch seinen Kämpfer im Zweikampf unterliegt, dem Tode verfallen ist. Dein Kämpfer ist unterlegen, Afonja!«

»Nun also,« — erwiderte Wjasemskij mit fester Stimme, — »laß mir den Kopf abschlagen, Herr.«

Ein seltsames Lächeln schlängelte sich um die Lippen Ioanns. »Nur den Kopf abschlagen?« — sagte er boshaft.

»Meinst du, man wird dir nur den Kopf abschlagen? So würde es vielleicht geschehen, wenn du dich nur vor Morosow zu verantworten hättest. Aber noch ein anderer Lug und Trug, noch ein anderes fluchwürdiges Verbrechen wird dir zur Last gelegt . . . Maljuta, reich mir den Talisman.«

Und Ioann ergriff mit zwei Fingern die seidene Schnur mit dem Säckchen, die Wjasemskij fortgeworfen hatte.

»Was ist das?« — fragte er, ihm den Gegenstand vors Gesicht haltend. Wjasemskij wollte etwas erwidern, aber der Zar ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»Du falscher und ungetreuer Knecht!« — rief er mit einer Stimme, daß es die Anwesenden kalt überlief. — »Ich habe dich zu meinem Thron emporgehoben, ich habe dich erhöht und dich mit Gnaden überhäuft. Und was hast du in deinem falschen Sinne gehegt? Du Natter hast mich vergiften wollen mit dem Gift deiner Zauberei, mit schwarzer Magie wolltest du mich behexen, mich, deinen Zaren! Und darum also hast du mich gebeten, dich in die Opritschnina aufzunehmen. Was ist die Opritschnina?« — fuhr Ioann fort, sich umblickend und die Stimme erhebend, damit das ganze Volk es hören sollte. — »Ich als Herr des Weinbergs bin von Gott dem Herrn über mein Volk eingesetzt, um meinen Weinberg zu bearbeiten. Meine Bojaren und Ratgeber haben mir nicht helfen wollen und nur darauf gesonnen, mich zu vernichten. Da habe ich den Weinberg ihnen fortgenommen und habe ihn anderen Arbeitern gegeben. Und das ist die Opritschnina! — Die ich lud zum Fest sind nicht gekommen. Da habe ich auf den

Markt und auf die Gassen geschickt und habe zu mir geladen jeden, der kommen wollte. Und dies wiederum ist die Opritschnina! — Jetzt frage ich euch, euch alle: was hat der Gast verdient, der zum Feste kam und hatte kein hochzeitliches Gewand an? Was sagt von ihm die Schrift? — Nehmt ihn und werft ihn in die Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappern.«

So sprach Ioann, und das Volk hörte ehrfürchtig schweigend diese willkürliche Anwendung des biblischen Gleichnisses. Ohne daß man für Wjasemskij viel Mitgefühl hegte, war man doch tief erschüttert durch den schnellen Fall des mächtigen Günstlings.

Keiner der Opritschniki wagte ein Wort zugunsten Wjasemskijs zu sagen. Auf allen Gesichtern sah man den Ausdruck des Entsetzens. Nur aus Maljutas viehischem Blick sprach nichts als die Bereitschaft, sofort an die Ausführung jedes zarischen Befehls zu gehen. Basmanow, der innerlich triumphierte, verbarg seine Gefühle unter der Maske der Gleichgültigkeit. Wjasemskij verzichtete auf jede Verteidigung. Er kannte Ioann, und so beschloß er, jede Qual standhaft zu ertragen. Seine Haltung blieb fest und würdig.

»Man führe ihn fort,« — sagte Ioann. — »Ich werde ihm dasselbe Strafgericht bestimmen wie jenem Räuber, der sich in mein Schlafgemach eingeschlichen hat. Den Zauberer aber, der ihm geholfen hat, befehle ich aufzusuchen und zur Sloboda zu bringen, vielleicht, daß er beim peinlichen Verhör uns noch Mehreres mitteilen wird . . . Groß ist die Bosheit des Fürsten dieser Welt,« — sprach Ioann, die Augen zum Himmel er hebend, — »wie ein brüllender Löwe geht er umher und sucht mich zu verschlingen, und selbst unter meinen Vertrauten findet er solche, die ihm dienen. Ich aber vertraue auf die Gnade Gottes und werde mit der Hilfe des Herrn nicht zulassen, daß der Verrat Wurzel fasse in Rußland!«

Ioann schritt die Stufen von seinem Bau herab, stieg aufs Pferd und ritt, umgeben von seinem schweigenden Gefolge, zum Palast zurück.

Maljuta, einen Strick in der Hand, ging auf Wjasemskij zu. »Nichts für ungut, Fürst,« — sagte er spöttisch, seinem Opfer die Hände auf den Rücken fesselnd, — »unsere Arbeit ist eine Knechtsarbeit.«

Und er führte den Fürsten, von Wachen umgeben, zum Gefängnis.

Das Volk begann auseinander zu gehen, leise redend über all das, was es eben gesehen hatte, und bald blieb der Platz, der eben noch so belebt gewesen war, still und leer zurück.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Der Talisman des Basmanow.

Mit Wjasemskij wurde das peinliche Verhör angestellt, aber keine Qualen vermochten ihm nur ein einziges Wort zu erpressen. Mit ungewöhnlicher Willenskraft ertrug er schweigend die unmenschlichsten Schmerzen, durch die Maljuta ihn dazu bringen wollte, einzugestehen, daß er etwas gegen den Zaren im Sinne gehabt habe. Aus Stolz, aus Verachtung oder aus Überdruß am Leben machte er nicht einmal den Versuch, die Verleumdung Basmanows abzuschwächen, den er ja selber bei dem berüchtigten Müller angetroffen hatte.

Auf Befehl des Zaren wurde der Müller ergriffen und heimlich nach der Sloboda gebracht. Gefoltert wurde er vorläufig nicht.

Basmanow glaubte, er habe diesen Erfolg der Wirkung des Sumpftäuberichs zuzuschreiben, den er stets am Halse trug, und von dessen Zaubermutung er um so mehr überzeugt war, als Ioann ihm gegenüber nicht den geringsten Verdacht zeigte und, obwohl er sich gelegentlich über ihn lustig machte, übrigen freundlich gegen ihn war.

Nachdem er somit einen seiner Nebenbuhler aus dem Wege geräumt hatte, in der Gunst des Zaren wieder zu steigen schien und nicht wußte, daß der Müller bereits im Gefängnis saß, benahm er sich noch hochmütiger als früher. Eingedenk der Lehren, die ihm der Müller erteilt hatte, blickte er dem Zaren kühn in die Augen und beantwortete dessen Scherze fröhlich und frech. Ioann ertrug alles mit Geduld.

Es begab sich, daß der Zar während einer seiner gewöhnlichen Umritte in Begleitung seiner nächsten Günstlinge, unter denen sich auch die beiden Basmanows befanden, ein benachbartes Kloster aufsuchte, der Morgenmesse beiwohnte und sich nachher vom Abt des Klosters in dessen Zelle bewirten ließ.

Der Zar saß auf der Bank unter den Heiligenbildern. Die Höflinge mit Ausnahme Maljutas, der bei diesem Umritt nicht mit war, standen an den Wänden, und der Abt stellte mit tiefen Verbeugungen allerlei Gerichte auf den Tisch: frische Honigwaben, eingemachte Früchte, Schalen mit Milch und abgekochte Eier.

Der Zar war guter Laune. Er kostete von jeder Schüssel, scherzte gnädig und führte fromme Gespräche. Mit den Basmanows war er noch freundlicher als gewöhnlich, was den Sohn Basmanow erst recht von der Kraft des Sumpftäuberichs überzeugte.

Da hörte man draußen Pferdegetrappel.

»Fedja,« — sagte Ioann zum jungen Basmanow, — »schau nach, wer dort angeritten kommt.«

Basmanow war noch nicht bis zur Tür gegangen, als diese sich öffnete und Maljuta auf der Schwelle erschien.

Der Ausdruck seines Gesichts war ein geheimnisvoller, und eine boshafte Freude blickte daraus hervor.

»Tritt näher,« — sagte der Zar einladend. — »Mit was für einer Nachricht hat Gott dich hergeschickt?«

Maljuta trat über die Schwelle, wechselte einen Blick mit dem Zaren und begann sich gegen die Heiligenbilder zu bekreuzigen.

»Woher kommst du?« — fragte Ioann, als habe er ihn gar nicht erwartet.

Maljuta aber, ohne sich mit der Antwort zu beeilen, machte erst eine tiefe Verbeugung vor dem Zaren und trat dann vor den Abt hin.

»Segne mich Vater,« — sagte er, die Stirn neigend und auf Fedor Basmanow hinschielend, den plötzlich eine böse Ahnung überkam.

»Woher kommst du?« — wiederholte Ioann zwinkernd.

»Aus dem Gefängnis, Herr, ich habe den Zauberer verhört.«

»Nun, was hat er ausgesagt?« — fragte der Zar und warf einen schnellen Blick auf Basmanow.

»Er murmelte allerlei, man wird nicht recht klug daraus. Nur eines haben wir verstanden, als wir anfangen, ihm die Gelenke auszudrehen: Wjasemskij ist nicht der einzige, der ihn auf gesucht hat. Auch Fedor Alexejewitsch Basmanow ist bei ihm gewesen und hat eine Wurzel von ihm erhalten, die er jetzt stets bei sich trägt.«

Hierbei schielte Maljuta wieder auf Basmanow hin. Basmanow war blaß geworden. Sein Gesicht sah verändert aus, all seine Frechheit war geschwunden.

»Herr,« — sagte er und versuchte ruhig zu erscheinen, — »er wird gewiß deshalb gegen mich aussagen, weil ich ihn dir angegeben habe.«

»Und als wir anfangen,« — fuhr Maljuta fort, — »ihm die Sohlen zu sengen, da hat er ausgesagt, Basmanow gebrauche diese Wurzel dazu, um deine zarische Gesundheit zu schädigen.«

Ioann sah Basmanow an, mit einem Blick, daß dieser zurücktaumelte.

»Väterchen Zar,« — rief er, — »willst du denn wirklich darauf hören, was dieser Müller sagt? Wenn er mein Freund wäre, hätte ich ihn dann angegeben?«

»Das werden wir sehen. Knöpf deinen Kaftan auf! Zeig, was hast du am Halse?«

»Was sollte ich haben, außer dem Kreuz und den Heiligenbildern?« — brachte Basmanow mit einer Stimme hervor, die bereits alle Sicherheit verloren hatte.

»Knöpf deinen Kaftan auf!« — wiederholte Ioann.

Basmanow knöpfte mit zitternden Händen die obersten Knöpfe seines Rockes auf.

»Bitte sieh,« — sagte er, eine Kette mit kleinen Heiligenbildern hervorziehend.

Aber der Zar hatte außer der Kette eine seidene Schnur am Halse Basmanows bemerkt.

»Und was ist das?« — fragte er, selber einen rubinenen Knopf am Kragen Basmanows öffnend und die seidene Schnur mit dem Talisman anfassend.

Basmanow machte eine letzte verzweifelnde Anstrengung.

»Das ist, Herr,« — sagte er, — »der mütterliche Segen.«

»Wir wollen uns den Segen anschauen!« — Ioann übergab den Talisman dem Grjasnoi. — »Mach es auf,« — befahl er.

Grjasnoi zerschnitt mit einem Messer die Umhüllung, wickelte ein hineingenähtes Leinwandläppchen auf und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

»Tun, was ist das?« — fragte der Zar, und die Umstehenden beugten sich neugierig über den Tisch. Man sah ein Gemisch von kleinen Wurzeln und Froschknochen.

Der Abt bekreuzigte sich. »Hat damit die Mutter dich gesegnet?« — fragte Ioann spöttisch.

Basmanow fiel auf die Knie.

»Vergib, Herr, vergib deinem Knecht! Da ich deine Liebe zu mir schwinden sah, hat mein Herz es nicht ertragen. Da bin ich zum Müller gelaufen und habe ihn um eine Wurzel gebeten, die mir deine Gunst wieder verschaffen sollte. Das ist ein Himmelsstengel, Herr, ein echter Tiolitsch. Ich wollte ja nur wieder von dir geliebt werden und habe, Gott sieht es, keinerlei böse Absicht gegen dich gehegt!«

»Und die Froschknochen?« — fragte Ioann, sich weidend an der Verzweiflung Basmanows, dessen Unverschämtheiten er längst überdrüssig war.

»Von den Knochen habe ich nichts gewußt, Herr, Gott sieht es, ich habe nichts gewußt.«

Der Zar wandte sich an Maljuta:

»Der Zauberer, sagst du, habe angegeben, Basmanow habe sich an ihn gewandt, um mich zu behexen?«

»So sagt er, Herr!« — Und Maljuta verzog seinen Mund zu einem boshaften Grinsen.

»Nun also, mein lieber Fedja,« — sagte Ioann, — »man wird dich dem Zauberer gegenüberstellen müssen. Sein Verhör hat bereits stattgefunden. Nun lerne auch du die Folter kennen. Sonst könnte man sagen: der Zar foltere nur diejenigen, die nicht zur Opritschnina gehören.«

Basmanow warf sich dem Zaren zu Füßen.

»Du mein Sonnenschein,« — rief er, den Saum des zarischen Mantels erfassend, — »du, meine Sonne, du, mein Mond, mein Falke, mein Hermelin, hab Mitleid mit mir! Denke daran, wie ich dir gedient habe, wie ich dir in allem zu Willen war!«

Ioann wandte sich ab. Basmanow rief jetzt in seiner Verzweiflung den Vater an

»Väterchen,« — heulte er, — »bitte du den Herrn, daß er seinem armen Knecht das Leben lassen möge. Ich bin bereit, nicht nur den Weiberrock zu tragen. Mag man mir das Narrenkleid anziehen. So will ich seiner zarischen Gnaden als Narr dienen.«

Aber Alexej Basmanow kannte weder väterliche Gefühle mehr, noch irgendein Mitleid. Er fürchtete, wenn er Mitgefühl mit dem Sohne zeigte, die zarische

Ungnade auf sich selbst zu lenken.

»Fort,« — rief er, den Sohn zurückstoßend, — »fort, du Ruchloser! Wer etwas gegen den Zar im Sinne hegt, der ist nicht mein Sohn. Geh, wohin es seiner zarischen Gnaden beliebt, dich zu schicken.«

»Heiliger Vater Abt,« — schluchzte Basmanow, auf den Knien vom Vater zum Abt hinkriechend, — »bitte du für mich!«

Aber der Abt stand, außer sich vor Entsetzen, mit zu Boden gerichtetem Blick, am ganzen Körper zitternd.

»Laß den Vater Abt in Ruhe,« — sagte Ioann kalt. — »wenn es nötig sein wird, wird er nachher eine Seelenmesse für dich lesen.«

Basmanow sah sich hilflos um, begegnete aber überall nur feindseligen oder verängstigten Gesichtern.

Da ging in seinem Herzen eine Veränderung vor. Er hatte begriffen, daß er der Folterung doch nicht mehr entgehen konnte, die wahrscheinlich mit seiner Hinrichtung enden würde. Er hatte nichts mehr zu verlieren, und mit dieser Einsicht gewann er seine Haltung wieder. Er stand auf, reckte sich, schob die Hände in den Gürtel und sah Ioann lachend an.

»Herr, du unsere Hoffnung,« — sagte er, mit einer Bewegung des Kopfes sich die Locken aus der Stirn werfend, — »ich gehe, wie du befehlst, in Qual und Tod. Doch laß mich dir ein letztes Mal für alle deine Zärtlichkeiten danken. Ich habe nichts Böses gegen dich im Sinne gehabt, und unsere Sünden, deine und meine, sind die gleichen. Wenn man mich zum Richtplatz führen wird, so will ich vor allem Volk sagen, was ich zu sagen habe. Und du, Väterchen Abt, höre jetzt meine Beichte.«

Aber die Opritschniki und der Vater Basmanow selber ließen ihn nicht weiter reden. Sie schlepten ihn aus der Zelle auf den Hof hinaus, und Maljuta setzte den Gebundenen auf ein Pferd und ritt mit ihm zur Sloboda fort.

»Du siehst, Vater,« — sagte Ioann zum Abt, — »wie ich umgeben bin von offenen und versteckten Feinden. Bitte Gott für mich unwürdigen, daß er meinen Unternehmungen Erfolg verleihen und mir, dem Vielsündhaften, die Kraft geben möge, den Verrat mit der Wurzel auszurotten.«

Der Zar erhob sich, bekreuzigte sich gegen die Heiligenbilder und trat vor den Abt hin, um seinen Segen zu empfangen. Der Abt und die ganze Bruderschaft geleiteten ihn zitternd bis vor die Mauer des Klosters, wo Reitknechte und Rosse auf ihn und sein Gefolge warteten. Und noch lange, nachdem der Hufschlag der Pferde verklungen und der Staub sich von der Straße verzogen hatte, standen die Mönche mit gesenkten Köpfen und wagten nicht aufzublicken.

Vierunddreißigstes Kapitel

Das Narrenkleid.

An diesem selben Morgen erschienen bei Morosow, der auf Wunsch des Zaren in der Sloboda geblieben war, zwei Tischvorsteher des Hofes und forderten ihn auf, zur zarischen Tafel zu erscheinen.

Als Druschina in den Palast kam, fand er alle Vorgemächer voller Opritschniki. Im Speisesaal waren die Tische bereits gedeckt, und die Diener in ihren reichen Gewändern trugen die Vorspeisen auf.

Morosow bemerkte, daß außer ihm niemand zugegen war, der nicht zur Opritschnina gehörte, und er begriff, daß der Zar ihm eine besondere Gunst erweisen wollte. Die Palastglocken läuteten, die Drometen ertönten, und der Zar, begleitet vom Archimandrit Ljowkij, dem Vater Basmanow, Grjasnoi, Boris Godunow und Maljuta, betrat, gnädig lächelnd, den Saal, erwiderte die Verbeugungen der ihn begrüßenden Versammlung und setzte sich an seinen Platz. Die Anwesenden verteilten sich ihrem Range gemäß am Tisch. Nur ein Platz neben Godunow, aber unter diesem, blieb frei.

»Setze dich, Bojar Druschina!« — sagte der Zar freundlich, auf den leeren Platzweisend.

Das Antlitz Morosows wurde dunkelrot.

»Herr,« — erwiderte er, — »wie Morosow sein ganzes Leben lang gewußt hat, was ihm zukommt, so wird er es auch bis zu seinem Tode wissen. Ich bin zu alt, Herr, um mich an neue Sitten zu gewöhnen. Strafe mich wieder mit deiner Ungnade, verjage mich aus deinen Augen, — aber niedriger als Godunow werde ich nicht sitzen.«

Die Gäste sahen einander an. Aber der Zar, so schien es, hatte diese Antwort erwartet. Der Ausdruck seines Gesichts blieb ruhig. »Boris,« — sagte er zu Godunow, — »vor bald zwei Jahren habe ich den Bojaren Druschina für eben solch eine Antwort zu dir geschickt, sich zu entschuldigen, aber es hat, wie man sieht, nichts genützt. Es scheint, nicht wir er teilen den Bojaren Vorschriften, sondern die Bojaren erteilen sie uns. Bin ich denn im eigenen Hause nicht mehr Herr? Ich werde wohl noch wie ein Bettler meinen Plunder zu sammeln und weiterziehen müssen, irgendwohin. Man will mich von hier vertreiben, mich armen Wandersmann, so wie man mich aus Moskau vertrieben hat.«

»Herr,« — erwiderte Godunow bescheiden, — »nicht wir, sondern du hast die Plätze am Tisch zu bestimmen. Die alten Leute halten fest an den alten Sitten. Zürne dem Bojaren Morosow nicht, daß er auf er Rangordnung besteht. Wenn du gestattest, Herr, so will ich mich einen Platz tiefer setzen. An deinem Tisch ist jeder Platz gut.«

Er machte eine Bewegung, wie um aufzustehen, aber Ioann hielt ihn mit dem Blick nieder.

»Der Bojar ist wirklich alt,« — sagte er kühl, und seine Mäßigung, angesichts einer so offenbaren Widersetzlichkeit, erfüllte alle mit peinlicher Erwartung. Jeder fühlte, daß etwas Außerordentliches sich vorbereitete, aber niemand ahnte, in welcher Weise sich der zarische Horn äußern würde, der sich nur durch ein leichtes Zucken des Gesichtes ankündigte, wie Wetterleuchten eines heraufziehenden Gewitters. Alle atmeten schwer wie in schwüler, elektrisch geladener Luft.

»Ja, der Bojar ist wirklich alt, aber sein Verstand ist jünger als seine Jahre. Er liebt zu scherzen. Auch ich scherze gern einmal in meiner, von Arbeit und Gebet freien Zeit. Und seit mein lieber Narr Nogtew gestorben ist, weiß keiner mehr mich zu erheitern. Dem Bojaren Druschina wäre, wie ich sehe, dieses Handwerk recht nach seinem Sinn. Ich habe versprochen, ihm meine Gnade nicht vorzuenthalten, und darum ernenne ich ihn hiermit zu meinem ersten Hofnarren. Man hole das Narrenkleid des Nogtew und ziehe es dem Bojaren an!«

Das Jucken im Gesicht Ioanns wurde häufiger, aber seine Stimme blieb immer noch ruhig. -

Morosow stand wie erstarrt. Sein dunkles Gesicht war blaß geworden. Die Brauen, die sich erst gehoben hatten, zogen sich jetzt so drohend zusammen, daß dies Gesicht selbst neben dem des Zaren furchtbar erschien. Noch wollte er seinen Ohren nicht glauben. Noch zweifelte er daran, daß der Zar wirklich die Absicht haben sollte, ihn, den Bojaren Morosow, öffentlich zu entehren, ihn, dessen Verdienste ganz Rußland kannte. Er stand schweigend, den Blick unverwandt auf Ioann gerichtet, als erwarte er, daß der Zar im nächsten Augenblick sein Wort zurücknehmen werde. Aber Grjasnoi hatte sich vom Tisch erhoben und trat jetzt an Morosow heran, in der Hand einen bunten Rock haltend, der halb aus Brokat, halb aus grobem Bauernstoff zusammengeflochten und mit vielen Lappen, Schellen und Glöckchen besetzt war.

»Sieh den Rock an, Bojar,« — sagte Grjasnoi, — »der große Herrscher verleiht dir dieses Kleid, das dein Vorgänger, der Narr Nogtew, getragen hat.«

»Bleib mir vom Leib!« — schrie Morosow Grjasnoi an, ihn zurückstoßend. — »wage es nicht, Elender, den Bojaren Morosow anzurühren, dessen Vorfahren die deinen als Hundehüter und Stallknechte gedient haben.« — Und sich an Ioann wendend sprach er mit vor Empörung zitternder Stimme: — »Herr, nimm dein Wort zurück! Laß mich köpfen! Meines Lebens bist du Herr, meiner Ehre ist niemand Herr!«

Der Zar sah seine Höflinge an. — »Habe ich nicht recht,« — sagte er, — »daß Druschina zu scherzen liebt? Habt ihr's gehört? Ich darf ihm nicht ein Kleid verleihen, wie mir's für ihn gefällt.«

»Herr,« — fuhr Morosow fort, — »beim Namen Gottes flehe ich dich an, nimm dein Wort zurück! Noch warst du nicht geboren, als ich im Dienste deines seligen Vaters die Tschuwaschen und Tscheremissen an der Swijaga schlug, als ich den Krymschen Prinzen von der Oka vertrieb und den Überfall der Tataren von Moskau abwandte. Viel Wunden habe ich empfangen; viel Blut habe ich vergossen

im Dienste deines Vaters und in deinen Dienste, Herr. Nicht habe ich mein Leben geschont, wenn es galt zu streiten, sei es im Feld, sei es im Rat. Für dich habe ich gestritten, als du unmündig warst, mit den Schuiskij und den Bjelskij, für dich und deine Mutter. Nur eines habe ich hochgehalten mein Leben lang, und keiner durfte es anrühren: Meine Ehre! willst du meine grauen Haare in den Schmutz ziehen? willst du den treuen Diener deines Erzeugers schmähen und erniedrigen? Befiehl mir, Herr, meinen Kopf auf den Richtplatz zu tragen, so will ich freudig schreiten zu jeder Qual, wie ich früher in die Schlachten geschritten bin.«

Alle schwiegen, erschüttert durch die starken Worte Morosows. Aber durch die allgemeine Stille ertönte die Stimme Ioannis: »Genug geschwätzt!« — rief er drohend, vom Spott zum Zorn übergehend. — »Deine törichten Reden, Alter, beweisen, daß du ein guter Narr sein wirst. Zieh das Narrenkleid an! Ihr,« — wandte der Zar sich an die Opritschniki, — »seid ihm behilflich. Er ist es gewohnt, bedient zu werden.«

Wenn Morosow sich jetzt noch unterworfen hätte, dem Zaren zu Füßen gefallen und ihn um Gnade angefleht hätte, so wäre Ioann vielleicht nicht unerbittlich gewesen. Aber Morosows Haltung war eine so stolze, und selbst aus seiner Bitte klang eine solche Unbeugsamkeit, daß sein Schicksal besiegelt war. Denn eben Stolz und Unbeugsamkeit waren das, was Ioann nicht ertrug. Jede Äußerung eines starken Charakters war ihm verhaßt, und dies war auch der Grund, weshalb er Wjasemskij, sich selber unbewußt, schließlich nicht hatte leiden können. Die Opritschniki rissen Morosow das Obergewand herunter und zogen ihm den Kaftan mit den Glöckchen an. Nach den letzten Worten Ioannis hatte Morosow aufgehört, sich zu widersetzen. Er ließ es schweigend mit sich geschehen, wie die Opritschniki unter Lachen das Schellenkleid an ihm zurecht zupften und zuknöpfen. Seine Gedanken waren nach innen gerichtet.

»Ihr habt die Mütze vergessen,« — sagte Grjasnoi, dem Bojaren die Narrenkappe auf den Kopf setzend, worauf er zurück trat und sich tief verneigte.

»Druschina Andrejewitsch,« — sagte er, — »wir wünschen dir von Herzen Glück zu deinem neuen Amt. Ergötze uns, wie dein Vorgänger uns ergötzt hat.«

Da hob Morosow den Kopf und sah mit einem langen Blick umher.

»Gut,« — sagte er laut und fest, — »ich nehme den neuen zarischen Gnadenbeweis an. Dem Bojaren Morosow kommt es nicht zu, neben den Godunows zu sitzen, aber dem Hofnarren geziemt es wohl, am Tisch des Zaren mit den Grjasnois und den Basmanows zusammen zu tafeln. Macht Platz, ihr Lumpen! Gebt Raum dem neuen Spaßvogel! Und hört, was euch der Narr erzählen, wie er den Zaren Ioann belustigen wird!«

Vor der befehlenden Handbewegung Morosows rückten die Opritschniki unwillkürlich auf ihrer Bank zusammen.

Mit den Schellen und Glöckchen klingelnd, trat Morosow an den Tisch und ließ sich auf die Bank nieder, gerade dem Zaren gegenüber. Seine Haltung war so hoheitsvoll, als trage er statt des Narrenkleides den Hermelin des Herrschers.

»Was für Späße soll ich dir denn vormachen, Herr?« — fragte er, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, dem Zaren gerade in die Augen sehend. — »Du hast schon so viel Späße erlebt, daß nichts dir neu erscheint. Viel ist gescherzt worden seit der Zeit, da du herrschest. Ein Spaß war es dir, da du noch ein Knabe warst, das Volk in den Straßen niederzureiten. Belustigt hat es dich, als du während der Jagd deinen Hundehütern befahlst, den Fürsten Schuiskij abzustechen. Es ergötzte dich, als die Abgesandten des Volkes aus Pskow kamen, um sich über deinen Statthalter zu beklagen, und du ihnen heißes Pech in die Bärte schmieren ließest.«

Die Opritschniki wollten aufspringen und sich auf Morosow stürzen. Der Zar hielt sie durch ein Zeichen zurück. Morosow sprach weiter: »Aber das alles war nur ein kindliches Vergnügen. Du warst es bald überdrüssig. Du begannst, Leute, die dir nicht paßten, in die Klöster zu stecken. Ihre Frauen und Töchter aber nahmst du zu dir, um sie zu entehren. Aber auch das wurde dir langweilig. Da wähltest du deine treuesten Diener aus und ließest sie foltern. Das war schon lustiger, aber es genügte nicht. Nicht nur mit dem Volk und mit den Bojaren, nein, auch mit der heiligen christlichen Kirche mußtest du deinen Spott treiben. Da hast du dir allerlei Säufer aus den Rinnsteinen, allerlei elendes Gesindel zusammengelesen, hast es in Mönchskutten gesteckt, hast dich selbst als Mönch verkleidet, und so habt ihr tagsüber Mord geübt und nachts heilige Lieder gesungen. Selber hast du, mit Blut bespritzt, gesungen und geläutet und Messen gelesen. Das war von allen Lustbarkeiten die lustigste. Solch einen Spaß konnte sich niemand ersinnen als du! — Was soll ich dir noch sagen, Herr, um dich zu ergötzen? Doch höre weiter: Indessen du mit deiner Opritschnina Maskenfeste feierst, zur Morgenmesse läutest und dich an Blut besäufst, rücken gegen dich heran vom Westen der König Sigismund, von der Mitternacht her die Deutschen, und vom Mittag und vom Osten erhebt sich gegen dich der Chan. Die asiatischen Horden werden über Moskau herfallen, und es werden dir die tapferen Krieger und die guten Heerführer fehlen, die Heiligtümer Rußlands zu verteidigen. Die Kirchen Gottes, die die Gebeine der Heiligen bergen, werden in Flammen aufgehen, und es werden die Zeiten des Batyj wieder kommen. Und du, Zar aller Reußen, wirst vor dem Chan niederfallen und wirst, auf den Knien liegend, ihm die Steigbügel küssen!«

Morosow schwieg. Niemand hatte ihn unterbrochen. Allen, die ihn hörten, stockte der Atem. Der Zar hörte zu, vorgebeugt, bleich, mit glühenden Augen, Schaum vor dem Munde. Krampfhaft preßten seine Hände die Armlehnen des Sessels. Es schien, als besorgte er, auch nur ein einziges Wort Morosows zu verlieren, und als prägte er sich jedes einzeln ein, um jedes mit einer besonderen Qual zu vergelten. — Niemand wagte den Zaren anzusehen. Godunow hatte die Augen gesenkt und hielt den Atem an, um durch nichts die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sogar Maljuta war es unheimlich zu Mut.

Plötzlich riß Grjasnoi sein Messer aus dem Gürtel, lief zum Zaren hin und sagte, auf Morosowweisend:

»Erlaube, Herr, ihm das Maul zu stopfen!«

»Unterstehe dich nicht!« — hauchte der Zar, vor Aufregung keuchend, — »laß seine Gnaden zu Ende reden.«

»Willst du noch mehr Scherze hören, Herr?« — fragte Morosow, stolz umherblickend. — »Gut, ich weiß noch mehr. — Es war dir von deinen treuen Dienern noch einer geblieben, einer aus altem Bojarengeschlecht. Du hattest ihn nicht hinrichten lassen, sei es deshalb, weil du den Zorn Gottes fürchtetest, oder deshalb, weil du eine seiner würdige Strafe noch nicht ersonnen hattest. Er lebte weit von dir, unter deiner Ungnade, und du hättest ihn vergessen können. Aber du, Herr, vergisdest niemanden. Du schicktest deinen verruchten Wjasemskij zu ihm, sein Haus anzuzünden und sein Weib zu rauben. Als er zu dir kam, um den Räuber anzuklagen, zwangest du ihn, sich mit seinem Beleidiger zu schlagen. Du hofftest, der junge Wjasemskij werde deinen alten Diener töten. Aber Gott ließ es nicht zu, Gott ist gerecht!«

Morosows Stimme bebte, und die Glöckchen seines Narrenkleides klingelten. — »Was tatest du da, Herr, da es dir nicht gelungen war, den alten Bojaren zu entehren? Da dachtest du dir eine Schmach aus, so unerhört, so erniedrigend, wie nur du sie erfinden kannst.«

Morosow stieß den Tisch zurück, daß die Becher klirrten, und stand von seinem Platze auf. — »Da hast du, Herr, den Bojaren Morosow in den Rock des Narren gesteckt und hast ihm befohlen, ihm, der Tula und Moskau gerettet bat, dir Späße vorzumachen!«

Drohend stand der alte Krieger inmitten der verstummten Höflinge. Keiner sah mehr sein Narrenkleid. Unter seinen dichten Brauen hervor zuckten Blitze. Sein weißer Bart bedeckte die Brust, die einst manchem Schlage des Feindes stand gehalten hatte. In seinem zürnenden Blick war eine solche Würde und Größe, daß selbst Ioann klein neben ihm er schien.

»Herr!« — fuhr Morosow mit erhöhter Stimme fort, — »dein neuer Narr steht vor dir. Höre den letzten seiner Späße! So lange du lebst, sind die Lippen deines Volkes durch Furcht versiegelt, aber wenn dein viehisches Regiment zu Ende sein wird, wenn auf Erden von dir nur das Gedächtnis deiner Taten zurückgeblieben sein wird, dann wird dein Name fortleben von Geschlecht zu Geschlecht als Fluch, mit dem man einander fluchen wird. Und wenn der jüngste Tag kommen wird, dann werden die Hunderte und Tausende, die du gemordet hast, die Scharen der Männer und Weiber, der Säuglinge und Greise, alle, die durch dich gelitten haben, werden vor Gott den Herrn treten, dich, ihren Quäler anzuklagen. Und an demselben Tage des Gerichts werde auch ich vor den ewigen Richter treten, in diesem Rock, den du mir angezogen hast, und werde meine Ehre zurückfordern. Da wird es keine Leibwächter geben, den Anklagenden die Mäuler zu stopfen, und der Richter wird sie hören, und du wirst hinab geworfen werden ins ewige Feuer, das bereitet ist für den Satan und wer zu ihm gehört!«

Morosow schwieg, warf einen verachtenden Blick auf die zarischen Günstlinge, wandte ihnen den Rücken und schritt langsam hinaus.

Niemand dachte daran, ihn aufzuhalten. Er ging mit mächtigen Schritten, zwischen den Reihen der Tische hindurch, und erst als der Ton seiner Glöckchen verklungen war, erwachten die Opritschniki wie aus einer Betäubung. Maljuta stand auf, beugte sich vor und fragte:

»Befiehlst du, ihn gleich zu erledigen, Herr, oder sollen wir ihn erst ins Gefängnis setzen?«

»Ins Gefängnis!« — brachte Ioann, mit Anstrengung atmend, hervor. — »Man hüte ihn, man füttere ihn gut, man foltere ihn nicht, damit er nicht vor der Zeit verreckt. Du, Maljuta, bürgst mir für ihn mit deinem Kopf!«

Am Abend desselben Tages hatte der Zar ein langes Gespräch mit Maljuta. Die Kolytschewy, die schon lange im Gefängnis saßen und von Maljuta gefoltert worden waren, hatten zum Teil den Verrat, der ihnen vorgeworfen wurde, eingestanden, zum Teil waren sie nach Meinung Ioanns genugsam überführt durch ihre Freunde und Bedienten, die unter der Folter allerlei Aussagen gemacht hatten.

Noch viele andere Personen waren in diese Angelegenheit verwickelt. Die ersten, die ergriffen und peinlich verhört worden waren, hatten die Namen der Mitbeteiligten genannt, deren Zahl schließlich auf dreihundert gestiegen war. Aus Rücksicht auf die Meinung des Auslandes hatte Ioann die Hinrichtungen verschoben, bis die litauischen Vertreter, die zu der Zeit in Moskau weilten, abgereist wären. Hernach sollten alle an einem Tag hingerichtet werden. Und damit dieses Strafgericht um so eindrucksvoller sei, sollte es in Moskau vor allem Volke stattfinden.

An demselben Tage sollten auch Wjasemskij und Basmanow abgeurteilt werden. Der Müller als Zauberer sollte auf dem Scheiterhaufen enden, und für Korschun, der es gewagt hatte, sich in das Schlafgemach des Zaren einzuschleichen, und den man bis jetzt für eine feierliche Gelegenheit aufgehoben hatte, waren besondere unerhörte Qualen vorgesehen. Dasselbe Schicksal sollte auch Morosow zuteil werden.

Aber die Einzelheiten dieses großen allgemeinen Strafgerichts beriet der Zar bis in die Nacht hinein mit Maljuta, den er erst entließ, als der Hahn zum zweiten Mal gekräht hatte. Hierauf begab er sich zu seinen Heiligenbildern.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Die Hinrichtung.

Nachdem die litauischen Gesandten abgereist waren, sahen die Einwohner Moskaus mit Entsetzen die Vorbereitungen zu dem Strafgericht, das am nächsten Morgen stattfinden sollte.

Auf dem großen Handelsplatz inmitten des chinesischen Viertels waren viele Galgen aufgerichtet. Zwischen ihnen erhoben sich Gerüste mit Blöcken. Etwas seitab davon hing an einem Querbalken zwischen Pfählen ein riesiger eiserner Kessel. Auf der anderen Seite war ein einzelner hoher Pfahl in die Erde gerammt, von dem Ketten herabhingen, und um den Pfahl wurde ein Scheiterhaufen geschichtet. Verschiedene unbekannte Werkzeuge waren zwischen den Galgen zu sehen und erweckten allerlei schauerliche Vermutungen.

Die Händler und Käufer, die gekommen waren, um wie gewöhnlich ihren Handel zu treiben, liefen entsetzt davon. Nicht nur der Platz, sondern auch die umliegenden Straßen wurden leer. Die Bewohner schlossen sich in ihre Häuser ein und sprachen flüsternd von den bevorstehenden Ereignissen. Das Gerücht von den furchtbaren Vorbereitungen verbreitete sich durch ganz Moskau, und eine Totenstille herrschte in der Stadt. Die Kaufläden wurden geschlossen, niemand zeigte sich auf den Straßen, und nur von Zeit zu Zeit hörte man den Hufschlag eines Pferdes, wenn ein zarischer Bote mit neuen Befehlen geritten kam. Im Chinesenviertel war kein anderer Lärm zu hören als das Hämmern der Beile und zuweilen die Stimme eines Opritschnik, der den Arbeitern Weisungen gab.

Als es Nacht wurde, verstummten auch diese Geräusche, und der über die Zinnen der Mauer heraufsteigende Mond beleuchtete den menschenleeren Platz, der von Galgen und Pfählen starrte. Kein einziges Licht war in den Häusern zu sehen, alle Fensterläden waren geschlossen, und nur hier und da brannte trüb ein Lämpchen vor den äußeren Heiligenbildern der Kirchen. Aber niemand in dieser Nacht schlief. Alles betete und wartete darauf, daß es Tag werde.

Endlich dämmerte der Morgen. Am Himmel wurden die Stimmen der Krähen und Raben laut, die, als witterten sie schon das Blut, von überall her herbeigeflogen kamen, in Schwärmen über dem Platz kreisten und sich in schwarzen Reihen auf die Kreuze der Kirchen, die Giebel der Häuser und die Galgen selber niederließen.

In die Stille brach von fern her der Ton von Trommeln und Pauken. Der Ton kam langsam näher. Jetzt zeigte sich ein Trupp berittener Opritschniki, fünf in einer Reihe. Voraus ritten die Trommelschläger, um das Volk auseinander zu treiben und den Weg für den Zaren frei zu machen. Aber sie rührten ihre Schläger umsonst, denn niemand sperrte den Weg.

Hinter den Opritschniki ritt der Zar selbst in voller Kriegsausrüstung, den Pfeilköcher am Sattel, den Bogen auf dem Rücken. Die Krone auf seinem Helm war geschmückt mit der Darstellung Christi am Kreuz, Maria und Johannes zu beiden

Seiten. Die Satteldecke unter ihm funkelte von Edelsteinen, und vom Halse des rabenschwarzen Pferdes hing statt der Troddel ein Hundekopf herab.

Neben dem Zaren ritt der Zarewitsch Ioann. Hinter ihnen kamen gleichfalls zu Pferde die Höflinge, zu dreien in der Reihe, dann folgte der lange Zug der zum Tode Verurteilten. Es waren gegen dreihundert. Gefesselt und durch die ausgestandenen Qualen erschöpft, schleppten sie sich nur mit Mühe vorwärts, gestoßen von den sie begleitenden Opritschniki. Den Zug beschloß wieder eine größere Abteilung Berittener.

Als der Platz erreicht war und die Truppen abgesessen waren und zwischen den Galgen Aufstellung genommen hatten, blickte Ioann, ohne vom Pferde zu steigen, erstaunt um sich, da er auf dem ganzen Platz nicht einen Zuschauer gewahrte.

»Man treibe das Volk zusammen,« — sagte er zu den Opritschniki. — »Es braucht sich niemand zu fürchten. Sagt den Moskauern, der Zar richte nur seine Widersacher, den Unschuldigen aber verheiße er seine Gnade.«

Bald begann der Platz sich zu füllen. Die Fensterläden wurden geöffnet, und in den Fenstern zeigten sich blasse ängstliche Gesichter.

Inzwischen war der Holzstoß, der unter dem Kessel geschichtet war, aufgeflammt, und die Scharfrichter hatten die Gerüste bestiegen.

Ioann befahl, aus der Menge der Verurteilten einige weniger Schuldige heraus zu führen.

»Menschlein,« — sagte er laut und vernehmlich, daß alle auf dem Platz ihn hören sollten, — »ihr habt dadurch, daß ihr Freundschaft hietet mit den Verrätern, dieselbe Strafe verdient wie sie. Aber ich, in der Milde meines Herzens und besorgt um euer Seelenheil, begnadige euch und schenke euch das Leben, damit ihr durch Reue euere Schuld wieder gut macht und für mich, den Unwürdigen, betet.«

Auf ein Zeichen des Zaren wurden die Begnadigten beiseite geführt.

»Ihr Leute von Moskau,« — sprach jetzt Ioann, — »ihr werdet heute Hinrichtungen und Martern sehen. Aber ich bestrafe nur die Bösewichter, die das Reich den Feinden preisgeben wollten. Ich weine, indem ich sie leiden sehe, denn ich bin der Richter, eingesetzt von Gott über meine Völker. Ich urteile und verurteile nicht um meinetwillen. Ich bin wie Abraham, der das Messer gegen den eigenen Sohn zückte. Meine Nächsten sind es, die ich opfere. Ihr Blut komme auf meine Feinde!«

Aus der Schar der Verurteilten wurde als erster der Bojar Druschina Andrejewitsch Morosow herausgeführt.

In der ersten Wut hatte Ioann ihm die furchtbarsten Qualen zgedacht. Aber irgendein unbegreiflicher Wechsel seines veränderlichen Gemüts oder vielleicht die Rücksicht auf die all gemeine Beliebtheit des Bojaren hatte den Zaren dazu bewogen, seine Anordnungen noch am Vorabend des Gerichtes zu widerrufen und dem Verurteilten einen schnellen Tod zu gönnen.

Der dem Gericht beiwohnende Geistliche entfaltete, am Blutgerüst stehend, eine umfangreiche Rolle und begann laut zu lesen:

»Du, früherer Bojar Druschina! Du hast dich gerühmt, das Reich aufzurühren, den krymschen Chan und den litauischen König herbeizurufen und Rußland viel Leid und Tot zuzufügen. Du hast es gewagt, mit bösen beißenden Worten den Herrscher selbst zu schmähen, den Zaren und Großfürsten von ganz Rußland, und seine getreuen Diener gegen ihn aufzuwiegeln. Du hast damit größere Strafen verdient als den Tod. Aber der große Herrscher hat in der Milde seines Herzens, eingedenk deiner früheren Verdienste, befohlen, dir die übrigen Martern zu erlassen, dich durch Köpfen eines schnellen Todes sterben zu lassen und deine Hinterlassenschaften nicht als Staatseigentum zu erklären.«

Morosow hatte das Gerüst bereits erstiegen. Er bekreuzigte sich und sprach mit ruhiger Stimme:

»Da ich mich rein weiß vor Gott und vor dem Zaren, übergebe ich meine Seele dem Herrn Jesus Christus. Den Herrscher bitte ich nur um die eine Gnade, er möge gestatten, daß mein Erbe in drei gleiche Teile geteilt werde: der eine Teil gehöre der Kirche und komme meinem Seelenheil zugute. Der andere werde an die Armen verteilt, und der dritte an meine getreuen Diener. Meinen Leibeigenen und Sklaven schenke ich die Freiheit. Meiner Witwe vergebe ich, und es stehe ihr frei, zu heiraten, wen sie will.«

Nach diesen Worten bekreuzigte sich Morosow noch einmal und neigte den Kopf auf den Block. Man hörte einen dumpfen Schlag, der Kopf Morosows rollte herab, und sein edles Blut färbte die Bretter des Gerüsts.

Darauf führten die Opritschnik zum Erstaunen des Volkes den Waffenwart des Zaren, den Fürsten Wjasemskij, vor, außerdem den Mundschenk Fedor Basmanow und seinen Vater Alexej, gegen den der Sohn unter der Folter ausgesagt hatte.

»Leute von Moskau,« — sagte Ioann, auf die Verurteiltenweisend, — »hier seht ihr meine und euere Feinde. Sie haben, den heiligen Kreuzeskuß vergessend, euch in meinem Namen bedrückt, haben, das Gericht Gottes nicht fürchtend, euch beraubt und mißhandelt. So haben sie an dem Volke getan, das zu hüten ich sie eingesetzt hatte. Sie werden die Strafe empfangen, die sie verdient haben.«

Wjasemskij und die beiden Basmanows waren, da sie das zarische Vertrauen getäuscht hatten, zu schweren Qualen verurteilt.

Der Geistliche las ihnen die Anklage vor, die dahin lautete, sie hätten beabsichtigt, den Zaren durch Zauberei zu töten, außer dem hätten sie Beziehungen zum Feinde angeknüpft und das Volk im Namen des Zaren bedrückt.

Als die Henker Fedor Basmanow ergriffen und auf das Gerüst schleppten, wandte er sich an die Menge der Zuschauer und schrie laut:

»Rechtgläubiges Volk! Ich will vor meinem Tode beichten. Ihr alle sollt meine Beichte hören. Rechtgläubiges Volk! . . . « Aber Maljuta, der hinter ihm stand, ließ ihn nicht weiter reden. Mit einem flinken Schlage seines Säbels trennte er ihm

den Kopf vom Rumpf, gerade in dem Augenblick, da er seine Beichte beginnen wollte.

Der blutüberströmte Körper fiel auf das Gerüst nieder, der Kopf, an dem die Ohrgehänge klirrten, flog im Bogen zu Boden und unter die Hufe des zarischen Pferdes, das schnaubend und mit erschreckten Augen zurücksprang. Basmanow hatte sich durch seine letzte Frechheit vor den Qualen, die seiner warteten, in einen schnellen Tod gerettet.

Sein Vater Alexej und Wjasemskij waren nicht so glücklich. Zusammen mit dem Räuber Korschun wurden sie auf ein Gerüst geführt, wo entsetzliche Werkzeuge bereit standen. Gleichzeitig wurde der alte Müller auf den Scheiterhaufen geschleppt und mit Ketten an den Pfahl gebunden.

Wjasemskij, durch Martern geschwächt, hatte nicht mehr die Kraft, sich auf den Füßen zu halten, und mußte von zwei Henkern gestützt werden, warf aber wilde Blicke um sich. In seinen Augen war nichts von Furcht oder Reue. Da er den Müller am Pfahl erblickte, um den schon Rauch und Flammen züngelten, erinnerte sich Wjasemskij der letzten Worte, die der Alte zu ihm gesprochen hatte. Er erinnerte sich auch des Gesichtes, das er gehabt hatte, damals in der Mondnacht, als er unter das rauschende Rad schaute, um seine Zukunft zu sehen.

Da war ihm das Wasser dunkelrot erschienen wie Blut, und es war wie eine Säge gewesen, die hin und her ging, und wie Zangen, die sich öffneten und schlossen . . .

Der Müller bemerkte Wjasemskij nicht. Mit allen Sinnen in sich selbst versunken, murmelte er unverständliche Worte in seinen Bart und stampfte kettenklirrend den Scheiterhaufen.

»Schikalu! Likalu!« — rief er, — »die Krähen flogen herbei zum fetten Mahl. Es dreht sich das Rad, es hat sich gedreht. Was hoch war, wurde niedrig. Schlagadam! Hebe dich, Wind, von der Mühle, flieg gegen meine Feinde! Kula Kula! Feg den Scheiterhaufen auseinander, lösche das Feuer!«

Und wirklich, wie durch seine Beschwörungen herbeigerufen, erhob sich auf dem Platz ein plötzlicher Wind. Aber statt den Scheiterhaufen zu löschen, blies er das Reisig zu hellen Flammen an, die durch das dürre Holz schlugen, die Gestalt des Müllers umhüllten und vor den Blicken der Zuschauer verbargen

»Schlagadam! Kula Kula!« — hörte man noch durch Rauch und Flammen, bis die Stimme im Knattern des Scheiterhaufens erstarb.

Korschun hatte sich in seinem Aussehen fast gar nicht verändert. Seine starke Statur hatte allen Martern widerstanden, aber der Ausdruck seines Gesichtes war ein anderer geworden. Seine Augen blickten ruhiger, fast milde.

In derselben Nacht, da er im Schlafgemach des Zaren ergriffen und ins Gefängnis geworfen worden war, hatten die Gewissensbisse aufgehört, ihn zu peinigen. Er sah sein Strafgericht als eine Vergeltung an für alle Übeltaten, die er einstmals begangen hatte. Und auf dem fauligen Stroh liegend, war er zum ersten Mal nach langer Zeit ruhig eingeschlafen. Der Priester verkündete vor allem Volk

Korschuns Vergehen und die ihn erwartende Strafe. Als er das Gerüst bestiegen hatte, bekreuzigte er sich gegen die Kuppeln der Kirchen und machte vier tiefe Kniefälle gegen das Volk nach allen Seiten des Platzes hin.

»Vergib mir, rechtgläubiges Volk,« — sagte er, — »vergib mir meine Sünden: Raub und Diebstahl und Mord. Vergib mir alles, was ich gegen dich begangen habe. Ich habe die Todesqual verdient. Vergib mir meine Sünden, rechtgläubiges Volk.«

Und sich zu den Henkern umwendend, steckte er selbst seine Hände in die bereitgehaltenen Schlingen.

»Es sei!« — sagte er, den grauen Lockenkopf schüttelnd. - Das war sein letztes Wort.

Auf ein Zeichen Ioanns wandte der Priester sich jetzt an die übrigen Verurteilten und verlas die Anklage: Sie hätten sich gegen den Zaren verschworen, hätten Nowgorod und Pskow dem litauischen König preisgeben wollen und verbrecherische Beziehungen zum türkischen Sultan angeknüpft. Hierauf wurden sie fortgeschleppt, die einen zu den Galgen, die andern zum Kessel, die dritten zu den anderen Werkzeugen des Strafgerichts.

Das Volk begann laut zu beten:

»Herr, Herr! Erbarme dich ihrer, nimm ihre Seelen bald zu dir!«

»Betet für uns, ihr Gerechten!« — riefen einige aus der Menge, — »gedenket unserer, wenn ihr in das himmlische Reich eingeht!«

Damit diese Worte nicht gehört würden, begannen die Opritschniki zu brüllen:

»Hoida! Hoida! Nieder mit den Feinden des Zaren!«

In diesem Augenblick kam Bewegung in die Menge, aller Köpfe richteten sich nach einer Seite, und man hörte Rufe:

»Der Begnadete kommt! Seht! Seht! Der Begnadete kommt!«

Am Ende des Platzes zeigte sich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit spärlichem Bart, bleich, barfuß, nur mit einem leinenen Hemde bekleidet. Sein Gesicht war sanft, um seine Lippen spielte ein seltsames, kindlich-gutmütiges Lächeln.

Der Anblick dieses Menschen inmitten von so viel Grausamkeit, Entsetzen und Angst übte eine merkwürdige Wirkung aus auf alle, die ihn sahen. Der ganze Platz wurde still, selbst die Henker hielten in ihrer Tätigkeit inne.

Jeder kannte den Begnadeten, aber niemals hatte man diesen Ausdruck auf seinem Gesicht gesehen, wie heute. Ein krampfhaftes Zucken verzerrte den lächelnden Mund: es war, als stritte ein neues, ihm selber ungewohntes Gefühl gegen die Sanftmut, die ihn sonst beherrschte.

Vorgebeugt, klirrend mit den Ketten und eisernen Kreuzen, mit denen er behängt war, schritt der Begnadete langsam durch die Menge, die sich vor ihm zu einer Gasse öffnete. Er ging geradeswegs auf Ioann zu.

»Iwaschko! Iwaschko!« — rief er schon von weitem, an seinem hölzernen Rosenkranz nestelnd und fortgesetzt lächelnd. — »Iwaschko! mich hast du vergessen.«

Ioann, da er ihn erblickte, wollte sein Pferd wenden und an einen andern Platz reiten, aber da stand der Begnadete schon neben ihm.

»Sieh mich an,« — sagte er, das Pferd des Zaren am Zügel ergreifend. — »warum lässest du nicht auch den Begnadeten hinrichten? Ist Waßja schlechter als wie die andern?«

»Gott sei mit dir,« — sagte der Zar, eine Handvoll Goldstücke aus dem verzierten Beutel nehmend, der ihm an goldener Kette am Gürtel hing — »da, nimm, Waßja! geh, bete für mich.«

Der Begnadete hielt beide Hände hin, zog sie aber gleich wieder zurück, so daß die Geldstücke zur Erde rollten.

»O! O! es brennt!« — rief er, sich auf die Finger blasend. — »warum hast du das Geld im Feuer heiß gemacht? Warum hast du es in die Glut der Hölle gehalten?«

»Geh, Waßja!« — wiederholte Ioann ungeduldig, — »laß uns! Hier bist du nicht am Platz.«

»Nein, nein! Mein Platz ist hier bei den Märtyrern. Gib auch mir die Märtyrerkrone! warum übergehst du mich? wofür willst du mich kränken? Gib auch mir eine solche Krone, wie du sie den andern gibst.«

»Geh!« — sagte Ioann noch einmal mit aufsteigendem Zorn, Der Begnadete griff mit beiden Händen in das Geschirr des Pferdes. Plötzlich trat er zurück, lachte leise und zeigte mit dem Finger auf Ioann. — »Seht nur! was hast du da auf der Stirn, Iwaschko? Du hast ja Hörner auf der Stirn! Lange Ziegenhörner! Und dein Kopf ist ein Hundekopf!«

Die Augen Ioanns flammten auf.

»Fort, Verrückter!« — schrie er, riß einem der Opritschniki den Speer aus der Hand und schwang ihn gegen den Begnadeten.

Ein Schrei der Empörung brach aus dem Volk hervor.

»Rühr ihn nicht an!« — riefen mehrere. — »Unseres Lebens bist du Herr, aber den Begnadeten rühr nicht an!«

Der Begnadete lächelte immer noch, halb kindlich, halb idiotisch.

»Durchbohre mich, Zar Saul!« — rief er, die Brust von den Kreuzen entblößend. »Triff mich hier, gerade ins Herz! was bin ich schlechter als diese Gerechten? Schick auch mich ins himmlische Reich! Oder bist du neidisch, weil du selber nicht hineinkommen wirst, du, Zar Saul, Zar Herodes, Zar der Hölle!«

Der Speer zitterte in der Hand Ioanns. Noch ein Augenblick, und die Waffe wäre niedergesaut, aber ein neuer Schrei des Volkes hielt ihren Stoß auf, der Zar bezwang sich, aber der Sturm seiner Seele mußte irgendwie ausbrechen.

Mit Schaum vor dem Munde, funkelnden Augen, den Speer erhoben, gab er dem Pferde die Sporen, sprengte in die Menge der Verurteilten hinein, so daß die

Funken unter den Hufen hervorstoben, und durchbohrte den ersten, der ihm vor die Waffe kam.

Als er im Schritt, das blutige Ende des Speeres gesenkt, auf seinen Platz zurückkehrte, hatten die Opritschniki den Begnadeten von der Stelle fortgedrängt.

Ioann winkte mit der Hand, und die Henker gingen an ihr Werk.

Die bleichen Wangen Ioanns röteten sich, seine Augen wurden größer, auf seiner Stirn traten die Adern blau hervor, und seine Nasenlöcher weiteten sich . . .

Als er endlich, gesättigt vom Anblick der Qual, das Roß wandte, einmal um den ganzen Platz ritt und sich dann, selber blutbespritzt, umgeben von seinen blutigen Bütteln, vom Schauplatz der Greuel entfernte, flogen von den Kirchenkreuzen und Dachgiebeln die Raben auf und ließen sich, einer nach dem andern, auf die geschundenen Leichen der auf den Gerüsten liegenden und an den Galgen hängenden Opfer herab.

Boris Godunow war nicht zugegen gewesen. Er hatte schon am Vorabend dieses Tages darum gebeten, die litauischen Gesandten aus Moskau hinausgeleiten zu dürfen.

Am andern Tage nach diesem Strafgericht wurden die Gerüste entfernt, der Platz gesäubert, die Leichen fortgeschafft und in eine gemeinsame große Grube im Wallgraben des Kreml geworfen.

An dieser Stelle haben nachher die Bürger von Moskau mehrere hölzerne Kirchen errichtet, — »über Knochen und Blut«, — wie die alten Chroniken sich ausdrücken.

Viele Jahre vergingen. Der Eindruck des furchtbaren Strafgerichts schwächte sich im Gedächtnis des Volkes allmählich ab. Aber lange noch standen an dem Festungsgraben, der zum Massengrab geworden war, die bescheidenen kleinen Kirchen. Und wer hierher kam, um sein Gebet zu verrichten, konnte die Seelenmessen anhören, die in ihnen abgehalten wurden für das Seelenheil derer, die gelitten hatten und gestorben waren auf Befehl des Zaren und Großfürsten Iwan Wassiljewitsch des Vierten.

Sechsenddreißigstes Kapitel

Die Rückkehr nach der Sloboda.

Nachdem der Zar Moskau in Schrecken versetzt hatte, wollte er sich milde und großmütig zeigen. Auf seinen Befehl wurden die Gefängnisse geöffnet und die Gefangenen, die schon auf keine Begnadigung mehr gehofft hatten, wurden befreit. Einigen von ihnen schickte Ioann Geschenke. Es schien, als habe sich der Zorn, der wie ein unterirdisches Feuer lange in ihm gebrodelt hatte, in einem gewaltigen Ausbruch erschöpft. Er wurde ruhiger und suchte nicht überall mehr nach Verrat.

Nicht jedesmal, wenn er unschuldiges Blut vergossen hatte, gab Ioann sich Gewissensbissen hin. Es spielten immer verschiedene Umstände und Ereignisse dabei mit. Die Erscheinung von Himmelszeichen, ein heftiges Gewitter und allerlei plötzlich auftauchende Plagen beeindruckten sein Gemüt und konnten es zur Reue stimmen. Trat aber kein besonderes Ereignis ein, dann schwieg ihm die innere Stimme, und sein Gewissen schlief. Nach seiner Rückkehr aus Moskau fühlte Ioann nichts von seelischer Beunruhigung. Das große Blutvergießen hatte ihn befriedigt. Ihm war zumute wie einem Hungrigen, der endlich gegessen hat. Mehr aus Gewohnheit als aus seelischem Bedürfnis kehrte er auf dem Rückwege im Troizkaja-Kloster ein und verweilte hier mehrere Tage.

Während der ganzen Reise ritt eine Vorhut voraus, die in reichlichen Mengen Silbergeld unter die Bettler streute. Und als der Zar das Kloster verließ, übergab er dem Vorsteher desselben eine größere Summe, um Messen für sein Wohl ergehen lesen zu lassen.

In der Sloboda bereiteten sich unterdessen Dinge vor, die niemand erwartet hatte.

Godunow, der vorausgeschickt worden war, um dem Zaren einen feierlichen Empfang zu bereiten, hatte sich seines Auftrags erledigt, saß in einer balkengedeckten Stube seines Hauses, die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, und dachte nach. Er dachte an die Ereignisse der letzten Tage, an die Hinrichtung, von der er sich glücklich fern gehalten hatte, an das rätselhafte Wesen des Zaren und an die Frage, ob es wohl möglich sein werde, sich die Gunst des grausamen Herrschers dauernd zu bewahren, ohne sich in die blutigen Geschehnisse hineinziehen zu lassen. Sein Grübeln wurde unterbrochen durch einen eintretenden Diener, der ihm meldete, draußen warte der Fürst Nikita Romanowitsch Serebrjannyj.

Bei diesem Namen sprang Godunow vor Erstaunen auf. Serebrjannyj stand beim Zaren in schwerster Ungnade. Zum Tode verurteilt, war er dem Gefängnis entflohen. Sich in irgendeiner Weise mit ihm einzulassen war lebensgefährlich, Andererseits aber erschien es nicht anständig, dem Gast das Haus zu verweigern, oder ihn gar dem Zaren auszuliefern. Godunow genoß das Vertrauen des Volkes, darum war er bestrebt, alles zu vermeiden, was ihn um dies Vertrauen, das er

über alles schätzte, hätte bringen können. Er wußte, daß der Zar gegenwärtig gnädiger Stimmung war. Alle Umstände gegeneinander abwägend, war er sich schnell darüber klar, wie er in diesem Falle handeln müsse.

Er ging nicht hinaus, den Gast zu begrüßen, sondern ließ ihn durch den Diener bitten, ins Haus zu treten. Und da er ein mal entschlossen war, den Fürsten zu empfangen, wollte er es nicht an Herzlichkeit fehlen lassen, zumal es ja ohne Zeugen geschah.

»Willkommen, Fürst,« — begrüßte er Serebrjannyj, ihn umarmend, — »nimm Platz, mein Lieber. Wie bist du darauf gekommen, zur Sloboda zurückzukehren? Doch laß mich, ehe ich frage, dich bewirten, du bist gewiß des Weges müde.«

Diener brachten Wein und leichte Vorspeisen.

»Sage, Fürst,« — fragte Godunow besorgt, — »wurdest du gesehen, als du hier draußen vor dem Hause standest?«

»Ich weiß es nicht,« — erwiderte Serebrjannyj sorglos. — »Vielleicht hat man mich gesehen, ich habe nicht darauf geachtet. Ich bin zu dir gekommen, weil ich weiß, daß du es nicht mit den Opritschniki hältst.«

Godunow legte die Stirne in Falten.

»Boris Fedorytsch,« — sprach Serebrjannyj vertrauensvoll weiter, — »ich bin nicht allein gekommen. Eine Schar von zweihundert Räubern ist mit mir. Ich habe sie aus Rjasan hergeführt.«

»Was sagst du?« — rief Godunow.

»Sie warten,« — fuhr Serebrjannyj fort, — »draußen vor der Stadt. Wir bringen dem Zaren unsere schuldigen Köpfe. Mag er uns verurteilen oder begnadigen, wie es ihm beliebt.«

»Ich habe gehört, Fürst, wie du mit ihnen das Heer der Tataren geschlagen hast. Aber weißt du auch, was inzwischen in Moskau geschehen ist?«

»Ich weiß es,« — erwiderte Serebrjannyj düster. — »Ich hatte gehofft, die Opritschnina sei zu Ende. Aber ich sehe, es ist schlimmer geworden als es war. Möge Gott dem Zaren vergeben! Aber du tust unrecht daran, Boris Fedorytsch, daß du dies alles mit ansiehst und dazu schweigst.«

»Ach, Nikita Romanytsch, du bist, wie ich sehe, immer noch der alte. Was soll ich denn dem Zaren sagen? Würde er denn auf mich hören?«

»Und wenn er auch nicht auf dich hört, du solltest dennoch nicht schweigen. Von wem soll er denn die Wahrheit erfahren, wenn nicht von dir?«

»Meinst du, er kennt die Wahrheit nicht, er glaube wirklich an all das Gerede, auf das hin die Leute geköpft werden?«

Godunow biß sich auf die Lippen, denn er fürchtete zuviel gesagt zu haben. Aber Serebrjannyj war kein Angeber, das wußte Godunow. So ließ er einmal seine Vorsicht beiseite.

»Nein,« — fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, — »deine Vorwürfe sind nicht gerechtfertigt. Der Zar beseitigt die, die er nicht leiden kann, und über sein Herz

hat niemand Gewalt, Das Herz des Zaren liegt in Gottes Hand, sagt die Schrift. Morosow, siehst du, hat ihm die Wahrheit gesagt. Was ist dabei herausgekommen? Morosow wurde hingerichtet, und nichts ist dadurch besser geworden. Aber dir, Nikita Romanytsch, ist dein Leben wohl nichts wert, da du nach dem, was in Moskau geschehen ist, dich hier zu zeigen wagst?« — Bei dem Namen Morosows hatte Serebrjannyj aufgeseufzt. Er hatte den alten Bojaren geliebt, obwohl dieser ihn seines Lebensglückes beraubt hatte.

»Nun, Boris Fedorytsch,« — sagte er, — »was geschehen soll, das läßt sich nicht vermeiden. Und, um die Wahrheit zu sagen, ich bin des Lebens überdrüssig. Das Leben ist gar nicht mehr schön in Rußland.«

»Höre mich, Fürst: Du nimmst dich selber nicht in acht, das ist nun einmal deine Art. Aber Gott nimmt dich in acht, da du bis jetzt immer noch mit heiler Haut davon gekommen bist. Es ist dir wohl nicht bestimmt, für nichts und wieder nichts zugrunde zu gehen. Wärest du vor einer Woche zurückgekehrt, ich weiß nicht, was dann mit dir geschehen wäre. Jetzt aber ist deine Sache vielleicht nicht ganz hoffnungslos. Nur beeile dich nicht, dem Zaren vor die Augen zu treten. Laß erst mich mit ihm sprechen.«

»Ich danke dir, Boris Fedorytsch. Um mich gib dir nicht viel Mühe, aber wenn du etwas für die Räuber tun kannst, dann tue es. Sind es auch nur Banditen, so haben sie sich doch wacker geschlagen und ihre Missetaten durch Verdienste aufgewogen.«

Godunow konnte nicht aufhören, sich über den Fürsten zu wundern. Seine Einfalt und die vollkommene Gleichgültigkeit dem eigenen Leben gegenüber erschienen ihm geradezu unnatürlich.

»Hat der Gram dir das Leben verleidet?« — fragte er.

»Gram gibt es genug,« — antwortete Serebrjannyj. — »Und hat das Leben denn noch irgendeinen Wert? Glaub mirs, Boris Fedorytsch, zuweilen kommt einem unwillkürlich der Gedanke an Kurbskij. Entsetzlich ist es zu denken, und doch denkt man es manches Mal: könnte man die Heimat verlassen und zu den Freunden gehen, die unsere Feinde sind!«

»Siehst du, das ist es, Fürst: wir haben nur die Wahl, — entweder es so zu machen wie Kurbskij, der Heimat auf immer zu entfliehen, oder es so zu machen wie ich, in der Nähe des Zaren zu bleiben und seine Gnade zu suchen. Du aber tust weder das eine noch das andere: du gehst vom Zaren nicht fort, und du hältst auch nicht zu ihm. Das geht nicht an, Fürst, eins von beidem, entweder oder. Willst du in Rußland bleiben, so tu, was der Zar will. Und vielleicht, wenn er dich lieb gewinnt, so wird er seiner ganzen Opritschnina überdrüssig werden. Nimm an, wir würden dann unsrer zwei sein, so würde der eine den anderen stärken. Heute würde ich ein Wörtchen sagen, morgen du. Ganz ohne Einfluß auf den Zaren würde das nicht bleiben. Steter Tropfen höhlt den Stein, aber mit dem Kopf durch die Wand kann man nicht.«

»Wenn er nicht der Zar wäre,« — sagte Serebrjannyj finster, — »dann wüßte ich, was ich tun muß. Aber ich weiß es nicht. Gegen ihn zu stehen, hieße gegen Gottes

Wille stehen, und zu ihm stehen kann ich nicht. Mag er mich in Stücke reißen, mit der Opritschnina will ich nichts zu tun haben.«

»Verzweifle nicht, Fürst. Erinnere dich an das, was ich dir damals sagte: Lassen wir die Opritschniki, sie werden selber einander auffressen. Siehst du, die schlimmsten sind schon erledigt: Wjasemskij und die beiden Basmanows. Laß Zeit vergehen, Fürst, und die ganze Opritschnina zerstört sich in sich selbst.«

»Aber bis es soweit ist?« — fragte Serebrjannyj.

»Bis es soweit ist,« — erwiderte Godunow, der mit dem Gedanken, den er dem Fürsten eingeben wollte, noch zurückhielt, — »bis dahin kannst du, wenn der Zar dich begnadigt, von neuem gegen die Tataren gehen. Das schadet jedenfalls nichts.«

Serebrjannyjs Augen leuchteten auf. Die Aussicht, von neuem gegen die Tataren zu kämpfen, besiegte den Widerstreit seiner Gefühle und stimmte ihn fröhlich, so daß er lachend erwiderte:

»Ja, dies bleibt uns immer noch: die Tataren zu verdreschen! Wenn wir nicht darauf warten wollen, daß sie uns überfallen, sondern mit unserer ganzen Heeresmacht zusammen mit den Kosaken einen Vorstoß unternehmen würden, so könnten wir vielleicht gar die ganze Krym erobern.«

Godunow fragte ihn nach seiner gewaltsamen Befreiung aus und nach den Einzelheiten des Kampfes bei Rjasan. Als es zu dämmern begann, saßen sie immer noch plaudernd beim Becher.

Endlich erhob sich Serebrjannyj.

»Leb wohl!« — sagte er, — »die Nacht kommt, ich muß fort.«

»Wohin willst du?« — fragte Godunow. — »Übernachte bei mir, morgen kehrt der Zar zurück. Dann will ich ihm deine Angelegenheit vortragen.«

»Es geht nicht an, Boris Fedorytsch, ich muß zu den Meinen. Ich muß achtgeben, daß sie mit niemandem aneinander geraten. Wäre der Zar hier, so wären wir geradeswegs zu ihm gegangen. Es hätte kommen mögen, was Gott über uns beschlossen hat. Doch ich fürchte die Begegnung mit seinen Leuten. Denn wenn wir auch halb versteckt uns am Waldrand gelagert haben, so könnten doch die Opritschniki uns dort bemerken, und dann gäbe es ein Unglück.«

»Tun, so leb denn wohl, Nikita Romanytsch. Und gib acht, daß du dem Zaren nicht unter die Augen kommst. Warte erst ab, bis ich nach dir sende.«

Da Serebrjannyj zur Vordertür hinaus wollte, hielt Godunow ihn auf. — »Nicht dort hinaus,« — sagte er und geleitete ihn zur Hintertür. — »Leb wohl, Nikita Romanytsch,« — wieder holte er, ihn umarmend. — »Gott ist gnädig, mit seiner Hilfe wird auch deine Angelegenheit in Ordnung kommen.«

Godunow wartete, bis der Fürst sein Pferd bestiegen und durch die hintere Pforte den Hof verlassen hatte. Dann kehrte er ins Haus zurück, höchst zufrieden damit, daß Serebrjannyj die Einladung, bei ihm zu übernachten, nicht angenommen hatte.

Am Morgen des andern Tages zog der Zar so feierlich in die Sloboda ein, als habe er einen großen Sieg errungen. Die Opritschniki begleiteten ihn vom äußersten Wachposten bis zum Palast mit dem Ruf: »Hoida, Hoida!«

Nur die alte Amme Onufrewna empfing ihn mit Scheltworten. »Du wildes Tier!« — begrüßte sie ihn, ihm auf der Freitreppe entgegentretend, — »wie duldet die Erde dich immer noch auf ihrem Rücken! Ein Blutgeruch geht von dir aus, du Seelenverderber! Wie hast du nach deinen Moskauer Taten es gewagt, vor den heiligen Sergius zu treten? Das Gewitter Gottes wird dich Verdammten töten, dich mitsamt deinem teuflischen Regiment.«

Aber diesmal machten die Worte der Amme gar keinen Eindruck auf Ioann. Es tobte draußen kein Unwetter. Die Sonne schien herrlich vom wolkenlosen Himmel herab und spielte auf den bunten Farben und der Vergoldung der Erker und Kuppeln des Palastes. Ioann ging, ohne sie zu beachten, an ihr vor bei ins Haus.

»Warte,« — rief sie ihm nach, mit der Krücke auf den Boden klopfend, — »der Blitz Gottes wird deine ganze unsaubere Sloboda treffen und verbrennen!«

Schlürfenden Schrittes und böse Blicke auf die Höflinge werfend, die ihr in abergläubischer Furcht auswichen, ging die Alte in ihr Zimmer.

Nach dem Essen, da Godunow sah, daß der Zar fröhlich und zufrieden war und sich gegen seine Gewohnheit ein Mittagsschläfchen gönnen wollte, folgte er ihm ins Schlafgemach. Seine besondere Stellung beim Zaren gab ihm dieses Recht, besonders dann, wenn es etwas zu melden gab, was nicht alle hören sollten.

Im Schlafgemach des Zaren befanden sich zwei Betten: auf dem einen, das aus nackten Brettern bestand, pflegte Ioann dann zu liegen, wenn er, reuig und erregt, sein Fleisch strafen wollte. Das andere, breitere Bett war bedeckt mit weichen Lammfellen, einem Pfühl und seidenen Kissen. Hier ruhte der Zar dann, wenn nichts ihn beunruhigte, was jedoch selten der Fall war.

Man mußte Ioann sehr gut kennen, um sich in seiner wirklichen Gemütsverfassung nicht zu täuschen. Nicht immer, wenn ihn das Gewissen plagte, war er zu Mildherzigkeit geneigt. Meistens hielt er diese Gewissensbisse für Anfechtungen des Teufels, der ihn von der Verfolgung des Verrats abzulenken suchte, und, statt der inneren Stimme zu folgen, gab er sich unter Gebeten, dem vermeintlichen Teufel zu Trotz, noch größeren Grausamkeiten hin. Auch wenn sein Gesicht ruhig erschien, war dies nicht immer ein sicheres Zeichen dafür, daß er innerlich ruhig war. Der Zar, der in seltenem Maße die Fähigkeit besaß, die Gedanken anderer zu erraten, liebte es, die Erwartungen desjenigen, mit dem er sprach, zu täuschen und seinen Zorn aus brechen zu lassen gerade dann, wenn jener es am wenigsten erwartete.

Godunow aber kannte den Zaren wie kein anderer, er kannte sich in jedem Zug und jedem Schatten des zarischen Gesichtes aus und wußte jede Veränderung darauf zu deuten.

Nachdem er abgewartet hatte, bis Ioann, der ermüdet schien, sich auf das weiche Bett gelegt hatte, begann Godunow ohne jede Vorbereitung:

»Weißt du, Herr, daß der von dir Geächtete sich eingefunden hat?«

»Welcher Geächtete?« — fragte Ioann gähnend. »Nikita Serebrjannyj, derselbe, der den Verräter Wjasemskij verwundet hatte und nachher ins Gefängnis geworfen wurde.«

»Aha,« — sagte Ioann, — »hat man den Spatzen ergriffen! wer hat ihn denn gefangen?«

»Niemand, Herr. Er ist von selber gekommen und hat die Banditen mitgebracht, mit denen er bei Rjasan die Tataren geschlagen hat. Sie sind gekommen, dir ihre schuldigen Köpfe zu bringen.«

»Haben sie sich besonnen?« — sagte Ioann. — »Und hast du ihn gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen, Herr, er ist zu mir gekommen. Er glaubte, du seiest in der Sloboda. Da hat er mich gebeten, dir seine Rückkehr zu melden. Ich wollte ihn verhaften lassen, aber ich habe mir gesagt, wenn er von selber gekommen ist, so wird er doch nicht entfliehen. Auch möchte ich mir von Maljuta nicht sagen lassen, ich pfusche ihm ins Handwerk.«

Godunow sprach freimütig, als habe er nichts zu verbergen, hege aber auch nicht das geringste Mitgefühl für Serebrjannyj.

Als er am Abend vorher den Gast durch die Hintertür hinaus geleitet hatte, war seine Absicht nicht die gewesen, seine Anwesenheit vor dem Zaren zu verheimlichen, was allemal gar zu gefährlich gewesen wäre. Er hatte nur vermeiden wollen, daß irgend jemand ihm mit dieser Meldung zuvorkäme. Der Hinweis auf Wjasemskij, wodurch Serebrjannyj als Feind des hingerichteten Fürsten hingestellt wurde, war eine wohlüberlegte Einleitung.

Der Zar gähnte noch einmal, erwiderte aber nichts, und Godunow konnte auf dem Gesicht des Zaren, dessen Züge er scharf bewachte, kein Zeichen weder von offenem noch von verstecktem Zorn bemerken. Im Gegenteil, es schien, dem Zaren gefiel es, daß Serebrjannyj sich ganz seinem Willen überantwortete.

Ioann, der alle vor sich zittern machte, wollte zugleich, daß man ihn für gerecht und sogar für mildherzig halten sollte. Über das Blut, das er vergoß, wurde immer der Mantel einer strengen Gerechtigkeit gedeckt, und das Vertrauen in seine Großmut schmeichelte ihn um so mehr, als es sich sehr selten einmal zeigte.

Nachdem Godunow eine Weile gewartet hatte, beschloß er, den Zaren zu einer Antwort zu zwingen.

»Wie befiehlt du, Herr,« — fragte er, — »soll ich Maljuta gleich kommen lassen?«

Aber die letzten Hinrichtungen hatten Ioanns Gemüt gesättigt. Einige Köpfe mehr konnten weder seine Befriedigung steigern, noch den gestillten Blutdurst von neuem wecken.

Er blickte Godunow scharf an.

»Glaubst du,« — sagte er streng, — »daß ich nicht leben kann ohne zu töten? Nikita gehört nicht zu denen, die das Reich untergraben, und was die Banditen betrifft, so will ich sie mir ansehen, wen ich hinrichten lasse und wen ich

begnadige. Mögen sie sich morgen früh mit Nikita zusammen vor der Freitreppe auf dem Hof versammeln. Sobald ich aufgestanden bin, werden wir sehen, was mit ihnen zu geschehen hat.«

Godunow wünschte dem Zaren wohl zu ruhen und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung. Alles hing jetzt davon ab, in welcher Laune Ioann erwachen würde.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Die Verzeihung.

Durch Godunow benachrichtigt, erschien Serebrjannyj mit seinen Banditen auf dem Hof des Palastes.

Mit allen Spuren des stattgehabten Kampfes und des zurück gelegten Weges, in zerissenen Schafpelzen, ledernen Kitteln und allerlei Lumpen, die meisten barfuß, viele mit verbundenen Köpfen, alle ohne Mützen und ohne Waffen, so standen sie schweigend, einer neben dem andern, auf das Erwachen des Herrschers wartend.

Keiner von ihnen sah die Sloboda zum ersten Mal. Sie waren alle schon einmal hier gewesen, der eine als Harfenspieler, der andere als Bettler, der dritte als Bärenführer, Spaßmacher, Akrobat. Mehrere waren an dem Brande beteiligt gewesen, als Perstenj und Korschun gekommen waren, den Fürsten zu befreien. Aber es fehlten etliche unter ihnen. Es fehlten diejenigen, die vor Rjasan den Tod für die Heimat gefunden hatten, und die anderen, die nach der siegreichen Schlacht dem freien Leben doch nicht hatten entsagen wollen. Es fehlten Perstenj, Mitjka, der rothaarige Sänger, der alte Korschun. Perstenj, der am Tage des Zweikampfes zum letzten Mal in der Sloboda gewesen war, war Gott weiß wohin verschwunden, und Mitjka war ihm gefolgt. Der rothaarige Sänger war von der Hand Serebrjannyjs gefallen, und an den Knochen des alten Korschun nagten unter der Mauer des Kreml die Hunde.

Schon zwei Stunden hatten die wackeren Burschen gewartet. Sie standen mit gesenkten Köpfen und ahnten nicht, daß durch ein kleines verstecktes Fenster im Giebel der überdachten Freitreppe der Zar sie längst beobachtete. Keiner sprach ein Wort. Serebrjannyj stand etwas abseits, in Gedanken versunken und auf die vielen Leute, die hin und her gingen und stehen blieben, nicht achtend. Unter den Neugierigen befand sich auch die alte Onufrewna. Sie stand oben auf der Freitreppe, auf ihre Krücke gestützt, und sah mit ihren leblosen Augen von einem zum anderen. Sie wartete auf Ioann, vielleicht in der Hoffnung, daß ihre Gegenwart ihn von neuen Grausamkeiten zurückhalten würde.

Nachdem Ioann lange durch das kleine versteckte Fenster geblickt hatte, das Bewußtsein genießend, daß den unten zwischen Tod und Leben Stehenden nicht sonderlich leicht zumute sein dürfte, erschien er plötzlich unten auf der Freitreppe, begleitet von mehreren seiner Hofbeamten.

Beim Anblick des Zaren, der einen Mantel aus Goldbrokat trug und sich auf einen langen vergoldeten Stab stützte, fielen die Räuber in die Knie und neigten die Häupter.

Ioann schwieg eine Weile.

»Guten Tag, ihr Lumpen!« — sagte er schließlich und fügte, Serebrjannyj anblickend, hinzu: — »Warum hast denn du dich herbemüht? Hast wohl Heimweh nach dem Gefängnis?«

»Herr,« — erwiderte Serebrjannyj bescheiden, — »das Gefängnis habe ich nicht freiwillig verlassen, mich haben die Räuber gewaltsam entführt, dieselben, die nachher bei Rjasan siegreich gefochten haben, was dir, Herr, gewiß schon bekannt ist. Zusammen haben wir die Tataren geschlagen, zusammen geben wir uns in deine Hand. Richte oder begnadige uns, wie es deiner zarischen Herrlichkeit beliebt.«

»So habt ihr damals also seinetwegen der Sloboda einen Besuch abgestattet?« — wandte Ioann sich an die Räuber. — »Woher stammt denn euer Freundschaft?«

»Väterchen Zar,« — erwiderten die Räuber, — »er hat unsern Ataman gerettet, als es diesem in Medwedjewka an den Kragen ging. Dafür hat der Ataman ihn aus dem Gefängnis geholt.«

»In Medwedjewka?« — sagte Ioann auflachend. — »Das war wohl damals, als Chomjak und seine Leute die Prügel bekamen? Ich entsinne mich der Sache. Dir, Nikita, habe ich diese deine erste Schuld verziehen. Aber du wurdest auf einer zweiten Schuld ergriffen, da du im Hause des Morosow über meine Leute herfielst. Du weißt, wie unsere Abmachung lautete. Was hast du hierauf zu erwidern?«

Serebrjannyj wollte antworten, aber die alte Onufrewna kam ihm zuvor.

»Laß es genug sein, ihm seine Sünden herzuzählen!« — sagte sie böse. — »Statt daß du ihn dafür belohnst, daß er die Heiden vertrieben, die heilige christliche Kirche verteidigt hat, suchst du nur nach einer neuen Schuld, die du ihm anrechnen könntest. Hast du denn nicht in Moskau schon genug Schafe zerrissen, du reißen der Wolf!«

»Schweig, altes Weib,« — sagte Ioann streng, — »kümmere dich um deine Weiberangelegenheiten!«

Jedoch, obwohl er sich über die Alte ärgerte, wollte er sie doch nicht reizen. Er wandte sich von Serebrjannyj ab und den Räubern zu, die immer noch auf den Knien lagen.

»Wo ist euer Ataman, ihr Galgenvögel? Er möge vortreten.« Für die Räuber erwiderte Serebrjannyj:

»Ihr Ataman ist nicht mit uns gekommen, Herr. Er hat uns gleich nach der Schlacht verlassen. Er mochte nicht mitkommen.«

»Er mochte nicht,« — wiederholte Ioann, — »so, so. Es kommt mir so vor, als sei dieser Ataman derselbe Blinde, der sich zusammen mit dem Graukopf in mein Schlafgemach einschlich. Hört ihr, Lumpen! Ich werde euren Ataman auf spüren lassen, und dann wird er gepfählt.«

»Dich selbst,« — brummte die Alte, — »werden in jener Welt die Teufel pfählen!«

Aber der Zar gab sich den Anschein, als habe er nichts gehört, und sprach, die Räuber anblickend, weiter:

»Euch aber, dafür, daß ihr euch in meine Hände gegeben habt, begnadige ich. — Man rolle ihnen fünf Fässer Met auf den Hof! — Tun, alte Närrin, bist du jetzt

zufrieden?«

Die Alte bewegte kauend die Lippen.

»Hoch lebe der Zar!« — riefen die Räuber. — »Wir wollen dir dienen, Väterchen Zar, deine Verzeihung wollen wir mit unseren Köpfen verdienen.«

»Man reiche ihnen,« — fuhr Ioann fort, — »jedem einen guten Kaftan und zwanzig Silberlinge. Ich lasse sie zur Opritschnina einschreiben. wollt ihr, Galgenvögel, mir als Opritschniki dienen?«

Einige der Räuber blieben die Antwort schuldig, aber der größere Teil rief:

»Wir sind froh, Väterchen, dir zu dienen, wo immer deine zarische Gnade uns den Platz anweisen wird.«

»Was meinst du,« — wandte Ioann sich mit zufriedener Miene an Serebrjannyj, — »taugen die Kerls zum Kriegsdienst?«

»Zum Kriegsdienst taugen sie wohl,« — erwiderte Serebrjannyj. — »Nur bitte ich dich, Herr, lasse sie nicht zur Opritschnina einschreiben.«

Der Zar glaubte, Serebrjannyj halte die Räuber für unwürdig einer solchen Ehre.

»Wenn ich jemand begnadige,« — sagte er feierlich, — »so tue ich es nicht halb.«

»Aber das ist keine Gnade, Herr!« — brachte Serebrjannyj unversehens hervor.

Der Zar sah ihn erstaunt an. Ein wenig stockend fuhr er fort: »Sie haben, Herr, ein tüchtiges Werk getan. Wären sie nicht gewesen, die Tataren hätten Rjasan selbst überfallen.«

»Warum also sollten sie nicht in der Opritschnina sein?« — fragte Ioann, und sein Blick wurde bohrend.

»Darum, Herr,« — sagte Serebrjannyj, vergeblich nach einem möglichst höflichen Ausdruck suchend, — »darum, Herr, weil sie zwar schlimme Burschen sind, immerhin aber doch bessere als deine teuflischen Leibwächter.«

Diese plötzliche und unwillkürliche Kühnheit des unter allen Umständen aufrichtigen Fürsten machte Ioann einen Augenblick lang starr vor Erstaunen. Er entsann sich, daß der Bojar Nikita nicht zum ersten Mal in diesem Tone mit ihm sprach. Dabei war er, zum Tode verurteilt, freiwillig zur Sloboda zurück gekehrt und hatte sich der zarischen Willkür ausgeliefert. Man konnte ihn nicht der Widerspenstigkeit zeihen. Und der Zar war im Augenblick sich nicht schlüssig, wie er die eben gezeigte Kühnheit aufnehmen sollte, — als plötzlich ein neues Gesicht seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

In die Schar der Räuber hatte sich ein Mann hineingedrängt, der vorher abseits gestanden hatte. Er war etwa sechzig Jahre alt, sauber gekleidet und graubärtig. Jetzt versuchte er, ohne daß der Zar es bemerken sollte, Serebrjannyj allerlei Zeichen zu geben. Schon mehrere Male hatte er zwischen der vordersten Reihe hervor die Hand ausgestreckt, um den Fürsten an den Rockschoßen zu zupfen. Da ihm dies jedoch nicht gelang, hatte er sich wieder hinter den Räubern versteckt.

»Was ist das für eine Ratte?« — fragte der Zar, auf den Unbekannten zeigend. Dieser aber war bereits wieder in der Menge untergetaucht.

»Holt mir diesen Burschen vor, der sich dort hinten verkriecht,« — sagte Ioann.

Mehrere Opritschniki stürzten vor, griffen in die Menge hinein und zogen den Schuldigen heraus.

»Was bist du für ein Mensch?« — fragte Ioann, ihn mißtrauisch betrachtend.

»Das ist mein Leibjäger, Herr,« — beeilte sich Serebrjannyj, der seinen alten Michejtsch wiedererkannt hatte, zu antworten, — »er hat mich seit der Zeit nicht gesehen . . . «

»So ist es, Väterchen, Herr,« — fiel Michejtsch dem Fürsten ins Wort, vor Freude und Schrecken sich fast verschluckend, — »seine fürstliche Gnaden haben geruht, die Wahrheit zu sagen. wir haben uns nicht gesehen seit dem Tage, da er festgenommen wurde. Gestatte mir, Väterchen Zar, mich am Anblick meines Bojaren zu erfreuen. Herr, du meiner Augen Licht, Nikita Romanjtsch! Schon hatte ich geglaubt, ich würde dich niemals wiedersehen.«

»Was wolltest du ihm denn sagen?« — fragte der Zar noch immer mißtrauisch, — »und warum hast du dich hinter die Räuber versteckt?«

»Ich fürchte mich vor deinen Opritschniki, Herr. Du weißt ja selbst, Herr, was das für Leute sind . . . « — und Michejtsch biß sich auf die Lippen.

»Was denn für Leute?« — fragte Ioann lächelnd. — »Sprich, Alter, scheue dich nicht zu sagen, was du auf dem Herzen hast. Was für Leute sind meine Opritschniki?«

Michejtsch sah den Zaren an, und da er ihn lächeln sah, faßte er Mut.

»Ja, früher, ehe wir nach Litauen gingen, haben wir solche Leute in Rußland nicht gesehen, Väterchen. Mögen sie mir es nicht übel nehmen, aber der Teufel soll sie holen!«

Der Zar sah Michejtsch mit großen Augen an, erstaunt, daß dieser Diener seinem Herrn an Offenherzigkeit offenbar nichts nachgab.

»Nun, was machst denn du für Augen?« — sagte die alte Onufrewna. — »Willst du ihn vielleicht fressen, he? Hat er denn nicht wahr gesprochen, he? Hat es in Rußland früher jemals solche teuflische Leibwächter gegeben?«

Michejtsch freute sich, daß jemand ihm zu Hilfe kam.

»So ist es, Mütterchen,« — sagte er. — »Von denen da kommt in Rußland alles Unglück. Die da haben auch meinen Bojaren verleumdet. Glaube ihnen nicht, Herr. Mit Hundemäulern schmücken sie das Zaumzeug ihrer Pferde, und aus ihren Mündern kommt nichts als Hundegebell. Mein Herr hat dir treu und redlich gedient, aber dieser Wjasemskij zusammen mit dem Chomjak, die haben ihn bei dir angeschwärzt. Das alte Mütterchen hat ganz recht, solche Rohfleischfresser wie diese hat's nie in Rußland gegeben.«

Michejtsch sah die ihn umstehenden Opritschniki furchtlos an, rückte aber doch näher an seinen Herrn heran, so, als wollte er sagen: »Seid ihr auch Wölfe, könnt mich doch nicht fressen.« Als der Zar auf die Freitreppe heraustat, hatte er

bereits beschlossen, den Räubern zu verzeihen. Er wollte sie nur eine Weile in Ungewißheit halten, um sie sodann freudig zu überraschen. Die Bemerkungen der alten Amme reizten ihn zwar, doch da er einmal gnädig gestimmt war, ließ er sich nicht er zürnen. Die Gelegenheit jedoch erschien ihm günstig, sich über die Alte lustig zu machen, um das Ansehen, das sie genoß, zu mindern. Zugleich wollte er sich mit dem Leibjäger des Fürsten einen Spaß machen.

»Du hast also die Opritschniki nicht gern?« — fragte er Michejtsch mit scheinbarer Gutmütigkeit.

»Wer hat sie denn gern, Väterchen Zar? Von der Stunde an, da wir aus Litauen zurück sind, haben wir nichts als Unglück von ihnen erlebt. Hättest du diese Menschenschinder nicht um dich gehabt, Herr, mein Bojar stünde bei dir wie früher in Gunst und Ehren.«

Michejtsch wurde es selber bange vor seinen Worten, aber er sagte sich: »Möge sie alle der Teufel holen, und mag ich selber zu Grunde gehen! Aber meinen Herrn werde ich jetzt vor dem Zaren reinwaschen.«

»Du hast einen wackeren Leibjäger,« — sprach der Zar zu Serebrjannyjs. — »Möchten meine Diener doch nur auch so zu mir halten, wie dieser zu dir hält! Dient er dir schon lange?«

»O ja,« — rief Michejtsch eifrig, — »ich habe nicht nur ihn betreut von seiner Kindheit an, schon seinem Vater habe ich gedient, und mein Vater wieder seinem Großvater, und wenn ich Kinder hätte, dann sollten sie seinen Kindern dienen.«

»Hast du denn selber keine Kinderchen, Alter?« — fragte Ioann noch freundlicher.

»Ich hatte zwei Söhne, Väterchen, aber beide hat Gott zu sich genommen. Beide sind für dich, Herr, vor Polozk gefallen. Dem ältesten, Wassily, hat ein Litauer den Kopf mit dem Säbel gespalten, und der jüngere, Stepan, wurde aus einer Pistole in die Brust getroffen, dicht unter dem Schulterteil des Harnisches, so ein Stück, siehst du, über der linken Brustwarze.«

Und Michejtsch zeigte mit dem Finger auf seiner Brust die Stelle, wo die böse Kugel seinen Stepan getroffen hatte.

»Sieh mal an,« — sagte Ioann, mit dem Kopf nickend und am Schicksal der Söhne des Michejtsch scheinbar warmen Anteil nehmend. — »Nun, da ist nichts zu machen, Alter: die einen hat Gott zu sich genommen, andere wirst du noch zeugen.«

»Woher sollte ich sie denn zeugen, Väterchen? Meine Frau ist tot, und aus dem Ärmel schüttelt man keine neuen Kinder.«

»Nun, nun,« — sagte der Zar, wie um den Alten zu trösten, — »du findest mit Gottes Hilfe gewiß auch noch eine neue Frau.«

Michejtsch, dem dieses Gespräch mit dem Zaren offenbar ein nicht geringes Vergnügen bereitete, lächelte.

»Gewiß könnte ich eine finden,« — meinte er, — »nur habe ich keine Lust mehr zu den Weibern, ich bin zu alt, um mich noch mit solchen Sachen abzugeben.«

»Weib und Weib ist immerhin ein Unterschied,« — erwiderte Ioann und ergriff Onufrewna an ihrem Bauchwärmer. — »Da hast du eine Hausfrau!« — sagte er und zog die Alte vor, — »nimm sie, Bursch, leb mit ihr in Liebe und Treue und zeuge viele Kinder.«

Die Opritschniki, den Scherz begreifend, lachten laut. Michejtsch wußte nicht, ob der Zar vielleicht bloß spottete. Aber auf dem Gesicht Ioanns war keine Spur eines Lächelns zu sehen. Die leblosen Augen der Alten flammten auf.

»Du Schamloser!« — schrie sie, — »du Gottloser! Dich über mich lustig zu machen! Du gewissenloser Ketzer!«

Die Alte klopfte mit ihrer Krücke auf den Boden, ihre Lippen kauten hastig, und ihre Nase wurde blau vor Zorn.

»Ziere dich nicht, Großmütterchen,« — sagte Ioann, — »ich habe dir einen guten Mann ausgesucht. Er wird dich lieben und dich Verstand lehren. Die Hochzeit feiern wir gleich heute nach der Abendmesse. Nun, wie gefällt dir deine neue Hausfrau, Alter?«

»Erbarme dich, Väterchen Zar!« — rief Michejtsch in höchstem Entsetzen.

»Wie? Ist die nicht nach deinem Sinn?«

Michejtsch trat stöhnend einen Schritt zurück.

»Gewöhnt man sich, so liebt man sich,« — sagte Ioann, — »und ich will sie mit einer guten Mitgift ausstatten.«

Michejtsch starrte Onufrewna an, die der Zar immer noch an ihrem Bauchwärmer festhielt.

»Väterchen Iwan Wassiljewitsch!« — rief er, in die Knie sinkend, — »laß mich hinrichten, nur zwingen Sie mich nicht zu solch einer Schande. Eher lege ich den Kopf auf den Block, als daß ich ihre Gnaden heirate, der Teufel soll sie holen!«

Ioann schwieg eine Weile und brach dann plötzlich in ein langes, lautes Lachen aus. Onufrewna, die sich endlich befreit fühlte, humpelte fluchend und spuckend fort.

»Wir wollten freigebig sein, aber Gott hat uns vor Verlust bewahrt,« — sagte Ioann. — »Ich habe nur euer Glück gewollt, aber mit Gewalt werde ich euch nicht verheiraten. Diene weiter deinem Bojaren, Alter, und du, Nikita, komm einmal her. Ich vergebe dir auch deine zweite Schuld. Aber dieses Lumpengesindel werde ich nicht in die Opritschnina aufnehmen, sonst könnten meine Leute sich gekränkt fühlen. Mögen sie an die Schistra gehen, zur Grenzwache. wenn sie noch versessen auf die Tataren sind, so werden sie Gelegenheit haben, mit ihnen zusammenzutreffen. Du aber,« — fuhr er mit besonders gnädiger Stimme und ohne jeden Spott fort, während er dem Fürsten die Hand auf die Schulter legte, — »du bleibe bei mir. Ich will dich mit der Opritschnina aussöhnen. Wenn du uns näher kennen lernst, wirst du deinen Widerstand aufgeben. Gut ist's, die Tataren zu schlagen, aber meine Feinde sind nicht die Tataren allein: es gibt schlimmere als sie. Die will ich dich lehren zu beißen und hinauszukehren. Nikita,« — fügte er, dem Fürsten auf die Schulter klopfend, hinzu, — »du hast ein rechtschaffenes

Herz, und deine Zunge kennt keine Falschheit. Solche Diener brauche ich. Schreibe dich zur Opritschnina ein! Ich will dir das Amt Wjasemskijs geben. Auf dich verlasse ich mich: du wirst mich nicht verraten.«

Die Opritschniki blickten neidvoll auf den Fürsten. Sie sahen in ihm schon den neuen aufsteigenden Stern, und die entfernter Stehenden begannen miteinander zu flüstern und ihre Unzufriedenheit zu äußern, daß der Zar, ihre eigenen Verdienste nicht würdigend, diesen hergelaufenen Geächteten, den Bojaren aus altem Geschlecht, zu ihrem Vorgesetzten machen wollte.

Aber das Herz Serebrjannyjs zog sich bei den Worten des Zaren schmerzhaft zusammen.

» Herr,« — sagte er, und es kostete ihm Mühe, die Worte her vorzubringen, — »ich danke dir für deine Gnade. Aber gestatte lieber auch mir, deiner Grenzwache beizutreten. Hier habe ich nichts zu tun, an die Sitten der Sloboda gewöhne ich mich nicht, dort aber will ich dir dienen aus allen meinen Kräften.«

»So, so,« — sagte Ioann und zog seine Hand von der Schulter Serebrjannyjs zurück, — »das bedeutet also, daß wir seiner fürstlichen Gnaden nicht genehm sind. Es ist anständiger, scheint's, mit den Räubern zu leben, als mein Waffenwart zu sein. Nun, — ich dränge niemandem meine Freundschaft auf und halte keinen gewaltsam fest. Habt ihr euch miteinander so gut eingelebt, so bleibt auch beieinander. Ich wünsche dir einen guten weg, Räuberhauptmann!«

Ioann blickte den Fürsten verächtlich an, lachte kurz auf, drehte ihm den Rücken und ging ins Haus.

Achtunddreißigstes Kapitel

Der Abschied von der Sloboda.

Godunow lud Serebrjannyj ein, sein Gast zu sein, solange er noch in der Sloboda weilen würde. Die Einladung kam diesmal von Herzen, denn Boris, der auf jedes Wort und jede Bewegung des Zaren achtgab, hatte sich davon überzeugt, daß kein erneutes Gewitter zu befürchten war, sondern daß Ioann sich damit begnügen würde, dem Fürsten gegenüber Kälte und Gleichgültigkeit zu zeigen.

Des Versprechens eingedenk, das Serebrjannyj dem sterbenden Maxim gegeben hatte, begab er sich zu dessen Mutter, um ihr das Kreuz des gefallenen Sohnes zu übergeben. Maljuta war nicht zu Hause. Die Greisin, die den Tod des Sohnes schon erfahren hatte, empfing den Fürsten wie einen Verwandten. Aber als er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, wagte sie es nicht, ihn länger aufzuhalten, denn sie fürchtete die Rückkehr ihres Mannes. Mit Segnungen geleitete sie den Gast bis vor die Tür.

Am Abend, als Godunow, den Fürsten im Schlafgemach allein lassend, sich entfernt hatte, gab Michejtsch seiner Freude freien Lauf.

»Bojar,« — sagte er, — »endlich nach langem Kummer habe ich doch einen frohen Tag erlebt. Seit der Zeit, da sie dich ergriffen und fortschleppten, war mir's, als könnte ich Gottes Licht nicht mehr sehen. Immer bin ich in Moskau und hier in der Sloboda herumgeschlichen, ob ich nicht irgend etwas von dir hören würde. Und wie ich heute erfuhr, du seiest mit den Räubern zurückgekehrt, da bin ich gelaufen, so schnell die Füße mich tragen wollten. Aber wie ich vor dem Palast ankam, da stand der Zar schon vor der Tür. Ich versuchte zwischen den Räubern an dich heranzukommen, ich hielt's nicht aus, griff nach deinen Rockschoßen, und da hat der Zar mich bemerkt. O! war das ein Schrecken! Mein Lebtage wird ich's nicht vergessen. Zwei Dankgebete werde ich morgen verrichten: eines dafür, daß du noch lebst und gesund bist, und das andere, daß Gott mich vor dieser Hexe bewahrt hat, mit der der Zar mich verheiraten wollte.« — Michejtsch erzählte, was alles er erlebt hatte, seit dem Tage, da Morosows Haus zerstört wurde, — wie er Perstenj benachrichtigt hatte und dann zur Mühle zurückgekehrt war, wo er die Bojarin Jelena gefunden hatte, und wie er dann die Verlassene zum Stammgut ihres Mannes hatte geleiten wollen, wohin die Diener Morosows den beraubten Herrn gebracht hatten.

Serebrjannyj hörte dem weitschweifigen Bericht des Alten mit Ungeduld zu.

»Ich bin nicht blind, Bojar,« — sagte Michejtsch. — »wenn ich auch schweige, so sehe ich doch alles. Ich muß es dir gestehen, Väterchen, die Sache hat mir nicht gefallen, dein Besuch bei Morosow, meine ich. Da wird nichts Gutes daraus, dachte ich bei mir, und als du mit ihm an seinem Tisch saßest, aus einem Becher mit ihm trankest, da hat sich für dich das Gewissen in mir geregt. Du verstehst mich, Väterchen. Bist du auch sozusagen nicht schuld daran, — man weiß ja nicht, wie so etwas in den Menschen kommt, — aber ihm gegenüber war's doch nicht recht.

Jetzt hinterher freilich ist's eine andere Sache. Er ist tot, gebe Gott ihm die ewige Seligkeit. Und sie ist viel zu jung, das Täubchen, um Witwe zu bleiben.«

»Laß deine Vorwürfe, Alter,« — sagte Serebrjannyj, die Stirne runzelnd, — »sage mir lieber, wo sie jetzt ist, und was du von ihr weißt.«

»Warte ein wenig, Väterchen, laß mich dir alles der Reihe nach erzählen. Siehst du, als ich von den Räubern zur Mühle zurückgekehrt bin, da hat der Müller zu mir gesagt: »Ein buntes Vöglein ist mir ins Haus geflogen, du bring es seinem Herrn zurück.«

Zuerst begriff ich nicht, von was für einem Vögelchen und was für einem Herrn die Rede sei. Aber dann führte der Müller mich in seine Kammer, und da erblickte ich die Bojarin. Wir machten uns auf den Weg nach dem Stammgut ihres Mannes. Zuerst hat sie nichts gesprochen und hat kaum aufgeblickt. Dann hat sie angefangen nach dem Manne zu fragen, und dann hat sie noch allerlei gefragt, nicht gerade heraus, sondern hin und her und immer drum rum, aber ich habe wohl begriffen, daß sie wissen wollte, wie es dir ginge. So sind halt die Weiber. Ich habe ihr erzählt, was ich wußte, aber da wurde sie noch betrübter, die Gute, ließ das Köpfchen hängen und hat weiter den ganzen Weg lang nichts gesprochen. Wie wir aber etwa zehn Werst zurückgelegt hatten und uns dem Gute Morosows näherten, da fing sie an, unruhig zu werden. — »Worüber beunruhigst du dich, Herrin?« fragte ich, aber da war sie auch schon in Tränen. Ich wollte sie beruhigen. »Mach dir keine Sorgen, Bojarin,« sagte ich, »Druschina Andrejitsch lebt und ist gesund.« — Bei dem Namen Druschina Andrejitsch aber begann sie noch heftiger zu weinen. Ich sah sie an und wußte nicht, was ich sagen sollte. — »Auch der Fürst Nikita Romanytsch,« sagte ich, »wenn er auch gefangen ist, so ist er doch noch am Leben.« — Ich weiß nicht, Väterchen, was alles ich ihr gesagt habe. Ich fühlte nur, daß ich sprechen mußte, wenn es auch nicht immer das Richtige war. Wie ich aber deinen Namen nannte, da hielt sie ihr Pferd plötzlich an. »Nein,« sagte sie, »Großväterchen, ich kann nicht auf das Gut meines Mannes.« — »Wohin willst du denn, Bojarin?« frage ich. — »Großväterchen,« sagte sie, »siehst du dort die vergoldeten Kreuze über dem Walde?« — »Ja,« sage ich, »was ists damit?« — »Ich erkenne die Kreuze,« sagt sie. »Es ist ein Frauenkloster. Dorthin führe mich, Großväterchen.« — Ich versuchte es, sie davon abzubringen, aber sie bestand darauf. — »Ich will dort nur eine Woche bleiben,« sagte sie, »und wenn ich genug gebetet habe, will ich Druschina Andrejitsch benachrichtigen, dann wird er nach mir senden. — Ich habe sie also hingeleitet, Väterchen, und sie der Äbtissin anvertraut.«v

»Wie weit ist es bis zu dem Kloster?« — fragte Serebrjannyj.

»Von der Mühle war es nicht weit, von hier aus ist es weiter. Aber wenn wir an die Schistra wollen, liegt es fast an unserem Wege.«

»Michejitsch,« — sagte Serebrjannyj, — »erweise mir einen großen Dienst. Ich kann vor dem Morgen nicht fort, denn meine Leute müssen dem Zaren den Eid leisten. Nimm zwei Pferde, auf denen du abwechselnd reitest, schone weder sie noch dich selbst. Melde dich bei der Bojarin, erzähle ihr alles, bitte sie, mich zu

empfangen, und sage ihr, sie solle nichts beschließen, ehe sie mich wiedergesehen hat.«

»Zu Befehl, Väterchen. Du befürchtest wohl, sie könnte schon Nonne geworden sein. Aber ich glaub es nicht. Ein Jahrlein wird vergehen. Sie wird ihren Mann beweinen, das gehört sich so. Dann aber, gib acht, feiern wir Hochzeit. Wir wollen doch auch nicht ewig trauern, Väterchen.«

Michejtsch ritt noch in derselben Nacht davon, und Serebrjannyj stand, kaum daß der Morgen graute, auf, um sich von Godunow zu verabschieden.

Godunow war eben von der Morgenmesse zurückgekehrt, der er seiner Gewohnheit gemäß mit dem Zaren zusammen bei gewohnt hatte.

»Warum bist du so früh aufgestanden, Fürst?« — fragte er. — »Das ist gut für uns Sloboder. Du aber hättest länger ruhen sollen nach dem gestrigen Tage. Oder hast du in meinem Hause keine Ruhe gefunden?«

Aber der feine Blick Godunows verriet, daß er um die Ursache der Schlaflosigkeit seines Gastes wußte.

Das einnehmende Wesen Godunows, seine unverfälschte Anteilnahme für den Fürsten, die Dienste, die er ihm wiederholt erwiesen hatte, vor allem aber seine ihn von den andern Höflingen unterscheidende Sinnesart bewirkte es, daß Serebrjannyj sich zu ihm hingezogen fühlte. Er gestand ihm seine Liebe zu Jelena.

»Das alles weiß ich längst,« — sagte Godunow lächelnd. »Ich erriet es schon damals, als du zum ersten mal in der Sloboda warst, ich sah es den Blicken an, mit denen du Wjasemskij maßest. Und als ich absichtlich das Gespräch auf Morosow brachte, da gingst du ungern darauf ein, obwohl du doch befreundet mit ihm warst. Du, Fürst, verstehst es nicht, irgend etwas in deinem Innern zu verbergen. Was du denkst, das steht dir auf dem Gesicht geschrieben. Aber du sprichst auch gar zu gerade heraus. Gestatte, daß ich dir das sage, Nikita Romanytsch. Ich habe mich gestern wieder sehr erschreckt und war ärgerlich über dich, daß du dem Zaren so einfach sagen konntest, du wolltest dich nicht zur Opritschnina einschreiben lassen.«

»Was sollte ich ihm denn anderes sagen, Boris Fedorytsch?«

»Du hättest ihm danken und seine Gnade annehmen sollen.«

»Du scherzest, Boris Fedorytsch. Wie sollte ich denn dafür dem Zaren danken? Gehörst du doch selber auch nicht zu den Opritschniki.«

»Ich — das ist etwas anderes, Fürst. Ich weiß, was ich tue. Ich komme dem Zaren nie überquer, ich hüte mich davor, ihm zu widersprechen, und habe es verstanden, mich so zu stellen, daß er selber dagegen ist, mich zum Opritschnik zu machen. Du aber, wenn du des Zaren Waffenwart geworden wärest, hättest, so nah dem Throne, dem ganzen Reich die größten Dienste erweisen können. Wir hätten zueinander gehalten und hätten mit gemeinsamen Kräften zuletzt noch die ganze Opritschnina gestürzt.«

»Nein, Boris Fedorytsch, auf solche Dinge verstehe ich mich nicht. Du selber sagst, mir sei alles aufs Gesicht geschrieben.«

»Du willst dir nur selber keinen Zwang antun. Wenn du die Kraft hättest, deine Geradheit zu überwinden und meinetwegen nur zum Schein in die Opritschnina einzutreten, was wäre dann nicht alles möglich? Sieh mich an: ich zapple wie der Hecht auf dem Eise. Immer muß ich auf der Hut sein, jedes Wort muß ich überlegen, ich weiß oft kaum mehr, wo mir der Kopf steht. Wenn wir aber zu zweien wären, dann würden auch die eigenen Kräfte sich verdoppeln. Solcher Männer, wie du einer bist, gibt es nicht viele. Ich will dir's sagen: von unserer ersten Begegnung an habe ich auf dich gerechnet.«

»Ich taug zu dieser Sache nicht, Boris Fedorytsch. Wie oft ich es auch versucht habe, mich fremden Sitten anzupassen, es ist mir nie gelungen. Du verstehst dich darauf, gebe Gott dir Gesundheit dazu! Offen gesagt, zuerst wollt es mir nicht gefallen, wie du oft das eine denkst, während du das andere sagst. Aber ich sehe jetzt, wo du hinaus willst, und begreife, daß es auf deine Weise besser gelingt. Aber mich hat Gott nicht mit dieser Kunst begabt. Übrigens, was soll man noch davon reden? Du weißt, der Zar schickt mich auf meine Bitte hin zur Grenzwache.«

»Das schadet nichts, Fürst. Du wirst noch einmal die Tataren schlagen, und der Zar wird dich wieder gnädig empfangen. Sein Waffenwart wirst du freilich nicht werden. Aber wenn du ihn bittest, dich in die Opritschnina aufzunehmen, wird er dir die Bitte nicht abschlagen. Und selbst wenn du keine Gelegenheit finden solltest, die Tataren noch einmal zu schlagen, wirst du doch nach Moskau kommen, wenn das Witwenjahr der Jelena Dimitrijewna um ist. Befürchte nicht, sie könnte Nonne geworden sein. Ich kenne die menschlichen Herzen besser als du. Nicht aus Liebe hat sie Morosow geheiratet. Also warum sollte sie jetzt den Schleier nehmen? Laß nur die Tränen erst trocknen. Nachher will ich gern dein Freiwerber sein.«

»Ich danke dir, Boris Fedorytsch. Es beschämt mich, daß du schon so viel für mich getan hast, und ich kann es dir in keiner Weise vergelten. Wenn sich die Gelegenheit fände, für dich auf die Folter oder in den Tod zu gehen, ich würde es mir keinen Augenblick überlegen. Zur Opritschnina aber versuche nicht, mich zu überreden. Ich halte es in der Umgebung des Zaren nicht aus. Dazu müßte ich entweder mich ganz von meinem Gewissen lossagen, oder ich müßte so klug sein wie du. Ich würde nur vergeblich der eigenen Seele Gewalt an tun. Jedem hat Gott seine besonderen Fähigkeiten gegeben: der Falke fliegt auf seine Art und der Schwan auf seine. Jeder kann nur der eigenen wahren Natur folgen.«

»So verurteilst du mich also nicht mehr dafür, daß ich nicht den geraden Weg, sondern den krummen gehe?«

»Gott behüte mich davor, dich zu verurteilen! Von mir ganz zu schweigen, wie vielen hast du Gutes erwiesen, Fedorytsch! Auch meinen Kerls wär's ohne dich gewiß schlimm ergangen.

Mit Recht bist du beliebt beim Volk. Alles setzt seine Hoffnung auf dich. Ganz Rußland blickt auf dich hin.«

Eine leichte Röte färbte das dunkle Gesicht Godunows, und seine Augen leuchteten auf. Einen solchen Mann wie Serebrjannyj für sich zu gewinnen, von sich zu überzeugen, — dies bedeutete für Godunow einen nicht geringen Triumph, und er ermaß daran, wie stark der Zauber sein mußte, der von ihm ausging.

»Der Dank ist ganz auf meiner Seite, Fürst,« — sagte er. — »Um eines möchte ich dich noch bitten: Wenn du hörst, daß schlecht über mich gesprochen wird, dann glaube den Gerüchten nicht und sage den Verleumdern, was du von mir und über mich weißt.«

»Darauf kannst du dich verlassen, Boris Fedorytsch, ich werde niemandem gestatten, schlecht von dir zu denken, geschweige denn zu reden. Meine Räuber beten schon jetzt für dich, und wenn sie einmal in ihre Heimat zurückkehren, so werden sie ihre Kinder lehren, für dich zu beten. Gott möge dich behüten auf allen deinen Wegen!«

»Gott behütet, die in Sanftmut wandeln,« — sagte Godunow, den Blick demütig senkend. — »Alles hängt von seinem heiligen Willen ab. Jetzt aber leb wohl, Fürst, auf baldiges Wiedersehen. Und vergiß nicht, mich zu deiner Hochzeit einzuladen.«

Sie umarmten sich freundschaftlich, und dem Fürsten wurde es froh ums Herz. Er wußte aus Erfahrung, daß Godunow sich selten in einer Voraussetzung irrte. In dieser Zuversicht schwanden auch seine Befürchtungen, daß er zu Jelena zu spät kommen könnte.

Bald machte er sich auf den Weg. Er ritt voraus. Seine Leute folgten zu Fuß. Ehe sie aber die Sloboda verließen, hatten sie eine Begegnung, die als böses Vorzeichen galt. In der Nähe einer der Kirchen wurde der Trupp aufgehalten durch eine Schar von Bettlern, die sich vor dem Kirchentor drängten und die Straße in ihrer ganzen Breite einnahmen. Es schien, als warteten sie auf das Herauskommen irgendeines mächtigen Mannes, von dem sie sich reiche Almosen versprachen.

Den Schritt seines Pferdes verlangsamend, hörte Serebrjannyj aus dem Innern der Kirche Trauermusik und fragte, wenn der Gottesdienst gelte. Man antwortete ihm, Maljuta habe eine Seelenmesse für seinen Sohn Maxim bestellt, der im Kampf gegen die Tataren gefallen sei. Serebrjannyj hörte einen hohen, langen Schrei, und aus der Kirche wurde eine ohnmächtige alte Frau herausgetragen. Ihr mageres Gesicht war naß von Tränen, und unter ihrem schwarzen Sammethütchen hing ihr graues Haar aufgelöst herab. Es war die Mutter Maxims. Maljuta in Trauerkleidung zeigte sich im Portal, und seine Augen begegneten denen des Fürsten. Er blickte ohne seine gewöhnliche Wildheit und Roheit, stumpf, fast ausdruckslos. Nachdem er angeordnet hatte, die Alte auf eine Bank vor dem Portal zu legen, kehrte er in die Kirche zurück. Die Räuber nahmen ihre Mützen ab, bekreuzigten sich und zogen langsam weiter. Von der Kirche her klang feierlich das Lied: »Ruh in Frieden«.

Der Trauergesang und die Erinnerung an Maxim erfüllten den Fürsten mit traurigen Gedanken. Aber er entsann sich der aufmunternden Worte Godunows, und die trübe Stimmung schwand wieder. An der Biegung des Weges, wo dieser in

den dunkeln Wald hinein führte, blickte der Fürst sich noch ein mal nach der Sloboda um, und als die goldenen Kuppeln des Zarenschlusses hinter den Bäumen verschwanden, hatte er ein Gefühl, als wäre eine schwere Last von seiner Brust gesunken. Der Morgen war frisch und sonnig. Die Räuber, die nun keine Räuber mehr waren, schritten rüstig, mit neuer Kleidung und guten Waffen versehen, hinter dem Fürsten her. Die grüne Dämmerung des Waldes nahm sie auf. Das Pferd des Fürsten pflückte übermütig im Vorübergehen Blätter von den herab hängenden Zweigen, und Bujan, der nach dem Tode Maxims treu zu seinem neuen Herrn hielt, sprang munter voraus, hob seine zottige Schnauze gegen den Wind und spitzte die Ohren, wenn irgendwo, fern im stillen Walde, ein Laut hörbar wurde.

Neununddreißigstes Kapitel

Das letzte Wiedersehen.

Mehrere Tage war der Fürst mit seinen Leuten unterwegs, als er ein Nachtlager erreichte, von wo aus der Weg zum Frauenkloster abbog. Er ließ die Leute zurück und ritt allein voraus, Michejtsch entgegen, der versprochen hatte, ihm Nachricht von Jelena zu bringen.

Er ritt die ganze Nacht hindurch, ohne sich und dem Pferde Erholung zu gönnen. Gegen den morgenroten Himmel sah er an einem Kreuzwege ein niedergebranntes Reisigfeuer, an dem Michejtsch saß. Seine beiden Pferde weideten gesattelt in der Nähe.

Den Trab des Pferdes vernehmend, sprang Michejtsch auf.

»Väterchen, Fürst Nikita Romanytsch,« — rief er, den Fürsten erkennend, — »kehr um, Väterchen, hier haben wir nichts mehr zu suchen.«

»Was ist geschehen?« — fragte Serebrjannyj, und sein Herzschlag stockte.

»Alles ist aus, Väterchen, Gott hat uns kein Glück gegönnt.«

»Sprich!« — rief Serebrjannyj, sich aus dem Sattel schwingend, — »was ist mit der Bojarin geschehen?«

Der Alte schwieg.

»Was ist mit Jelena Dimitrijewna?« — wiederholte der Fürst.

»Es gibt keine Jelena Dimitrijewna mehr,« — antwortete Michejtsch düster, — »es gibt nur noch die Schwester Eudokia.«

Serebrjannyj schwankte und stützte sich an einen Baum. Michejtsch sah ihn kummervoll an.

»Was ist da zu machen, Nikita Romanytsch? Es ist Gottes Wille. Wir sind wohl zu keiner glücklichen Zeit geboren.«

»Erzähle alles,« — sagte Serebrjannyj, — »verschone mich nicht. wann hat die Bojarin den Schleier genommen?«

»Als sie von der Hinrichtung des Druschina Andrejitsch erfuhr, Väterchen. Das Kloster hat ein Sendschreiben des Zaren erhalten, darin waren die Namen der Hingerichteten genannt, und es war befohlen, für ihr Seelenheil zu beten. Das Sendschreiben war am Vorabend des Tages, da ich hinkam, eingetroffen.«

»Hast du sie gesehen?«

»Ich habe sie gesehen, Väterchen.«

Serebrjannyj wollte etwas sagen, vermochte es aber nicht.

»Ich habe sie nur einen ganz kurzen Augenblick gesehen, Väterchen. Sie wollte mich zuerst nicht empfangen.«

»Was hat sie mir sagen lassen?« — brachte Serebrjannyj mit Mühe hervor.

»Du solltest für sie beten.«

»Und weiter nichts?«

»Nichts, Väterchen.«

»Michejtsch!« — sagte der Fürst nach kurzem Schweigen, — »führe mich zum Kloster. Ich will von ihr Abschied nehmen.«

Der Alte schüttelte den Kopf.

»Was willst du denn noch von ihr? Laß sie lieber in Ruh! Sie ist ja jetzt doch wie eine Heilige. Kehren wir zu unseren Leuten zurück und ziehen wir geradeswegs weiter zur Schistra!«

»Ich kann nicht!« — sagte Serebrjannyj.

Michejtsch schüttelte wieder den Kopf, ergriff dann eines der weidenden Pferde und führte es dem Fürsten zu.

»Nimm dieses Pferd,« — sagte er seufzend, — »deines ist gar zu erschöpft.«

Schweigend ritten sie zum Kloster. Der Weg führte durch Wald. Nach einer Weile hörten sie ein Wasser murmeln, und ein Bächlein blinkte durch das dichte Grün.

»Erkennst du die Stelle, Fürst?« — fragte Michejtsch traurig.

Serebrjannyj hob den Kopf und erblickte eine frische Brandstätte. Die Erde war an mehreren Stellen aufgegraben, und die Reste eines Gebäudes und ein zerbrochenes Wasserrad zeigten an, daß hier eine Mühle gestanden hatte.

»Als sie den Zauberer geholt haben, da haben sie auch sein Häuschen niedergebrannt,« — bemerkte Michejtsch. — »Sie hatten gehofft, hier einen Schatz zu finden, — der Teufel soll sie holen!«

Serebrjannyj warf einen zerstreuten Blick auf die Brandstätte, und sie ritten schweigend weiter.

Wach mehreren Stunden begann der Wald sich zu lichten. Zwischen den Bäumen schimmerte eine helle Mauer. Inmitten einer kleinen Feldfläche stand das Kloster. Es war nicht wie andere seiner Art auf erhöhtem Platz erbaut. Seine engen vergitterten Fenster blickten nicht ins Weite und Freie, sondern nur in das dunkle Grün des Waldes, der diese stille Heimstätte wie eine zweite Mauer umgab. Es war ein bescheidenes Kloster, keines von den reichen.

Die Reiter stiegen von ihren Pferden und klopfen an die Pforte. Es vergingen mehrere Minuten, dann hörte man das Klirren von Schlüsseln.

»Gelobt sei Jesus Christus,« — sagte Michejtsch leise.

»In Ewigkeit, Amen,« — erwiderte die Schwester Pförtnerin, indem sie öffnete. — »Zu wem kommt ihr, Herren?«

»Zur Schwester Eudokia,« — antwortete Michejtsch fast flüsternd, als fürchte er, mit diesem Namen das Herz seines Herren von neuem zu verwunden. — »Du kennst mich, Mütterchen, ich war vor kurzem hier.«

»Nein, Herr, ich kenne dich nicht. Ich bin erst seit heute Pförtnerin, vor mir war es die Schwester Agnesia.« — Und die Nonne betrachtete die beiden Ankömmlinge mit furchtsamen Blicken.

»Fürchte dich nicht, Mütterchen,« — sagte Michejtsch — »du kannst uns getrost hinein lassen. Sage der Äbtissin, der Fürst Nikita Romanytsch Serebrjannyj sei gekommen.«

Die Pförtnerin warf noch einmal einen scheuen Blick auf den Fürsten, trat zurück und schlug die Pforte zu. Man hörte, wie sie sich eilig entfernte, leise betend: »Jesus Christus sei uns gnädig.«

»Was hat das zu bedeuten?« — dachte Michejtsch, — »warum fürchtet sie sich vor meinem Herrn?«

Aber der Fürst sah wirklich erschreckend aus, staubbedeckt, der Rock an vielen Stellen zerrissen von dem Gesträuch, durch das er geritten war. Und sein Gesicht hatte sich so verändert, daß Michejtsch ihn selber nicht wieder erkannt hätte, wenn er nicht eben mit ihm zusammen hergeritten wäre.

Nach einer Weile hörte man wieder die Schritte der Pförtnerin.

»Seid darob nicht böse, ihr Herren,« — sagte sie, ohne zu öffnen, — »die Äbtissin kann euch jetzt nicht empfangen. Kommt morgen wieder.«

»Ich kann nicht warten!« — schrie Serebrjannyj, brach mit einem einzigen Fußtritt die Pforte auf und schritt hindurch.

Vor ihm stand die Äbtissin, fast ebenso bleich wie er.

»Im Namen des Erlösers,« — rief sie mit zitternder Stimme, — »bleib stehen! Ich weiß, warum du gekommen bist. Aber Gott straft den Mord, und das unschuldige Blut komme über dich.«

»Ehrwürdige Mutter!« — erwiderte Serebrjannyj, ihre Angst nicht begreifend, aber viel zu aufgeregt, um sich über irgend etwas zu wundern, — »ehrwürdige Mutter, laß mich zur Schwester Eudokia! Laß mich sie nur einen Augenblick sehen, laß mich nur Abschied von ihr nehmen!«

»Abschied nehmen?« — wiederholte die Äbtissin, — »willst du wirklich nur Abschied nehmen?«

»Ja, laß mich Abschied von ihr nehmen, und ich will all mein Hab und Gut deinem Kloster vermachen!«

Die Äbtissin sah ihn ungläubig an. »Du bist mit Gewalt eingedrungen,« — sagte sie, — »du nennst dich Fürst, und Gott weiß, wer du bist und weshalb du kommst. Die Schwester Eudokia war die Gattin des hingerichteten Bojaren. Es ist die Gewohnheit der Opritschniki, die Frauen und Töchter der Verurteilten aus den heiligen Klöstern zu entführen.«

»Ich bin kein Opritschnik!« — rief Serebrjannyj. — »Ich hätte selber mein Leben für den Bojaren Morosow hingegeben. Laß mich zur Schwester Eudokia, ehrwürdige Mutter, laß mich zur Bojarin!«

Die Äbtissin sah dem Fürsten in sein ehrliches, offenes Gesicht und empfand Teilnahme für ihn.

»Es scheint, ich habe dir Unrecht getan,« — sagte sie. »Christus und alle Heiligen seien gelobt, daß du kein Opritschnik bist! Die Pförtnerin hat mich erschreckt. Ich dachte nur daran, wie ich Zeit gewinnen könnte, die Schwester

Eudokia zu verbergen. Es ist eine schwere Zeit für uns, lieber Herr. Selbst in den Klöstern ist keiner mehr vor Verfolgung sicher. Aber wenn du ein Freund oder Verwandter Morosows bist, will ich dich zur Schwester Eudokia führen. Folge mir, Bojar, hier am Friedhof vorüber. Ihre Zelle liegt weiter im Garten.«

Die Äbtissin führte den Fürsten durch den Garten zu einer einsamen, dicht mit Heckenrosen und Jelängerjeliebererankten Zelle. Auf einer kleinen Bank vor dem Eingang saß Jelena in schwarzem Gewande und tief herabhängendem schwarzem Schleier. Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch das farbige Laub der Ahornbäume und warfen matte Flecken auf den Schleier. Der Sommer ging seinem Ende zu. Die letzten Blüten der Heckenrose streuten ihre fallenden Blätter auf das schwarze Gewand. Jelena schrak leicht zusammen, als sie die Schritte der Nahenden vernahm. Sie hob den Kopf, erkannte die Äbtissin und stand auf, um ihr entgegen zu gehen. Da sie Serebrjannyj erblickte, schrie sie leise auf, griff sich ans Herz und sank auf die Bank zurück.

»Fürchte dich nicht, mein Kind,« — sagte die Äbtissin freundlich, — »der Bojar, ein Freund deines Mannes, ist gekommen, um Abschied von dir zu nehmen.«

Jelena war keines Wortes mächtig. Sie zitterte und sah den Fürsten angstvoll an. Lange schwiegen beide. Endlich fand Serebrjannyj die Sprache wieder: »So also mußten wir uns wiedersehen!«

»Wir konnten uns nicht anders wiedersehen,« — erwiderte kaum vernehmlich Jelena.

»Warum hast du nicht auf mich gewartet, Jelena Dimitrijewna?«

»Wenn ich auf dich gewartet hätte, dann hätte ich nicht die Kraft gehabt . . . Du hättest mich nicht gelassen. Auf mir lasten schon der Sünden genug, Nikita Romanytsch.«

Sein Herz schlug. Sie schwiegen beide. »Jelena Dimitrijewna!« — sprach er endlich mit vor Erregung abreißender Stimme, — »ich nehme für immer Abschied von dir, für immer, Jelena Dimitrijewna. Laß mich dir noch ein mal in die Augen sehen. Tu den Schleier fort, Jelena.«

Mit blasser Hand hob sie das schwarze Gewebe, und er sah in ihre stillen Augen, begegnete dem Blick, den er kannte, diesem demütigen Blick, der verdunkelt schien von schlaflosen Nächten.

»Leb wohl, Jelena!« — rief er, in die Knie sinkend und die Stirn bis auf ihre Füße neigend, — »leb wohl und vergib mir! Gebe Gott mir, zu vergessen, daß wir glücklich mit einander sein konnten.«

»Nein, Nikita Romanytsch, das Glück war uns nicht beschieden. Blut hätte zwischen unserem Glück und uns gestanden, das Blut dessen, der um meinetwillen in Ungnade fiel. Ich bin schuld daran, daß er sterben mußte. Nein, Nikita Romanytsch, wir konnten nicht glücklich sein. Ja, und wer ist denn jetzt glücklich?«

»Ja, wer ist denn jetzt glücklich?« — wiederholte Serebrjannyj. »Gott hat seinen Zorn auf unser heiliges Rußland geworfen. Aber doch hätte ich nicht geglaubt,

daß wir anders als durch den Tod uns voneinander trennen würden für ewig!«

»Nicht für ewig, Nikita Romanytsch, nur hier, für dieses Leben. So mußte es sein. Sollten wir allein uns freuen, wenn die ganze Erde Kummer trägt und großes Leid?«

»Warum?« — rief Serebrjannyj, — »warum habe ich meinen Kopf nicht einem Tatarensäbel hingehalten? Warum hat der Zar mich nicht hingerichtet? Was ist mir denn noch geblieben in dieser Welt?«

»Trage dein Kreuz, Nikita Romanytsch, wie ich das meine trage. Dein Los ist leichter als meines. Du kannst die Heimat verteidigen, mir bleibt nur übrig, für dich zu beten und meine Sünden zu beweinen.«

»Was für eine Heimat?« — rief Serebrjannyjs. — »Wo ist unsere Heimat? Gegen wen sollen wir sie verteidigen? Nicht die Tataren sind unser Unglück, der Zar ist es. Meine Gedanken verwirren sich, Jelena Dimitrijewna. Du allein hast meinen Verstand noch zusammengehalten. Jetzt wird alles wirr und dunkel. Ich unterscheide nicht mehr, wo Lüge ist, wo Wahrheit. Alles Gute sinkt, alles Böse obsiegt. Oft kommt mir Kurbskij in den Sinn, ich habe den Gedanken an ihn verschuecht, so lange mein Leben noch ein Ziel hatte, so lange ich noch Kraft in mir fühlte. Aber ein Ziel habe ich nicht mehr, und meine Kraft ist am Ende, auch mein Verstand ist am Ende.«

»Erleuchte dich Gott, Nikita Romanytsch! willst du darum, weil dein Glück vernichtet ist, zum Feinde des Herrschers werden? Willst du dem ganzen Lande, das vor ihm sich beugt, zu widerhandeln? Denke daran, daß Gott uns Prüfungen sendet, damit wir in jener Welt uns wiedersehen dürfen. Denke an dein ganzes bisheriges Leben und frevle nicht wider dich selbst!«

Serebrjannyj senkte den Kopf. Der Unmut, der Herr über ihn zu werden drohte, wick den strengen Begriffen der Pflicht, in denen er erzogen war und die er immer hochgehalten hatte. »Trage dein Kreuz, Nikita Romanytsch,« — wiederholte Jelena, — »geh, wohin der Zar dich schickt. Du hast dich geweigert, Opritschnik zu werden, dein Gewissen ist rein. Geh gegen die Feinde Rußlands. Und ich werde nicht aufhören zu beten, für uns beide, bis zum letzten Augenblick meines Lebens.«

»Leb wohl, Jelena, leb wohl, meine Schwester!« — rief Serebrjannyj, die Arme ausbreitend.

Mit ruhigem Blick begegnete sie seinem verzweifelten, umarmte ihn wie einen Bruder und küßte ihn dreimal, ohne Furcht und ohne Verwirrung, so, als sei in dieser Zärtlichkeit des Abschieds nichts mehr von jenem Gefühl, das sie vor zwei Monaten im Garten Morosows in seine Arme gezwungen hatte.

»Leb wohl,« — wiederholte sie, und den Schleier über das Gesicht ziehend, entfernte sie sich eilig in ihre Zelle.

Es läutete zur Vesper. Serebrjannyj blickte Jelena lange nach. Er hörte nicht, was die Äbtissin zu ihm sprach, fühlte nicht, wie sie ihn an der Hand nahm und zur Gartenpforte führte. Schweigend bestieg er sein Roß, schweigend ritt er von

Michejitsch begleitet, zurück durch den dunkeln Wald. Hinter ihm her tönten die Glocken des Klosters, und dieser Ton löste endlich seine Erstarrung. Erst jetzt begriff er sein Unglück ganz. Sein Herz wollte zerspringen in diesen Tönen, und doch lauschte er ihnen mit Liebe, denn sie erschienen ihm wie ein letzter Abschiedsgruß Jelenas. Und als sie ferner und ferner erklingend, in der Abendluft erstarben, da war es ihm zumute, als sei alles Liebe aus seinem Leben geschwunden, und als umfinge ihn von allen Seiten nichts als die kalte hoffnungslose Einsamkeit.

Am andern Tage setzte die Schar ihren weg fort, immer tiefer hinein in dunkle Wälder, die, selten durch Lichtungen unterbrochen, sich bis in die Gegend von Brjansk erstreckten. Der Fürst ritt voraus, und Michejitsch, der sein Schweigen nicht zu unterbrechen wagte, folgte in einiger Entfernung.

Serebrjannyj ritt, die Stirn gesenkt, doch durch die Macht seiner Gedanken leuchtete wie eine ferne Morgenröte ein Gefühl des Trostes. Es war das Bewußtsein, daß er im Leben seine Pflicht, so gut er es vermochte, erfüllt hatte, daß er immer den geraden Weg gegangen, niemals absichtlich von ihm abgewichen war. Und dieses Gefühl, das ein ehrlicher Mensch wie einen unverlierbaren Schatz im Herzen trägt, ist mehr wert als alle Güter dieser Welt. Dieses Bewußtsein allein gab ihm die Möglichkeit, weiter zu leben. Und indem er sich jede Einzelheit seines Abschieds von Jelena ins Gedächtnis zurückrief, jedes ihrer Worte in Gedanken wiederholte, er kannte er, daß er gar nicht imstande gewesen wäre, sich dem Glück hinzugeben, zu einer Zeit, da jeder gute Mensch leiden mußte.

Auch an die Worte Godunows erinnerte er sich und lächelte bitter, da er daran dachte, mit welcher Sicherheit Godunow von seiner Kenntnis des menschlichen Herzens gesprochen hatte. »Wicht alles kannst du erraten und voraussehen, du kluger Boris Fedorytsch!« — dachte er. — »In den Staatsgeschäften kennst du dich aus, und das Herz des Zaren ist dir kein Rätsel. Du weißt im voraus, was Maljuta sagen, was dieser oder jener Opritschnik tun wird. Aber wie diejenigen empfinden, die nicht ihren eigenen Vorteil suchen, das weißt du nicht und kannst es nicht erraten.«

Und wieder dachte er an Maxim, den jungen Bruder, den er verloren hatte, und doppelt fühlte er seine Einsamkeit. Denn er wußte, daß niemand mehr ihm so nahestehen, daß niemand mit seiner Seele die seine so erfüllen, niemand ihm helfen würde, sich all das zu erklären, was er in seinem ehrlichen Herzen unbestimmt empfand, aber nicht in klare Gedanken zu fassen vermochte.

Und er sah sein Leben vor sich, freudlos, als eine Kette von Ereignissen, von denen eines immer dem andern folgte, ein Ablauf von Ursache und Wirkung, unverständlich in ihrem tieferen Zusammenhang und gemeinsamen Sinn.

Dunkel waren seine Gedanken, dunkel war der Wald. Nichts als der gleichmäßige Schritt der Marschierenden unterbrach die Stille der Wildnis. Ihre Bewohner, die Tiere des Waldes, die, da sie niemals einen Menschen sahen, es nicht gelernt hatten, ihn zu fürchten, flüchteten nicht. Eichhörnchen spähten

neugierig von den überhängenden Asien herab. Die bunten Spechte flogen von den Stämmen der Bäume nicht auf, wandten nur den Kopf nach den Vorübergehenden und setzten dann ihr Klopfen fort.

Einer aus der Schar, ergriffen von der feierlichen Stille, stimmte halblaut ein langsames Lied an. Andere Stimmen fielen ein, und bald schallte ein Chor weithin durch die dämmernden Räume

Hier könnten wir unsere Erzählung schließen, aber es bleibt noch einiges übrig zu sagen, was mit den andern Personen geschah, die, wie wir hoffen, gleich dem Fürsten die Teilnahme des Lesers gefunden haben. Von Serebrjannyj selber werden wir noch einmal am Ende unserer Geschichte hören. Dazu aber müssen wir siebzehn schwere Jahre überspringen und uns nach Moskau versetzen in das ruhmreiche Jahr der Eroberung Sibiriens.

Vierzigstes Kapitel

Die Gesandtschaft des Jermak.

Viel Zeit war hingegangen seit dem Tage, da Serebrjannyjs, gefolgt von seiner Räuberschar, aus der Sloboda hinausritt. Manches war seitdem in Rußland anders geworden, nur der Zar war derselbe geblieben. Verfolgt von seinem Mißtrauen, opferte er ihm seine besten, fähigsten Untertanen. Dann wieder gab er sich der Reue hin und schickte den Klöstern reiche Geschenke zugleich mit dem Namensverzeichnis seiner Opfer und dem Befehl, für ihr Seelenheil zu beten. Von seinen früheren Günstlingen war keiner mehr am Leben. Der letzte und mächtigste, Maljuta Skuratow, den die zarische Ungnade kein einziges Mal getroffen hatte, war bei der Belagerung von Weißenstein in Livland gefallen. Ihm zu Ehren ließ Ioann alle deutschen und schwedischen Gefangenen verbrennen.

Hunderte und Tausende, die die Hoffnung auf eine bessere Zeit aufgegeben hatten, flohen in Scharen nach Litauen und Polen.

Nur ein einziges glückliches Ereignis war zu verzeichnen: Ioann begriff endlich die Schädlichkeit des inneren Zwiespaltes, den er selber verschuldet hatte, indem er einer kleinen Minderheit gestattete, eine große Mehrheit zu peinigen, — und so löste er endlich unter dem Einfluß Godunows die Opritschnina auf. Er kehrte nach Moskau zurück, und die Sloboda mit ihrem entsetzlichen Palast verödete für immer.

Unterdessen war über das Reich viel Unglück gekommen. Hunger und Seuchen hatten in Städten und Siedlungen gewüthet. Mehrere mal war der Chan mit seinen Horden verheerend ins Land eingefallen, und bei einem dieser Einfälle hatte er alle Vorstädte Moskaus und einen Teil der Stadt selbst eingeäschert. Die Schweden waren von Norden her eingedrungen. Stephan Batorius, der Nachfolger Sigismunds, hatte den litauischen Krieg erneuert und, trotz der Tapferkeit unsrer Truppen, uns durch seine überlegene Kriegskunst geschlagen und unsre westlichen Gebiete erobert.

Der Zarewitsch Ioann, der sonst in allem dem Vater folgte, empfand die Erniedrigung des Vaterlandes tiefer als er und bat um die Erlaubnis, selber ein Heer gegen Batorius anführen zu dürfen. Ioann aber sah in diesem Wunsch die versteckte Absicht, ihn zu entthronen, und der Zarewitsch, den einst Serebrjannyj im Heidenpfuhl gerettet hatte, entging dies mal dem väterlichen Mißtrauen nicht. In einem Anfall von Raserei tötete der Vater ihn durch einen Stoß seines spitzen Stabes.

Man erzählt, Godunow, der sich zwischen Vater und Sohn geworfen habe, sei selber vom Zaren schwer verwundet worden, und nur die Kunst eines zu Gaste weilenden Arztes, namens Strogonow, habe sein Leben gerettet.

Nach dieser Mordtat berief Ioann in düsterer Verzweiflung die Duma zusammen und theilte ihr seinen Beschluß mit, dem Throne zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Die Duma sollte einen neuen Zaren wählen. Aber die inständigen Bitten der

Bojaren vermochten ihn doch wieder dazu, seinen Beschluß aufzugeben und zu bleiben. Er begnügte sich damit, Reue zu zeigen und reiche Spenden an die Klöster zu senden. Bald nachher begannen erneute Hinrichtungen. Oderborn berichtet, Ioann habe zweitausenddreihundert seiner Krieger hinrichten lassen, weil sie dem Feinde verschiedene Festungen preisgegeben hätten, — dabei soll Batorius selber über die heldenmütige Verteidigung gestaunt haben. Ioann, der ein Stück seines Reiches nach dem andern verloren gehen sah und auch vor dem inneren Verfall den Blick nicht verschließen konnte, fühlte sich in seinem Stolz tief getroffen, und diese innere Wunde zeigte sich auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung. Er begann seine Kleidung zu vernachlässigen, seine hohe Gestalt sank zusammen, der Blick seiner Augen wurde unsicher und trübe, seine untere Kinnlade hing kraftlos wie die eines Greises herab, und nur noch in der Gegenwart Fremder nahm er sich zusammen, gab sich eine stolze Haltung und beobachtete seine Umgebung, ob niemand seinen Niedergang bemerke. In solchen Augenblicken war er noch furchtbarer als zu den Zeiten seiner Kraft. Niemals früher hatte Moskau unter solch einem Druck von Angst und Verzweiflung gestanden.

In dieser Zeit der tiefsten Mutlosigkeit kam aus dem äußersten Osten unerwartet eine frohe Kunde, die alle Herzen höher schlagen ließ und den Gram in Freude verwandelte.

In Moskau trafen von den Ufern der fernen Kama Gäste ein. Es waren die als Kaufleute berühmten Strogonows, Verwandte jenes Arztes, der Godunow geheilt hatte. Sie befanden sich im Besitze von Schenkungs-Urkunden des Zaren, die ihnen gestatteten, weite Ländereien des Permschen Gebietes als Eigentum zu nützen. Sie lebten dort als reichsunmittelbare Fürsten, hatten dafür aber die Verpflichtung, die Grenzen gegen die wilden sibirischen Völker zu schützen, die zwar tributpflichtig, im übrigen aber sehr unsichere Nachbarn waren. In ihren hölzernen Festungen bedrängt und beunruhigt vom sibirischen Chan Kutschum, hatten sie beschlossen, selber über den Steinernen Gürtel vorzustößen und über das Land des Feindes herzufallen. Um diese Absicht ausführen zu können, hatten sie sich an einige Bandenführer gewandt, die sich selber als Kosakenhetmane bezeichneten, mit ihren Banden aber die Ufer der Wolga und des Don unsicher machten. Die wichtigsten unter diesen Bandenführern waren: Jermak Timofejew und Iwan Koljzo. Letzterer war früher einmal zum Tode verurteilt gewesen, den zarischen Schergen aber auf rätselhafte Weise entschlüpft und nachher lange spurlos verschwunden. Nachdem sie von den Strogonows eine größere Summe Geldes und ein Schreiben erhalten hatten, welches sie zu einer ruhmreichen Tat aufforderte, begannen Jermak und Koljzo zusammen mit drei anderen Atamanen an der Wolga Freiwillige zu werben. Bald hatten sie eine stattliche Schar beisammen und meldeten sich mit dieser bei den Strogonows. Vierzig Lastkähne wurden mit Vorräten und Waffen beladen, und die verwegene Mannschaft, unter Führung Jermaks, ruderte, nachdem sie Gott um Sieg gebeten hatte, mit fröhlichen Liedern die Tschusowa hinauf den wilden Bergen des Ural zu. Die feindlichen Stämme, die sich ihnen entgegenstellten, niederkämpfend, die Bote von Fluß zu Fluß ziehend, gelangten sie bis an die Ufer des Irtysch, wo sie den

sibirischen Heerführer Mametkul gefangen nahmen und die auf dem hohen und steilen Ufer des Irtysch gelegene Stadt Sibirien stürmten. Mit dieser Eroberung sich nicht begnügend, ging Jermak weiter, unterwarf das ganze Gebiet bis zum Ob und zwang die unterworfenen Völkerschaften, seinen blutigen Säbel zu küssen, den er ihnen im Namen des Zaren aller Reußen hinhielt. Da erst sandte er die Nachricht seines Sieges an die Strogonows und gleichzeitig seinen geliebten Unterführer, den Ataman Iwan Koljzo, nach Moskau, dem Herrscher zu huldigen und ihm zur Vergrößerung seines Reiches Glück zu wünschen.

Mit dieser freudigen Nachricht waren die Strogonows zu Ioann gekommen, und bald nach ihnen traf auch die Gesandtschaft des Jermak ein.

Das gab in Moskau einen großen Jubel. In allen Kirchen wurden Dankgottesdienste abgehalten, und alle Glocken läuteten wie zur Auferstehung des Herrn. Der Zar, der die Strogonows umarmt hatte, ordnete für Iwan Koljzo einen feierlichen Empfang an.

Im größten Saal des Kreml, umgeben von dem ganzen Glanz der zarischen Majestät, saß Iwan Wassiljewitsch auf dem Thron, die Krone des Monomach auf dem Haupt. Zu seiner Rechten stand der Zarewitsch Fedor, zu seiner Linken Boris Godunow. Die Leibwache in weißen mit Silber ausgenähten Atlaskaftans, kostbare Streitäxte geschultert, stand um den Thron und an den Türen. Fürsten und Bojaren füllten den Saal. Iwan erschien wie neu belebt, sein Blick war heller, und auf seinen Lippen zeigte sich sogar ein Lächeln, wenn er sich mit irgendeiner Bemerkung an Godunow wandte. Aber alt war sein Gesicht geworden, die Falten hatten sich vertieft. Sein Haupthaar und mehr noch sein Bart waren dünn geworden.

Boris Godunow hatte während der letzten Jahre mehr und mehr an Macht und Ansehen gewonnen. Er bekleidete jetzt das gewichtige Amt eines Oberstallmeisters und war mit dem Zarewitsch, der Borissens Schwester Irina geheiratet hatte, verschwägert. Man erzählt, Ioann habe einmal, um zu zeigen, wie nahe Godunow und die Schwiegertochter seinem Herzen stünden, drei Finger erhoben und dazu gesagt:

»Dies ist Fedor, dies Irina, dies Boris. Und wie es meine Hand schmerzen würde, wenn man ihr einen dieser Finger abschlagen wollte, so würde es meinem Herzen wehe tun, eines dieser drei geliebten Kinder zu verlieren.«

Eine solche außerordentliche Gunstbezeugung erweckte in Godunow keinerlei Hochmut. Er war wie immer bescheiden, freundlich gegen jedermann, gemäßigt in seinen Reden, und nur seine Haltung bekam jene ruhige Würde, die seiner hohen Stellung gezieme.

Jedoch nicht ohne so manches Gewissensopfer war Godunow zu solchem Einfluß und solchen Ehren gelangt. Wicht immer war es seiner Gewandtheit gelungen, sich selber fernzuhalten von Dingen, die er als schlecht erkannt hatte. So hatte er, da es ihm nicht gelungen war, seinen stärksten Nebenbuhler Maljuta aus dem Wege zu räumen, Freundschaft mit ihm geschlossen, und um dieses Band noch fester zu knüpfen, hatte er Maljutas Tochter geheiratet. Die zwanzig Jahre

am Hofe des Zaren, so nahe dem Throne, hatten auch auf seine Seele zurückgewirkt, und es bereitete sich in ihm jener Umschwung vor, der nach Ansicht seiner Zeitgenossen ihn, der mit den höchsten Vorzügen ausgestattet war, nach und nach zum Verbrecher machte.

Wenn man den Zarewitsch Fedor ansah, konnte man sich des Gedankens nicht enthalten, daß die Hände schwach waren, die nach dem Tode Ioanns das ungeheuere Reich lenken sollten. Sein gutmütiges, aber fast lebloses Gesicht zeigte nichts von geistiger oder seelischer Stärke. Er war schon zwei Jahre verheiratet, sah aber immer noch wie ein Kind aus. Seine Gestalt war klein und schwächlich, das Gesicht blaß und auf gedunsen. Dabei lächelte er beständig und sah immer wie erschreckt aus. Es ging das Gerücht, der Zar habe einmal, seinen ältesten Sohn betrauernd, zu Fedor gesagt: »Zum Kirchendiener bist du geboren, Fedja, aber nicht zum Zarewitsch.«

»Aber Gott ist gnädig,« — dachten viele, — »mag der Zarewitsch schwach sein, so gleicht er doch immerhin weder dem Vater noch dem Bruder. Und helfen wird ihm sein Schwager Boris, der wird das Reich nicht zugrunde gehen lassen.«

Die Gespräche der Höflinge schwiegen, als von draußen her Drometen ertönten und die Palastglocken zu läuten begannen. Begleitet von sechs Hofbeamten traten die Abgesandten Jermaks in den Saal, ihnen folgten die Brüder Maxim und Nikita Strogonow und deren Onkel Semjon. Zuletzt kamen noch mehrere Leute, die allerlei Gaben brachten: kostbares Pelzwerk, seltsames Gerät und fremdartige Waffen.

An der Spitze der Gesandtschaft schritt Iwan Koljzo. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von mittlerem aber kräftigem Wuchs. Der Blick seiner Augen hatte etwas Durchdringendes. Sein schwarzer, dichter kurzer Bart war leicht ergraut.

»Großer Herrscher,« — sprach er, an den Stufen des Thrones angelangt, — »dein Kosakenhetman Jermak Timofejew hat mit den von dir zum Tode verurteilten Wolgakosaken sich bemüht, seine und ihre Vergehen zu sühnen. Sie huldigen dir zum Zuwachs deines Reiches. Füge zu den von dir eroberten Zartümern Kasan und Astrachan auch noch das sibirische hinzu und richte darin deine Herrschaft auf für alle Zeit, so lange der Allerhöchste die Welt bestehen läßt!«

Nachdem er diese kurze Rede beendet hatte, ließ Koljzo sich auf die Knie nieder und berührte mit der Stirn den Boden. Seinem Beispiel folgten alle seine Begleiter.

»Steht auf, ihr meine guten Diener!« — sagte Ioann. »Was gewesen ist, ist gewesen, niemand gedenke mehr des Vergangenen, und meine Ungnade sei verwandelt in Gnade. Tritt näher, Iwan.«

Der Zar streckte die Hand Koljzo entgegen, der sich erhob. Um jedoch nicht auf das Tuch zu treten, das die Stufen des Thrones bedeckte, warf Koljzo seine Fellmütze hin, trat mit dem einen Fuß darauf und berührte mit den Lippen die dargebotene Hand Ioanns, der ihn umarmte und auf die Stirn küßte.

»Ich danke der heiligen Dreifaltigkeit,« — sprach der Zar, die Augen zum Himmel erhebend. — »Ich sehe über mir die all mächtige Vorsehung Gottes, denn

eben in der Seit, da meine Feinde mich bedrängen und sogar meine nächsten Diener hinterlistig darauf sinnen, mich zu verderben, läßt der allgnädige Gott mich über die Heiden obsiegen und schenkt meinem Reich einen ruhmvollen Zuwachs!«

Und, einen triumphierenden Blick rundum auf die Bojaren werfend, fügte er im Tone einer Drohung hinzu: »Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein? Wer Ohren hat zu hören, der höre!«

Er mochte aber doch fühlen, daß es in diesem Augenblick nicht angebracht war, die allgemeine Freude zu trüben. So wandte er sich mit gnädigem Blick wieder an Koljzo.

»Wie gefällt dir Moskau?« — fragte er. — »Hast du schon je solche Paläste und Kirchen gesehen? Oder warf du viel leicht schon früher einmal hier?«

Koljzo lächelte ein demütig listiges Lächeln, und die Weiße seiner Zähne ließ sein sonnengebräuntes Gesicht noch dunkler erscheinen.

»Wo sollten wir, kleine Leute, jemals solche Wunder gesehen haben? Eine solche Pracht läßt sich nicht einmal träumen, wir leben bäuerisch an der Wolga, Moskau kennen wir nur vom Hörensagen. Ich bin in dieser Gegend nie gewesen.«

»Bleibe eine Weile hier,« — sagte Ioann wohlmeinend, — »Du sollst gut aufgenommen und bewirtet werden. Das Sendschreiben des Jermak haben wir gelesen und wohl bedacht, haben auch bereits dem Fürsten Bolchowskij und Iwan Gluchow den Befehl erteilt, mit fünfhundert Schützen zu eurer Unterstützung auszurücken.«

»Wir danken dir, großer Herrscher,« — erwiderte Koljzo mit tiefer Verneigung. — »Aber werden es nicht zu wenige sein, Herr?«

Ioann staunte über Kolzos Kühnheit.

»Gemach, gemach,« — sagte er, ihn streng anblickend. »Wirst du nicht gar noch verlangen, daß ich selbst euch zu Hilfe komme? Glaubst du, ich hätte keine anderen Sorgen als euer Sibirien? Ich brauche Leute gegen den Chan und gegen Litauen. Nimm, was man dir gibt. Auf dem Rückwege aber kannst du Freiwillige sammeln. In Rußland gibt es der Hungerleider genug. Statt mir mit ihrem Elend täglich in den Ohren zu liegen, mögen sie lieber ins neue Land gehen, sich dort anzusiedeln. Auch dem Archijeres von Wologotsk haben wir geschrieben, er möge zehn Popen hinaufschicken, euch Messen zu lesen und für euer Seelenheil zu sorgen.«

»Auch dafür danken wir deiner zarischen Gnade,« — erwiderte Koljzo. — »Nur vergiß nicht, Herr, uns außer den Popen auch Waffen zu schicken und recht viel Pulver zum Schießen.«

»Es wird euch auch daran nicht fehlen. Bolchowskij hat bereits den betreffenden Befehl von mir.«

»Auch sind wir arg abgerissen,« — bemerkte Koljzo mit schmeichlerischem Lächeln die Achseln zuckend.

»So gibt es in Sibirien wohl niemand, den man berauben kann?« — sagte Ioann, den die Hartnäckigkeit Koljos verdroß. — »Du bist, wie ich sehe, zwar sehr geschickt, aber auch wir haben mit unserem schwachen Verstande an alles Notwendige gedacht. Die Kleidung werden euch die Strogonows liefern, und euere Löhnung habe ich bereits bestimmt. Damit aber auch du, mein Herr Ratgeber, nicht ohne passendes Gewand bleibst, schenke ich dir einen Pelz aus meiner Kleiderkammer!«

Auf ein Zeichen des Zaren brachten zwei Diener einen kostbaren mit Goldbrokat bezogenen Pelz, den sie Iwan Koljo umhingen.

»Deine Zunge ist, wie ich sehe, sehr scharf,« — sagte Ioann, — »aber hast du auch einen scharfen Säbel?«

»Mein Säbel war nicht schlecht, großer Herrscher, nur ist er ein wenig stumpf geworden an den sibirischen Köpfen.«

»Nimm dir einen Säbel aus meiner Waffenkammer. Du kannst dir einen auswählen, der dir recht gefällt. Übrigens wirst du dich, wie ich meine, nicht zieren.«

Kolzos Augen leuchteten vor Freude auf.

»Großer Herrscher,« — rief er, — »von allen deinen Gnadenbeweisen ist dies der größte. Eine Sünde wäre es, wollte ich mich vor deinem Geschenk zieren. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich mir nicht den schlechtesten Säbel aussuchen werde, nur,« — fügte er ein wenig zögernd hinzu, — »wenn du, Herr, so großmütig bist, einen Säbel zu schenken, so gestatte lieber, ihn in deinem zarischen Namen dem Jermak zu über bringen.«

»Wir werden auch ihn nicht vergessen,« — erwiderte Ioann. — »Wenn du aber vielleicht fürchtest, ich könnte seinen Geschmack nicht treffen, so nimm gleich zwei Säbel: einen für dich und einen für Jermak.«

»Heil dir, Herrscher!« — rief Koljo begeistert aus. — »Mit diesen zwei Säbeln werden wir dir wacker dienen.«

»Aber die Säbel allein genügen nicht,« — fuhr Ioann fort, — »ihr braucht auch gute Rüstungen. Dir wollen wir gleich eine anmessen. Aber wie finden wir eine, die für Jermak paßt? Wie ist denn seine Gestalt, sein Wuchs?«

»Er ist etwa von meiner Größe, nur in den Schultern breiter, so breit wie dieser Bursch.« — Dabei wies Koljo auf einen seiner Gefährten, einen ungeheuer kräftigen jungen Mann, der eine gewaltige Last von Waffen herbeigeschleppt und sie vor dem Thron niedergelegt hatte. Jetzt stand er mit offenem Munde, bald das goldene Gewand des Zaren, bald die prächtige Kleidung der Leibwache anstaunend. Er hatte versucht, mit einem der Leibwächter ein Gespräch anzuknüpfen, dieser aber hatte ihn so streng angeblickt, daß er den Versuch aufgab.

»Man bringe mir,« — sagte der Zar, — »die große Rüstung mit dem Adler, die gleich vorn in der Rüstkammer hängt. Wir wollen sie diesem Glotzügigen anmessen.«

Ein schwerer eiserner Schuppenpanzer wurde gebracht, den vorn und hinten je ein zweiköpfiger goldener Adler schmückte. Der Panzer, ein Meisterwerk der Schmiedekunst, wurde von den Umstehenden, die bewundernd flüsterten, angestaunt.

»Ziehe ihn an, du Bärenhäuter,« — sagte der Zar. Der Bursch beeilte sich, zu gehorchen, aber so sehr er sich auch Mühe gab, gelang es ihm doch nicht, die Hände weiter als bis zur Hälfte der Ärmel hindurchzustecken.

Bei diesem Anblick tauchte eine längst vergessene Erinnerung im Gedächtnis Ioanns auf.

»Genug,« — sagte Koljzo, der die Bewegungen des Burschen mit besorgten Blicken beobachtet hatte, — »du wirst den schönen Panzer noch zerreißen, du Bär.«

»Herr,« — fuhr er, sich an Ioann wendend, fort, — »die Rüstung ist vortrefflich und wird Jermak genau passen. Dieser Tölpel aber kann sie nicht anziehen, weil er zu große Fäuste hat. Solche Fäuste hast auch gewiß du, Herr, noch niemals gesehen.«

»Zeig mir mal deine Fäuste,« — sagte Ioann, den Burschen belustigt anblickend.

Der Bursch aber sah unschlüssig zum Zaren empor, als habe er den Befehl nicht begriffen.

»Hörst du, Dummkopf,« — wiederholte Koljzo. — »Du sollst seiner zarischen Gnaden die Faust zeigen.«

»Wenn er mir aber dafür den Kopf abhaut?« — sagte der Bursch gedehnt und machte ein ängstliches Gesicht. Der Zar lachte, und auch die Umstehenden konnten sich des Lachens nur mit Mühe enthalten.

»O, du Narr!« — sagte Koljzo ärgerlich, — »ein Narr bist du gewesen, ein Narr bist du geblieben.«

Und, den Burschen aus dem Panzer befreiend, zog er ihn vor den Thron und zeigte dem Zaren eine Hand, die einer Bärenatze ähnlich sah.

»Zürne ihm nicht, Herr, für seine Einfalt. Er ist töricht im Reden, aber im Tun ist er tüchtig. Mit diesen seinen Händen hat er den Zarewitsch Mametkul gefangen genommen.«

»Wie heißt er?« — fragte Ioann, das kindliche Gesicht des Burschen immer aufmerksamer betrachtend.

»Doch Mitjka,« — antwortete dieser gutmütig.

»Warte,« — rief Ioann, ihn plötzlich erkennend, — »bist du nicht derselbe, der in der Sloboda für Morosow focht und den Chomjak mit einer Wagendeichsel totschiug?«

Mitjkas Mund verbreiterte sich zu einem törichtem Lächeln.

»Ich habe dich nicht gleich erkannt,« — sagte Ioann, — »aber jetzt entsinne ich mich deines Gesichtes.«

»Ich habe dich gleich erkannt,« — erwiderte Mitjka mit zufriedener Miene, — »du saßest auf einem hohen Brettergerüst, dicht am Kampfplatz.«

Diesmal platzten alle laut mit dem Lachen heraus. »Ich danke dir,« — sagte Ioann, — »daß du mich kleinen Mann nicht vergessen hast. Wie hast du es denn angefangen, den Mametkul gefangen zu nehmen?«

»Ich habe mich mit dem Bauch auf ihn draufgewälzt,« — er widerte Mitjka seelenruhig und begriff nicht, warum wieder alles lachte.

»Ja,« — sagte Ioann, Mitjka betrachtend, — »auf wen solch ein Klotz sich draufwälzt, der sieht wohl nicht mehr unter ihm auf. Ich entsinne mich, wie er den Chomjak erdrückt hat. Aber warum bist du denn damals fortgelaufen? Und wie bist du aus der Sloboda nach Sibirien gelangt?«

Koljzo stieß Mitjka leise mit dem Ellbogen in die Seite, daß er schweigen sollte. Dieser aber verstand das Zeichen im entgegengesetzten Sinne.

»Der hat mich damals weggeholt,« — sagte er, mit dem Finger auf Koljzoweisend.

Der Zar sah den Führer der Gesandtschaft verwundert an. — »Er hat dich weggeholt, sagst du? Ja, wie ist denn das, hast du nicht eben gesagt, du seiest zum ersten mal in dieser Gegend? Warte mal, Bruder, mir scheint, wir sind alte Bekannte. Hast du mir nicht damals die Legende vom himmelblauen Buch erzählt? Jawohl, ich erkenne dich. Und du auch hast Serebrjannyj aus dem Turm entführt. Woher kam dir denn nachher die Erleuchtung, daß du dich so gebessert hast, mein Lieber? Wo hin bist du gewallfahrtet, welche Heilige hast du angerufen?« — Und sich an der Verwirrung des Angeredeten weidend, bohrte der Zar seinen folternden Blick in ihn hinein.

Koljzo senkte die Augen.

»Nun,« — sagte der Zar nach einer Weile, — »über das Vergangene ist Gras gewachsen. Sage mir nur noch das eine: Warum bist du damals nach der Schlacht bei Rjasan nicht zu mir gekommen, mich um Verzeihung zu bitten, wie es die anderen taten?«

»Großer Herrscher,« — erwiderte Koljzo, alle seine Geistes Gegenwart zusammenraffend, — »damals hatte ich deine Gnade noch nicht verdient. Ich schämte mich, dir vor die Augen zu treten. Und als Nikita Romanjtsch die Kameraden zu dir führte, da kehrte ich in meine Heimat zur Wolga und zu Jermak zurück, hoffend, daß Gott mir einen neuen Dienst für dich aufgeben würde.«

»Und unterdessen hast du meine Staatsgelder von den Schiffen gestohlen und meine Boten unterwegs ausgeraubt?«

Die Miene Ioanns war mehr eine spöttische als eine drohende. Seit der Zeit, da Wanjucha Perstenj in das Schlafzimmer des Zaren eingedrungen waren, war siebzehn Jahre vergangen, und so lange trug der Zar einen Groll nicht mit sich herum, besonders dann nicht, wenn seine Eigenliebe nicht verletzt worden war.

Koljzo las auf dem Gesicht Ioanns nur den Wunsch, sich über seine Verlegenheit lustig zu machen. Diese Stimmung aus nützend, senkte er den Kopf, strich sich mit

der Hand über den Hinterkopf und sagte mit einem kaum merklichen Lächeln um die schlaun Lippen: »Es ist mancherlei vorgekommen, großer Herrscher, und ich bin immer noch der Schuldige vor deiner Gnade.«

»Gut,« — sagte Ioann, — »du und Jermak, ihr habt eure Sünden abgebußt, und alles Vergangene sei vergessen. wenn du mir aber früher in die Hände geraten wärest, nun dann, nimm mir's nicht übel! . . . «

Koljzo erwiderte nichts, dachte aber bei sich: »Siehst du, darum bin ich ja auch damals nicht zu dir gekommen, großer Herrscher.«

»Wart einmal,« — fuhr Ioann fort, — »ist nicht auch dein Freund hier? He,« — wandte er sich an die Höflinge, — »ist der Räuberhauptmann hier? wie hieß er doch gleich: Nikita Serebrjannyj oder so ähnlich?«

Ein Murmeln lief durch die Menge, und in den Reihen entstand eine Bewegung, aber niemand antwortete.

»Hört ihr,« — wiederholte Ioann, die Stimme erhebend, — »ich frage, ist jener Nikita hier, der damals mit den Räubern an die Schistra fortzog?«

Ein alter Bojar, der früher Wojewode in Kaluga gewesen war, trat aus den Reihen hervor.

»Herr,« — sagte er — »der, nach dem du fragst, ist nicht hier. Noch in demselben Jahr, da er an die Schistra kam, — es wird an die siebzehn Jahre her sein, — fiel er im Kampfe gegen die Tataren, und von seiner ganzen Mannschaft ist keiner mehr übrig.«

»Wirklich?« — sagte Ioann, — »und ich hab's nicht gewußt . . . «

»Nun,« — wandte er sich an Koljzo, — »wer nicht mehr ist, den ruft auch der Zar nicht mehr herbei. Schade, ich hätte gerne gesehen, wie ihr euch geküßt hättet.«

Das Gesicht Koljzos wurde sehr ernst. Man sah, daß ihn die Nachricht schmerzte.

»Tut es dir leid um deinen Kameraden?« — fragte Ioann spöttisch.

»Es tut mir leid um ihn, Herr,« — erwiderte Koljzo, ohne Rücksicht darauf, daß diese Äußerung den Zaren ärgern könnte.

»Ja,« — sagte Ioann verächtlich, — »gleich und gleich gesellt sich gern.«

Ob Ioann von dem Tode Serebrjannyjs wirklich nichts wußte, oder ob er sich nur verstellte, damit man sehen sollte, wie wenig ihm an solchen Leuten lag, die sich um seine Gnade nicht bemühten, — dies bleibe dahingestellt. Und wenn er wirklich erst jetzt den Tod Serebrjannyjs erfuhr, so wissen wir auch nicht, ob er ihn vielleicht doch ein wenig betrauerte oder nicht. Jedenfalls zeigte sein Gesicht nichts von Betrübnis.

»Bleib zunächst hier,« — sagte er zu Iwan Koljzo. — »Und wenn Bolchowskij ausrücken wird, dann schließe dich ihm an . . . Übrigens, da hätte ich fast vergessen, daß dieser Bolchowskij sein Geschlecht von Rjurik herleitet. Mit diesen vornehmen Fürsten hat man seine Plage. Nicht jeder ist so bescheiden wie jener Nikita, der sich unter Räubern am wohlsten fühlte. Damit also dieser Bolchowskij sich nicht beleidigt fühle, daß er einem Kosakenhetman unterstellt wird, erhebe

ich hiermit Jermak zum Fürsten von Sibirien. Schtschelkalow,« — wandte er sich an einen etwas abseits stehenden Geistlichen, — »setz eine gnädige Urkunde auf an Jermak, daß alles sibirische Land seiner Verwaltung unterstellt wird, und schreib hinein, er soll uns den Mametkul unter starker Bewachung nach Moskau schicken. Und dann schreibe noch eine Urkunde für die Strogonows, daß ich sie für ihre guten Dienste belohne: sie sollen in allen Städten an der Wolga und an der Küste Zoll- und abgabefrei handeln dürfen.«

Die Strogonows verneigten sich dankend.

»Wer von euch,« — fragte Ioann plötzlich, — »hat damals den Boris geheilt, als ich ihn mit dem Stabe verwundet hatte?«

»Das war mein ältester Bruder,« — erwiderte Semjon Strogonow, — »Gott hat ihn im vorigen Jahre zu sich genommen.«

Der Zar betrachtete jetzt die Geschenke, die Jermak ihm gesandt hatte, und entließ Koljzo, nachdem er ihm noch verschiedene gnädige Spötteleien gesagt hatte.

Bald danach löste sich die ganze Versammlung auf. An demselben Tage speisten Koljzo und die Strogonows zusammen mit vielen anderen Gästen bei Boris Godunow.

Nach den üblichen Trinksprüchen auf das Wohl des Zaren, des Zarewitsch und des ganzen zarischen Hauses, sowie auch des Metropoliten von Moskau erhob Godunow noch einmal seinen goldenen Humpen und forderte die Gäste auf, auf das wohl Jermaks und aller seiner wackeren Gefährten zu trinken.

»Lange sollen sie leben zum Ruhme ganz Rußlands!« — riefen die Gäste, sich erhebend und sich gegen Iwan Koljzo verneigend.

»Wir huldigen dir im Namen der ganzen rechtgläubigen Welt,« — sagt Godunow. — »Nimm für dich und für Jermak die Huldigung entgegen, die ich dir im Namen aller Fürsten und Bojaren, im Namen aller Handelsleute und des ganzen russischen Volkes darbringe!«

»Und mögen euere Namen,« — riefen die Gäste, — »auf unsere Kinder und Kindeskindern kommen, euch zum Ruhme, uns zum Vorbilde!«

Koljzo stand auf, um für die ihm erwiesene Ehre zu danken, aber sein ausdrucksvolles Gesicht veränderte sich plötzlich vor innerer Erregung, seine Lippen zitterten, und in seine kühnen Augen traten, vielleicht zum ersten mal in seinem Leben, Tränen.

»Es lebe Rußland!« — sagte er leise, verneigte sich nach allen Seiten, setzte sich wieder auf seinen Platz und fügte weiter kein Wort hinzu.

Godunow bat Koljzo, einiges von seinen Abenteuern in Sibirien zu erzählen. Dieser aber, seine eigenen Verdienste verschweigend, begann mit Begeisterung von Jermak zu erzählen, von seiner Kraft und Tapferkeit, von seiner strengen Gerechtigkeit und der christlichen Güte, die er stets dem Besiegten zu erweisen pflegte.

»Mit eben dieser Güte,« — schloß Koljzo, — »hat Jermak vielleicht noch mehr erobert als mit seinem Säbel. Wenn irgend ein Dorf oder eine Stadt erobert waren, dann ist er freundlich zu allen gewesen, hat sie sogar noch beschenkt. Als wir den Mametkul gefangen genommen hatten, tat er ihm alle Ehre an. Er nahm den Pelz von seiner Schulter und hing ihn dem Zarewitsch um. So lief dem Jermak die Kunde voraus, daß es kein schweres Los sei, sich ihm zu unterwerfen. Viele kleine Fürsten kamen von selber zu ihm und brachten ihm Tribut. Wir hatten ein fröhliches Leben in Sibirien. Aber eines habe ich immer bedauert: daß der Fürst Serebrjannyj nicht mit uns war. Ihm hätte es dort gefallen, und wir hätten gute Freundschaft miteinander gehalten. Du, Boris Fedorytsch, warst ja mit ihm befreundet. Laß uns zu seinem Andenken den Becher leeren.«

»Gott gebe ihm die ewige Seligkeit,« — sagte mit einem Seufzer Godunow, dem es nicht schwer wurde, Teilnahme zu äußern für einen Mann, den sein Gast so hoch verehrte. —

»Der Himmel werde ihm zuteil,« — wiederholte er, den Becher von neuem füllend. — »Oft gedenke ich seiner.«

»Ewiges Angedenken ihm!« — sagte Koljzo, nachdem er seinen Becher geleert hatte, senkte den Kopf und versank in Sinnen.

Lange noch saßen sie plaudernd beim Mahle, und als sie sich vom Tisch erhoben, bat Godunow seine Gäste, ihn nicht schon zu verlassen, sondern bei ihm auszuruhen und den ganzen Tag bei ihm zu verbringen. Eine Bewirtung folgte der andern, und erst am späten Abend, als schon die Nachtwächter durch die Straßen zogen, rufend, daß jeder sein Feuer lösche, trennte man sich, und die Gäste schieden, bezaubert von der Leutseligkeit Godunows.

Seit den hier beschriebenen Ereignissen sind mehr als drei Jahrhunderte vergangen, und nur wenige Erinnerungen an jene Zeit sind noch im Volke lebendig. Man erzählt hier und da vom Ruhm, von der Pracht und von der Grausamkeit des grimmigen Zaren. In Liedern singt man davon, wie der Zarewitsch zum Tode verurteilt wurde, wie die Tataren über Moskau herfielen, wie Jermak Sibirien eroberte. Und Darstellungen Jermaks, die mit der Wirklichkeit wahrscheinlich keine Ähnlichkeit haben, sieht man noch jetzt in fast allen Häusern Sibiriens. Aber in diesen Überlieferungen, Liedern und Erzählungen sind Dichtung und Wahrheit gemischt, sie geben die Ereignisse in schwankenden Umrissen wieder und zeigen sie uns nur wie durch einen Schleier.

Wahrheitsgetreuer sind einige erhaltene Gebäude, wie die Basiliuskirche, deren bunte Köpfe und gemusterte Teremki eine Vorstellung von der bizarren Architektur des Johannespalastes in der Alexandrowo-Sloboda vermitteln können, oder die Tryphon-Nadprudny-Kirche zwischen den Außenposten Butyrsky und Krestovsky, die von Tryphon, dem Falkner, aufgrund eines Gelübdes erbaut wurde und in der bis heute das Bild des Heiligen auf einem weißen Pferd mit einem Wanderfalken auf dem Handschuh zu sehen ist. (Seit der Niederschrift dieser Zeilen wurde die Kirche von Tryphon Naprudny so stark verändert, dass sie nicht mehr erkennbar ist. Das Äußere wird verziert und das Innere wird neu gestrichen

und neu verputzt in einem neuen Geschmack. All dies ist den Spenden von Wohltätern zu verdanken, wie die Akolythen erklären. Anmerkung des Autors.)

Die Alexandrowa Sloboda blieb, nachdem der Zar sie verlassen hatte, verödet und vergessen, ein düsteres Denkmal seiner wütenden Frömmigkeit. Nur einmal noch belebte sie sich, doch nur für kurze Zeit. Während der wirren Jahre, da allerlei Abenteurer sich zu Zaren ausriefen, versammelte der junge Heerführer Michail Wassiljewitsch Skopin-Schuiskij im Bunde mit dem schwedischen General Delagarde seine Streitkräfte innerhalb der festen Mauern der Sloboda und zwang von hier aus den polnischen Heerführer Sapjega, seine hartnäckige Belagerung des Troizko-Sergiewschen Klosters aufzugeben.

Nachher, — so berichtet die Überlieferung, — sei während eines harten Winters, am Abend eines Januartages, eine schwarze Wolke über die Alexandrowa Sloboda heraufgezogen, habe sich auf den Palast herabgelassen und sich hier in einem furchtbaren Blitzschlage entladen, der den ganzen Bau in einen Aschenhaufen verwandelte. Von der Wohnung der Pracht, des Lasters, der Morde und der heuchlerischen Gottesdienste ist keine Spur übriggeblieben . . .

Gebe Gott auch uns, daß wir aus unseren Herzen die letzten Spuren jener schrecklichen Zeit auszulöschen vermöchten, — einer Zeit, die noch lange in unserem Leben von Geschlecht zu Geschlecht nachwirkte. Und vergeben wir in unserem Herzen auch dem Zaren Ioann, denn nicht er allein trägt die Verantwortung für seine Taten. Nicht er allein hat die Willkür, die Folterungen, die Hinrichtungen, die Ohrenbläsereien erfunden und geschaffen. Alle diese Dinge, die uns noch in der Erinnerung empören, waren vorbereitet durch die voran gegangenen Seiten, und ein Land, ein Volk, eine Gesellschaft, die so tief gesunken waren, daß sie auf diese Dinge ohne Empörung sehen konnten, trugen selber dazu bei, daß ein Ioann erst möglich wurde, — ebenso, wie die Römer der Verfallzeit schuld daran sind, daß es einen Tiberius, einen Nero, einen Caligula gab.

Personen wie Wassili der Geseegnete, Fürst Repnin, Morosow oder Serebrjannyj waren oft wie helle Sterne am düsteren Himmel unserer russischen Nacht, aber wie die Sterne selbst waren sie nicht in der Lage, die Düsternis zu vertreiben, denn sie leuchteten einzeln und waren weder geeint noch von der öffentlichen Meinung unterstützt. Aber es waren zu wenige, um die Macht zu erhellen. — Verscheuchen wir den dunkeln Schatten Ioanns und vergeben wir seiner Seele. Aber lasset uns gedenken derer, die unter seiner Macht standen und doch am Guten festhielten. Denn schwer ist es nicht zu fallen in einer Zeit, da alle Begriffe sich in ihr Gegenteil verkehren, da Niedrigkeit als Tugend gepriesen wird, Verrätereie zum Gesetz wird und Ehre und Menschenwürde als Verbrechen gelten. Friede eurer Asche, Ehre eurem Angedenken, ihr wahrhaft Ehrlichen! Den Anschauungen eurer Zeit unterworfen, saht ihr im grimmigen Zaren die Äußerung des Zornes Gottes, und so ertrugt ihr ihn. Aber ihr ginget doch euren geraden Weg, fürchtetet euch nicht vor Ungnade und Tod, und euer Leben ist nicht vergeblich hingegangen. Denn nichts in der Welt geht verloren, und jede Tat und jedes Wort und jeder Gedanke ist wie ein Keim, der zum Baum aufwächst. Und vieles Gute und vieles

Böse, das geheimnisvoll noch jetzt durch das russische Leben geht, reicht mit seinen Wurzeln weit zurück, tief bis in die dunkeln Urgründe der Vergangenheit.

-Ende-

Nachwort.

Graf Alexej Tolstoi, der Onkel Leo Tolstois, wurde am 5. September 1817 in Petersburg geboren, wuchs aus dem Gute seines Onkels in Kleinrußland auf, in dessen Begleitung er schon als Knabe Westeuropa kennen lernte. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Moskau war er für kurze Zeit bei der russischen Gesandtschaft in Frankfurt a.M. tätig und unternahm Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien. Er kehrte dann nach Russland zurück und wirkte längere Zeit als Zeremonienmeister und später als Kammermeister am Hofe des Zaren Alexander II. Während des Krimkrieges 1853-56 trat Tolstoi ins aktive Heer, zog sich aber nach dessen Beendigung sofort ins Privatleben zurück, um auf seinen Gütern in der Nähe Petersburgs ganz seinen literarischen Arbeiten zu leben. Außer dem vorliegenden Roman, der unter dem Titel »Fürst Sserebrjanyi« 1861 erschien, verfaßte Alexej Tolstoi volkstümliche Erzählungen und Gedichte, ein Drama »Don Juan« und eine dramatische Trilogie aus der russischen Geschichte. Im Jahre 1875 starb Tolstoi auf seinem Lieblingsgute Kraßnyi Rog in Kleinrußland.

Der vorliegende Roman enthält in seiner breit ausgespannenen, geschnehtreichen Handlung eine aus guter Geschichtskennntnis beruhende Schilderung des Höhepunktes der Zaristischen Macht im 16. Jahrhundert. Vielleicht hätte ein moderner Schriftsteller die Gestalt Iwans des Schrecklichen mit schärferer Psychologie fassen können, als es der Zeit Alexej Tolstois möglich war und gar einem Manne, der jahrelang Hofluft geatmet hatte und im zaristischen Russland lebte und schrieb. Um so mehr ist es anzuerkennen, wie die ganze Breite des russischen Lebens, Glaube und Aberglaube, das Treiben am Zarenhofe und bei der Räuberbande, in diesem Roman Gestalt gewinnt, der sehr geeignet ist, uns Westeuropäer in die zunächst befremdende Welt des russischen Lebens, Denkens und Fühlens einzuführen.

Den Stoff der Handlung hat Tolstoi in allem wesentlichen den Chroniken der Zeit entnommen; der Roman erhebt Anspruch auf geschichtliche Treue. Der Held des Buches, Fürst Sserebrjanyi, fand, nachdem er, wie im letzten Kapitel des Romans geschildert wird, mit seinen Abenteurern die Sloboda verlassen hatte, um gegen die Tataren zu ziehen, im tapferen Kampfe gegen die Bedränger Rußlands den ersehnten Tod.

Iwan, der bis zu seinem Ende seinen Argwohn gegenüber dem Bojarentum beibehielt, erkannte schließlich doch das Unheil, das die Opritschnina über das ganze Land gebracht hatte, löste sie auf Godunoffs Rat endlich ganz auf und verlegte auch seinen Wohnsitz wieder nach Moskau zurück. Die Schreckensburg in der Sloboda aber verödete für immer, bis endlich, wie die Sage berichtet, eine finstere Wolke sich mitten im Winter auf sie herabgelassen und ein zündender Blitz sie vollständig in Asche gelegt haben soll.

Der Zarewitsch Iwan Iwanowitsch, dem einst Sserebrjanyi am Teufelssumpf das Leben gerettet hatte, fand ein tragisches Ende. In einem Anfälle rasender Wut tötete ihn der eigene Vater mit jenem spitzen Eisenstock, mit dem er einst dem Gesandten des Fürsten Kurbskij den Fuß durchbohrt hatte.

Boris Godunoff, der alle anderen Günstlinge des Zaren überlebt hatte und dessen Schicksale außerdem durch die Vermählung seiner Schwester Irina mit dem dritten Sohne Iwans, dem gutmütigen Schwächling Fjodor, den der Vater selbst ironisch als den »Glöckner« bezeichnete noch näher mit dem Zarenhause verknüpft wurden, war im Laufe der Jahre zu immer höheren Würden und immer mächtigerem Einfluß gelangt. Mit seinem letzten Nebenbuhler unter den Opritschniks, Maljuta Sturadow hatte ihn zuletzt bis zu dessen ehrenvollem Tode auf dem Schlachtfelde enge Freundschaft verbunden, ja er hatte sogar, um ihre gemeinsamen Interessen noch enger zu verketten, Maljutas Tochter geheiratet.

Iwans jüngster Sohn, aus sechster Ehe mit Maria Nagaja, Dimitri¹, lebte nach des Vaters Tode im Jahre 1584 mit seiner Mutter in dem Städtchen Uglitsch in der Verbannung, wo er, achtjährig, auf dem Hofe des Palastes von gedungenen Mördern überfallen und durch einen Dolchstoß in die Kehle niedergemacht wurde. Das russische Volk schrieb nach einer nie aufgeklärten Vermutung die Tat dem ehrgeizigen Boris Godunoff zu, dem schon bei Lebzeiten des schwachsinnigen kinderlosen Fjodor die Regentschaft übertragen worden war und der durch Ermordung des jungen Dmitrij angeblich das letzte Hindernis, das seiner Thronbesteigung im Wege stand, beseitigen wollte. Hieran knüpfte sich dann auch die weitere Sage — Dmitrij sei gar nicht tot — und der aus dieser Volksüberzeugung gestützte Ausstand des falschen Dmitrij, der häufig dichterische und musikalische Darstellung (Schiller, Hebbel, Puschkine, Mussorgskij) fand.

In den letzten Regierungsjahren Iwans, die durch Hungersnot und Seuchen, Feuersbrünste und feindliche Einfälle der Tataren und Litauer getrübt waren, war eine frohe Kunde nach Moskau gedrungen, die Nachricht von der ruhmvollen Eroberung Sibiriens durch Jermak Timofejew, den einstigen gefürchteten Räuberhauptmann an der Wolga. Durch Überfälle der aufständischen Völkerschaften in den östlichen Grenzgebieten Rußlands bedroht, riefen die dort ansässigen und mit weitgehenden Privilegien ausgestatteten freien Kaufherren Stroganoff, Jermak Timofejew und andere Kosakenanführer, so Iwan Koljzo, der einst vom Zaren zum Tode verurteilt worden war, zu Hilfe. Aus den Räuberbanden, die damals die Gegenden an der Wolga und dem Don unsicher machten, rüstete Jermak alsbald ein wagemutiges Heer, mit dem er siegreich immer weiter nach Osten vordrang.

In Iwan Koljzo aber, den Jermak, der spätere Fürst von Sibirien, nach Moskau entsandt hatte, um dem großen Zaren das neue Reich zu Füßen zu legen, erkannte Iwan jenen selben Wanjucha Perstew wieder, der sich einst als blinder Märchenerzähler in sein Schlafgemach eingeschlichen hatte; sein Begleiter, der den Anführer der sibirischen Völkerschaften, Mametkul, mit eigener Hand gefangen genommen hatte, war Mitjka, jener Bauernbursche, der einst beim Gottesgericht in der Alexandrowa Sloboda an Chomjak dem Entführer seiner

Braut, so furchtbare Rache geübt hatte. So hat uns unser Roman in der Tat in eine überaus entscheidungsschwere Zeit russischer Geschichte geführt.

M. F.

Zur Aussprache der russischen Eigennamen.

Adáscheff.

Afanáßij, mit den Diminutivf.

Afónija, Afónjka.

Alexándrowa Slobóda, (Das anlautende s ist hier wie ß auszusprechen.)

Neben der Betonung Siobóda findet sich die alte Betonung Slobodá.)

Alexéj.

Baßmánoft (Fjódor Alexéjewitsch).

Buján.

Chlópkó.

Chomjáak (Mattwéj).

Druschina, Druschinka (das sch ist hier wie das französische j zu sprechen).

Fjódor mit den Formen Fédja, Fédjka, Fedóra, Fediúk.

Glinskij.

Godunóff (Boris Fjódorowitsch).

Grigórij, Grischa, Grischka.

Gálka.

Iwán Wassiljewitsch.

Iwán mit Wánja, Wanjúcha, Iwàschko.

Jeléna Dimitrijewna.

Jermák Timoféjeff.

Jewdókia.

Kasán.

Kijeff.

Kitái—Górod.

Koljzò (Iwán).

Korschún.

Kolytschéff.

Kúrbskij.

Maxim, Maximuschka.

Medwédewka.

Michéitsch.

Mikitka (volkstüml. Diminutivform von Nikita).

Mitjka.

Morósoft (Druschina, Andréjewitsch).

Moskwá.

Múrom; Múrometz (Iljá).

Nikita, Nikituschka.

Páschenjka.

Pérstenj (Wanjúcha).

Pleschtschéjeff = Ótschin.

Poddúbnyi.

Oká.

Onúfrewna.

Rjasánj.

Róstoff.

Schuischij.

Sserébrianyi (Nikita Románowitsch.

Ssergėj (Ssergėjewna)

Silvéster.

Skürátóff = Biélskij (Grigòrij Lukjánowitsch), mit den alten Formen Skurlátóff, Skurlátowitsch.

Stepán, Stépka,

Teréschka.

Wassilij mit Wáßja; Wàßjka, Waßjök.

Wjásemiskij — (Afanáßij Iwánowitsch).

Wladimir, Wolodimir.

Der mit yi bzw. ui oder üi umschriebene Laut ist einsilbig zu sprechen.

Das j innerhalb eines Wortes wie in Mitjka ist stumm und zeigt an, daß der vorhergehende Konsonant weich (mouillé) ausgesprochen werden soll.

Der auslautende Konsonant in Godunoff, Adascheff usw. ist stimmhaft wie w zu sprechen.

Die Vatersnamen auf ›owitsch‹, z. B. von Roman Romanowitsch, von Fjodor Fjodorowitsch haben daneben auch die volkstümlichen Formen auf yitsch, z. B. Romanyitsch, Fjodoryitsch; die Vatersnamen auf ›ewitsch‹ solche auf ›itsch‹, z. B. Alexejewitsch und Alexeïtsch, Andrejewitsch und Andreïtsch.

Nicht trieben uns der Menschheit Tücken.

Aus fremden Zungen:

Zeitschr. für d. moderne Erzähllitteratur d. Auslandes

Berlin, Stuttgart, Leipzig, Wien:

Ledermann, Dt. Verl.-Anst.,

1894

*Nicht trieben uns der Menschheit Tücken,
Nicht Feindschaft noch Verleumdung fort,
Wir flohen beid' aus freien Stücken
Und wählten einen andern Ort.
Warum leihst du des Vorwurfs Klagen
Von neuem nun ein willig Ohr?
Was will dein prüfend Auge sagen,
Was geht in deinem Innern vor?*

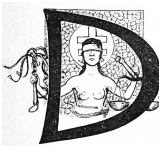
*Schau hin, uns blinkt ein heller Morgen,
Es schwindet rasch des Nebels Nacht;
Versunken sind des Lebens Sorgen,
Ein Meer von Glück und Freud' uns lach
t, Wir steuern kühn mit Windeswehen
Den Kahn an einen neuen Strand.
Beklage nicht, was einst geschehen,
Schau nicht zurück aufs alte Land!*

Staatsraths Popoffs Traum.

Satirisches Gedicht
von
Graf A. K. Tolstoi.

Deutsch
von
Edgar Steiger.

*Der wahre Jakob
Bd.: 1897 = Nr. 285
berlin 1897.*



em edlen Staatsrath Popoff träumt' einmal
Ein dummer Traum-warum, weiß Gott allein.
Zum Gratulieren in den Ahnensaal
Des Herrn Ministers trat er fröhlich ein
Und hatte keine Hosen an! - Die Zahl

*Der Orden stimmt - er ist rasiert - wie fein
Die blanke Degentrodde! Indessen
Das leidige Hosenpaar hat er vergessen!*

*Zum Unglück merkt er's drin erst im Gedränge.
Was thun? Er denkt, sich sachtsam fortzuschleichen,
Umsonst! Er überschaut des Saales Länge:
Unmöglich, jetzt den Ausgang zu erreichen!
Bekannte rings in dichtgeschaarter Menge. -
Das gäb' ja ein Gelächter ohne Gleichen!
Spießruthen ohne Hosen hier zu laufen?
Gott sei davor! Ich bleib' im großen Haufen!*

*Doch halt! Was könnt' ich gleich nur vor mich schieben,
Damit sie nicht mich Alle sehn und necken?
Mein Obertheil seh' Jeder nach Belieben!
Fürs Andre werd' ich's schon Freund Iwan stecken!
Das Plätzchen am Kamin ist freigeblieben -
Dort wird der Ofenschirm mich keusch verdecken!
Hätt' ich das Dienerpack nur bei den Ohren! -
Indeß, was hilft's? Noch bin ich nicht verloren.*



Das raunt und murmelt. Enger wird der Kreis
 Besternter feierlicher Würdenträger.
 Wie Jeder doch sich vorzudrängen weiß,
 Ob schon Geheimrath oder Stellenjäger!
 Auf einmal mäuschenstill! Dann stolz und leis'
 Läuft, hoch den Degen, durch den Saal der Pfleger
 Der hohen Etikette mit Gekeuche,
 Und die Kouriere ziehen ein die Bäuche.

Der Herr Minister kommt, ein schlichter Mann
 Mit feiner Haltung, freundlichem Gesicht,
 Ein einfach zugestutztes Röckchen an,
 So ganz, als sagt' er: Protzen lieb' ich nicht;
 Schlichtbürgerlich sei Jeder, wo er kann!
 Ob auch die Uniform ins Auge sticht,
 Von Förmlichkeiten ward noch Keiner fett -
 Als Sohn der Neuzeit trag' ich das Jacket.

Das Alles merkt sich Freund Popoff aufs Best',
 Wiewohl er träumt! So geht es in der Welt:
 Wer am Ertrinken, hält am Dorn sich fest.

»Wie?« denkt er, »wenn mein Anzug ihm gefällt?
Das ist ein Mann, der mit sich reden läßt,
Der nichts von allem äußern Flitter hält!
Wer weiß? Am Ende gar? -- Das ist's ja eben!
Doch warten wir! Wir werden's noch erleben!

Indeß verneigt sich der Minister sehr:
»Ich danke, meine Herrn, daß Sie erschienen,
Und hoffe, daß Sie fürder, wie bisher,
Dem Vaterland, dem Thron und Altar dienen.
Sie fassen wohl die Worte inhaltsschwer?
In metaphorischer Kürze sag' ich Ihnen:
Mein Ideal ist Freiheit, Volkesrecht
Mein letzter Zweck, ich bin des Volkes Knecht!

»Vergangen sind die jammervollen Tage,
Da sich das Volk, ein Wurm, am Boden wand,
Und freche Willkür lohnte Schweiß und Plage.
Es fiel das Sklavenjoch. Das Volk erstand.
Es lebt und athmet - das ist keine Frage -
Doch strauzelt's noch. Drum reicht ihm treu die Hand
Und hilft dem zagen Reiter in den Bügel,
Und reicht getrost ihm der Regierung Zügel!

»Kein ander Land kann uns als Vorbild gelten,
Wer sollte nur? Der Freiheit Ideal
Sucht Ihr vergeblich in den neuen Welten:
Amerika kniet vor dem Kapital!
Und auch Britannien muß der Weise schelten:
In seinem Fleisch steckt des Gesetzes Pfahl!
Es bleibt dabei, mag auch der Schein bestechen:
Gesetz ist Zwang, und Zwang ist ein Verbrechen!

»Nein, meine Herrn, nur Rußland wird es finden,
Das hohe Ziel, das alle Welt erstrebt,
Vergangenheit und Zukunft zu verbinden,
Und eine Form, die Alles, was da lebt,
Für alle Zeiten liebend soll umwinden,
Daß Arm und Reich sich gegenseitig hebt,
Und Arbeit und Genuß in allen Landen -
Nicht wahr? Die Herren haben mich verstanden?«

Ein schmunzelnd Murmeln ging von Mund zu Munde.
Der Herr Minister neigte sich aufs Neue,
Und gnädig blickend schritt er durch die Runde.
»Was machen Sie denn Gut's?« - »Wie ich mich freue,
Sie hier zu sehn!« - »Wie geht's im Ehebunde?
Die Frau Gemahlin wohl?« - »Aha! Der treue
Sidor Timofeitsch! Gott grüß' Dich, Lieber!« -
»Servus, Elpidifor Kouliassenschieber!«

Verborgen stand mit schmutzigem Hemdenkragen
Ein Registrator scheu im Hintergrund,
Kaum sieht er den, beginnt er gleich zu fragen:
»Sieh da! Antipater! Was macht Ihr Hund?
Er war so niedlich! - Wie? - Sie schmerzt der Magen? -
Das thut mir leid! Doch sonst sind Sie gesund? -
Dann giebt sich auch das Andre bald, das weiß ich!
Besuchen Sie auch das Theater fleißig?«

So schreitet der Minister durch die Reih'n,
Läßt rechts und links der Gnade Perlen fallen.
Den ladet er zur Mittagsmahlzeit ein,
Dem nickt er heimlich blinzelnd zu vor Allen,
Den streift nur flüchtig seiner Augen Schein

- - - - -

Und dem bezeugt er laut sein Wohlgefallen,
Bis jeht sein Blick auf Popoff haften bleibt,
Der sich mit Warten bang die Zeit vertreibt.

»Was seh' ich? Titus Eufeitsch! Eil eil!
Was hast Du Dich so seltsam dort verkrochen?
Des Ofenschirmes Papagei
Paßt schlecht zu Deinen derben Backenknochen!
Halb Mann, halb Vogel, Väterchen? Herbei!
Du hast Dir doch die Beine nicht gebrochen?
Tritt her! Ich schaute gern den ganzen Mann
Vom Scheitel bis zur großen Zehe an!«

Auf Popoffs Herzen liegt ein dumpfer Druck,
Als er sich zeigt in Morgentoilette.
»Wie? Ist das Wahrheit oder Teufelsspuck?«
Und schaudernd greift der Höfling zur Lorgnette.
»Sie haben keine Hosen an? Guck! Guck!
Das hat wohl seinen tiefern Grund, ich wette!«
Und dunkle Gluth umflammt das Angesicht
Des Manns, der für des Volkes Rechte ficht.



»Was soll das heißen? Wo sind Sie zu Haus?
 Auf Schottlands Höhn? Sie thun, als wär' es Nacht,
 Und ziehn am Ofen hier die Hosen aus!
 Hat Walter Scott Sie ganz verrückt gemacht?
 Trägt die Antike Schuld an diesem Graus?
 Will prunken Er in alter Römertracht?
 Wie? - Oder wär dies dürftige Negligee
 Ein leibhaft Bild vom russischen Budget?«

Viel schöner, als in Gnaden anzuschauen,
 Strahlt der Minister jetzt im Zornesfeuer.
 Versengend fährt der Blick aus dunkeln Brauen:
 »O Titus Eufeitsch! Du warst mir theuer!
 Schmachvoll betrogen hast Du mein Vertrauen!
 Erbärmlich! Pfu! Erbärmlich!« - »Euer - Euer
 Ex'llenz - ich zog - die Hosen gar nicht aus -
 Die Herrn sind Zeugen - ich kam so von Haus!«

»Sie wagten's, Herr, so vor mir zu erscheinen,
Mit Ihrer Blöße schamlos noch zu glänzen,
Moral und Anstand hämisch zu verneinen?
Verworfen! Klar durchschau' ich die Tendenzen!
Zum Staatsanwalt mit Ihren nackten Beinen!
Der mag sich selbst den schweren Fall ergänzen. -
Schreibt, Schreiber: Popoff denkt bei Tag und Nacht
An frechen Umsturz von Gesetz und Macht!

»Doch Dank dem Herrn Minister N. und Gott,
Gerettet ward das theure Vaterland,
Entdeckt das nächtlich tagende Komplott!
Noch ward die Tugend an der Newa Strand,
Noch ward die Keuschheit nicht zum Kinderspott!
Herr Staatsanwalt, Euch geb' ich in die Hand
Den Frevler, den wir ohne Hosen trafen,
Nach Recht und nach Gesetz ihn zu bestrafen! -

»Doch nein! Zu mild verfährt das Volksgericht,
Freisprechen könnten Sie den Nackendbeinigen
Aus Unverstand. Und hieße solches nicht
Den offenen Umsturz feierlich bescheinigen?
Hier ist die höchste Strenge heil'ge Pflicht:
Den Fall mag das Geheimgericht bereinigen,
Abtheilung III: Popoff denkt Tag und Nacht
An frechen Umsturz von Gesetz und Macht.

»Ja, den Gesetzen beut er ew'gen Streit,
Und der Gesellschaft droht er mit dem Schwert! -
Wer weiß? Das mangelhafte Unterkleid
Ist im Verwaltungswege Goldes werth.
Zwei Groschen gäb' ich, hätt' ich erst Bescheid,
Daß man von hinten sachtsam ihn belehrt,
Wie man die Ueberzeugung wechseln kann!
Es lebe Rußland!« schließt der gute Mann.



Sein kleiner Finger winkt. Die Schergen nahn.
 Und hosenlos wird Popoff festgeschnürt.
 Ein Heer von Gaffern drängt sich in die Bahn,
 Als man ihn durch die Newstkistraße führt.
 Die Gartenstraße schwankt der Zug hinan
 Der Kettenbrücke zu, wo, unberührt
 Vom Zeitenwechsel, prangt auf stolzer Schau
 Der russischen Themis weltbekannter Bau.

Der Polizeichef, dem der Auftrag worden,
Er bringt den Sünder seinem Herrn Kollegen.
Ein schwarzer Frack, bedeckt mit vielen Orden,
Ein Leugesicht, erfahren allerwegen
In Hochverrathsprozessen und in Morden, -
Da ist der Mann, der Popoff tritt entgegen,
Selbst des Maltheserkreuzes blendend Funkeln
Muß vor des Auges Blitzen sich verdunkeln.

Bei welchem Regiment er früher stand,
In welchen Schlachten er sein Blut vergossen,
Auf welcher Wahlstatt er die Orden fand,
Die blumengleich der Heldenbrust entsprossen:
Das freilich ist uns Laien unbekannt!
Doch wie dem sei, gleich einem Leidgenossen
Tritt er zu Popoff, bittet Platz zu nehmen
Und sich allhier ein Weilchen zu bequemem.

Der sitzt allein im dämmernden Gemach,
Indeß der Schlüssel in der Thüre knarrt,
Und denkt betrübt dem bitterm Schicksal nach.
»Der Kasus freilich ist besondrer Art!
Ein Funke fiel ins Stroh - nun brennt das Dach!
Wie kam das nur? Hat mich ein Traum genarrt?
Wer kann die Folgen dieses Streichs ermessen?
Iwan! So ganz die Hosen zu vergessen!«

Und wieder dreht der Schlüssel sich. Ein Greis,
Deß Haupt umwallt von silberweißer Mähne,
In blauem Waffenrocke, schreitet leis'
Durchs Wartezimmer. Eine große Thräne
Rinnt über welke Wangen hell und heiß
Und tropft hernieder auf des Bartes Strähne.
Mit wehmuthvollem Angesicht er spricht:
»Der also ist's! Welch' Kinderangesicht;

»Als ob er an der Mutterbrust noch tränke!«
Dann laut: »O Jüngling! Nie vergaß ich Dein!«
(Popoff war über vierzig Jahr, man denke!)
»Ach! Deine Mutter kannt' ich schon als klein.
Wenn ich den Blick in alte Zeiten senke,
Umkränzt ihr Haupt ein lichter Heil'genschein!
O, daß die Herrliche so früh gestorben!
Nicht wär' ihr Sohn im Sündenpfuhl verdorben!

»Doch Mitleid mit dem Sünder ziemt dem Frommen,
Dein zweiter Vater, Jüngling, will ich sein,
Das Schäßlein, das im Weltgewühl verkommen,
Am Abgrund holt's der Fuß des Hirten ein;
Und hat er's liebeich auf den Arm genommen,
Erstrahlt aus Sündennacht der Gnade Schein.
Drum magst Du Alles offen mir verkünden:
Wer hat Dich, Sohn, verstrickt in solche Sünden?

»Sie selber wären nie so weit gegangen!
Wie rein und schuldlos waren Sie als Kind!
Noch seh' ich Sie, wie Sie mit heißen Wangen
Den Schmetterlingen nachgelaufen sind!
Doch falsche Freunde haben Sie gefangen
Mit Lug und Trug - Ihr Auge wurde blind!
Die Wahrheit wird dies Räthsel bald erhellen.
Drum offen: Wer sind Ihre Spießgesellen!

»Sie bleiben stumm? - Sie wollen's mir verhehlen?
So jung und so verstockt? - Bedenke, Sohn:

Wirst Du die volle Wahrheit nicht erzählen,
So sing' ich Dir ein Lied in anderm Ton!
Ganz, wie Du willst! Es soll an mir nicht fehlen!
In Demuth wandl' ich Deinen frechen Hohn!
Bald ist die letzte Gnadenfrist verflossen -
Zum letzten Mal: Wer waren die Genossen?«

Popoff erwidert würdig: »Sie verzeihn!
Gern zeigt' ich Ihrem Wunsche mich gewogen,
Jedoch, bei Gott! es ist unmöglich! Nein!
Thut Einer etwas nicht, so wär's gelogen,
Spräch' Einer von Komplott! Ich ganz allein
Hab' heute nicht die Hosen angezogen!
Und drohn Sie mit des Himmels schwerster Rache,
Ich schwöre: Keiner half mir bei der Sache!«

»Nur nicht geklügelt, frecher Sansculott!
Ihr Lügen wird die Sünde nur erschweren.
Heraus damit! Wer war mit im Komplott?
Die Namen, Freund, dem Vaterland zu Ehren!
O wüßten Sie, was Ihrer harrt: bei Gott!
Der Schrecken würde gleich Sie sprechen lehren!
Doch meine Langmuth heißt mich, Ihnen schenken
Ein halbes Stündchen Zeit noch zum Bedenken.



»Hier ist Papier! Ergreifen Sie die Feder
 Und schreiben Sie! Denn bleibt der Bogen leer,
 So soll das neungeschwänzte Niemenleder –«
 Wildfuchtelnd fährt der Arm die Kreuz und Quer,
 Vor solcher Aussicht wird zum Schurken Jeder.
 Popoff erblaßt und macht sich drüber her
 Und kritzelt ein paar Dutzend brave Namen,
 Wie sie ihm grade in die Feder kamen.

Zwei Brüder Schilakow, ein Schmid, ein Lehmann,
 Serzalow, Palkin, Sawitsch, Rosenbach,
 Schulgin, Budimbudeikow und Seemann,
 Potantschikow, Strashenkow, Todt und Flach,
 Delavergange, Graschaiberez und Kleemann,
 Stich, Papkow, Iljin, Ribin, Schindeldach,
 Madame de Saint-Aubain, Herr Krückenreiter,
 Burdjug-Lischai, Bagravi und so weiter.

Er schreibt und schreibt. Die blinde Willkür waltet,
 Die besten Freunde kommen aufs Papier!
 (Wie doch die Furcht den Menschen umgestaltet!
 Von einem Gott sinkt er herab zum Thier.)
 Eh' Popoff jetzt den vollen Bogen faltet,
 Durchfliegt er schnell das klägliche Brevier.
 »Pfui«, schreit er, »pfui! Das hast du schlecht gemacht!«
 Und springt empört vom Stuhl auf und - erwacht.

Die Morgensonne färbt des Himmels Wangen
 Und spielt im Fenster mit den weißen Rosen,
 Und friedlich an des Sessels Lehne hangen
 Die goldbelitzten, vielentbehrten Hosen,
 Geputzt von Iwan auf des Herrn Verlangen.
 Voll Rührung grüßt Popoff die Ahnungslosen;
 Kaum nimmt er Zeit, das Strumpfband sich zu knüpfen,
 Um in die langvermißten schnell zu schlüpfen.



»O Wonne! Alles war ein Traum! So rein,
Wie dieses Morgenlicht, ist meine Seele!
Budimbudeikorow sperrt Niemand ein!
O Glück! Kein Strang bedroht Strashenkows Kehle!
Madame de Saint-Aubain kann ruhig sein!
Sawitsch träumt süß inmitten seiner Pfähle!
Die Brüder Schilakow sind nicht gekettet!
Und ich von Schuld und Schurkerei gerettet!«

Ich seh', der liebe Leser rümpft die Nase,
Und manches edle Herrchen ruft empört:
»Was soll die federleichte Seifenblase,
Die Kindervolk und Narren nur bethört?
Kein Wort ist Wahrheit, alles leere Phrase!
Wo hat der Mann in aller Welt gehört,
Daß je sie Einen ohne Hosen trafen,
Um wegen Hochverraths ihn zu bestrafen?

Und wo soll der Minister sein, wir bitten,
Der so dem Pöbel schmeichelte und log?
Wohl sind wir ganz erklecklich fortgeschritten,
Doch wann ward ein Minister Demagog?
Fünf Rubel wett' ich, daß in unsern Sitten
Der gute Mann sich ganz erstaunlich trog!
In Frankreich mag dergleichen wohl geschehn,
Doch wir in Rußland haben's nie gesehn!«